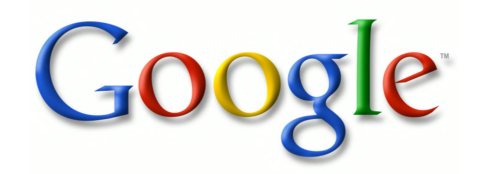
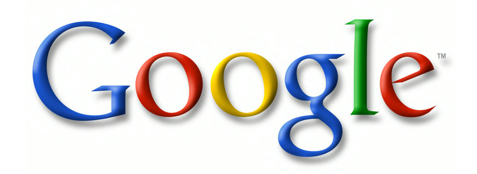
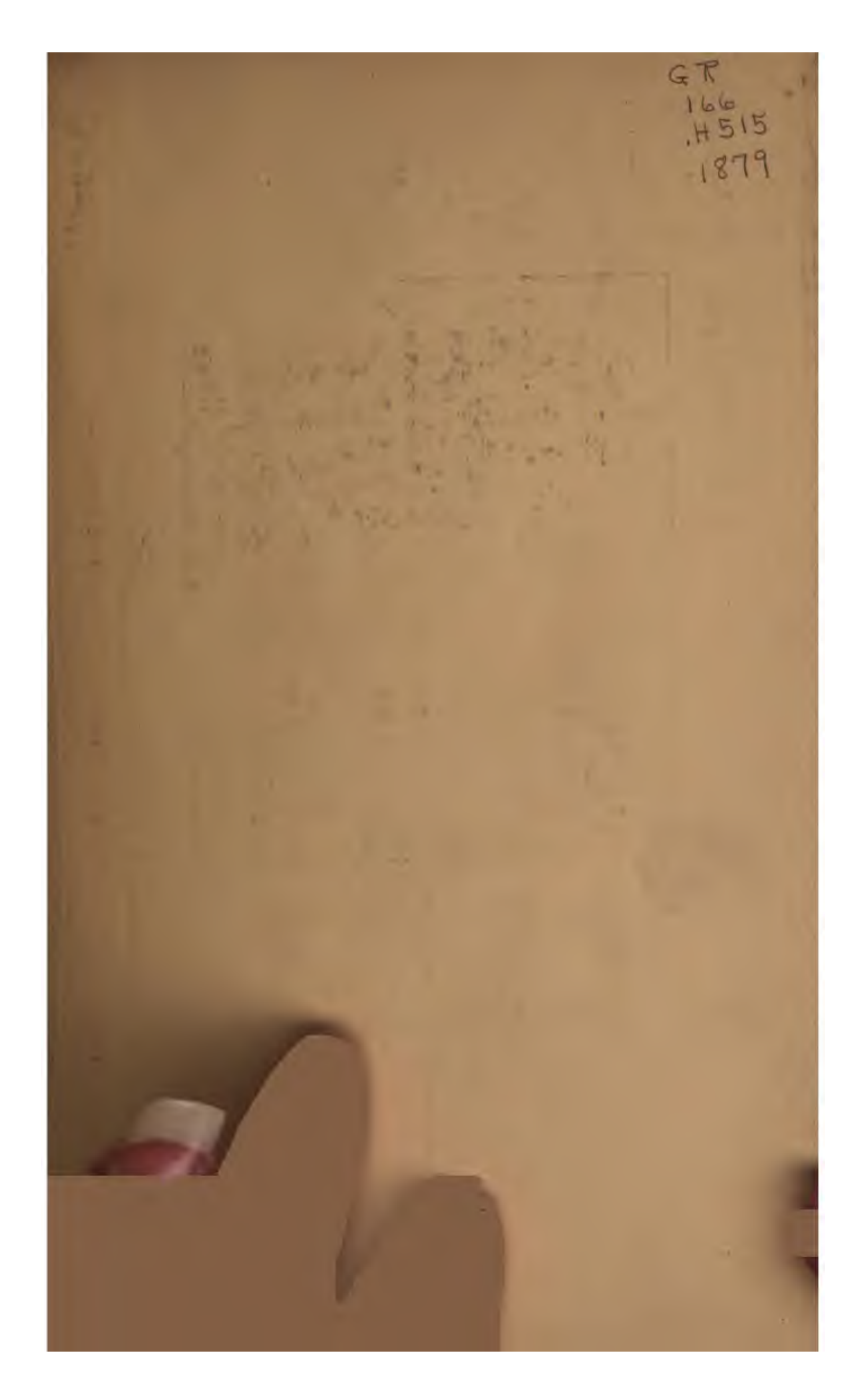
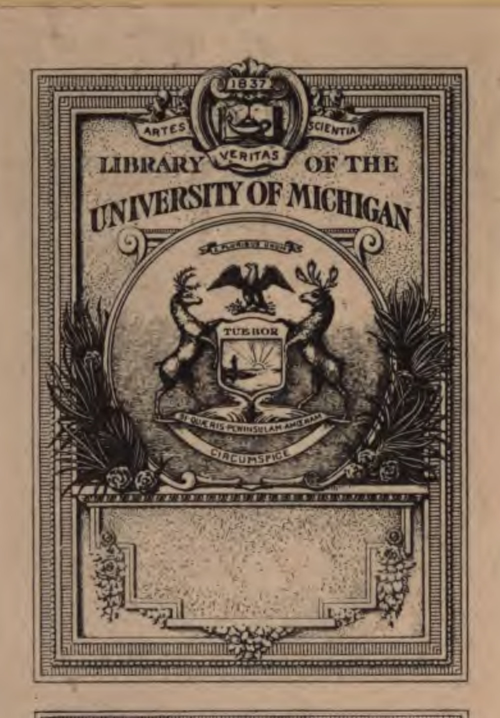


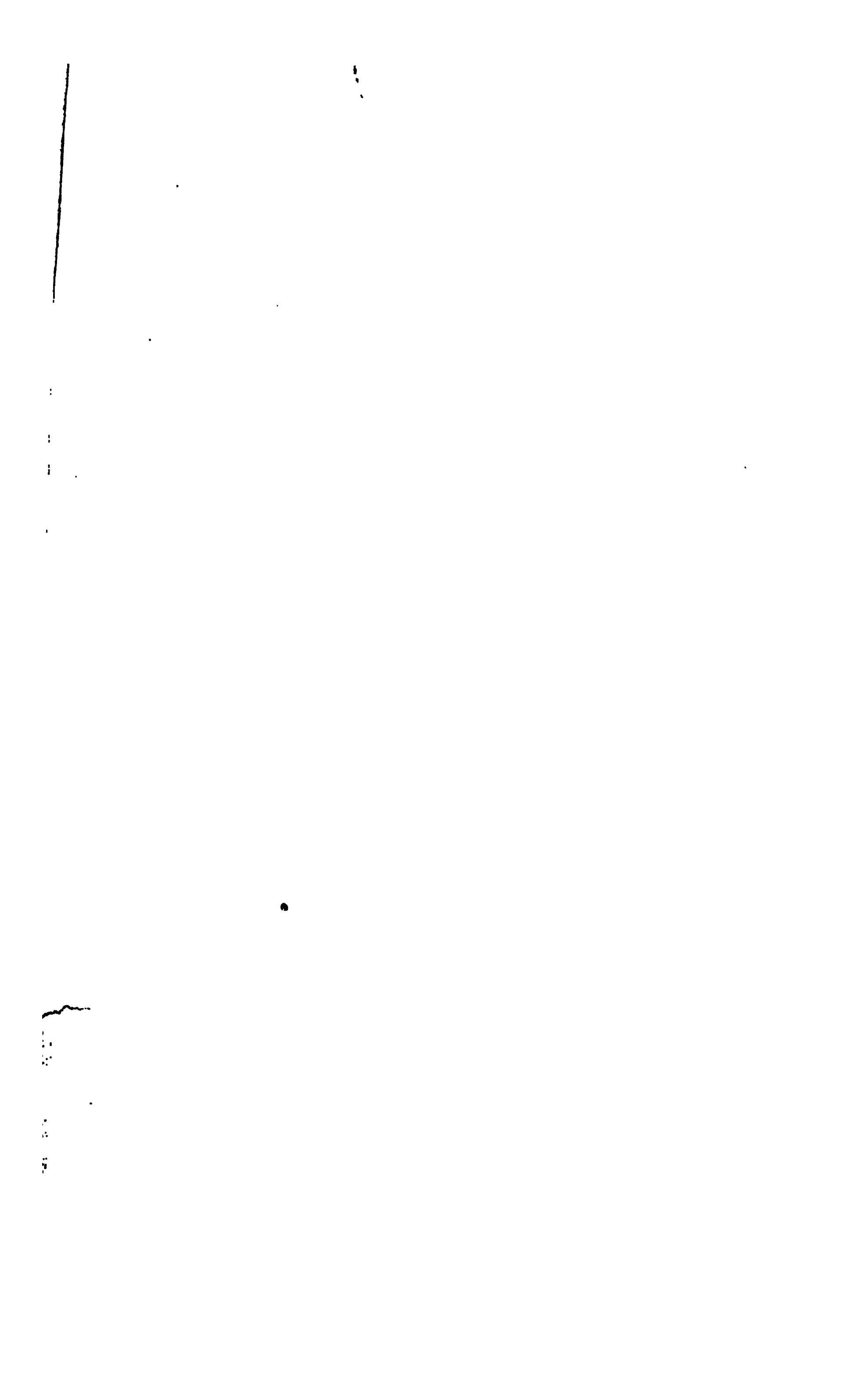

Google


A 408764


GR
166
.H515
1879


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE





Die
Deutsche Volkssage

im Verhältniß zu den

Mythen aller Zeiten und Völker

mit

über tausend eingeschalteten Original-Sagen.

Von

Dr. Otto Henne-Am Rhyn.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.



Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1879.

Man höret oft im fernen Wald
Von oben her ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll;
Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden.

Uhland.

Druck von G. Gistel & Co. in Wien.

Vorwort des Sammlers der Sagen.

Es ist Herbst. Schon in dem kleinen Worte liegt eine Fülle von Poesie. Die Blätter beginnen allmälig zu gelben und die der wilden Rebe, die das Gartenhüttchen umkleiden, zu röthen. Die Aepfel blicken rosig und die Birnen golden von den Bäumen, deren Fruchtschwere man überall Stützen geben mußte; der Pfirsiche zart sammtne Wange und die blaue Zwetschke lachen aus ihren laubigen Vorhängen wie schalkhafte Mädchen, die vor lauter Streben, sich zu verbergen, gesehen werden müssen. Des Herbstes Braut, die Traube, wartet wie eine Königstochter der Sage, bis der Ersehnte kommen wird mit dem krummen Messer, die Bande der Gefesselten zu lösen und sie heimzuführen. Das Gefolge ist bereit in seinem malerischen Schmucke, die verschiedenartigen Astern im bunten Chor, die Immortellen in silberweißen und goldnen rauschenden Seidegewändern stolz, das liebliche Blutströpfchen niedriger und verschämt erröthend und die Brautführerin, die Rose in ihrem dunkelrothen Sammtkleide prangend. Die Heerdeglocken und Zeitlosen vollenden das Gemälde, durch welches frohe Kindergruppen eilen, in komischem Schrecken an die Köpfe fühlend, so oft reifes fallendes Obst sie trifft, und wenn gerade keines fällt, am Baume schüttelnd, daß die kleine Schaar von dem Regen auseinander fährt wie Tauben und sich in die strotzend vollen Stachelbeerbüsche hinein rettet oder unter den Hollunderbaum, dessen reife Dolden die Mutter eben beschneidet zu ihrem Lieblingsbrei. In dem unabsehbaren Rebenmeer des Buchberges erblicke ich noch einzelne Arbeiter, wie seltene Schwimmer, überflüssige Schoße aufsuchend und abbrechend; sie gemahnen mich an Kritiker im Felde der Literatur, die sich kurzsichtig mit ihren Brillen bücken, wo sie ein unrechtes Zweiglein entdecken, und während sie es vorne entfernen, mit ihrer Rückseite die schönsten vollen Traubenschoße abknicken.

Mitten in diese entzückende Scene, wo die Ahnung durch die bewegte Luft zittert, daß Alles rührende Abschiedsgrüße der Natur sind, welche bald zur Ruhe eingehen wird, fällt die Nachricht wie das Läuten einer großen Festglocke, die Dynastie in Frankreich sei durch Deutschlands Einigkeit und Tapferkeit gestürzt, und tausend Herzen athmen leichter auf in der Hoffnung, der entsetzliche Krieg, der seit Wochen wie ein Alp auf ihnen lastete und zahllose Opfer gallischer National-

*

eitelkeit schlachtete, werde vielleicht aufhören und der Genius der Weltgeschichte die bisher mit Menschenblut beschriebenen Blätter umschlagen und ein neues Kapitel beginnen mit einer Initiale aus Friedenszweigen und der Farbe der Humanität und des Gefühles, daß die Völker eine höhere Bestimmung haben, als einander durch sinnreich erfundene Mordinstrumente zu zerfleischen und die schöne Natur mit Leichen und Verwüstung zu überschütten. Ich will mich, sogar wenn es Täuschung sein sollte, dieser wohlthuenden Regung hingeben, vom wunderblauen, mit weißen Wolkenschäfchen durchzogenen Himmel, dem milchweißen See, seinen grünen Gestaden und den azurenen Gebirgen den Blick weglenken in mein friedliches Zimmer am zauberischen Appenzeller Gelände und neuen Muthes meine Lieblingsbeschäftigungen vornehmen. Das Alter ist auch ein Herbst, die grauenden Locken auch Zeitlosen, und durch meine Adern vibrirt, im Einklange mit der mich umgebenden Natur, ebenfalls die Ahnung, es werde die Stunde des Eingehens zur Ruhe vielleicht unvermuthet schnell schlagen. Komme sie.*)

Die mir gewordene willkommene Muße winkt mir freundlich, unter meinen durch ein langes Leben aufgehäuften Gedenkblättern zu stöbern und zu sichten, und da fällt mir zu allernächst in die Hände, was ich auf meiner Wanderung an mythischen Volkssagen früherer Zeit gesammelt habe. Es wird Mancher beim Ernste der jetzigen Tage diese Dinge für wenig bedeutend und die darauf verwendete Zeit für verschleudert ansehen, weil sie doch nicht wahr seien und blos der Aberglaube einer frühern Welt, während jetzt so viel Wahrhaftes vor sich gehe und es fruchtbringender sei, vorwärts zu schauen als in eine Kinderzeit, die hinter uns liegt. Dieser Einwurf ändert an meinem Vorhaben nichts; erstens nimmt Jeder vor, wozu ihn sein innerstes Wesen und eigene Jugenderinnerungen antreiben; er nimmt an, was ihm selber in jener morgenrothen Zeit wohlgethan, als er Kind war, werde anderen Kindern ebenfalls wohlthun; das Alter schwatzt und erzählt und die Jugend horcht gern, und wenn man sich auf Autoritäten berufen darf, so haben von jeher und unter allen Völkern hervorragende Geister und Freunde des Volkes sich damit abgegeben, frühere Sagen sorgsam und mit Liebe zu sammeln und in einem duftenden Kranze vor der Jugend aufzuhängen. Im alten Morgenlande braucht nur ein Märchenerzähler sich blicken zu lassen, und er ist sicher, daß sogleich sich ein begieriger Horcherkreis um ihn sammelt, wie Bienen um Stellen, wo sie Honig wittern; der sinnigen Griechen Geschichtschreiber kannten das Menschengemüth zu gut, um die alten Göttersagen nicht sogar in ihre Urgeschichte zu verweben, und bei uns, so Viele

*) Die Ahnung des Verfassers ging in Erfüllung. Zwei Monate und elf Tage nach Abfassung dieses Vorwortes schied er aus dem Leben. Dagegen täuschte er sich in der Hoffnung auf baldigen Frieden, die indessen damals sehr verbreitet war. Anmerkung des Herausgebers.

sich auch bemühen, das Leben durch praktische Entdeckungen und Fortschritte zu veredeln und zu fördern, verschmähen es die edelsten Geister nicht, auch Blüthen zu sammeln, deren Farbe und Duft Sinne und Seele erquicken und nach den ernsten Beschäftigungen den Geist abspannen und dadurch wieder stärken. Die Brüder Grimm, die so große Verdienste haben um deutsche Sprache, Dichtung und Rechtsverhältnisse, näherten sich auch der Kinderwelt durch ihre lieblichen Märchen, und nach ihrem Vorgange bemühten sich ernste, gelehrte Männer, wie Panzer, Meier, Schönwerth, Müllenhoff, Maurer, Kuhn, Herrlein, der gründliche Zusammensteller Reinhold Köhler, unsere Nachbarn Zingerle, Vonbun, Alpenburg, bei uns Rochholz, Sutermeister, vor Allen aber der Freiburger Kuenlin und der Luzerner Lütolf, mit einigen Anderen, die Blätter am Baume der Volkssage zu pflücken, ehe sie welken und abfallen, und bei alten Leuten, namentlich im Gebirge solche Sagen zu sammeln, ehe sie mit ihnen, wie leider schon eine Unzahl, sterben.

An Diese reihte ich mich seit vielen Jahren ebenfalls an und schrieb auf, was ich in meiner Jugend von Alten und von wandernden Arbeitern vernommen, dann aus der Hinterlassenschaft der Vorwelt vorgefunden und aus anderen Sammlungen und auf meinen eigenen Wanderungen zu gewinnen im Stande war, eine reiche Masse, die ich nun sichte. Dabei beschränkte ich mich lediglich auf mythische Sagen, d. h. solche, die, wenn auch vielfach entstellt, die Gottheiten der alten Welt zum Gegenstande haben. Diese Sagen sind nicht nur unterhaltend und dienen den Geist abzuspannen, sondern hinter allen ist etwas, nämlich unserer Voreltern Ahnen von etwas Göttlichem, ihr Denken, Dichten, Fühlen und Trachten, das unserer Aufmerksamkeit werth ist, und das wir in diesen Ueberlieferungen getreuer aufbewahrt finden als in gelehrten Büchern. Ist auch das und jenes, wie ich bemerkt habe, durch verschiedene Geschlechter im Munde der Erzählenden entstellt und den jedesmaligen Oertlichkeiten und Verhältnissen angepaßt, so heimelt uns doch fast Alles an als die älteste Dichtung oft wundertiefen Sinnes und rührender Kindlichkeit, und lehrt uns das Vorurtheil ablegen, als sei das, was wir Heidenthum heißen, das Gottverehren unserer Vorfahren und überhaupt der alten Welt, blind und sinnlos, nur ein Anbeten von Steinen und Bäumen und Thieren gewesen. Ja, unsere Jugend lernt darin das, was man Mythologie heißt, die religiöse Ausdrucksweise unserer Eltern auf eine Weise kennen, wie sie ihr selten vorgetragen wurde. Wir lernen darin die Frage aufwerfen: Wer hat diese urältesten Parabeln verfaßt? Wer hat diese Verse in einer Zeit gedichtet, die wir, weil unsere Schulen damals noch nicht existirten, bisher als barbarisch, blind und dumm vorzustellen uns angewöhnt haben? Wer waren ihre Lehrer und wo ihre Schulen, und wie konnte sich Alles in des Volkes Sinn und Gedächtniß erhalten

und aufbewahrt bleiben, wo doch die neuere Klugheit darüber spöttelte und die Inhaber der Religionslehre es als heidnisch, abergläubig, albern darstellten und auf jede Weise vergessen zu machen suchten? Wir sehen, wie bei Eröffnung eines neuen Gebirgsschachtes neue Schichten, einen neuen, bisher nicht geahnten Literaturzweig vor uns. Aber wie wir bei den Aeußerungen von Kindern oder sehr Alten, fast kindisch Gewordenen, sie in ihren Herzensergießungen nicht stören dürfen, sondern uns ihrer Art und Weise fügen und anpassen müssen, so darf es uns nicht befremden, wenn, was sie vorbringen, dem jetzigen Denken und Urtheilen nicht gemäß, Vieles kindisch, unserm Auffassen nach unpassend, unverständig, unwahrscheinlich erfunden wird. Es bezeichnet unsere Kenntniß von Dingen, die von unseren jetzigen sehr abweichen, von der Denkweise einer andern Zeit, von Wesen, die unsere Väter waren. Wir erblicken darin, was man uns bisher auszureden und die Mythen als zuchtlos darzustellen versucht hat, umgekehrt eine tief ernste, sittliche Anschauung der Natur und gewinnen moralisch in der Auffassung des religiösen Wesens der Vorzeit.

Der Raum verstattet mir freilich nur eine äußerst kleine Auswahl aus der unerschöpflich großen Masse des vorhandenen Stoffes; doch wird jeder Kanton und jede Gegend der Schweiz und Deutschlands Heimisches finden und sogar Pflanzen kennen lernen, die in alter Zeit und unter fremden Himmelsstrichen, in Aegypten, Asien und bis in's ferne Island gewachsen sind. Es ist eben eine Märchen-, Wunder- und Zauberwelt, wo Gold und Reichthum in Fülle walten, wo die Gärten in wunderbarer Pracht blühen, wo Könige und Königinnen mit ihren Prinzen und Prinzessinnen in wahrer Göttermacht schalten und walten, aber wieder ein demokratischer Hauch hindurchweht, indem der Aermste und Verachtetste über Reiche und Vornehme den Sieg davon tragen und der Sohn des geringsten Bauers und Handwerksmannes des Königes Tochter und die Krone erlangen kann, wenn er es durch Thaten verdient. Wie hier Mädchen vorkommen, denen Gold und Perlen aus den Haaren fallen, wenn sie sie kämmen, und duftende Rosen aus dem Munde, so oft sie reden, so sind manche dieser Märchen Rosen und Perlen, Edelsteine, oft ungeschliffen. Ich ließ sie sozusagen unverändert, wie sie aus des Volkes Munde kommen, was leider nicht bei allen Sammlern der Fall ist. Es dürfte auch ein Gewinn für unsere Jugend sein, wahrzunehmen, daß womit man uns in der Kinderzeit als mit Gespenstern schreckte, abgesehen von Sinnestäuschungen, fast ohne Ausnahme von ehemaligen Wesen höherer Art herrührt, und wie das helle Tageslicht der Bildung auch hier das frühere Dunkel und seine Gebilde verscheucht hat, worüber sich ein Lehrer des Kantons Schwiz scherzhaft ausdrückte: als nach der Revolution die Franzosen zu uns kamen, gab es auf einmal keine Gespenster mehr.

Wir werden sehen, wie in unserm Lande überall die Höhen, als wohl die Tiefe noch häufig Seeboden war, zuerst Bewohner hatten, sowie daß dieselben Sagen in Voralberg und Tirol ursprünglicher und zahlreicher vorkommen, weil der deutsche Stamm, von dorther kommend, unsere Urwälder im Süden zuerst ausrodete und seine Sprache die der keltischen Urbewohner verdrängte, deren Berg-, Fluß- und Ortsnamen aber fast sämmtlich geblieben sind. —

Die Sammlung beginnt (d. h. ursprünglich) mit Thiersagen, worin nachgewiesen ist, daß in der alten Welt die Sterne als am Himmel wandelnde Thiere, diese aber als unsterblich, göttlicher Natur, mit Menschensprache begabt, der Zukunft kundig, Schöpfer der Welt, Lenker der Menschenschicksale, goldreich und auf Gold ruhend angesehen waren, um sie ein schöner Wundergarten, dessen Bäume goldene Aepfel trugen, Menschensprache besaßen und tausendstimmig sangen. Diesen leuchtenden, ewig jungen Wesen dankte man Gesundheit und Wachsthum, von ihnen lernte man Zeit und Maaß und erhob in Noth und Leiden betende Hände zu ihnen, wie man in ihnen die Zukunft las und dort Rath holte. Die ihnen gezollte Verehrung ging bald auf ihre Abbilder, die Thiere auf Erden, über, aus deren vieler Augen und Wesen etwas Räthselhaftes blickt, so daß man sie als verwandt und verwandelte Menschen ansah. Und zwar verehrte man nicht blos die, von denen man Wohnungen bauen und Pflanzen kennen lernte und die dem Menschen halfen und dienten, sondern allererst gerade solche, deren Anblick und Wesen uns willkürlich erschreckt und anwidert, wie die Kröte und Schlange. Reste von alle dem sind unzählige im Volksglauben geblieben, wovon diese Sagen zeugen. Wenn das in ihnen Gesagte dazu beiträgt, daß unsere Jugend die Thiere mit anderen Augen ansieht, sich scheut, sie zu kränken, ja sich mit ihnen mehr befreundet, so ist das ein Gewinn für ihre Humanisirung, Vermenschlichung, das Ziel und Ende jeglicher Erziehung und Bildung.

Aber dem Menschen wohnt eine Kraft inne, die ihm gegeben, daß er leichter durch's Leben wandre und seine Mühen muthiger trage; es ist seine Phantasie, statt deren das Thier seine wunderbaren Instinkte besitzt. Diese versüßt ihm sein Leiden, verschönert, unerschöpflich reich, schaffend und erfinderisch sein Leben und überzieht Einöden und starre Felsen mit Blüthen, eine Fee, deren Zauber zu seinen größten Wohlthaten gehört. Sie lehrte ihn nicht nur von den ersten Uranfängen an, sich selbst, seine Kleidung, Wohnung und Umgebung verschönern, seine Stimme zu Gesang, seinen Gang zu munterm Tanze bilden, sondern schuf die Blüthe aller Kunst, die Dichtung. Diese blieb nicht dabei, die Sterne des Himmels als einen Garten mit Goldfruchtbäumen und göttlichen Thieren anzusehen, deren nächtliche Reigen nach geheimnißvoller Musik ergingen; die leuchtenden Wesen am Himmel

wurden zu sinnigen, klugblickenden, der Heilkunde und Weisheit mächtigen Zwerglein, kundig des Hammers, erfahrene Baumeister und Schmiede, durch Himmel und Erde fliegend, goldreich, aber die Thiergestalt in manchem, Ziegenohren und Füßen und haariger Haut beibehaltend. Auch sie, wie die Thiere, fand man auf der Erde, und zwar, weil Wasser einst Alles bedeckte, erst Wasser-, dann Landzwerge, letztere bei uns bald unterm Boden (Erdmännchen, Herdlütli), bald in den Bergen wohnend, wo noch unsere Eltern sie für die früheren Bewohner hielten und ihre „Heidenhäuschen" zeigten. Sie halfen und dienten den Menschen, theilten Schätze, heilende Kräuter und gute Räthe mit, gingen sogar Ehen mit ihnen ein, waren aber (die Sterne sind gewand- und fußlos) gar nicht oder ärmlich gekleidet und verließen eine Gegend, sobald man ihnen Kleider schenkte oder ihre Ziegen- und Gänsefüße entdeckte. Sie gruben in unseren Bergen Gold, schmiedeten, schauten in ihren Bergspiegeln Alles, was auf Erden geschieht, und fuhren auf ihren Mäntelchen durch die Luft. Ihre (wie der Sterne) Tänze und Musik sind berühmt. Neben ihnen kennt die Sage jene himmlischen Gewalten eben so als gewaltige Riesen, auch sie noch mit Resten der ersten Thiergestalt, über Flüsse und Berge schreitend, gewandte Baumeister, wie die Zwerge Besitzer reicher Heerden und Schätze, oft den Menschen und Zwergen feindlich, die sie fressen, und Nachts in wilder Jagd, den Thieren nach, durch den Himmel brausend (die wilde Jagd, der Türst). *)

Vorder-Hasli (Wolfhalden), am 11. September 1870.

Dr. Anton Henne.

---

*) Das Vorwort war nur für die erste Hälfte der Sagen, welche voraus erscheinen sollte, berechnet, daher die unvollständige Andeutung des Inhalts.
Anmerkung des Herausgebers.

Vorwort des Verfassers.

Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung einer nun größtentheils in dasselbe aufgenommenen Sammlung von mythischen Volkssagen, welche der Vater des Verfassers während eines Zeitraums von beinahe vierzig Jahren angelegt und an deren eigener Veröffentlichung er durch sein Hinscheiden verhindert wurde. Derselbe, Dr. Anton Henne, geb. 1798 zu Sargans, gest. 1870 zu Wolfhalden in der Schweiz, bekannt als Dichter,*) Historiker,**) Volksredner und Publicist, hatte eine besondere Vorliebe für die Mythologie. Wie dieses ungeheure Feld wissenschaftlicher Forschung unmöglich von einem Einzelnen vollständig beherrscht und in allen seinen Einzelheiten, Dogma, Kunst, Cultus und Organisation der religiösen Körperschaften, durchdrungen werden kann, so hatte sich auch der Sammler dieser Sagen auf einen bestimmten Punkt der Mythologie verlegt, nämlich auf die Ergründung der Beziehungen zwischen Natur und Religion und die Auffindung von Spuren der Naturverehrung und der Personification von Naturdingen in allen Glaubens- und Cultformen. Das ästhetische, ethische, dogmatische und praktische Gebiet der Religion und ihre Geschichte berücksichtigte er daher nur soweit, als diese Gebiete mit den natürlichen Grundlagen der Religion nothwendig zusammenhängen. In diesem Sinne hat er schon seit den Dreißiger Jahren (am Gymnasium zu St. Gallen in der Schweiz) gelehrt, daß die Züge der Mythologien aller Völker und ihrer Märchen und Sagen ursprünglich Vorgänge in der Natur bedeuten. Damals fand er damit (außer bei seinen Schülern) keinen Anklang; aber seitdem haben sich alle Mythologen, ohne von ihm etwas zu

*) Schweizerische Lieder und Sagen. Basel 1824. — Diviko und das Wunderhorn oder die Lemanschlacht. Ein deutsches National-Heldengedicht. Stuttgart 1826. — Sigfrid und die Nibelungen. Cyklus deutscher National-Heldenlieder (noch ungedruckt). — Der letzte Dominikaner in Bern. Novelle aus dem Jahre 1528. Schaffhausen 1863. — Die Rache in Gonten. Volksgemälde aus den Appenzeller Bergen. St. Gallen 1867. — Des heiligen Gallus Zelle an der Steinach im Jahre 614. St. Gallen 1868.

**) Neue Schweizerchronik für's Volk, aus den Quellen untersucht und dargestellt. St. Gallen 1828. Zweite Auflage. St. Gallen und Bern 1840. Vierte Bearbeitung (die dritte blieb ungedruckt) unter dem Titel: Schweizergeschichte für Volk und Schule. St. Gallen 1857 und Schaffhausen 1862. — Allgemeine Geschichte von der Urzeit bis auf die heutigen Tage. 1. Buch (Vorgeschichte). Schaffhausen 1845. 2. Buch (Hellenengeschichte) ebd. 1846. — Der Sonderbund und dessen Auflösung 2c. Schaffhausen 1848. — Geschichtliche Darstellung der kirchlichen Vorgänge und Zustände in der katholischen Schweiz seit 1830. Mannheim 1851. — Die Klingenberger Chronik 2c. herausgegeben. Gotha 1861. — Manethos, die Origines unserer Geschichte und Chronologie. Mit 1 synopt. Tafel. Gotha 1865.

wissen, einer mit der seinigen mehr oder weniger verwandten Richtung angeschlossen, indem sie sämmtlich die Quelle der Mythe in der Naturreligion und letzterer in der Natur selbst suchen. Auf diesem Standpunkte beruht denn auch die gegenwärtige Sammlung. Der Herausgeber und Erweiterer derselben und Verfasser des den Sagen beigegebenen erläuternden und den Zusammenhang herstellenden Textes hat noch die weitere Beschränkung eintreten lassen, die deutsche Volkssage, nicht im politischen, sondern im ethnographischen Sinne, also namentlich mit Inbegriff der deutschen Schweiz, in den Vordergrund zu stellen und alle Sagen anderer Völker nur soweit heranzuziehen, als sie mit der deutschen Sage deutliche Analogien darbieten. Dabei ist endlich nicht außer Acht zu lassen, daß unser Buch, dem Titel gemäß, nur die Volkssage, d. h. die im Volke lebende Sage berücksichtigt, die Kunstsage aber, die von Dichtern bearbeitete, soweit sie nicht mit der Volkssage in unmittelbarem Zusammenhange steht, beiseite läßt. Soweit die Religion die Natur hinter sich gelassen und sich der Ethik zugewandt, wurde sie nicht mehr berücksichtigt, indem mit diesem Schritte das Gebiet der Sage verlassen und das der Reflexion betreten wird. Hingegen mußten ethische Mächte, soweit sie ihren Ursprung in der Natur haben, Erwähnung finden, was bei erfundenen ethischen Gottheiten nicht der Fall ist.

Aus dem Gesagten geht bereits hervor, daß hier nur von religiösen Sagen, und zwar von solchen des Polytheismus (da der Monotheismus nicht auf natürlicher, sondern auf ethischer Grundlage ruht) die Rede sein kann. Es fallen also von sämmtlichen Arten der erzählenden Volksdichtung weg: die christlichen Legenden, soweit sie nicht heidnische Anklänge bewahrt haben, die historischen, d. h. auf Ereignissen, Personen und Oertlichkeiten der wahren Geschichte beruhenden Sagen, und die rein phantastischen, willkürlich erdichteten Märchen. Alles Uebrige, d. h. alles das Leben und Weben der Natur in der Religion Betreffende, werde es im gewöhnlichen Sprachgebrauche Sage, Mythe oder Märchen genannt, ist hier, statt unter der ebenfalls passenden fremden Benennung „Mythe“, unter dem gemeinsamen deutschen Namen „Sage“ aufgenommen, soweit es seinen Zusammenhang mit den Natur-Religionen, ihren Gottheiten und ihrem Kult in sich selbst bewies. Wann und wie die betreffenden Sagen entstanden, konnte nicht berücksichtigt werden, weil es nicht zu erforschen ist; erweist sich ihr Inhalt als ein wirklich mythischer und stammen sie in der That aus dem Volke, so mag auch ihre gegenwärtige Form eine junge sein, sie schließt darum nicht ihre Ableitung aus dem unerschöpflichen Born der volksthümlichen Göttersage aus. Daß ein großer, ja der größte Theil der nicht aus gedruckten Werken geschöpften Sagen schweizerisch ist, hat seinen natürlichen Grund in der Heimat und dem Aufenthalts-

orte des Sammlers. Damit erhält die Sammlung jedoch keineswegs einen localen Charakter; denn die übrigen Sagen beweisen hinlänglich, daß ganz die nämlichen mythischen Züge, wie in der Schweiz, auch in allen übrigen Ländern, nicht nur soweit die deutsche Zunge klingt, sondern soweit deutsche Einwirkung stattgefunden hat, ja man kann sagen: im gesammten Gebiete des indogermanischen Stammes und theilweise sogar anderer Racen angetroffen werden. Ueberdies hat der Verfasser und Herausgeber den Gesichtskreis des Buches bedeutend erweitert. Es wurden zu diesem Zwecke sämmtliche Sagen-Sammlungen benützt, vorzüglich aber folgende:

Grimm, Kinder- und Hausmärchen.
" Deutsche Sagen.
Pröhle, Deutsche Sagen.
Bechstein, Deutsches Märchenbuch.
Perger, Deutsche Pflanzensagen.
Wolf und Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie.
Rochholz, Naturmythen.
" Schweizersagen aus dem Aargau.
Lütolf, Schweizerische Bräuche und Legenden.
Stöber, Die Sagen des Elsasses.
Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden.
Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Bräuche aus Schwaben.
Birlinger, Aus Schwaben.
Vonbun, Sagen Vorarlbergs.
Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol.
Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols.
Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich.
Grohmann, Sagenbuch aus Böhmen und Mähren.
Panzer, Baierische Sagen und Bräuche.
Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen.
Herrlein, Die Sagen des Spessarts.
Wolf, Hessische Sagen.
Greß, Holzlandsagen.
Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes.
Gräße, Der Sagenschatz des Königreiches Sachsen.
Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche.
Kuhn, Märkische Sagen und Märchen.
" Sagen, Märchen und Gebräuche aus Westfalen.
Harrys, Volkssagen Niedersachsens.
Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg.
Müllenhoff, Schleswig-Holstein'sche Sagen und Märchen.
Niederhöffer, Mecklenburgs Volkssagen.
Toeppen, Aberglauben aus Masuren mit einem Anhang: Masurische Sagen und Märchen.
Cavallius und Stephens, Schwedische Volkssagen und Märchen.
Asbjörnsen und Moe, Norwegische Volksmärchen.
Maurer, Isländische Volkssagen.

Außer den Sammlungen von Sagen wurden zur Bearbeitung des Buches benutzt:

Die Edda, übersetzt von Simrock, Stuttgart 1871.
Braun, Jul., Naturgeschichte der Sage. München 1864—65.

Caspari, Otto, Die Urgeschichte der Menschheit 2 Bde. Leipzig 1873.
Grimm, J., Deutsche Mythologie.
Gubernatis, Angelo de, Die Thiere in der indogerm. Mythologie. Leipzig 1874.
Hahn, J. G. von, Sagwissenschaftliche Studien. Jena 1876.
Haupt, M., Zeitschrift für deutsches Alterthum. Leipzig 1841 ff.
Mannhardt, Der Baumcultus der Germanen &c. Berlin 1875.
Menzel, Wolfgang, Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. 2 Bde. Leipzig 1870.
Müller, Max, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Straßburg 1874.
Nork, Mythologie der Volkssagen (Scheible's Kloster Bd. IX).
Pfeiffer, Franz, Germania, Vierteljahrsschrift für Alterthumskunde. Wien 1856 ff.
Preller, Griechische Mythologie. 3. Aufl. 2 Bde. Berlin 1872 und 1874.
" Römische Mythologie.
Roskoff, Gustav, Geschichte des Teufels. 2 Bde. Leipzig 1869.
Schleiden, M. J., Ursprung des deutschen Volksaberglaubens, besonders in Bezug auf Pflanzen (Illustr deutsche Monatshefte Nr. 201, Juni 1873, S. 280 ff.).
Schwartz, F. L. W., Der Ursprung der Mythologie, dargelegt an griechischer und deutscher Sage. Berlin 1860.
Seydel, Rud., Die Religion und die Religionen. Leipzig 1872.
Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen. 3. Aufl. Bonn 1869.
Tylor, Edward, B., Die Anfänge der Kultur. 2 Bde. Leipzig 1873.
Uhland, Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. I. Die Heldensage (Schriften zur Geschichte und Sage. Bd. I). Stuttgart 1865.
" Sagengeschichte der germ. und rom. Völker (Schr. z. Gesch. und Sage. Bd. VIII. Stuttgart 1868).
" Schwäb. Sagenkunde und Abhandlungen (Schr. z. Gesch. und Sage. Bd. VII. Stuttgart 1873).
Uhlemann, Aegyptische Alterthumskunde. 4 Bde. Leipzig 1857 und 1858.
Wurm, Paul, Geschichte der indischen Religion. Basel 1874.
Wuttke, Adolf, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Berlin 1869.

Es war der leitende Grundsatz, sowohl des ursprünglichen Sammlers der Sagen, als des Verfassers dieses Buches, sich nicht in Hypothesen und nebelhafte Hirngespinnste zu verlieren, sondern nur Das zu behaupten, was durch gewichtige Thatsachen unterstützt und für den gesunden Menschenverstand bewiesen ist (von urkundlichen Beweisen kann natürlich auf dem Gebiete der Sage keine Rede sein). Daher wurde in den Sagen nichts gesucht, was nicht für den unbefangensten Beobachter und Beurtheiler schon in ihnen liegt. Freilich bedarf es bei den meisten Sagen und Märchen erst der Vergleichung, nicht nur mit anderen desselben Volkes, sondern auch mit solchen anderer Völker, um ein religiöses Element darin zu finden und sich die Meinung aus dem Kopfe zu schlagen, daß sie blos zur Unterhaltung gedichtet seien. Hat man sich aber einmal in diese Vergleichung verschiedener Sagen hineingefunden, so springt ihre Bedeutung von selbst in die Augen. Wir haben daher niemals künstliche, sondern stets natürliche Wege eingeschlagen, um die religiösen Elemente der Sagen zu deuten, d. h. wir gingen nicht von den oft zufälligen Namen und Attributen

der mythischen Wesen aus, um auf diese gegründet sie einander beizugesellen oder zu substituiren, sondern vor Allem von ihrem Gesammtcharakter und von den bedeutendsten Merkmalen ihrer Erscheinung, welche Hauptsachen dann erst von den Namen und Attributen unterstützt werden mußten.

Alle mythischen Wesen der Heidenvölker sind Namen und Hüllen für Gegenstände der Natur, vorab für die beiden großen Urgegensätze, Himmel und Erde, dann für die Gestirne, Sonne, Mond und Sterne und für die sich an diese Wesen anschließenden und sich gleich ihnen paarenden Wirkungen und Analogien derselben: Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod, Wärme und Kälte, endlich für alle übrigen, mehr oder weniger selbständigen Naturerscheinungen: Feuer und Wasser, Blitz und Donner, Wind und Wetter, Wolken, Regen, Schnee, Wachsthum, Fruchtbarkeit, Gesundheit, Krankheit &c. Bei fortgesetzter Vergleichung und Zusammenstellung wird es sich denn auch zeigen, daß eine fortlaufende Entwicklungsreihe die mythischen Wesen verbindet und von den unvollkommensten, menschenunähnlichsten zu den vollkommensten, menschenähnlichsten aufsteigt. Der Mensch beginnt in der Erkenntniß der Dinge nicht bei sich selbst; im Gegentheil, erst nachdem er die Außenwelt durchforscht, kehrt er zu sich selbst zurück und erkennt sich selbst. Die Selbsterkenntniß ist die höchste Stufe in der Entwicklung der Ideen; wo sie anfängt, da hört die Kindheit der Menschheit und mit ihr die Religion im gewöhnlichen Verstande und die Mythe auf und beginnt die Speculation und die Philosophie. Letztere hat mit der Mythe nichts mehr zu schaffen, auch wenn sie sich noch so sehr auf sie zu stützen und sie für ihre Zwecke zu benützen sucht. Wenn die ägyptischen Priester, nach der freilich wenig erwiesenen Ansicht Röths, von einem Urgeist, einem Urstoff, einer Urzeit, einem Urraum sprachen, so waren sie längst über die Kinderzeit der Mythe hinaus und in das reife Alter der Speculation eingetreten, sie waren von einer Stufe der Entwicklung des Geistes zu der ihr entgegengesetzten fortgeschritten. Die Mythe nämlich schafft Bilder für Begriffe, die ihr sonst unverständlich wären, die Speculation abstrahirt aus den Bildern der Mythe, die ihr zu einfach und kindisch geworden sind, wieder Begriffe, bis sie zuletzt der Bilder nicht weiter bedarf. Das Verfahren der Mythe ist Personification, Individualisirung, das der Speculation ist Abstraction, Idealisirung.

Die Mythe hat deductive, die Speculation inductive Methode, daher eine deductiv verfahrende Speculation noch keine wirkliche Philosophie, sondern im Banne der Mythe und der Theologie befangen ist, ja sogar noch selbst Mythen schafft.

Was nun unsere Auffassung der Mythologie betrifft, so stehen wir derjenigen Prellers, des zu früh geschiedenen verdienstvollen Bearbeiters der griechischen und römischen Mythologie, ziemlich nahe, doch ohne daß wir mit ihm in Allem einig gingen. Wir sind ein=

verstanden mit Preller in der Erklärung der mythischen Sagen und Vorstellungen aus Naturvorgängen; aber wir finden, daß er dieselben nur nach ihrer letzten künstlerischen Ausbildung und nicht nach ihrer ursprünglichen volksthümlichen Bedeutung auffasse. Sein Standpunkt ist durchaus berechtigt für die Kunst-, aber nicht für die Religionsgeschichte; denn wie er die Mythe versteht, so verstand sie Hellas, auf der letzten Stufe seiner Bildung, nicht das hellenische Urvolk in seiner Kindheit, als es noch die Natur in naivem Sinne personificirte und individualisirte. In dieser ältern Auffassung aber sind die Mythen in analogen Zügen von Volk zu Volk verbreitet worden; die hohe künstlerische Ausbildung, welche sie in Hellas empfingen, ist eigenste Sache des hellenischen Volkes und steht zu unserer nordisch-germanischen Volkssage in keiner Beziehung. Die Griechen in ihrer Blüthezeit haben den Himmel auf die Erde herabgezogen; die Mythe erhielt daher bei ihnen vorwiegend irdische Bedeutung; an die Stelle der Ursache trat die Wirkung, an die Stelle der Gestirne ihr Einfluß auf Witterung, Fruchtbarkeit, Gesundheit, Leben, Wohlstand u. s. w. Da wir uns aber mit der deutschen Volkssage beschäftigen, d. h. mit der Sage einer Nation, welche zur Zeit des Heidenthums keine Blüthe der künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung errang wie die Hellenen, so können wir, wo wir des Zusammenhanges wegen auf die griechische Mythe Bezug nehmen, nur die ursprüngliche Bedeutung derselben berücksichtigen, wie sie bei einem noch nicht feingebildeten Volke platzgreifen muß, und wie sie mit einigem Scharfblicke aus der spätern Entwicklung der Mythologie noch herausgelesen werden kann.

So hat z. B. Preller (3. Aufl. Bd. I. S. 91, 2. Aufl. S. 90) die sein System in wenig Worten charakterisirende Stelle, die ältesten griechischen Götter betreffend: „Zeus als der oberste Himmelsgott und der gemeinschaftliche Vater oder Gatte, . . . Hera und Athena als die beiden weiblichen Mächte des Himmels, die eine mit dem vorherrschenden Ausdruck der mütterlichen, die andere mit dem der jungfräulichen Weiblichkeit, Hephästos als der Feuergott himmlischen Ursprungs, Ares der Sturmgott, endlich Hermes als der der meteorologischen Veränderung von Licht und Dunkel.“ Gut, das war die Auffassung höherer Bildung. Die kindliche Mythendichtung aber wußte wohl vom Himmel, und vom Feuer als Gegenständen der Verehrung, nicht aber vom Sturm, von meteorologischen Veränderungen, von weiblichen Mächten des Himmels, die theils nur Wirkungen bekannter Ursachen, theils zu abstract sind, um in Zeiten naiven Glaubens begriffen zu werden. Wenn also Zeus allerdings den Himmel und Hephästos das Feuer bedeutet, womit wir einverstanden sind, was waren denn Ares und Hermes, Hera und Athena? Sie waren nichts anderes, als was ihre Geschwister und Verwandten, Apollon und Artemis sind, nämlich Wiederholungen von Helios und Selene, den

Kindern des ältesten Titanen Hyperion, nämlich Gestaltungen von Sonne und Mond, dem (nach Himmel und Erde) ältesten Götterpaare. Es erscheint dieser Charakter bei Hera, welche in feingebildeter Zeit als Göttin der Luft galt, noch in dem derben, eine ältere rohere Zeit bezeichnenden Zuge, daß Zeus sie im Zorne am Himmel aufhängt. Welches weibliche Wesen sonst aber hängt am Himmel, als der Mond? Daher auch ihre Feindschaft gegen Dionysos und Herakles, die Sonnengötter, diese alte Feindschaft (abwechselnd mit Liebe) zwischen Sonne und Mond (wie denn auch ihr Gatte Zeus als Himmels- ein Sonnengott ist); daher ihr Beinamen βοῶπις (die Kuhäugige); denn für den Mond war stets ein Bild die Kuh, wie für die Sonne der Stier. Ursprünglich konnte die Luft kein so individuelles Wesen sein, wohl aber der stets als solches betrachtete Mond. So beurkunden auch bei Athena, welche lieblich und mild glänzt und segnet (Preller, S. 152 [147]), ihr runder Schild, mit dem Mondbilde der Medusa (Preller, S. 158, [153]), ihre Jungfräulichkeit, ihre Geburt aus dem Haupte des Himmelsgottes zwischen den Wolken, ihr italischer Name „Minerva“ (μήν), ihr Beiname Γλαυκῶπις, „welcher einen eigenthümlich leuchtenden Glanz der Augen ausdrückt, einen ähnlichen Glanz wie den des Mondes“ (Preller), ihre Deutung durch Aristoteles auf das Mondlicht u. s. w., den Charakter einer ursprünglichen Mondgöttin. Dasselbe ist der Fall mit Aphrodite, in Hinsicht auf ihre Geburt aus dem Meere, wo der Mond für Griechenland aufgeht, aber auch auf ihre Erzeugung durch Samen des Himmels (Uranos) und auf ihre nächtlichen Dienste; auch wurde sie ausdrücklich als Mondgöttin verehrt (Preller, S. 278 [267]) und ihr Geliebter Adonis war ein Sonnengott. Daher ist aber auch ihr göttlicher Buhle Ares ein solcher und seine Stärke und Streitlust die der Sonne, deren brennende Fackel er trägt, und solche sind ebenfalls Hermes und Dionysos; denn die Ursache der durch Jenen dargestellten Licht- und Luftveränderungen,*) und der durch Diesen repräsentirten Fruchtbarkeit des Erdbodens, besonders des Weines, ist ja eben die Sonne.

Weitaus am nächsten steht aber unsere Auffassung derjenigen Simrocks in seiner „deutschen Mythologie“, welche wir zwar erst kennen lernten, als unsere Ansicht bereits fest stand, von welcher wir aber nur in untergeordneten Punkten abweichen müssen, natürlich ganz abgesehen von seiner sonderbaren Predigt gegen den Fortschritt (S. 147), die gar nicht zur Sache gehört. Aehnliches ist zu sagen von dem Standpunkte, den der verdiente Mytholog Schwartz (der Ursprung der Mythologie, Berlin 1860) einnimmt. Ursprünglich war

*) Schlagend für Hermes als Sonnengott ist die Stelle bei Preller (Plew) Bd. I. S. 318. 319.

es derselbe, den auch wir vertreten. Wir waren überrascht, als wir in dem erwähnten Werke (S. 17 und 18) die mit unserer Auffassung durchaus übereinstimmende Stelle lasen: „Und wie so das am Himmel sichtbar werdende Tagesauge den Glauben an einäugige, gewaltige Riesen dort oben weckte, die man mehr in ihrer Furchtbarkeit auffaßte, weil dem rohern Menschen eben mehr die furchtbaren Erscheinungen sich aufdrängten, so erzeugte das Funkeln so vieler Sterne zur Nacht neben anderen sachlichen Auffassungen, z. B. als Feuerfunken, in menschlicher Deutung, jenen Riesen gegenüber dann die Vorstellung unendlich vieler kleiner „zwerghafter“ Wesen, die, wenn die Wolken sie deckten, ihre Nebelkappen übergezogen u. s. w.“ (Vergl. ebendas. S. 247.) Im Verlaufe seiner Forschungen aber deutet Schwartz (worin wir ihm nicht folgen können) die gesammte Mythologie (in ihrer ältesten Form nämlich) ausschließlich auf meteorologische Vorgänge, auf Wolken, Blitz, Donner, Regen, Regenbogen und anerkennt die Himmelskörper (welche uns schon von vornherein die Hauptgestalten der Sagenwelt sind, neben denen wir aber auch jenen ihren Platz einräumen), blos als „sachliche Elemente“ und erst in späterer Entwicklung als Stoff zu „menschenähnlicher Vorstellung“. In Vielem gehen wir auch mit v. Hahn (Sagwissenschaftliche Studien) einig, der uns jedoch zu künstlich verfährt und auf dessen vorzugsweise die Heldensage betreffende Deutungen wir in einem besondern Werke über die Nibelungen näher einzutreten gedenken.

Es geht aus dem Gesagten, dessen Begründung der folgende Text mit den eingefügten über tausend Sagen liefert, von selbst hervor, daß unser System mit Uebertreibungen der natürlichen Deutung des Mythenwesens, mit minutiösen und sentimentalen Tifteleien nichts zu thun hat. Die Vergöttlichung der Naturerscheinungen und die Mythendichtung nach denselben in ältester Zeit, und zwar bei allen Völkern, die sich über den Fetischdienst erhoben hatten, war stets so einfach als möglich und ging weder subtil und scrupulös in's Einzelne, noch schuf sie ein durchaus logisches System, ja sie schrak keineswegs vor Inconsequenzen, Verwechslungen und Widersprüchen zurück, die aber aufzudecken und zu berichtigen nach der von uns angenommenen Methode unbefangener und ungezwungener, durch Thatsachen unterstützter Deutung keinen wesentlichen Schwierigkeiten unterliegen dürfte.

Und damit empfehlen wir diesen anspruchlosen Strauß von frischen Blumen aus dem Garten der Volkssage dem Wohlwollen der Freunde des Volkes und der mythengeschichtlichen Wissenschaft und fügen die Bitte an jeden Kenner noch nicht veröffentlichter mythischer Volkssagen bei, uns solche zur Erweiterung unserer Forschungen mitzutheilen, wofür wir im Voraus unsern aufrichtigen Dank aussprechen.

Zürich, Ostern 1879. **Der Verfasser.**

Einleitung.

Das Wort „Sage" kommt vom Zeitworte „sagen"; das Sagen aber hat das Sprechen zur nothwendigen Voraussetzung. Wie das „Sagen" an sich, so richtet sich daher auch die Sage nach der Sprache, d. h. Völker mit verwandten Sprachen haben in der Regel auch verwandte Sagen, Völker mit verschiedenartigen Sprachen auch verschiedenartige Sagen. Doch kommen mitunter in verschiedenartigen Sprachen, wie verwandte Ausdrücke, so auch verwandte Sagen vor, und es folgt daraus, daß die Sage zum Theil aus den ersten Zeiten der Sprachentwicklung stammt. Wie indessen schon das Wort zeigt, indem „sagen" so viel heißt als etwas sprechen, was einen bestimmten Sinn hat, so ist die Sage das Ergebniß einer Stufe in der Entwicklung der Menschheit, auf welcher dieselbe bereits gelernt hatte, mit logischer Reihenfolge der Gedanken zu sprechen.

Da das „Sagen" indessen einen sehr verschiedenen Inhalt haben kann, die „Sage" hingegen in der deutschen Sprache stets nur den Sinn einer einfachen ursprünglichen Erzählung hatte, so müssen wir uns auf diesen beschränken. Die ältesten Sagen von erzählendem Charakter hatten naturgemäß zum Inhalte die ersten den Menschen bekannt gewordenen Vorkommnisse und Thatsachen, und das waren einst noch keine weiteren als die Naturereignisse. Da aber die Organe und Erzeugnisse der Natur überall der älteste Gegenstand der Verehrung waren, indem in ihnen der Mensch das Unendliche suchte, dem er sein Dasein und seinen Besitz verdankte, — so hatten auch die

ältesten Sagen einen religiösen Inhalt und ein religiöses Ansehen; sie sind die ersten religiösen Werke der Menschheit. In späteren Zeiten ist dieser Charakter der Sage verloren gegangen und vergessen worden und der Name der Sage ging vorzugsweise auf solche Erzählungen über, welche sich an besondere Orte, Zeiten und Personen knüpften, während die ächten alten religiösen Sagen unter der halb mitleidigen und halb verächtlichen Benennung des **Märchens** zur Unterhaltung der Kindheit herabsanken; die erwähnten jüngeren Sagen, welche wir kurz als „**geschichtliche**“ bezeichnen wollen, haben nur ein zeitliches, örtliches oder persönliches Interesse und sind daher theils so verschiedenartig, ohne einheitliches Gepräge und nach allen Richtungen hin zerstreut, theils sprechen sie so deutlich durch sich selbst, daß ein allgemeines Wort über sie zu sprechen unmöglich und überflüssig wäre. Letzteres unternehmen wir dagegen in diesem Buche bezüglich der wahren alten Sagen religiösen Charakters, der „Mythen“, hinsichtlich welcher es sich zeigen wird, wie sehr verwandte und allgemeine Züge sich durch ihr ganzes Gebiet hin ziehen.

Der Zusammensetzung der **Sprache** aus Lauten, Wörtern und Sätzen stellt Hahn*) diejenige des **Sagenschatzes** gegenüber, dessen Theile wir, dem Sprachgebrauche angemessen, **Sagenzüge**, **Sagen** und **Sagenketten** nennen; da indessen der Sagenzug bereits einen **Gedanken** enthält, was von dem Laut unter keinen Umständen und selbst von dem Worte nur in seltenen Fällen gesagt werden kann, so können wir dem erstern im Gebiete der Sprache nichts Geringeres als den Satz gegenüberstellen, demgemäß also der Sage die Periode und der Satzkette einen mehr oder weniger selbständigen Aufsatz. Einen weitern Begriff, entsprechend einem größern Werke, erblicken wir in dem **Sagenkreise**, und einen weitesten, einer Sammlung zusammengehöriger schriftlicher Arbeiten zu vergleichen, in dem gesammten **Sagenschatze** eines Volkes. Wie in der Sprache, so läßt sich indessen auch in der Sage eine strenge Grenze zwischen jenen Theilen nicht aufstellen; wie einzelne Wörter auch die Stelle von Sätzen vertreten und einzelne Aufsätze sowohl selbständig als Theile eines

*) Sagwissenschaftliche Studien, Jena 1876, S. 18 ff.

größern Ganzen sein können, so ist nicht genau zwischen Sagen, Sagenketten und Sagenkreisen zu unterscheiden.

Die Sagenzüge verdanken ihren ersten Ursprung Einwirkungen der Natur, denen sich erst auf einer höhern Stufe der Ausbildung solche Züge beigesellen, welche der dichterischen Einbildungskraft oder der ethischen Ueberzeugung des Menschen entspringen. Oft auch läßt sich der Ursprung eines Sagenzuges nicht oder wenigstens nicht sicher erkennen, und überhaupt ist in der Sage nicht Logik und Consequenz zu suchen, weil sie kein Erzeugniß der Reflexion, sondern ein freies Kind künstlerischer und dichterischer Phantasie ist, das erst auf höherer Culturstufe von des Gedankens Blässe angekränkelt wird.

Daß der Ursprung der Sagenzüge in der Natur zu suchen, ist vielfach bezweifelt worden, und eine nüchtern realistische Schule, welche in der poesielosen Zeit der alexandrinischen Grammatiker mit Euemeros ihren Anfang nahm, suchte in den Gestalten der Sage lediglich wirkliche Menschen, deren Erlebnisse nur entstellt wären. Diese Ansicht hat zwar in einzelnen Zügen recht, wo Sagenpersonen geschichtliche Namen tragen, wie z. B. Etzel (Attila) und Dietrich (Theodorich); aber diese Fälle sind äußerst selten und im Verhältniß sehr jung, und der Euemerismus hält als allgemeines System in keiner Weise Stich vor der Thatsache, daß Gestalten der Sage vielfach ausdrücklich die Namen von Organen der Natur tragen und auch deren Verrichtungen ausüben, und daß eine Menge anderer Gestalten mit anderen Namen die nämlichen Thaten thun und Dinge erleben, wie jene. So kann es z. B. unmöglich einem Zweifel unterliegen, daß Phaetons Sturz den Untergang der Sonne bedeutet, weil er „der Leuchtende" heißt, Sohn des Helios ist und sein Abenteuer mit dem Sonnenwagen erlebt; die mit dieser Katastrophe ähnlichen, in Folge eines unvermeidlichen Geschickes eintretenden Untergänge junger leuchtender Götter, wie Osiris, Adonis, Baldur, Achilleus, Sigfrid u. A., haben dann aber auch offenbar dieselbe Bedeutung. Auf die Frage, ob denn also bei jedem Sonnenuntergang Osiris oder Baldur getödtet werde, ist einfach zu antworten, daß die Poesie sich um solche Spitzfindigkeiten nicht kümmert, sondern dichtet, weil es ihr Freude macht und um ihre Götter zu feiern. Kindisch und einfältig ist es dagegen, in mit Sagen

zusammenhängenden Zügen, welche keinen nothwendigen Bezug auf Naturereignisse haben, einen solchen suchen zu wollen, so z. B. in dem Beginnen Athenes, den Achill an den Haaren zurückzuhalten, die Zerstreuung der Wolken durch die Sonne; solche Lächerlichkeiten, welche sich nicht mehr auf Sagenzüge, sondern auf Gedanken der Kunstdichtung beziehen, haben der natürlichen Erklärung alter Sagenzüge allerdings viel geschadet.

Wenn nun aber der Bezug auf Naturereignisse in ursprünglich-religiöser Auffassung hinsichtlich der Hauptbestandtheile derjenigen Sagen klar ist, welche durch unverdächtiges altes Zeugniß als religiöse Mythen feststehen, indem ihre Gegenstände nachweisbar auch solche des Gottesdienstes waren und in Schriften erwähnt sind, welche zu ihrer Zeit religiöses Ansehen hatten, wie z. B. die indischen und homerischen Epopöen und die germanische Edda, so könnte es dagegen als zweifelhaft erscheinen, ob auch den unter dem Volke lebenden mythischen Sagen, gewöhnlich Volksmärchen genannt, eine naturreligiöse Bedeutung innewohnt. Solcher Zweifel muß aber schwinden, wenn sich in diesen Sagen oder Märchen die auffallendsten Aehnlichkeiten mit der als solche anerkannten Mythologie finden, indem theils Wesen darin auftreten, welche anderwärts mit den Göttern verkehren, wie Zwerge, Riesen u. s. w., theils die Helden genau dieselben Thaten vollführen wie Götter und Heroen, z. B. Drachenkämpfe, ja auch Heldinnen dieselben Schicksale erleiden wie göttliche Heroinen, z. B. Dornröschen den hundertjährigen Schlaf Brunhilds durchmacht, endlich aber Helden und Heldinnen geradezu als unsterblich oder nach dem Tode als wieder belebt oder mit himmlischen Dingen, wie Sonne und Mond, in Verbindung erscheinen. Das sind Thatsachen, an denen in späterer Zeit beigefügte romanhafte Ausschmückungen der Erzählung nichts ändern können. — Zu solchen Ausschmückungen gaben alle die verschiedenen Errungenschaften Anlaß, zu welchen der Mensch im Laufe der Entwicklung seiner Cultur gelangte. Die Ausbildung des Familienlebens übertrug dieses auch auf die von den ältesten Menschen verehrten und nach und nach in menschliche Gestalt gehüllten Naturkräfte und gab ihnen die Eigenschaften von Vätern, Müttern, Söhnen, Töchtern u. s. w. Die Verbindung der Familien zu Stämmen und Staaten

führte auch bei den Göttern solche ein und brachte ihnen Geschichten von Entthronungen und Dynastien, und den Heroen, als welche sie auf der Erde erschienen, Geschichten von Kriegen und Friedensschlüssen. Auch entwickelten sich die Sagen der einzelnen Völker, nachdem die Völkerstämme sich in solche zertheilt, gemäß dem sich immer eigenthümlicher gestaltenden Charakter derselben, trotzdem sie den ursprünglichen Kern der Sage, der dem gesammten Völkerstamme gemeinsam war, nicht verloren. So behielten z. B. die Inder, Griechen, Germanen u. s. w. in den Grundzügen ihrer Sagen Dasjenige, was den ungetrennten Indo-Europäern gemeinsam gewesen, theils ziemlich unverändert, theils paßte sich bei ihnen dasselbe im Einzelnen dem Charakter der besonderen Völkerschaften an. Ersteres kennen wir als Märchen, letzteres als Götter- und Heldensage. Ersteres, ein Eigenthum der Frauen und Kinder geworden, drückt mehr die Eigenart der Völker als solcher aus, letztere, von den Männern bevorzugt, welche das Märchen verächtlich wegwerfen, mehr die religiösen Gedanken, wie sie sich bei Annahme besonderer Glaubensformen ausprägten. Die Folge davon war, daß sich das Märchen bis auf unsere Tage in seiner Hauptsache erhielt, wenn es auch vielfach die Färbung des Ortes, wo, und der Zeit, wann es jeweilen erzählt wurde, annahm, — die Götter- und Heldensage aber durch den Sieg des Christenthums (im Osten durch Buddhismus oder Islam), als mit der neuen Religion unvereinbar, verdrängt wurde. Das Märchen dagegen war der letztern nicht nur nicht hinderlich, sondern schmiegte sich ihr geradezu an, so daß es sich mit den christlichen und anderen Legenden in der mannigfachsten Weise verquickte, und dabei blieb dennoch sein alter Kern so unverfälscht, daß er sich bei den entlegensten Völkern, nicht nur gleichen Sprachstammes, sondern bisweilen sogar verschiedener Stämme, nicht verkennen läßt. Und diese Kraft des Märchens theilten auch manche Züge der Götter- und Heldensage, welche unter dem Volke sich verbreitet hatten und sich ebenfalls dem neuern Glauben anschmiegten, wie z. B. die Sigfrids-Sage rc. rc. Immer noch macht sich die Thatsache geltend, daß die Sage dem ältesten Glauben angehört, und wenn auch dieser geschwunden ist, so hat sich sein erzählender Ausdruck der Volksseele so tief eingeprägt, daß er fortbesteht und fortlebt, während

das Andenken an geschichtliche Thaten und Personen schon in den nächsten Geschlechtern wieder verschwindet, soweit es nicht schriftlich fortgepflanzt und bei den Lesenskundigen immer wieder aufgefrischt wird. Dieses letztern Umstandes bedarf die Sage nicht — außer eben wo sie durch einen neuen Glauben verdrängt wird. Im Volke bleiben darum nur diejenigen Charakter-Auffassungen geschichtlicher Personen haften, wie sie in die Sage übergegangen sind, nicht wie sie in Wirklichkeit bestanden haben. Das Volk erinnert sich wohl an einen Sigfrid, Etzel, Dietrich, aber nicht an einen Sigebert, Attila, Theodorich.

Man hat sich überflüssiger Weise darum gestritten, welche Naturvorgänge den Sagen zu Grunde liegen, als ob dies überhaupt diese und jene bestimmten sein müßten! Wir sagten bereits, daß die ungekünstelte Dichtung der Völker nicht aus Reflexion hervorging und darum auch nicht logisch oder consequent verfahren konnte. Sie ließ sich lediglich von der Phantasie leiten und wußte daher nichts von einem System. Ihre Benutzung der Naturereignisse beschränkte sich weder auf astronomische, wie die Einen, noch auf meteorologische, wie Andere, noch auf organische, besonders vegetabilische (kaum animalische) Thatsachen, wie Dritte es gewaltsam und willkürlich deuten wollten, sondern borgte bald bei diesen, bald bei jenen Erscheinungen, nur stets bei der Mutter Natur. Was dabei der Forscher im Gebiete der Sage thun kann, ist daher vor Allem nichts Doctrinäres, nichts Willkürliches oder Systematisches, sondern stets nur die Gewißheit oder wenigstens die Wahrscheinlichkeit des Zusammenhanges zwischen einem Sagenzug und einem Naturvorgange. Natürlich kommt es dabei sehr wesentlich auf das Volk an, um dessen Sagen es sich handelt, in Verbindung mit dem Klima seines Landes, sowie mit seiner Sprache und mit der Bedeutung, welche die in der Sage vorkommenden Namen in derselben haben. Nur eine solche vielseitige Verbindung der in Betracht kommenden Gegenstände kann zu einer annähernd richtigen Deutung der betreffenden Sagen führen.

Es ist jedoch, wie bereits angedeutet, nicht anzunehmen, daß der gesammte Inhalt der Sagenwelt allein der Natur, beziehungsweise ehemals verehrten Gegenständen derselben entnommen wäre. Es gilt dies nur von den ältesten Sagenbestandtheilen. Mit der Zeit

haben sich denselben jedoch allerlei Ausschmückungen beigesellt. Als Beispiel gelte uns ein allbekanntes Märchen, das Rothkäppchen. Die rothe Farbe gilt in der Sage überall als Vertreterin des Hellen, Leuchtenden; Persönlichkeiten, deren Verwandtschaft, wie wir später sehen werden, mit den Gestirnen oder sonstigen leuchtenden Dingen nahe liegt, tragen rothe Mützen oder Käppchen; Rothkäppchen stellt daher entweder den in der Sage vorherrschend weiblichen Mond oder die Abendröthe vor. Der Wolf ist in der Sage stets ein Nachtthier; wenn er Rothkäppchen verschlingt, so ist er die Nacht, welche dem Monde oder der Abendröthe ihr Licht raubt. Die Sonne, in der Sage ihrem Charakter gemäß meist ebenso männlich wie der Mond weiblich, erscheint sehr häufig, wie die griechischen Sonnengötter Apollon und Herakles, wie im Norden Eigil und der Tell zeigen, weil ihre Strahlen an ferntreffende Pfeile erinnern, als Schütze oder Jäger; der Jäger in unserm Märchen ist daher die Sonne, welche die Nacht besiegt und entweder die Abendröthe als Morgenröthe wieder in's Leben ruft oder dem verdunkelten Mond ihr Licht wieder verleiht. Die Großmutter aber, welche ohne Gewaltsamkeit auf keinen Naturvorgang gedeutet werden kann, ist eine romanhafte Zugabe späterer Zeit, wie ja auch der Teufel in komischen Erzählungen seine Großmutter hat.

Die Verbindung romanhafter Zuthaten mit Sagen, deren Kern der religiös verehrten Natur entnommen, ist aber um so begreiflicher, je weiter das Volk, dem die betreffenden Sagen angehören, vom Fetischdienste, d. h. von der unmittelbaren Anbetung reiner Naturdinge entfernt ist. Die höher gebildeten Völker kennen den Fetischdienst nicht mehr, sondern verehren in der Natur stets etwas Geistiges, dessen Hülle die Naturorgane sind. Nicht die Sonne, nicht der Blitz und Donner, nicht Wasser und Feuer, nicht Pflanzen und Thiere sind von den heidnischen Indo-Europäern seit ihrer Absonderung vom gemeinsamen menschlichen Urstamm, also auch von unseren germanischen Vorfahren unmittelbar verehrt worden, sondern die Kraft, welche die Sonne bewegt, welche blitzt und donnert, welche im Wasser und Feuer wirkt, die Seele der Pflanze und des Thieres. Was in den Sagen unserer höheren Völkerstämme daher an die Vorgänge und Organe der Natur erinnert, das ist deren bewegende Kraft oder Seele, und

das Andenken an *geschichtliche* Thaten und Personen schon in den nächsten Geschlechtern wieder verschwindet, soweit es nicht schriftlich fortgepflanzt und bei den Lesenskundigen immer wieder aufgefrischt wird. Dieses letztern Umstandes bedarf die Sage nicht — außer eben wo sie durch einen neuen Glauben verdrängt wird. Im Volke bleiben darum nur diejenigen Charakter=Auffassungen geschichtlicher Personen haften, wie sie in die Sage übergegangen sind, nicht wie sie in Wirklichkeit bestanden haben. Das Volk erinnert sich wohl an einen Sigfrid, Etzel, Dietrich, aber nicht an einen Sigebert, Attila, Theodorich.

Man hat sich überflüssiger Weise darum gestritten, *welche Naturvorgänge* den Sagen zu Grunde liegen, als ob dies überhaupt diese und jene bestimmten sein müßten! Wir sagten bereits, daß die ungekünstelte Dichtung der Völker nicht aus Reflexion hervorging und darum auch nicht logisch oder consequent verfahren konnte. Sie ließ sich lediglich von der Phantasie leiten und wußte daher nichts von einem System. Ihre Benutzung der Naturereignisse beschränkte sich weder auf astronomische, wie die Einen, noch auf meteorologische, wie Andere, noch auf organische, besonders vegetabilische (kaum animalische) Thatsachen, wie Dritte es gewaltsam und willkürlich deuten wollten, sondern borgte bald bei diesen, bald bei jenen Erscheinungen, nur stets bei der Mutter Natur. Was dabei der Forscher im Gebiete der Sage thun kann, ist daher vor Allem nichts Doctrinäres, nichts Willkürliches oder Systematisches, sondern stets nur die Gewißheit oder wenigstens die Wahrscheinlichkeit des *Zusammenhanges* zwischen einem Sagenzug und einem Naturvorgange. Natürlich kommt es dabei sehr wesentlich auf das Volk an, um dessen Sagen es sich handelt, in Verbindung mit dem Klima seines Landes, sowie mit seiner Sprache und mit der Bedeutung, welche die in der Sage vorkommenden Namen in derselben haben. Nur eine solche vielseitige Verbindung der in Betracht kommenden Gegenstände kann zu einer annähernd richtigen Deutung der betreffenden Sagen führen.

Es ist jedoch, wie bereits angedeutet, nicht anzunehmen, daß der gesammte Inhalt der Sagenwelt allein der Natur, beziehungsweise ehemals verehrten Gegenständen derselben entnommen wäre. Es gilt dies nur von den *ältesten* Sagenbestandtheilen. Mit der Zeit

haben sich denselben jedoch allerlei Ausschmückungen beigesellt. Als Beispiel gelte uns ein allbekanntes Märchen, das Rothkäppchen. Die rothe Farbe gilt in der Sage überall als Vertreterin des Hellen, Leuchtenden; Persönlichkeiten, deren Verwandtschaft, wie wir später sehen werden, mit den Gestirnen oder sonstigen leuchtenden Dingen nahe liegt, tragen rothe Mützen oder Käppchen; Rothkäppchen stellt daher entweder den in der Sage vorherrschend weiblichen Mond oder die Abendröthe vor. Der Wolf ist in der Sage stets ein Nachtthier; wenn er Rothkäppchen verschlingt, so ist er die Nacht, welche dem Monde oder der Abendröthe ihr Licht raubt. Die Sonne, in der Sage ihrem Charakter gemäß meist ebenso männlich wie der Mond weiblich, erscheint sehr häufig, wie die griechischen Sonnengötter Apollon und Herakles, wie im Norden Eigil und der Tell zeigen, weil ihre Strahlen an ferntreffende Pfeile erinnern, als Schütze oder Jäger; der Jäger in unserm Märchen ist daher die Sonne, welche die Nacht besiegt und entweder die Abendröthe als Morgenröthe wieder in's Leben ruft oder dem verdunkelten Mond ihr Licht wieder verleiht. Die Großmutter aber, welche ohne Gewaltsamkeit auf keinen Naturvorgang gedeutet werden kann, ist eine romanhafte Zugabe späterer Zeit, wie ja auch der Teufel in komischen Erzählungen seine Großmutter hat.

Die Verbindung romanhafter Zuthaten mit Sagen, deren Kern der religiös verehrten Natur entnommen, ist aber um so begreiflicher, je weiter das Volk, dem die betreffenden Sagen angehören, vom Fetischdienste, d. h. von der unmittelbaren Anbetung reiner Naturdinge entfernt ist. Die höher gebildeten Völker kennen den Fetischdienst nicht mehr, sondern verehren in der Natur stets etwas Geistiges, dessen Hülle die Naturorgane sind. Nicht die Sonne, nicht der Blitz und Donner, nicht Wasser und Feuer, nicht Pflanzen und Thiere sind von den heidnischen Indo-Europäern seit ihrer Absonderung vom gemeinsamen menschlichen Urstamm, also auch von unseren germanischen Vorfahren unmittelbar verehrt worden, sondern die Kraft, welche die Sonne bewegt, welche blitzt und donnert, welche im Wasser und Feuer wirkt, die Seele der Pflanze und des Thieres. Was in den Sagen unserer höheren Völkerstämme daher an die Vorgänge und Organe der Natur erinnert, das ist deren bewegende Kraft oder Seele, und

so ist es begreiflich, daß ähnliche geistige oder seelische Wesen, d. h. in der Regel Menschen, wie sie wirklich sind, welche aber keinen Bezug auf Vorgänge in der äußern Natur haben, mit denjenigen Wesen verbunden wurden, welche ursprünglich der Naturverehrung entsprossen, deren Bedeutung aber bereits vergessen war.

Todte, d. h. geistlose Naturdinge handeln nicht; die Wahrheit des eben Gesagten erhellt also schon daraus, daß die Sagen unseres indo-europäischen Völkerstammes stets eine Handlung enthalten. Der Grund davon liegt in ihrer höhern Auffassung: jede Bewegung in der Natur, d. h. jeder Uebergang von einem Zustand in einen andern war für unsere Vorfahren eine Handlung, also eine geistige Bewegung, und das erklärt die reiche Ausstattung des Sagenschatzes der Völker unseres Stammes. Dieser Reichthum erhellt am besten aus einer Uebersicht der verschiedenen Gestalten, welche in unseren Sagen spielen. Dieselben lassen sich in zwei große Hauptgruppen bringen. Entweder nämlich treten die Organe und Vorgänge der Natur außerhalb des Menschen, so wie sie sind, in ihrem wahren Charakter, unverhüllt auf, oder sie hüllen sich in eine menschenähnliche Gestalt. Die Aehnlichkeit der Züge zwischen dieser makrokosmischen und mikrokosmischen Gruppe wird klar ihren innigen Zusammenhang beweisen. Die Gestaltengruppe der äußern Natur, die Gegenstände der Naturmythe im engern Sinn umfassend, hat, gemäß der uralten Eintheilung der Welt nach dem Augenschein, entweder den Himmel oder die Erde oder das zwischen beiden Befindliche, den Luftraum zum Schauplatz ihres Handelns. Die ihr angehörigen Wesen sind daher entweder astronomische, wie Sonne, Mond und Sterne, oder atmosphärische, wie Wind, Sturm, Wolken, Regen, Schnee, Eis, Hagel u. s. w., oder tellurische, wie das Wasser mit seinen Erscheinungsformen (Flüsse, Seen, Meer), das Feuer und die Erde selbst, und die letztere zeigt wieder einerseits was in ihr ist, die Unterwelt, und andererseits was auf ihr ist, die organische Welt der Pflanzen und Thiere. Die menschenähnlichen Wesen der Sage sind wieder entweder weniger oder mehr menschenähnlich oder Menschen selbst. Weniger menschenähnlich sind solche der menschlichen Phantasie entsprungene Geschöpfe, welche in ihrer äußern Erscheinung und theilweise auch in

ihrem Charakter an die Thierwelt streifen, mit diesem Zuge aber geistige Kräfte verbinden, welche in mancher Beziehung die der Menschen überragen. Wir nennen diese Wesen Dämonen und ihren Charakter dämonisch; er ist wegen des in ihm liegenden Widerstreites dem Menschen widerwärtig und unheimlich. Die Dämonen neigen theilweise mehr auf die natürliche Seite des den Menschen Widerlichen, indem sie sich von uns durch ihren Aufenthalt oder ihr Körpermaß oder ihre Neigungen unterscheiden. In ersterer Beziehung sind sie Wasser-, Berg-, Waldgeister u. dergl., in zweiter Hinsicht kleiner oder größer als die Menschen (Zwerge und Riesen) und im dritten Punkte gehen sie geradezu darauf aus, den Menschen zu schädigen und zu quälen (Nachtmaren, Alpe, Vampyre und Werwölfe). Theilweise aber verrathen die Dämonen mehr eine unerklärbare geistige oder sittliche Gewalt über den Menschen und das was ihm theuer ist, — es ist dies jedoch eine späte, vorzugsweise durch das Christenthum hervorgerufene Gestaltung der Mythe; dahin gehört einerseits der Tod und andererseits der Teufel mit seinem Heere von Hexen und Zauberern, welche aber in ihrem Grundwesen aus der ältern heidnischen Mythe stammen und auch zum großen Theile die Eigenschaften der Riesen geerbt haben. Waltet schon unter den Dämonen das geistige Element stark neben dem körperlichen, so wiegt es entschieden vor in den mehr menschenähnlichen Wesen, welche der Mensch nach sich selbst bildete und in seiner Eigenliebe über alle anderen Wesen stellte, in den Göttern. Dem natürlichen Gebiete entsprungen, das sie auch meist nicht verleugnen können und fortwährend verwalten, tritt doch bei ihnen die natürliche Gestalt ganz zurück und macht einer fast ausschließlich geistigen Bedeutung Platz. Von den Göttern stammen denn auch diejenigen in der Sage spielenden eigentlichen Menschen, welche eine religiöse Grundlage in ihrem Wesen haben, d. h. Spuren einer ihnen gezollten Verehrung zeigen, die Heroen oder Helden im höhern Sinne. Man erkennt sie an den göttlichen Eigenschaften der Unsterblichkeit, Allmacht, Allwissenheit u. s. w., und sie sind überhaupt nur durch ihre besonders betonte menschliche Gestalt und Lebensart von den Göttern verschieden, mit denen sie eine einzige Kategorie von Mythenwesen bilden. Ander-

weitige Menschen, und zwar solche, die ganz und gar Menschen sind, wie sie leiben und leben, spielen lediglich in den romanhaften Ausschmückungen der Sage, mit denen wir uns nur mittelbar zu beschäftigen haben, eine Rolle. Manche Märchen und Sagen bestehen allein aus solchen der Mythe entfremdeten rein menschlichen Zügen, und diese sind die Wurzeln der Novelle und des Romans.

Aus der eben gegebenen Uebersicht der in den Sagen mythischen Charakters spielenden Wesen geht hervor, daß die letzteren ihre höchste Ausbildung in der menschlichen Gestalt finden, indem der Mensch das Höhere oder das Unendliche, von dem er sich abhängig fühlt, dadurch am meisten zu ehren glaubt, daß er ihm seine eigene Gestalt, die vollendetste unter den von der Natur hervorgebrachten, verleiht. Die niedrigsten und unvollkommensten Mythen sind dagegen jene, in welchen außermenschliche Wesen auftreten; es entspringen diese Sagen der naiven, offenherzigen Naturreligion, welche noch nicht durch Dichtkunst veredelt und verfeinert ist. Zwischen diesen beiden äußersten Stufen der Mythendichtung stehen aber diejenigen Sagen, welche von mischgestaltigen Wesen handeln, d. h. von solchen, in denen sich menschliche und nichtmenschliche Elemente berühren; es sind dies die Dämonensagen. Wir theilen demnach unsere Darlegung der Volkssage in drei Bücher. Das erste begreift die Naturmythe im engern Sinne, d. h. diejenigen Sagen, welche uns die außermenschlichen Naturdinge in offener Kunstlosigkeit vorführen, das zweite Buch enthält die Sage der Dämonenwelt, welche in phantastischer Weise Gestalten schafft, die die Wirklichkeit nicht kennt, also ein Tasten im Gebiete der Dichtung verräth, das die wahren Ideale des Schönen noch nicht zu erreichen vermag; das dritte Buch endlich umfaßt die Götter- und Heldensage, in welcher sowohl das naive Vorführen der Naturwesen, wie sie sind, als das barocke Erzeugen unmöglicher Formen überwunden ist und der poetische Sinn in der schönen menschlichen Gestalt als Hülle des Waltens der Naturkräfte seine volle Befriedigung findet.

— — —

Erstes Buch.

Die Naturmythe.

Erster Abschnitt.

Die Schöpfung.

Diejenige Sage, welche, wenn auch nicht dem Ursprunge, so doch dem Inhalte nach allen übrigen vorangeht, ist diejenige von der Schöpfung der Naturdinge. Sie entspricht der Frage nach der Entstehung der Welt, und auf dieser Frage beruht im Grunde auch die gesammte Religion, welche bei vollkommener Klarheit des Herkommens alles Wahrgenommenen überflüssig wäre; daher ist auch die Schöpfungssage der Grund und Anfang aller Götterlehren und Sagengeschichten.

Bei allen Schöpfungssagen ist die Weltansicht der betreffenden Völker von besonderer Wichtigkeit. Die Völker, welche Mythen dichteten, kannten weder das ptolemäische, noch das kopernikanische Weltsystem, welche beiden die Erzeugnisse gelehrter Berechnungen sind. Kein sagendichtendes Volk ahnte auch nur von ferne die Rundung der Erde. Allen Völkern als solchen war die Erde, was sie dem einfachen Augenschein stets ist, eine Ebene, über welcher sich der Himmel halbkugelförmig ausspannt. Daraus ergeben sich für den Urmenschen zwei Gegensätze, Himmel und Erde, das ewige Oben und das ewige Unten, mit welchen jede Schöpfungsgeschichte und jede Weltanschauung beginnt. Dieselben sind daher in den Sagen vieler Völker sogar die Voraussetzung aller Schöpfung, sind unerschaffen und die Erzeuger oder Eltern aller übrigen Dinge, so in China, wo aus dem Himmel (meist „erhabener Himmel“, huang-thjan, auch der „erhabene Herr“,

schang-ti genannt) und der Erde (ti bezüglich der Gestalt und thù bezüglich des Stoffes) alle Dinge, auch die Menschen entstehen. Dagegen werden in der hebräischen Schöpfungssage aus dem Chaos erst Himmel und Erde geschaffen. Jene Anschauung beherrscht auch die Sagengeschichte der polynesischen Völker, doch in weit lebendigerer, farbenreicherer Weise als bei den nüchternen Söhnen des „Reichs der Mitte". Bei ihnen finden wir Himmel und Erde bereits mit individuellen, auf menschliche Art, wenn auch nicht in deutlicher Gestalt ausgeprägten Charakteren. Himmel und Erde erscheinen hier bereits als ein Ehepaar und als Eltern aller übrigen Naturgegenstände. Naturgemäß wird dabei das starke männliche Geschlecht der obern, das duldende weibliche der untern Hälfte der Welt zugetheilt. Der Himmel wird zum Vater, die Erde zur Mutter. Der durch seinen Regen und Thau befruchtende Himmel und die empfangende und fruchttragende Erde sind die Hauptpersonen eines Dramas voll von Liebe und Schmerz, Vereinigung und Trennung, Kindesliebe und Kinderabfall, Herrschaft und schmachvollem Sturz. Die thatsächliche Trennung zwischen Himmel und Erde ohne Aufhören ihres gegenseitigen Verkehrs bietet hierzu den Stoff. Nehmen wir als Beispiel folgende höchst merkwürdige Mythe der Maoris auf Neuseeland:

(1.) Von Rangi, dem Himmel, und Papa, der Erde, entsprangen alle Menschen und Dinge; aber Himmel und Erde hafteten aneinander und Finsterniß lag über ihnen und den Wesen, welche sie gezeugt hatten, bis zuletzt ihre Kinder berathschlagten, ob sie ihre Eltern auseinander reißen oder erschlagen sollten. Da sagte Tane-mahuta, der Vater der Wälder, zu seinen fünf großen Brüdern: „Es ist besser, wir trennen sie, so daß der Himmel weit über uns steht und die Erde unter unseren Füßen liegt. Laßt den Himmel uns fremd werden; aber die Erde bleibe bei uns als unsere nährende Mutter." Darauf erhob sich Rongo-ma-tane, Gott und Vater der Culturnahrungsmittel des Menschen, und suchte Himmel und Erde voneinander zu trennen; er setzte alle Kräfte daran, aber vergebens, und vergebens waren auch die Bemühungen Tangaroas, des Vaters der Fische und Reptilien, und Haumia-tikitikis, des Vaters der wildwachsenden Nahrungsmittel, und Tu-matauengas, des Gottes und Vaters der unerschrockenen Menschen. Da erhebt sich langsam Tane-mahuta, der Gott und Vater der Wälder, und ringt mit seinen Eltern, indem er sie mit seinen Händen und Armen zu trennen sucht. „Siehe, er macht eine Pause, sein Haupt ist jetzt fest auf seine Mutter, die Erde, gestemmt, seine Füße hebt er hoch empor und hält sie gegen seinen Vater, den Himmel, und er spannt

seinen Rücken und seine Gliedmaßen mit mächtiger Anstrengung. Jetzt sind Rangi und Papa voneinander geschieden und mit Schreien und Aechzen kreischen sie laut. . . . . Aber Tane-mahuta rastet nicht; weit, weit unter sich drückt er die Erde hinab; weit, weit über sich drängt er den Himmel hinauf." Aber Tawhiri-ma-tea, der Vater der Winde und Stürme, war nie damit einverstanden gewesen, daß seine Mutter von ihrem Gatten getrennt werde, und jetzt erhob sich in seiner Brust der grimmige Plan, gegen seine Brüder in den Krieg zu ziehen. So stand der Sturmgott auf und folgte seinem Vater in das obere Reich und eilte in die geschützten Höhlen des grenzenlosen Himmels, um sich dort zu verbergen und anzuklammern und einzunisten. Darauf kam seine Nachkommenschaft hervor, die mächtigen Winde, die grimmigen Böen, die Wolken, dicht, dunkel, feurig, wild einherjagend, wild platzend; und in deren Mitte stürzte der Vater auf seine Feinde. Tane-mahuta und seine Riesenbäume standen sorglos und ohne eine Ahnung da, als der wüthende Orkan auf sie hereinbrach, der die Bäume knickte und Stämme wie Zweige zerstreut und zertrümmert auf der Erde den Insecten und Würmern zur Beute ließ. Sodann stürzte der Vater der Stürme hernieder, um die Gewässer zu Wogen zu peitschen, deren Gipfel wie Klippen emporstiegen, bis Tangaroa, der Gott des Oceans und alles dessen, was darin wohnt, erschreckt durch seine Meere floh. Seine Kinder, Ika-tere, der Vater der Fische, und Tu-te-wehiwehi, der Vater der Reptilien, suchten einen Zufluchtort, wo sie sicher sein konnten; der Vater der Fische rief: „Ho, ho, laßt uns Alle nach dem Meere fliehen!" aber der Gott der Reptilien rief ihm zur Antwort: „Nein, nein, laßt uns Alle landeinwärts fliehen!" und so trennten sich diese Geschöpfe; denn während die Fische in's Meer flohen, suchten die Reptilien Sicherheit in Wäldern und Sträuchern. Aber der Meeresgott Tangaroa, erzürnt, daß seine Kinder, die Reptilien, ihn verlassen hatten, hat seitdem immer gegen seinen Bruder Tane, der ihnen Obdach in seinem Holze verlieh, Krieg geplant. Tane greift ihn wieder an, indem er die Nachkommen seines Bruders Tu-matauenga, des Vaters der unerschrockenen Menschen, mit Canoes und Sperren und Fischhaken aus seinen Bäumen versieht, und mit Netzen, die aus seinen Faserpflanzen geflochten sind, damit sie überall die Fische tödten können, die Kinder des Meeresgottes; und der Meeresgott geräth in Zorn gegen den Waldgott, überwältigt dessen Canoes mit seiner hoch aufschlagenden See und fegt seine Bäume und Häuser mit Fluthen hinaus in den grenzenlosen Ocean. Alsdann beginnt der Gott der Stürme seine Brüder, die Götter und Erzeuger der angebauten und wilden Nahrungsmittel, anzugreifen, aber Papa, die Erde, nahm sie auf und verbarg sie, und so sicher wurden diese ihre Kinder von ihrer Mutter versteckt gehalten, daß der Sturmgott vergebens nach ihnen suchte. So stürzte er sich auf den letzten seiner Brüder, den Vater der unerschrockenen Menschen, aber den konnte er nicht einmal erschüttern, obwohl er alle seine Kräfte daran wandte. Was kümmerte sich Tu-matauenga um den Zorn seines Bruders? Er hatte den Plan zur

Vernichtung seiner Eltern angegeben und sich tapfer und unerschrocken im Kriege erwiesen; seine Brüder waren vor dem furchtbaren Andrang des Sturmgottes und seiner Nachkommen gewichen; der Waldgott und seine Nachkommen waren in Stücke zerbrochen und zerrissen; der Meeresgott und seine Kinder waren in die Tiefen des Oceans und in die Spalten der Küste geflohen, die Götter der Nahrung hatten sich sicher verborgen; aber der Mensch stand noch aufrecht und unerschüttert auf dem Schooße seiner Mutter Erde, und zuletzt beruhigten sich auch der Himmel und der Sturm und ihre Leidenschaft ließ nach.

Jetzt aber sann Tu-matauenga, der Vater der unerschrockenen Menschen, nach, wie er sich an seinen Brüdern dafür rächen könne, daß sie ihn im Kampfe gegen den Gott der Stürme ohne Hilfe gelassen hätten. Er bereitete sich Schlingen aus den Blättern des Whanake-Baumes, und die Vögel und wilden Thiere, Kinder Tanes, des Waldgottes, fielen vor ihm; er flocht Netze aus der Flachspflanze und schleppte die Fische an's Land, die Kinder Tangaroas, des Meeresgottes; er fand in ihren Verstecken unter dem Boden die Kinder Rongo-ma-tanes, die Batate und alle Culturnahrungsmittel und die Kinder Haumia-tikitikis, die Farrenwurzel und alle wildwachsenden Nahrungsmittel; er grub sie aus und ließ sie in der Sonne dörren. Doch wiewohl er seine vier Brüder überwältigte und sie seine Nahrung wurden, über den fünften konnte er doch nicht Herr werden, und Tawhiri-ma-tea, der Sturmgott, greift ihn noch immer mit Ungewittern und Orkanen an, und sucht ihn zu Lande und zu Wasser zu vernichten. Dadurch, daß der Zorn des Sturmgottes gegen seine Brüder losbrach, verschwand das trockene Land unter dem Wasser. Die Wesen aus alten Tagen, welche so das Land überschwemmten, waren Furchtbarer Regen, Langanhaltender Regen und Heftiger Hagelsturm; und ihre Nachkommen waren Nebel und Himmelsthau und Lichtthau, und so blieb nur wenig trockenes Land über dem Meere stehen. Da nahm das helle Licht in der Welt zu, und die Wesen, welche zwischen Rangi und Papa verborgen waren, ehe diese getrennt wurden, vermehrten sich jetzt auf der Erde. „Bis auf den heutigen Tag ist der Himmel noch immer von seiner Gattin, der Erde, getrennt geblieben. Doch ihre gegenseitige Liebe besteht noch immer; die sanften warmen Seufzer ihres liebenden Busens erheben sich noch immer zu ihm, aufsteigend von den waldigen Bergen und Thälern, und die Menschen nennen sie Nebel; und der weite Himmel, der die langen Nächte über die Trennung von seiner Geliebten trauert, läßt häufig Thränen auf ihren Schooß fallen, und Menschen, welche diese sehen, nennen sie Thautropfen."

Stellen wir dieser originellen Mythe eine solche der Antipoden ihrer Erfinder entgegen. Von Neuseeland nach Deutschland ist kein kleiner Schritt, es liegt nicht weniger als der gesammte Durchmesser der Erde dazwischen; daher sind auch die Mythen beider Gegenden, obschon sie denselben Gegenstand behandeln, so grundverschieden. Wir

meinen das sinnigste und vielleicht bekannteste, auch unstreitig das bei Erwachsenen beliebteste Märchen der Deutschen, Dornröschen. Ein König und eine Königin erhalten lange kein Kind. Nehmen wir an, dieses Elternpaar stelle wie ein jedes, mit dem eine Mythologie beginnt, Himmel und Erde vor. Ein Frosch verkündet ihnen eine Tochter; aus diesem Zuge spricht die alte Vorliebe der Mythe für kriechende Thiere, diese Abbilder der kriechend sich bewegenden Gestirne. Der Frosch ist ein Stern, und ein solcher dient in den verschiedensten Mythen als Verkünder freudiger Ereignisse, als „Unstern" auch des Gegentheils. Es wird ein Mädchen geboren; die Tochter des Himmels und der Erde kann nur die Natur, speziell die Blumenwelt sein; außerdem könnte man sie nur als eine Wiederholung der Mutter, als die verjüngte Erde auffassen. Es werden zwölf weise Frauen zum Geburtsfeste eingeladen, die zwölf Monate. Die Dreizehnte vergessene ist vielleicht der Tod, was auch ihrem Ausspruche gemäß ist. Die zwölfte Fee, welche den Spruch mildert, aber doch ein trauriges Ereigniß vorhersagt, ist der letzte Monat des Jahres, welcher der Natur vollends ein Grab bereitet; daß das Unheil durch eine Spindel geschehen soll, erinnert an die nordischen Schicksalsgöttinnen, die Nornen, welche gleich den hellenischen Moiren (römischen Parcen) das Schicksal des Menschen spinnen. Die Spinnerin, bei der das Mädchen die verbotene Spindel entdeckt, ist verborgen wie das Schicksal. Im Augenblicke, wo die Natur, von ihrem unabwendbaren Geschick ereilt, im zwölften Monat einschläft, schläft Alles mit ihr; Thiere und Menschen sind ihrer sommerlichen und herbstlichen Beschäftigung entzogen und in ihre Wohnungen gebannt, Alles schläft in gewissem Sinne, schläft hinter einer undurchdringlichen Dornenhecke. Niemand kann zur schlafenden Blumenwelt gelangen, ehe die bestimmte Zeit herum ist, während welcher sie unter der schützenden Schneedecke schlafen muß. Wer es vorher versucht, geht zu Grunde; erst der Rechte kommt zum Ziele; nennen wir ihn den Frühling, den Sonnen- oder den verjüngten Himmelsgott. Merkwürdiger Weise sagt ein deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, der Schlesier Logau vom Mai:

Dieser Monat ist ein Kuß,
Den der Himmel giebt der Erde.

Mit diesem Kusse erwacht Alles zu neuem Leben und lebt wieder fort, als wenn nichts geschehen wäre, bis ein neuer Winter den Kreislauf weiter führt.

Näher indessen als unser Märchen, welches nur einen tief gemüthvollen Zug mit der antipodischen Mythe gemein hat, steht der letztern, als einer Schöpfungssage, diejenige der alten Griechen. Auch hier sind Himmel und Erde, und zwar mit ihren wahren Namen, Uranos und Gaia, wenn auch nicht der Zeit nach die ältesten verehrten Gottheiten, doch die von einer immer noch ziemlich alten Ausschmückung der Mythe dem ersten Göttergeschlechte zugetheilten Stammeltern. Denn Zeus ist in Wahrheit der älteste und ursprünglichste Himmels- und Volksgott der Hellenen, sein Vater Kronos und Großvater Uranos dagegen spätere Hinzudichtungen. Eine ähnliche Auffassung verräth auch die germanische Mythologie, welche den Himmel als Odin und die Erde als Frigg (ursprünglich Jördh) auf den ersten Platz unter den göttlichen Wesen erhebt, wo wir ihnen noch oft begegnen werden.

Die Schöpfungssagen der Völker des indo-germanischen Sprachstammes haben indessen den gemeinsamen Charakter, daß sie von den Gottheiten durchaus unabhängig sind. Die Welt hat bei ihnen ihren eigenen, meist seltsamen und für uns unerklärlichen Ursprung. Die Völker dieses unseres Stammes und mit ihnen viele andere von höherer Cultur erweitern ferner die zwei Theile der Welt zu drei solchen, indem sich in ihrer Vorstellung, ähnlich dem Himmel über der Erde, die Unterwelt unter derselben wölbt, so daß die Welt eine eiförmige Gestalt erhält, wie sie auch vielfach als Ei (Weltei) gedacht erscheint. Von dem Himmel auf die Erde herab strahlt das Licht der Gestirne und träufelt das Naß, das die Fruchtbarkeit befördert; aus der Unterwelt herauf sprossen die Gewächse und in sie hinab begeben sich die Seelen nach dem Tode, so daß ein steter Wechsel und Kreislauf zwischen den drei Reichen der Welt vor sich geht.

Volksthümlicher aber als die nur bei gelehrten Dichtern (namentlich in den mystischen, dem Orpheus zugeschriebenen Gesängen) zu findende Vorstellung der Welt als Ei ist diejenige derselben als Leib eines ungeheuern Riesenwesens. Ovidius sagt in seinen Metamorphosen (IV. 657 ff.) von dem Himmelsträger, dem Titanen Atlas:

„Groß wie er war, ward Atlas ein Berg. Sein Bart und das Haupthaar
Wallen in Wälder dahin; Felshöhen sind Schultern und Hände;
Was sonst Scheitel ihm war, ist oberster Gipfel des Berges:
Knochen erstarren zu Stein; an jeglichem Theile vergrößert,
Wächst er in's Ungeheure, . . . und ganz nun
Ruhet mit allen Gestirnen auf seinem Haupte der Himmel.“

Die auffallendste Aehnlichkeit mit dieser Schilderung hat sowohl die Schöpfungssage der indischen Brahmanen nach dem Rig-Veda als jene der Germanen nach der Edda.

Die erstere sagt:

(2) Die Götter opferten und zertheilten den Weltgeist Puruscha. Aus einer Seele entstand der Mond, aus seinem Auge die Sonne, aus seinem Munde die Götter Indra (Luft) und Agni (Feuer), aus seinem Athem der Wind, aus seinem Kopfe der Himmel, aus seinen Füßen die Erde, aus seinen Ohren (?) die vier Himmelsgegenden.

Die germanische Sage ergeht sich in zwar dunkeln, aber viel mannigfaltigeren Bildern, indem sie sich den ältesten Zustand der Welt unter dem Bilde des Riesen Ymir vorstellt, welcher durch die Wechselwirkung der Feuerwelt Muspelheim im Süden und der Eiswelt Niflheim im Norden in dem gähnenden Abgrunde zwischen beiden (Ginunga-Gap) seinen Ursprung fand.

(3.) Als das Eis der Urwelt von der entstehenden Wärme schmolz, entstanden der Riese Ymir und die Kuh Audhumbla. Vier Milchströme entquollen ihrem Euter, dadurch wurde Ymir ernährt. Die Kuh aber beleckte die salzigen Eisblöcke Den ersten Tag, wo sie das that, entstanden Menschenhaare, den zweiten ein Kopf, den dritten ein ganzer Mensch, der hieß „Buri“. Buri zeugte den Bör*) und dieser mit Bestla, der Tochter des Riesen Bölt-

*) Von hohem Interesse ist, was die Griechen hiervon überliefern. Dort zeugt der Titane (Uranide), Krios (Widder) den Asträos und dieser mit der Eos den Boreas, Stammvater der Boreaden (deren erste drei riesige Brüder waren (Aelian, Thiergesch. 11, 1), der Könige der nordischen Hyperboreer, auf einer Insel des Nordoceans, und immerwährenden Priester des Apollon, welche der Gott jedesmal nach Ablauf eines „großen Jahres“, d. h. nach 19 Jahren, besuchte, weil er dort von der Latona oder Leto geboren war. Das Volk hatte Verkehr mit den Hellenen, zu denen der Cult des Gottes von daher bis Kleinasien kam. (Diod. II. 47.) Pindar kannte die Hyperboreer an den „Quellen des Ister“ (der Inn, entspringend auf der Abulukette, dem „Atlas bei den Hyperboreern“, wo die goldenen, vom Drachen gehüteten Aepfel wuchsen. (Apollodor II. 5, 11.)

horn, drei Söhne, Namens Odin, Wili (oder Hönir) und We (oder Lodur). Sie heißen Asen, die Götter der Nordwelt.

Die drei Söhne Börs tödteten den Ur-Riesen Ymir und es lief eine solche Fluth Blutes aus ihm, daß darin das ganze Hrymthursengeschlecht (die Kinder Ymirs) ertrank bis auf Einen, Namens Bergelmir, welcher mit seiner Frau ein Boot bestieg und sich dadurch rettete. Von ihnen stammte das spätere Hrymthursenvolk her.

Hierauf brachten die drei Asen den getödteten Riesen hinaus mitten nach Ginunga-Gap und bildeten aus seinem Leibe die Erde, aus seinem Blute Meer und Seen, aus seinen Knochen die Berge und aus den Zähnen die Steine. Das unwegsame Weltmeer ließen sie in einem Kreise um die Erde herum fließen (der nordische Oegir, der griechische Okeanos).

Aus des Riesen Hirnschale bildeten sie den hohen Himmel, unter dessen vier Ecken sie vier Zwerge setzten: Austri (Ost), Westri (West), Sudri (Süd) und Nordri (Nord), und aus seinem Gehirn machten sie die Wolken. Dann brachten sie die Funken, die von Muspelheim ausgeworfen wurden, an den Himmel, wo sie seitdem als Gestirne leuchten.

Mitten auf der Erde machten die Asen aus den Augenbrauen Ymirs eine Verschanzung, die sie Midgard (Midjungard, Mittilgart, Burg der Mitte) nannten, gaben den Riesen außerhalb, längs den Bergen der Küste ihren Platz Utgard (Außenburg, Jotunheim), und bauten in der Höhe für sich selbst die Asgard (Asenburg). (Jüngere Edda, Gylfaginning 6—9.)

In dieser Schöpfungssage ist namentlich der Anfang schwer zu deuten. Nach Simrock (Deutsche Mythol. S. 15) ist die Kuh (deren Name verwandt mit dem griechischen Gaia) die Erde, die Alles nährende, deren Wärme das Eis verzehrt und aus der alles Lebende entsteht. Der Riese Ymir, aus dem die Welt gebildet wird, muß ein Bild des rohen Stoffes, und Buri; dessen Schöpfung mit dem Kopfe beginnt und dessen Nachkommen die späteren Götter sind, ein solches des überlegenen Geistes sein. In ihnen spiegelt sich daher bereits der Charakter der späteren feindlichen Geschlechter, der rohen Riesen und der geistig begabten Asen. Während demnach der Urstoff-riese zu nichts gut ist, als zum Weltgebäude verarbeitet zu werden, bethätigen die Ur-Asen ihre höhere Bedeutung gleich in der Schöpfung der die übrigen Naturwesen an Geist überragenden Menschen:

(4.) Als Börs Söhne am Seestrande gingen, fanden sie zwei Bäume. Sie nahmen sie und schufen Menschen daraus. Der Erste (Odin) gab ihnen Geist und Leben, der Andere (Wili = Hörnir) Verstand und Bewegung und der dritte (We = Lodur) Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Sie gaben

ihnen auch Kleider und Namen: den Mann nannten sie Ask (angelsächsisch aesc, d. h. Mann, auch: die Esche) und die Frau Embla.(Amma, Emma, d. h. Frau, angeblich auch Ulme oder Erle) und von ihnen kommt das Menschengeschlecht, welchem Midgard zur Wohnung verliehen war.

An diese Bilder vom Ursprung der Welt und der Menschheit reihen wir die Erwähnung, daß der Glaube unserer heidnischen Ahnen neun Welten baute. Die Edda versetzt drei derselben über, drei auf und drei unter die Erde. Ueber der Erde thronen Asgard, die Burg der Götter, Liosalfaheim, die Heimat der weißen oder Lichtalfen, und Muspelheim, der Ort des Feuers (d. h. die Sonnengegend). Die Erdoberfläche beherbergt Midgard oder Manheim, das Reich der Menschen, Wanaheim, das der Wanen, und Jötunheim, das der Riesen. Unter der Erde verborgen sind endlich Swartalfaheim, der Wohnort der Zwerge oder Schwarzalfen, Niflheim, die Stätte des Nebels, der Dunkelheit, und Niflhel, das Todtenreich. In unserer Volkssage ist die Erinnerung an diese neun Welten durch die Einprägung der drei christlichen Jenseits-Stätten: Himmel, Fegfeuer und Hölle, gründlich ausgemerzt, und wenn das Volk auch die Zwerge und Riesen noch kennt, so weist es ihnen doch keine von unserer Erde verschiedene Region an.

Zweiter Abschnitt.

Die Gestirne.

I. Allgemeines.

Unter den Naturwesen, welche Gegenstand der Volkssage sind und in dieser eine lange Reihe von Gestalten und Wandlungen vom verachtetsten Thiere bis hinauf zu dem edelsten und außergewöhnlichsten Menschengebilde durch- und mitmachen, stehen unstreitig mit dem allerreichsten Schatze von Mythen die Gestirne voran: Sonne, Mond und Sterne, und wahrlich nicht ohne Grund. Von ihnen hängt in der

That das Meiste ab: Tag und Nacht, Helle und Dunkelheit, das Jahr und die Jahreszeiten, das Wetter mit allen seinen Erscheinungen, Blüthen und Früchten, das Wachsthum der Thiere und Menschen, Gesundheit und Krankheit, Wohlstand und Armuth, Leben und Tod. War das nicht Allmacht und Allgegenwart? Und mußten nicht die Wesen dem Menschen als die erhabensten, glänzendsten, unerreichbarsten und unbegreiflichsten vorkommen, deren Erscheinung er sich nicht erklären konnte (während diejenige der meisten Dinge auf der Erde sich von selbst erklärt), die weit über der Erde, in unmeßbarer Höhe weilen, stets ihre nämliche Laufbahn ruhig und sicher, in ungestörter, staunenerregender Ordnung verfolgen, ohne daß Jemand weiß, woher sie kommen und wohin sie gehen?

Dieses unaufhörliche Kommen und Gehen der Gestirne, die fortwährenden Veränderungen in ihrem Gesammtanblicke, die aber so regelmäßig zu bestimmten Zeiten wiederkehren, der durch sie verursachte Wechsel der Tages- und der Jahreszeiten und alle hierdurch herbeigeführten Veränderungen im Aussehen des Himmels und der Erde, in den Beleuchtungen beider, in den Witterungsverhältnissen u. s. w., alle diese Vorgänge gaben den Stoff zu Geschichten und Erzählungen, deren Helden die Personificationen der Naturkräfte und Naturorgane, und zwar zuerst Thiere als ihre Bilder, dann Dämonen als ihre Vertreter und endlich die menschenähnlich gedachten Götter und die ganz menschlich vorgestellten Heroen wurden. So entstanden erst Familien-, dann Haus- und Stammes-, dann Landes- und Reichsgeschichten, die sich alle auf die Vorgänge am gestirnten Himmel zurückführen lassen. Der Aufgang und Untergang der Gestirne, nicht nur jeden Tag und jede Nacht, sondern auch mit Bezug auf die jährlichen (und beim Mond auf die monatlichen Perioden) ihres Umlaufes am Himmel, wurden zunächst Lebensgeschichten. Die Sonne mußte dabei naturgemäß zum Haupthelden werden und als allein herrschendes Gestirn am Tage, dessen Glanz alle übrigen überstrahlt und vertreibt, mit dem Himmel zusammenfallen, den ihr Licht erfüllt. Wirklich sind in den verschiedenen Mythologien Himmels- und Sonnengott nicht streng zu trennen. Mit seiner Lichtstärke und der hierdurch hervorgerufenen Wirkung auf alle Wesen macht der Sonnenball einen durchaus männlichen Eindruck,

daher auch sein Geschlecht in den meisten gebildeten Sprachen, daher auch sein unverkennbarer Zusammenhang mit den Haupthelden der Mythe selbst bei solchen Völkern, deren Grammatik ihn weiblich benennt. Das Umgekehrte ist der Fall mit dem echtweiblichen, sanften, veränderlichen und schwärmerischen Monde, dessen wahrer Charakter auch in der deutschen Heldensage das pedantische Genus überwindet und in der Hauptheldin erkennbar ist. In der Sphäre des Thierdienstes hat die Sonne die Gestalt des Lieblingsthieres, so bei den ältesten Ackerbauvölkern die des Stieres, in welchem Falle dann der Mond als Kuh erscheint, wozu auch seine beiden Hörner führen. Die ägyptische Isis und die griechische Io nahmen ebenso ohne alles Bedenken die Hülle der Kuh an, wie Zeus, da er die Europa entführte, die des entsprechenden männlichen Thieres. Bei Reitervölkern mußte das edle Pferd dieselbe Rolle spielen.

Der Kreislauf von Sonne und Mond, ihr zeitweiliges Zusammentreffen und Fliehen, das Licht, das jener Körper diesem verleiht und wieder entzieht, die Einsamkeit des Einen am Tage, des Andern in der Nacht, Alles sind Materialien zu einem kosmischen Liebes- und Heldenroman, der auch in zahllosen Abänderungen die Mythen aller Völker erfüllt.

Der Aufgang der Sonne wird in der Mythe zur Geburt, der Untergang zum Tode, die Verfinsterung zum Leiden des Helden, sei dieser nun in Thier- oder Menschengestalt gedacht. In merkwürdiger Weise stimmen die amerikanischen Wilden verschiedener Stämme, sowohl im Norden als im Süden, mit der skandinavischen Edda darin überein, daß sie Sonne und Mond durch Hunde (in der Edda Wölfe) verfolgen lassen, die sie zu verschlingen drohen und in der Verfinsterung auch wirklich verschlingen und wieder von sich geben (man denke an Rothkäppchen, dessen leuchtend rothe Mütze auf eine Gestirn-Personification deutet). Daher der Lärm, den die Indianer verursachen, um das verschlingende Ungethüm abzuschrecken, der auch bei den Römern gemacht wurde, ja sich bis in das Christenthum herein zog; im Volksaberglauben ist sogar noch gegenwärtig die Betrachtung der Finsternisse als unglücklicher Ereignisse nicht verschwunden. Die poetisch ausgebildete Phantasie der germanischen Nordländer spann die Finsterniß zur Götter-

Dämmerung, dem Ende aller Dinge aus, welchem aber eine Wiedergeburt der Sonne und des Mondes, der Götter und des Menschengeschlechtes folgen sollte. Civilisirtere Völker, wie die Chinesen und die Inder, machen aus den thierischen Ungeheuern Dämonen, von welchen dasselbe ausgesagt wird. Die völlig ausgebildete Mythe erhebt sie zu rachedurstigen Feinden der Helden, mit menschlicher Gestalt und Leidenschaft, in denen dann allerdings die Verfinsterung als astronomisches Ereigniß und diejenige durch das regelmäßige Einbrechen der Nacht nicht mehr auseinanderzuhalten sind, ja letztere Auffassung vielmehr die vorwiegende geworden ist. Der Drache, mit dem der Sonnenheld in der griechischen und germanischen Mythe kämpft, ist offenbar die Nacht, seine vielen Köpfe oder Augen sind die Sterne; ja wir haben noch Volkssagen, in welchen der Stier, dieses uralte Sonnenbild, Drachenbekämpfer ist. Die vom Drachen bewachte Jungfrau aber muß hiernach als der Mond gedeutet werden, und diese Combination ist in's Unendliche verändert worden. Da die Sonne Nachts hingeht, die unwissenschaftlichen Völker wissen nicht wohin, so wird das Ereigniß auch zu einem Hinabsteigen des Sonnengottes in die Unterwelt, wie es die griechische Sage von ihren Heroen, die nordische von Baldur und das christliche Credo vom Stifter dieser Religion erzählt. Wo der Sonnengott handelnd auftritt, da verschwindet der Himmel als Person aus der Mythe; wo das Umgekehrte der Fall ist, wird die Sonne zum Auge des Himmels, und dann ist der Mond das andere. Weil beide Lichtkörper nicht zu gleicher Zeit am Himmel leuchten, hat der nordische Himmelsgott Odin nur ein Auge, das andere ist ihm als Pfand abgenommen worden, damit er aus Mimirs Brunnen der Weisheit trinken könne, und schwimmt noch in vielen Volkssagen auf dem Grunde des Wassers; es kann daher auch das Spiegelbild der Sonne als das verlorene Auge gelten.

Die unabsehbare Menge der Sterne tritt je nach der waltenden Laune der Phantasie in die verschiedensten Beziehungen zu den kosmischen Hauptgottheiten. Immer aber ist ihre Rolle eine untergeordnete, der großen Zahl und geringen Lichtstärke angemessen. Mit Thieren verglichen, sind sie dem Jägervolke eine Jagd, die, in Verbindung mit den heulenden Stürmen und dahineilenden Wolken zur

wilden Jagd des Himmelsgottes wird, dem Hirtenvolke aber eine Heerde, deren Obhut dem Mond anvertraut ist. Aber auch unter den Sternbildern selbst fehlt es nicht an Candidaten der Anführerschaft dieses zahllosen glänzenden Heeres, wenn sie auch in der Mythe nicht ausdrücklich in dieser Tendenz hervortreten. Einzelne Sternbilder sind nämlich, ihrer auffallenden Gruppirung zufolge, nicht als Thiere, sondern als riesenhafte Menschengestalten vorgestellt worden. Das älteste derselben ist wohl ohne Zweifel der Jäger Orion. Er ist für Europa hauptsächlich im Winter zu sehen, in der Jahreszeit der Jagd; vor ihm her laufen der große und der kleine Hund und ihm gegenüber sind die beiden Bären und die beiden Löwen von seiner Keule bedroht. Sein Gegenbild, das emportaucht, während er verschwindet, ist der hauptsächlich Sommers, in der Zeit der Weide, für unsern Erdtheil sichtbare Rinderhirt, Bootes, dessen Mythe mager ist; es ist aber offenbar eine Verirrung, daß er aus dem Hirten der Himmelsheerde zum prosaischen Ochsentreiber des „Wagens“ wurde. Den Australiern sind unsere Zwillinge Kastor und Pollux zwei Jäger, Yurree und Wanjel, und unsere Capella (junge Ziege) das Känguruh, das sie verfolgen, und so legte sich jedes Volk den prachtvollen Anblick der Sternennacht nach seinen Neigungen und Bedürfnissen aus. Originell ist namentlich die Gestirnmythe der Mintiras auf der Halbinsel Malakka.

(5.) Nach derselben sind Mond und Sonne Beide Frauen und Beide hatten ehedem viele Kinder. Aus Furcht jedoch, daß dieser Ueberfluß an Licht und Wärme den Menschen schaden könne, beschlossen sie Beide, ihre Kinder aufzufressen. Die Sonne allein that es jedoch, der Mond, welcher sich seiner Kinder erbarmte, versteckte dieselben. Als die Sonne dies merkte, jagte sie wüthend hinter dem Monde und seinen Kindern, den Sternen, her und thut dies noch bis auf den heutigen Tag. Ein Stamm in Ostindien (Nagpore), welcher die Geschichte ähnlich erzählt, will wissen, die Sonne habe den Mond wegen seines Betrugs mitten durchgehauen; er wachse jedoch immer wieder und erleide dann seine Strafe von neuem. Dieses Durchhauen kennt auch eine slavische Sage.

Nachdem die Thiermythe den vorgeschritteneren Völkern nicht mehr genügte, und das unbefriedigte Streben, dem Göttlichen die eigene Gestalt zu verleihen, sich in die Schöpfung mißgestalteter Dämonen verirrte, waren auch unter den letzteren hauptsächlich die Sterne verstanden, was sich leicht nachweisen läßt. Die Sterne schweben durch

den Himmelsraum dahin, sie bedürfen keiner Füße, um jene blauen Fluren zu durchmessen; daher wurden schon vor uralter Zeit mit Vorliebe Thiere verehrt, welche der Füße entbehren und daneben in ihrem Wesen etwas Dämonisches haben. Wir brauchen nur an die Schlangen zu erinnern, welche bei den meisten Völkern mehr als andere Thiere verehrt wurden; ja man weiß, daß sie mit Vorliebe als Hülle der Götter galten; selbst der ernste nordische Odin verwandelte sich als Schlange, um zur geliebten Gunnlöd zu gelangen. Der Schlangencult ist der verbreitetste unter allen Thierdiensten. An die Heiligkeit des Fußmangels erinnert daher vor Allem der Zustand mehrerer Classen von Dämonen. Die Nixen haben statt der Füße Schlangen- oder Fischschweife (erstere erscheinen bei den hellenischen Titanen und bei der keltischen Melusine, letztere bei den Najaden und Tritonen, seltener bei den deutschen Nixen). Die Zwerge zeigen ihre Füße nicht, und die Entdeckung derselben ist ihr bitterstes Leid. Beide, Nixen und Zwerge, tragen rothe Mützen, welche ein Bild der leuchtenden Sterne sind (auch der Götterbote Hermes und die Dioskuren trugen solche). Die Nixen schwimmen in der blauen Fluth der Gewässer unserer Erde, wie die Sterne in derjenigen des Himmels, sie tauchen aus derselben auf und nieder wie die Sterne am Abend und Morgen. Die Zwerge treiben ihr Wesen Nachts wie die Sterne und verschwinden gleich diesen, wenn das Licht einer neuen Cultur hereinbricht, welche rücksichtslos und kritisch nach ihren geheiligten Füßen forscht. Die riesenhaften Dämonen sahen wir bereits als Jäger und Hirten am Firmament, auch werden wir sehen, wie sie mit den Zwergen so nahe verwandt sind, daß sie nur als eine Vergrößerung derselben erscheinen. Auch der Uebergang von der dämonischen zur rein menschlichen Gestalt läßt die Erinnerung an die Sterne nicht schwinden. Die nächtlichen Tänze der Feen und Elfen in anmuthiger und der Hexen in abschreckender Weise, sowie der Todten auf den Gräbern, die nächtlichen Leichenzüge der Verstorbenen und demnächst Sterbenden, die Geisterritte, wie sie die Lenoren-Sage schildert, die Fuhrwerke und Schiffe mit darauf fahrenden „Geistern“, die Fahrten des Gesindels, das den wilden Jäger, wie dessen, das die „Nachtfrau“, Hulda, Bertha, oder wie sie heißen mag, begleitet, was können sie alle ursprünglich

Anderes sein als Personificationen des am Himmel um den Nordpol tanzenden oder von Osten nach Westen wandelnden und jagenden Sternenheeres? Nimmt ja der Volksglaube außerdem die Sterne für Seelen der Verstorbenen! Ja sogar, wo es sich nicht um Todte, sondern um Lebende handelt, besitzen mythische Kriegszüge und Schlachten genug der astronomischen Anknüpfungspunkte, wie der Argonautenzug nach dem goldenen Fließ der Sonne, der Krieg der Sieben (die Zahl der alten Planeten) gegen Theben, der Zug nach Troia, um die Mondgöttin Helena, die Schwester zweier Sterne (Kastor und Pollux) wieder zu holen, und in unserer Sage die Niederlage (Not) der Nibelungen, d. h. der Leute vom Norden, um den die Sterne gruppirt sind, die bis auf den letzten Mann vor einem neu anbrechenden Tage erbleichen müssen.

II. Sonne und Mond.

Die beiden glänzendsten Gestirne, welche der Erdbewohner erblickt, die brennende Sonne und der matte, kalte Mond, werden bekanntlich von der Phantasie des Volkes beide mit Gesichtern ausgestattet, indem ihre Flecken Augen, Nase und Mund vorstellen sollen. Das ist eine recht gespenstige Vorstellung, welche unwillkürlich Grauen erwecken müßte, wenn man sie nicht von Kindheit auf gewohnt wäre, sondern beide Weltkörper blos als Das auffaßte, was sie sind.

Der regelmäßige Lauf von Sonne und Mond und ihre runde, an einen Menschenkopf erinnernde Gestalt legt allerdings ihre Vergleichung mit zwei menschlichen Wesen, welche in gewisser Beziehung zu einander stehen (Bruder und Schwester, Liebender und Geliebte, Bräutigam und Braut, Mann und Frau u. s. w.), nahe. Je nach dem Charakter des Volkes, welches sich diese Vorstellung macht, und des Klimas, in welchem es lebt, muß dieselbe sich verschieden gestalten.

Bei den griechisch-romanischen Völkern, wo die Sonne (Helios, Sol) männlich und der Mond (Selene, Luna) weiblich ist, waren beide Weltkörper, dem Schönheitsinn der Hellenen gemäß, nur Attribute des betreffenden, mit der höchsten Schönheit ausgestatteten Götterpaares (im ersten Göttergeschlechte Hyperion und Phöbe, im zweiten Helios und Selene, im dritten Apollon und Artemis). Aber auch die

verschiedenen anderen Gestalten der hellenischen Mythe und ihre Erlebnisse und Verhältnisse lassen sich auf das ewige rastlose gegenseitige Suchen und Finden von Sonne und Mond zurückführen. Der mythische Tod des ältesten Sonnengottes Hyperion und seines Sohnes Helios, über den Selene trauert, bis sie vom Dache stürzt, und wieder der Sturz des Sonnensohnes Phaëton vom Wagen bedeuten nichts Anderes als den Untergang der Sonne (wie bei Selene des Mondes). Das Gleiche ist mit dem ähnlichen Sturze des Ikaros, der mit dem Vater Daidalos fliegen wollte, in's Meer, und mit demjenigen des von Zeus aus dem Himmel geworfenen Hephästos der Fall. Der Raub der Persephone und ihre Uebersiedelung in die Unterwelt bedeutet nicht nur die Wegnahme der Pflanzenwelt durch den Winter, sondern auch die des Mondes durch die in der Unterwelt weilende Nachtsonne, bezüglich auf die mondlosen Nächte. So bedeuten auch die Liebschaften des Zeus mit schönen Töchtern der Menschen nicht eine gewöhnliche Untreue, sondern, gleich der entsprechenden seines Sohnes Herakles, wie des ägyptischen Osiris (mit Nephthys) und des nordischen Sigurd (an Brynhild) — nichts Anderes als die Sehnsucht der Sonne nach dem ihr stets entfliehenden Monde, der so verschiedene Gestalten annimmt; ja selbst die erhabene Hera verräth ihren Mondcharakter, wenn Zeus sie zur Strafe für ihr eifersüchtiges Zanken zum Himmel hinaushängt (wie umgekehrt im Norden, wo der Mond männlich ist, die Walküre Brunhild den unmännlichen Bräutigam Gunther in der verhängnißvollen Brautnacht aufhängt). So sind auch die Frauen, die den zum Heros gewordenen Sonnengott Odysseus auf seiner Wanderung, welche die Nachtfahrt der Sonne in unbekannten Regionen bedeutet, aufzuhalten suchen, wie Kirke und Kalypso, ebenso Mondgöttinnen wie die ihn einsam und ausdauernd erwartende treue Penelopeia. So verhält es sich auch mit der Liebe der Artemis zu Endymion; denn der Sonnengott schlummert ja, wenn die Mondgöttin dahin fährt, ebenso mit der Liebe Aphroditens zu Adonis, welcher auf der Jagd getödtet wird, d. h. als Sonnengott untergeht und wieder belebt wird, d. h. wieder aufgeht. (Orions Blendung ist ebenfalls Sonnenuntergang.) Auch der deutsche Norden besitzt solche Mythen in Menge, namentlich von der Heimkehr des todtgeglaubten Gatten zur treuen (oder auch untreuen)

Gattin, von der Verstoßung der verleumdeten Frau und ihrer Rechtfertigung und Wiedervereinigung mit dem Manne (Genoveva, Hirlanda, Helena in den Volksbüchern, Ida von Toggenburg in der Legende) und von der Flucht der beleidigten Gattin nach Art der Thetis (Melusina und die Wasserfei des Staufenbergers).

Es ändert nichts an der Sache, wenn zur Abwechslung die wetteifernden Gestirne beide männlich sind; denn poetisch kann der Mond ja eine Nachtsonne genannt werden, wie auch sonst die Sagenzüge beider Gestirne sich mannigfach kreuzen. Jenes ist der Fall, wenn von den beiden Dioskuren Kastor und Pollux der Eine abwechselnd die Hälfte der Zeit im Himmel und die Hälfte in der Unterwelt zuzubringen hat. Diese beiden Brüder, welche die Tages- oder Jahreshälften vorstellen, kannten auch die Germanen (Tac. Germ. 43) unter dem Namen Alci, Alken. Daß mit denselben Baldur und Hödur gemeint sind, welche Sommer und Winter oder Tag und Nacht bedeuten, kann kaum einem Zweifel unterliegen (Simrock D. M., S. 295); dieselbe Vorstellung wiederholt sich auch in vielen Sagen und Märchen von ungleichen Brüdern, die zwischen der hingebendsten Liebe und Aufopferung und der bittersten Todfeindschaft die mannigfaltigsten Verhältnisse darbieten. Eine Versinnbildlichung von Tag und Nacht ist ferner das weiße und schwarze Segel, welche von Theseus in so tragischer Weise verwechselt werden und im Norden ihre Wiederholung in der Sage von Tristan und Isolde, mit ähnlicher Wirkung, finden.

Im Norden, wo im Volksmunde die Sonne (Frow Sunna) weiblich und der Mond (Her Mân) männlich ist, wird das fehlende Gleichgewicht durch ein anderes Paar hergestellt, dessen Geschlecht und Charakter besser zusammenpassen: Tag und Nacht. Dag (der Tag) war der Sohn des Asenabkömmlings Dellingr oder Deglingr (Morgenroth oder Morgendämmerung) und der Jöten-(Riesen-)Tochter Nott (Nacht). Dag und Nott wurden vom Allvater an den Himmel gesetzt und erhielten jedes ein Roß und einen Wagen, auf welchem sie die Erde umfahren. Das Roß des Tages hieß Skinfaxi (das glanzmähnige), dessen Mähne Luft und Erde erleuchtet, das der Nacht Hrimfaxi (das thaumähnige), aus dessen schäumendem Gebiß der Morgenthau auf die Erde fällt. Mani und Sol, oder „Herr

Mond“ und „Frau Sonne“, wie sie das Volk nennt, sind (nach der ältern und jüngern Edda) Kinder des Mundilföri, und auch ihnen wurde göttliche Verehrung erwiesen; die Sonne fuhr mit zwei Pferden, der Mond ohne solche. Der Tag fuhr der Sonne voraus, mit welcher er vermält war und eine Tochter Swanhild, genannt Goldfeder (Gullfiödr) zeugte, die durch Alf Stammmutter des Geschlechtes der Alfen (Elfen) wurde (den gleichen Namen trägt eine Tochter des Sonnengottes Sigurd in der Heldensage; ihren blutigen Tod unter den Hufen der Rosse (Volsunga-Saga) deutet Simrock sinnig auf das Abendroth (Deutsche Myth., S. 26 f.). Die Nacht fuhr ebenso dem Monde voraus. Der Tag hatte einen heitern, fröhlichen Charakter, die Nacht einen traurigen, düstern; beide waren sich feindlich und lebten im Streit miteinander. Von ihnen schweigt zwar unsere lebende Volkssage; dagegen erklingen höchst mannigfaltige Mären von Sonne und Mond, von ihrer gegenseitigen Beziehung und von den Ursachen ihres Fliehens, ihrer Verfinsterung und ihres Eindruckes auf den Menschen.

(6a.) Es hatte Mundilföri zwei Kinder, so schön, daß er den Sohn Mani (Mond) und die Tochter Sol (Sonne) hieß. Darüber zürnten die Asen und versetzten beide an den Himmel, wo die Sonne den von ihnen aus Muspelheims Funken geschaffenen Sonnenwagen leitete, der Mond aber den Gang des Mondes. Er nahm zwei Kinder von der Erde, Bil (Bilr, nordisch Wetter) und Hiuki, Kinder Widfinnrs, als sie, einen Eimer tragend, zum Brunnen gingen, und man sieht sie beständig dem Monde folgen. (Wafthrudnismal 23, Gylfaginning 11.)

(6b.) Zwen Wölfe wollen nach der nordischen Edda Sonne und Mond verschlingen, was ihnen auch am Ende der Tage gelingen wird. Sie sind, wie mehrere, Kinder der Riesin Gygur im Eisenwalde (Jarnvidr) östlich von Midgard. Der Wolf Sköll verfolgt die Sonne, Hati den Mond. Dieser ist wohl Managarmr (der Mondhund). Ihr Vater ist der Wolf Fenrir, Lokis Sohn. Bei den Indern und Chinesen verfolgt ein Drache oder Riese beide. So fast überall. Im Mittelalter mußte man verbieten, daß man bei Mondfinsternissen rief: siege Mond (vince luna!). „Lasset nur ab, für den Mond zu beten, daß ihn Gott für den Wölfen woll hüten“ (Fischart Prognostikonbüchlein, S. 7). Auch im Gargantua des Rabelais wird der Mond vor Wölfen gehütet und in den bretonischen Volksliedern von Villemarqué heißt es: Ihr Söhne der Bretagne, seid ihr noch gewohnt, zu hüten vor dem Wolf den Mond? (Uebers. von Hartmann 1859, S. 271, Rochholz N. M., S. 235.)

(7.) Am untern Böhmerwalde ist es allgemeine Sage, der Mond, der Feind der Sonne, suche diese zu bewältigen, werde einst Herr über sie und dann werde keine Sonne mehr scheinen und die Welt untergehen.

Bei Sonnenfinsternissen beteten alte Leute, daß der Mond nicht Meister werde, und schlug man mit Messern auf alte Pfannen oder Sensen, wie beim Bienenschwärmen, warf auch Brosamen in's Feuer und hielt die Kinder in der Stube, deren Fensterläden man schloß. Während der Zeit fällt giftiger Thau vom Himmel, weshalb an dem Tage kein Vieh weiden darf. Auch die Brunnen vergiftet es. (Schönwerth.)

Rabanus Maurus berichtet, die Bevölkerung um Fulda stehe dem „leidenden Monde" (laboranti) bei der Mondfinsterniß dadurch bei, daß sie Pfeile und Wurfgeschosse in die Höhe schleudere, um damit das Unthier zu verjagen, welches den Mond zu zerreißen suche.

(8.) Sonne und Mond sind Weib und Mann. Als in der Brautnacht der Mond sich allzu kalt bezeigte und lieber schlafen als zärtlich sein wollte, schlug ihm die Sonne als Wette vor, wer zuerst erwache, solle bei Tage allein scheinen dürfen. Er ging sie ein, indem er lachte; aber sie erwachte früher, schien, weckte ihn und erklärte, daß sie von nun an nie wieder eine Nacht zusammen verbringen werden, was sie eidlich beschwor. Sein Lachen ist ihm geblieben.

Doch blieb ihre beidseitige Liebe. Sie treffen sich öfter, aber machen sich jedesmal Vorwürfe. Wird es arg, so kommt es zur Sonnenfinsterniß. Ihr Schmerz erwacht oft und ihre Reue; dann weint sie blutige Thränen und geht blutroth unter. Er aber trauert eben so, nimmt ab bis zur Sichelgestalt und wächst, wenn er hofft. (Schönwerth.)

(9.) Im Monde ist unseres Herrgotts Knecht, der zur Strafe Holz hacken muß, bis die Welt zu Grunde geht. Oder es ist ein Bauer, der an einem Feiertage auf seiner Wiese Kronwitt-Stauden ausgehauen hat. An einer solchen haut er nun unaufhörlich. In einer Nacht kam er vor seines Weibes Fenster und klopfte. Als sie hinaus schaute, hieß er sie sich recht warm anziehen und ihm folgen. Sie that's, nahm Holzschuhe und Pelz und ging mit ihm. Seither scheint der Mann vor, das Weib nach Mitternacht, und weil sie warm gekleidet ist, fällt alle Kälte von ihrem Pelz auf die Erde, weshalb diese nach Mitternacht viel härter ist als vorher, und sind Träume um diese Zeit, wegen der veränderlichen Natur des Weibes, viel unzuverlässiger. (Schönwerth.)

So hörte Kuhn von einem alten Hirten zu Brodewin in der Uckermark: in den Mondflecken könne man deutlich einen Mann mit einem Bunde Erbsenstroh auf dem Rücken erkennen, der an der Thüre des Mondes stehe. (Haupt, Zeitschr. IV. S. 390.)

(10.) Als die Sonne am Morgen aufging, war sie überrascht, ein Mädchen im Monde zu erblicken. Auf einmal hörte sie den Bräutigam um sein Lieb klagen. Als er vor Jammer matt im Walde niedergesunken war,

nahm sie ihn, als sie beim Niedergehen die Erde streifte, auf zu sich. Beim Auf- und Niedergange der Sonne erkannte er seine Braut im Monde, und sie jetzt ihn, und beide waren voll Sehnsucht nach einander. Zudem sah nun der Mond mit Schmerz, daß die Sonne ihm untreu geworden, und weinte, und seine Thränen waren die Sternschnuppen. (Schönwerth.)

Auch nach einem altpreußischen Märchen (bei Temme) waren Sonne und Mond verehelicht und letzterer brach ihr die Treue durch Entführung einer Andern.

(11.) Ein armes Waisenmädchen trat, um ihrem Bräutigam etwas Aussteuer zuzubringen, in einen Dienst. Hier ließ man ihr jedoch wenig Zeit, an der Ausfertigung zu arbeiten, und so spann sie Nachts für sich beim Mondscheine, besonders in Samstagsnächten, wo man nicht spinnen soll. Dabei machte sie das Fenster auf. Je freundlicher der Mond herein schien, desto reicher, aber auch desto bleicher ward sie, weshalb ihre Frau sie oft spottend „die Spinnerin im Monde" schalt. Sie aber fühlte sich vom Monde immer mehr angezogen, und einmal, wo sie ermattet einschlief, träumte sie, sie werde in den Mond getragen. Als sie erwachte, befand sie sich wirklich dort und ist die Spinnerin, die man darin mit dem Rädchen sieht. Der Rocken nimmt mit dem Mondwechsel ab und zu, aber immer bleibt noch etwas Flachs daran. Sie darf mit dem Rocken nicht zu Ende kommen, denn ist einmal der Flachs alle, so geht die Welt unter. (Schönwerth.)

(12.) Ein altes Weib hatte eine faule Tochter, die nicht gerne spann. Darüber wurde die Mutter zornig und verwünschte sie in den Mond, wo sie nun ewig spinnt. Der sogenannte Altweibersommer ist ihr Gespinnst. (Schwäbisch betheuert man: hab' ich es gethan, so komm' ich in den Mond — und die Mutter bedroht das durch's Fenster in die Nachtkälte hinausschauende Kind: „guck ett naus 's Maunmändle nimmt di fort!" (Wolf Zeitschr. I. 169. IV. 49.)

Eine Andere ließ ihre Tochter nie an einen Tanz. Gleichwohl, als die Alte einmal fort war, ging das Mädchen auf den Tanzplatz. Die Mutter heimkommend, fand sie dort, verwünschte sie und das „Windgspral" (die Windsbraut) kam und riß sie hinauf, wo ihr Gespinnst die Herbstfäden sind.

Im Monde sitzt ein altes Weib, die einen Korb flicht, und daneben sitzt ein Hund, der lauert, bis der Korb fertig ist. Sieht er, daß sie bald zu Ende kommt, so reißt er den Korb zusammen. Das ist Mondfinsterniß. Ganz zerreißt er ihn nie, sonst ginge die Welt unter. (Schönwerth.)

(13.) Früher wurde der Sonntag, der Tag des Herrn, in Mecklenburg noch viel mehr heilig und in Ehren gehalten, als es jetzt der Fall. Schon am Sonnabend begann man, sich auf den folgenden Feiertag würdig vorzubereiten, weshalb die Gesellen und Lehrburschen, die Knechte und Mädchen dann frei hatten, und nicht, wie an den übrigen Alltagsabenden der Woche, für ihre Herrschaften zu arbeiten brauchten, wie solches ja auch noch heute in fast allen Häusern Sitte ist.

Ganz besonders sündlich aber hielten es die Leute, am Sonnabend-Abend zu spinnen; weshalb denn auch noch jetzt — mit gewiß nur sehr wenigen Ausnahmen — alle Spinnräder an diesem Abend ruhen.

Eine gottlose Frau, die einst einen ganzen Winter hindurch gegen diesen alten frommen Brauch handelte und ruhig an den Sonnabend-Abenden fortspann, wurde zur Strafe für dies Verbrechen in die Sonne versetzt, wo sie nun Tag und Nacht bis in alle Ewigkeit spinnen muß. Wenn die Frauen und Mädchen zurück vom Osterwasserholen kommen, dann können sie die Gottlose ganz deutlich in der aufgehenden Sonne sitzen und spinnen sehen.

Ein Mann, der mehrere Male so gottlos gewesen war, am Sonnabend noch spät in den Wald zu gehen und Holz zu holen, wurde zur Strafe hierfür mit seinem Bündel Reisig in den Mond verbannt, wo man ihn auch jetzt noch deutlich — freilich mit etwas Phantasie — sehen kann. (Niederhöffer, Mecklenb. Volksf. IV. S. 271.)

(14.) Im Monde sitzt ein Mann, der Kohl gestohlen hat. Er trägt den Kohl auf dem Rücken und in der Hand einen Eimer mit Wasser, um das Licht des Mondes, das ihm zuwider ist, auszugießen. — Uebuuk (männl. Eigennamen) ist im Garten gewesen und hat eine Tracht Kohl gestohlen bei lichtem Monde. Er spricht, er wollte, wenn er eine Tracht Kohl stöhle, daß der Mond nicht wieder über ihm scheine. Darum sitzt er in dem Monde mit seiner Tracht Kohl. — Es war einmal ein Mann, der hatte einem Bauern einen Korb voll Kohl gestohlen. Als der Bauer das merkte, daß sein Kohl weg war, wurde er böse und sagte: „Nun wollt ich, daß der Gaudieb, der den Kohl gestohlen hat, zu Allermanns Augenspiegel bis zum jüngsten Tage mit seinem Kohl im Monde sitzen müßte!" Der Bauer hatte das Wort nicht so bald heraus, als auch schon der Gaudieb, seinen Korb mit Kohl unter dem Arme, im Monde saß, daß alle Leute ihn sehen konnten. — Auf der Osternburg sagt man, der Mann habe Reisig gestohlen und trage das Bündel auf dem Rücken. (Strackerjan II. S. 62.)

(15.) Es war einmal ein Bauer, der hatte einen Knecht, der ihm die Bienen hüten mußte. Nun trieb der Knecht täglich mit den Bienen aus, aber er mußte so weit weg, daß er einen Wagen mitnehmen mußte, da setzte er die Bienen hinauf, die nicht mehr gehen konnten; und täglich, wenn die Bienen gingen zu weiden, kam ein Bär und fraß ihm von den Bienen alle Tage einige auf, so daß er oft Schelte darüber bekam. Darum ging er zu Werke und machte vorn in den Deichselbaum ein Loch und machte einen Keil, der gerade in das Loch paßte. Nun fuhr er am Morgen wieder mit seinen Bienen weg und dachte: Jetzt will ich den Teufelsbären doch wohl anführen! Er beschmierte den Deichselbaum mit Honig und ging ein Endchen Weges bei Seite, daß der Bär ihn nicht sehen konnte, wenn er kam. Der Bär kam, begann an dem Deichselbaum zu lecken, leckte sich ihn erst in die Kehle, dann in den Leib und zuletzt wieder hinten hinaus. Als der Knecht das sah, daß der Bär auf dem Deichsel-

baum saß, eins zwei drei! nahm er seinen Keil und sein Beil und schlug den Keil in das Loch, und das so hitzig, daß das Beil von dem Stiele ab und in den Mond flog. Was nun für Rath? Nach Hause durfte er nicht, denn sein Beil war weg. Er besann sich ein wenig, was zu thun sei, und kam auf den Einfall, rasch etwas Dünger zusammenzufahren und Kohl darauf zu säen. Das that er, und in Zeit von drei Tagen war ein Kohlstengel so hoch gewachsen, daß er bis an den Mond reichte. An dem kletterte er in die Höhe, gerade als der Mond darüber stand, und glücklich kam er auf diesem an. Gar lange hatte er noch nicht gesucht, als er sein Beil fand. Nun wollte er sofort zurück und an dem Kohlstengel wieder hinab, aber was war da zu thun? Der Mond war unter der Weile von dem Kohlstrunk weit weggegangen, und er konnte diesen nur eben mehr sehen. Nun wird auf dem Monde viel Flachs gebaut, aber es werden dort keine Stricke gedreht. Mein Knecht kriegte darum alle alten Weiber an's Spinnen, die nur auf dem Monde waren, die hatten ihm im Augenblick so viel Garn gesponnen, daß er meinte, er könne ein Tau davon drehen, das vom Monde bis an den Erdboden hinreichen möchte. Als er das fertig hatte, schlug er auf dem Monde einen Pfahl in den Grund, daran band er das eine Ende, und das andere Ende ließ er nach dem Erdboden zu langsam wegsinken, und dann er daran hinab. Aber wie erschrak er, als das Tau eine ganze Strecke zu kurz war! Er wieder hinauf, schnitt oben ein Stück ab und knotete es unten wieder an. Aber es war noch zu kurz. Er schnitt oben ab und knotete unten wieder an, so oft und so lange, bis das ganze Tau lauter Knoten war. Nun war's mit dem Abschneiden und Anknoten gethan, und noch war das Tau zu kurz, und er baumelte zwischen Himmel und Erde. Er mußte sich zuletzt entschließen und sich fallen lassen, aber als er zur Erde kam, traf er gerade auf eine weiche Stelle im Moore, daß er bis unter die Arme hineinfiel, und es war da kein Mensch, der ihn wieder herausziehen konnte — er hörte und sah Niemand. Zuletzt sah er doch in der Ferne ein Licht brennen, er rannte darauf zu, lieh sich von dem Bauern einen Spaten und grub sich damit wieder los. Dann brachte er dem Bauern seinen Spaten wieder und lief wieder zu seinen Bienen hin und trieb damit nach Hause. (Strackerjan II. S. 299 f.)

(16.) Vier Brüder brachten aus der Fremde den Mond mit sich heim, wo sie ihn auf einen Eichbaum aufstellten. Als einer um den andern von ihnen starb, mußte ihm nach seinem letzten Willen ein Theil des gemeinsamen Eigen- und Besitzthumes mit in's Grab gegeben werden. Als aber endlich die vier Mondtheile sich in der Unterwelt trafen, vereinigten und leuchteten, wo seither Dunkelheit geherrscht hatte, erwachten die Todten sämmtlich aus ihrem Schlafe, erhoben sich, nahmen ihre alten Lebensgewohnheiten wieder an, gingen in die Wirthshäuser, und der Lärm drang bis in den Himmel, woher Petrus geritten kam, um dem Unwesen ein Ende zu machen, indem er die Todten zur Ruhe brachte, den Mond mit sich fortnahm und wieder am Himmel aufhängte. (Pröhle, Märchen Nr. 182, aufgenommen in Grimm, Kindermärchen Nr. 175.)

Sonne und Mond sind ähnliche, in vieler Beziehung enge verwandte, aber dennoch oft feindliche Wesen. Zusammen erscheinen sie nie oder sie verfinstern einander; naht sich das eine, so muß das andere erbleichen, dies Erblicken deutet ihm den Tod. Daher, wenn auch später mißverstanden, rühren vielleicht die vielen Sagen vom Unheil und Sterben andeutenden Erblicken seines zweiten Gesichtes, seines Doppelgängers.

Auffallend erinnern diese Sagen, deren es, namentlich in Familienüberlieferungen zahllose giebt, und die wohl auch bisweilen durch krankhafte Visionen genährt worden sein mögen, an die zwei antiken von Orpheus, der seine Eurydike, sie erblickend, wieder verlor, und von Narkissos, der sich im Anblicke seines Spiegelbildes aus Selbstliebe verzehrte.

Es ist Volkssitte an mehreren Orten, z. B. der Oberpfalz, daß der Landmann, wenn er die Sonne, „die liebe Sunna“, oder den Mond aufgehen sieht, den Hut abnimmt.

Niemand soll mit dem Finger in die Sonne deuten. Das „in die Sonne Schießen“ gilt in der Sage als Frevel, dem furchtbare Strafe folgt; es ist eine Gottverwundung und im Volksglauben dasselbe, was das Verwunden mit Schwert oder Messer oder mit Schießen in Crucifixe.

(17.) Echtdeutsch, an die Verehrung der „Sunna“ als Göttin mahnend, ist die Vorstellung in der Oberpfalz, an der Donau: Wenn unsere liebe Frau vom Schlafe aufsteht, gehen die Nachtsterne unter und der Morgenstern geht auf; legt sie sich nieder, geht auch der Abendstern hinab, die Nachtsterne aber kommen herauf. (Schönwerth.)

Am Niederrhein geht die Sage, in der Weihnacht (25. Dec.) werde auf die Zeit von einigen Minuten alles Wasser in Wein verwandelt und in dieser Nacht lassen die Glocken aller untergegangenen oder versunkenen Kirchen und Kapellen ihr Geläute ertönen; die Sonne thue am Himmel zwei Sprünge und ändere dann ihren Lauf; alles Vieh aber in Stall und Wald liege in diesem Augenblicke auf den Knieen und bete Gottes Allmacht an, oder man geht hinaus in die Wintersaat, um die Ueberirdischen von kommenden Dingen reden zu hören. (Nieritz deutscher Volkskal. 1866. S. 65, 66.)

In den deutschen Gegenden Oberschlesiens, z. B. Piltsch, nehmen die Hirten am Weihnachtsabend den Rindern und Schafen die Schellen

ab und hängen sie sich selbst um. Wer keine Schelle hat, nimmt eine Kette oder sonst etwas Klirrendes; Manche haben alte Trompeten, Kuhhörner oder Hirtenflöten. Damit erregen sie durch's ganze Dorf einen Höllenlärm, gehen in jeden Hof und erhalten von der Bäuerin Kuchen und Bier. (Globus X. Bd. 1866. S. 268.)

Weihnacht und die folgenden Nächte werden in Niederösterreich alle Räumlichkeiten unter Gebeten und Sprüchen beräuchert, mit Weihwasser besprengt (Rauchnächte) und um Mitternacht geht man auf einen Kreuzweg hinaus, um die Zukunft zu schauen. (Vernaleken.)

Am 11. des ägyptischen Monates Tybi, am 6. Januar, begann am Nil Jubel, der verborgene Sarg des Osiris war gefunden, die Sonne stieg wieder aufwärts, was so im Volkscult wurzelte, daß die ersten Kirchenväter es für rathsam gefunden, diesen Tag als das Fest des Wiedererscheinens (Epiphania) Christi einzusetzen.

Das Volk ehrt den „lieben“, den „guten“ Mond ebensosehr wie die Sonne. Wer in ihn schaut, verdirbt sich die Augen. Auch in den Mond darf man nicht mit den Fingern deuten. Wenn er recht hell scheint, ist es schade, den Hut aufzubehalten. Eine Schwangere soll sich vom Monde nicht bescheinen lassen, sonst wird ihr Kind blöd und mondsüchtig; schaut sie ihm in's Gesicht, so wird es immer lachen wie er selbst. Aus einem offenen Brunnen, worein der Mond sich spiegelt, soll man nicht trinken; man tränke den Mond hinein und man fürchtet, von ihm schwanger zu werden. Auf ein Ehebett läßt man ihn nicht scheinen. Wer im Mondlichte badet, ertrinkt leicht. Es ist nicht recht, im Mondscheine zu tanzen, namentlich verschlungen.

Was im zunehmenden Monde geschieht, gedeiht, im abnehmenden nicht. (Schönwerth.)

Bei den Ehsten hieß es, die Hand, die nach dem Vollmonde greife, könne im Grabe nicht verwesen (Sievers, Taschenb. d. Deutschen in Rußl. 1858, S. 211), oder man steche einem Engel die Augen aus. In Belgien und Frankreich beten Mädchen: Lune, lune, belle lune, faites me voir en mon dormant le mari que j'aurai en mon vivant. Blickt ein Mädchen um Fronfasten beim Vollmonde in einen Quell, der an einer Erle hinfließt, so sieht es den künftigen Gatten abgespiegelt. (Panzer.)

Die Bewohner um Quimper in der Bretagne knieten früher vor dem Neumonde nieder und beteten ein Paternoster und Ave, und in den Cevennen verneigte man sich, wenn man den Mond ansah. Im 7. Jahrhundert verbot der heilige Eligius, den Mond „unsern Herrn“ zu nennen.

In Island sieht man im Monde das Gesicht Adam's, in der Sonne Evens (Maurer 185), und Fischart (in seiner Uebersetzung von Bodini Daemonomania 1591, 68), giebt es als Hochmuth der Männer an, daß sie sich nach dem Monde „Man“ und ihre männlichen Nachkommen nach der Sonne „Sön“ heißen.

Es scheint aus diesen Sagen und Gebräuchen hervorzugehen, daß der schlichte deutsche Volksglaube, der die Dinge oberflächlich auffaßt und nicht tiefer in ihren Grund eindringt, wie dies auch bei verschiedenen wilden und barbarischen Völkern, z. B. bei den Khasia im nordwestlichen Indien, bei den Eskimo, bei den Urbewohnern von Darien in Mittelamerika u. s. w. der Fall ist (Peschel, Völkerkunde S. 267 ff.), die beiden Hauptgestirne nach dem grammatischen Geschlechte beurtheilte, also den Mond als Mann und die Sonne als Frau betrachtete. Es liegt jedoch auf der Hand, daß diese Auffassung, weil sie dem Charakter der beiden Weltkörper widerspricht, stets etwas sonderbar Phantastisches, ja etwas unwillkürlich Komisches hat; ein männlicher Mond (Mann im Mond) und eine weibliche Sonne sind und bleiben ein Widerspruch. Daher ist diese Anschauung in der ernsten Poesie unbrauchbar und schwindet überall, wo die Welträthsel mit tieferm Geiste zu ergründen gesucht werden. Ungeachtet des irreführenden Sprachgebrauches hat daher auch der Norden Europas, wie Hellas und Alt-Italien, seine Sonnengötter und Mondgöttinnen, und wir werden diese Thatsache bei Anlaß der Dämonen- und Heldensage noch deutlicher hervortreten sehen. Sie hat auch nichts Auffallendes oder Unglaubliches, wenn wir bedenken, daß unter den stammverwandten arischen oder indo-germanischen Völkern die nämlichen Mythenzüge sich nothwendig wiederholen mußten.

III. Die feurige Kugel.

Sonne und Mond sind feurige Kugeln und spielen als solche die mannigfaltigsten Rollen im Süden wie im Norden; denn die Kugel und ihr Durchschnitt, der Kreis, sowie die unzähligen Dinge, welche Kreis- und Kugelgestalt haben oder an welchen auch nur solche vorkommt, lassen die verschiedensten Auffassungen und Sinnbilder zu, deren ursprüngliche Bedeutung aber mit der Zeit vergessen wurde. Es heißt daher schon im Alwismal der ältern Edda, wo die Namen aufgeführt werden, welche die verschiedenen Wesenklassen den wichtigsten Gegenständen der Welt geben, von der Sonne:

Sonne sagen Menschen, Gestirn die Seligen,
Zwerge „Zwergs Ueberlisterin“,
Lichtauge Joten, Alfen Glanzkreis,
„Allklar“ der Asen Freunde, —

vom Monde:

Mond sagen Sterbliche, Scheibe Götter,
Bei Hel sagt man rollendes Rad,
Sputer bei Riesen, Schein bei Zwergen,
Jahrzähler aber bei Alfen.

Diese Symbole sind denn auch mit merkwürdiger Treue in der Volkssage bis auf den heutigen Tag geblieben.

Bald sind die beiden leuchtenden Körper, nach ihrer Gestalt, Zwirnknäuel, bald goldene Kugeln, wozu als Kegelspiele natürlich die Sterne gehören, die auch als Münzen und ganze Horte von solchen vorkommen; bald erscheinen Sonne und Mond als Räder und durch Ideenverbindung als die dazu gehörenden Wagen, und als die Kähne ihrer Götter, welche durch die blaue Fluth des unergründlichen Himmels fahren, bald sind sie dieser Götter Auge oder Kopf. Ist ja die Sonne des Himmels oder des Toges Auge, der Mond das der Nacht. Oft endlich sind Sonne und Mond lediglich, was sie dem Menschen sind, Fackeln, Lichter und Feuer.

Unter allen die älteste und verbreitetste Vorstellung, welche man mit der Sonne und den übrigen Gestirnen verband, muß die des Auges gewesen sein. Den Parsen war die Sonne Auge des Ormuzd, den Aegyptern rechtes Auge des Demiurgos, den Griechen Auge des Zeus. Die Kyklopen hatten, als Sonnengötter, nur ein Auge in

der Stirn. So ist Odin einäugig, weil er sein anderes Auge um einen Weisheitstrank aus dem Mimerbrunn hingab, welches, während das eine die Sonne ist, bald als deren Spiegelbild im Wasser, bald als der Mond gedeutet wird. Denselben Mangel hat Hagen, welchem Walther das eine Auge im Kampfe auswarf. In Appenzell heißt es noch: wenn man in rinnend Wasser schaut, so erblickt man des Herrgotts Augen (Tobler Idiot. 369b). Der Drache, welcher den Schatz der Nephele bewachte, schloß seine Augen nie, und der Hort konnte nur gewonnen und die Jungfrau erlöst werden, falls man ihn einschläferte oder tödtete.

So wird auch die Mondgöttin Io vom riesigen Argos Panoptes, der am ganzen Leibe Augen hat, bewacht (es ist der Nachtgott mit den Sternen, wie die Tagesgötter, die Kyklopen, nur ein Auge haben). Der Sonnengott (später vielleicht Sturmgott) Hermes schläfert durch sein Spiel ein Auge nach dem andern ein und tödtet ihn mit der Sichel (wie Krones den Uranos verstümmelt), welche ein Sonnenbild oder auch ein solches des Blitzes (Schwartz S. 183) vorstellt. Folgende Sagen bilden eine Auswahl dieser Vorstellungen und Verbildlichungen:

(18.) Als die Asen mit den Wanen Krieg führten und Frieden machten, gaben beide Theile einander Geiseln, die Asen den Wanen den Hänir, angeblich als Weisen, dazu aber den Mimir; diese jenen Njord und dessen Sohn Freyr und den weisen Quasir. Als die Wanen jedoch wahrnahmen, daß Hänir, so oft Mimir abwesend war, nichts Kluges wußte, zürnten sie, schlugen Mimirn das Haupt ab und sandten es den Asen. Hier balsamirte Odin es ein und verzauberte es, so daß es redete und ihm alles Verborgene sagte. An der heiligen Esche Ygdrasill ist Mimirs Brunn, woraus man Weisheit schöpft. Für einen Trunk daraus gab Odin sein eines Auge, das seither darin leuchtet. Es ist der tiefblaue, reine Himmel und die Sonne drin. Dort beräth sich Odin vor dem letzten Kampfe (Ynglingasaga 4. Kapitel. Hrafnagaldr 5. Wöluspa 21. 47. Jüng. Edda. Gylfaginning 15. 51.)

(19.) Von dem Brunnen zu Bethlehem, aus welchem Maria getrunken, sagt Gregor von Tours, der Stern der Magier lasse sich noch immer darin sehen, aber nur reinen jungfräulichen Augen.

(20a) Thor erschlug den Riesen Thiassi und warf dessen Augen an den Himmel, wo sie zu Sternen wurden (Harb. L. 18), was in der jüngern Edda Odin thut. (Bragarödur 56.)

(20b.) Nach einer ehstländischen Sage kam zu einem Knechte, welcher eben Knöpfe goß, der Teufel und fragte, was er da mache. Ich gieße Augen, antwortete der Knecht. Da wünschte der Teufel auch neue, und kam auf des Knechtes Einladung am andern Tage. Er wollte recht große haben, ließ sich rücklings auf eine Bank binden, fragte nach des Gießers Namen und erhielt die Antwort: Issi (selbst) heiße ich. Dann goß Issi dem Teufel das heiße Blei in die Augen, welcher vor wüthendem Schmerz aufsprang und mit der Bank am Rücken davonlief. Als er den im Felde pflügenden Leuten auf ihre Frage, wer ihm so mitgespielt, antwortete: issi teggi (Selbst that's), lachten sie und sagten: Selbst gethan, selbst haben. Der Teufel starb daran. (Grimm.)

(21.) In Gegenden des mittlern Rheines, zwischen Neckar und Main, im Odenwalde, und jenseits in der Pfalz, zieht junges Volk in den Dörfern umher, und zwei Vermummte, der Sommer in Epheu oder Sinngrün, der Winter in Stroh oder Moos, singen und kämpfen mit einander, bis letzterer entblößt und zu Boden geworfen wird. Dabei singen sie hier so, dort anders, und darin heißt es z. B. Jajaja, der Sommertag ist da, er kratzt dem Winter die Augen aus. Oder: Stab aus! dem Winter gehen die Augen aus! Oder! Treib aus! dem Winter ist ein Aug' aus. — Blas dem Winter die Augen aus! — Stecht dem Winter die Augen aus! Dasselbe ist's, wenn man, sich dem innern Franken, dem Spessart und der Rhön nähernd, hört: Stecht dem Tod die Augen aus. (Grimm.)

(22.) Zu Stilfs im Vinstgaue kennt man den Lorg, einen einaugigen Riesen, der in den heiligen Nächten umgeht und Knaben mitnimmt, die er noch auf den Gassen findet.

Im Oberinnthal erschien ein Einäugiger beim Scheibenschlagen. (Zingerle.)

(23.) An die Stelle des Auges tritt zunächst der Kopf. In der bairischen Oberpfalz heißt es, auf der Pavelsbacher Heide bei Möning gehe der „Kopp" um. Es ist die Seele Eines, welcher sich dadurch des Nachbars Grundstück aneignete, daß er Erdreich von seinem eigenen Acker in die Schuhe streute und dann, auf dem des Nachbars stehend, den Eid that, er stehe auf seinem eigenen Boden. Er starb aber jähes Todes, „waizt" seitdem auf der Heide und Viele hörten ihn rufen:

Kopp, Kopp auf der Heid!
Hätt' ich geschworen kein' falschen Eid,
Müßt' ich nicht immer schreien:
Kopp, Kopp auf der Heid!

(Globus, IV. Bd. 1863 S. 174.)

(24.) In den schwäbischen Abend-Spinnstuben oder dem „Lichtkarz", wo man zusammen spinnt und plaudert, kommen, neben Anekdoten aller Art, auch Gespenster- und andere Sagen vor. Unter anderm erwähnt der Verfasser

der „Silhouetten aus Schwaben“ (1863, S. 280, 281) von einem der Geister: „Kommt dagegen ein einsamer Wanderer, so gesellt er sich zu ihm, wie Einer, der desselben Weges geht; plötzlich aber nimmt er einen Fuß oder einen Arm von sich und schleudert ihn weit weg, und dann noch einen Arm und noch einen Fuß, und dann den Kopf und rollt ihn vor sich her wie eine Kegelkugel, und hüpft ihm nach mit dem Rumpfe, und den Wanderer ergreift Grausen und Entsetzen, und er läuft, was er laufen kann über Stock und Stein, immer aber hinter sich drein hört er das heisere Lachen des Geistes und er läuft die ganze Nacht hindurch, und dennoch findet er sich des Morgens an demselben Plätzchen, von dem er des Abends geflohen.“ —

(25.) In Auenstein (an der Aare bei Wildeck) sollten Knaben eine Leiche mit zu Grabe geleiten. Auf dem Kirchhofe stahlen sie sich bald davon und stiegen in den Kirchthurm hinauf. Alle, bis auf den diese Sage Erzählenden, waren bereits voran im Glockenstuhle, und er stieg eben nach, als er, gegen das Bodenloch der Treppe blickend, zu seinem Schrecken, ein gewaltiges Männerhaupt draus auf ihn herabschauen sah, welches in stummer Warnung einen ausgestreckten Zeigefinger gegen ihn erhob. Er konnte sich kaum mehr aufrecht erhalten und rief vergebens den Anderen; sie hatten nichts bemerkt.

Als er erwachsen war, verliebte sich ein reiches Mädchen in ihn, dessen Vater nicht mehr lebte, und auch er war ihr nicht ungeneigt, bis es ihm einmal seinen verstorbenen Vater schilderte und er genau das Haupt erkannte, welches ihn im Glockenstuhle gewarnt hatte. Von Stunde an mied er sie. (Rochholz.)

(26.) Zu Ulten im Tirol ist eine Alpe, deren Besitzer, zwei Bauern, über die Grenze in Streit geriethen. Die Sache kam vor Gericht, wo der neidischere von Beiden den Schwur that, wenn die alte Marke nicht einst beinahe in der Mitte des jetzigen Antheiles seines Gegners gewesen, solle sein Kopf als Markstein dienen. Da erklärte der Nachgiebigere, daraufhin die Alpe abzugeben, aber in kurzer Zeit starb der Meineidige und am folgenden Morgen fanden die Hirten den Kopf auf der rechtmäßigen Grenze liegen. Als man im Grabe nachsuchte, lag die Leiche in der That ohne Kopf im Sarge. Man trug den Kopf zum Rumpfe, aber sogleich war er wieder auf der Marke, kein Beten half, er blieb dort. Der Nachbar übernahm die Alpe wieder und ließ an die Stelle, wo der Kopf zerfiel, ein Crucifix aufrichten. (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 179, 180. Zingerle 1859. S. 151.)

(27.) Ein armer Familienvater zu Baden im Aargau war der Brandstiftung beschuldigt und zum Tode verurtheilt, obschon er noch auf der Folter die Unthat beständig in Abrede gestellt. Noch auf dem Richtplatze, wo nun das Bürgerspital steht, betheuerte er seine Unschuld und erbot sich zum Beweise derselben nach dem Tode noch zu wandern, falls man seine Waisen so

viele Jahre erhalten wolle, als er Schritte machen werde. Man verhieß das. Kaum war der Streich geschehen, so wanderte der Rumpf an die dreihundert Schritte bis wo die St. Annakapelle steht, wo ihn Einer umgestoßen habe. (Rochholz.)

In mehreren Legenden heben enthauptete Märtyrer ihre Köpfe auf und tragen sie. Viele Geister zeigen sich auf dieselbe Weise.

(28) Nach dem 23 November, wo der Wolfs- oder erste Julmonat begann, folgt am 24. bedeutsam der Advent, die Erwartung der Geburt des Herrn, und gleich am 25. feiert die Kirche die heilige Philosophin Katharina, deren Sinnbild das Rad ist, auf welches sie im Jahre 327 in Alexandrien als Christin hätte geflochten werden sollen, wovon in England die gothische Fenster-Rosette mit ihren Speichen und der Achse „St. Katharina's Rad" hieß. Das Rad zerbrach jedoch durch ein Wunder, als man sie darauf legen wollte, worauf sie enthauptet, ihr Haupt aber von Engeln nach dem Berge Sinai getragen wurde. Lauter mythische Züge der weisen Sonnenfrau, von welcher eine Unzahl waldiger Brunnen (viel mehr als von anderen Heiligen) „Sanct-Katharinen-Brunnen" heißen, da sie an die Stelle der „Frau Holle" getreten ist.

Mit der Gestalt des Kopfes hat die Kugel die nächste Verwandtschaft, sei es als Knäul (wie bei Ariadne und Theseus im Labyrinth auf Kreta) oder als Kegelkugel u. dergl.

(29a.) In Tirol hört ein verehelichter Mann die Saligen-Fräulein singen, was ihn so berückt, daß er sich jeden Abend vom Hause wegstiehlt, um sie wieder zu hören, bis seine Frau, um ihn auszuspähen, ihm einen Zwirnknäul in die Tasche steckt und, dem Faden folgend, an den geheimen Ort gelangt. (Zingerle.)

Dieselbe Idee ist die Kugel, welche im arabischen Märchen in Tausend und eine Nacht der greise Derwisch Denen reicht, welche den Wunderberg mit dem singenden Baume, dem goldgelben Sprudelbrunnen und dem sprechenden Baume suchen, und die sie vor sich hin zu werfen und der sie zu folgen haben.

(29b) Beim Eisenstecken in Villanders schaute der Bauer einst Nachts vor dem Schlafengehen noch zum Fenster hinaus und sah drüben am andern Eisak-Ufer auf der Disklerwiese viele Lichter flimmern. Er lud seinen Stutzen und schoß hinüber. Da entstand unter den Lichtern große Bewegung, die Kugel aber rollte im gleichen Nu glühend neben ihm auf den Tisch herein. (Zingerle.)

(30.). Die elfjährige Angelika Brand in Freudenberg erzählte: „Am dreizehnten August dieses Jahres (1854), einem Sonntage, ging ich, Nachmittags gegen drei Uhr, mit zwei Gespielinnen und einem kleineren Buben auf das hiesige wüste Bergschloß. Beim viereckigen Thurme setzten wir uns nieder, und auf einmal kam, etwa fünfzehn Schritte von uns, eine glänzende Gold-

kugel aus dem Boden, die größer als eine Kegelkugel war. Sie wälzte sich langsam her und blieb vor unseren Füßen liegen. Wir Mädchen sahen sie deutlich; der Bube aber konnte sie nicht erschauen, obgleich wir mit Fingern auf sie hinwiesen. Da wir aus Angst anfingen zu schreien, rollte die Kugel wieder langsam zurück und versank auf dem Platze, wo sie hervorgekommen war." (Baader, Neue Volksſ. S. 112.)

(31.) Der Reisende Kohl hörte unter vielen anderen frisischen Volkssagen auch folgende: Wenn die Sonne untergeht, wird sie von einer Schaar himmlischer Jungfrauen aufgefangen, welche die leuchtende Kugel in kleine Stücke zerschneiden, die sie als funkelnde Bälle den himmlischen Jünglingen zuwerfen, welche am östlichen Ende der Erde darauf warten und dieselben über die Erde hinweg den Jungfrauen wieder zuspielen. Des Spielens müde, ballen sie endlich die Bälle (Sterne) wieder zur großen Feuerkugel zusammen, welche dann von den Jungfrauen bis zum Rande des Himmels emporgetragen wird, und mittels des Schwunges, den man ihr dort giebt, den neuen Taglauf vollendet.

(32.) Zu drei jungen Burschen, welche im Solothurner Dorfe Selzach auf ihrer Bahn kegelten, traten unversehens drei bärtige Fremde und begehrten wettzukegeln. Im Kegeln wuchsen sie zu übernatürlicher Größe; ihre Kugelwürfe tönten im Thale weit wie Donner und fuhren den Jura hinan, die einen bis in's jenseitige Thal, daß man von Betlach bis Grenchen die Bahnrisse noch heute an der Bergwand erblickt, die andern wieder zu den Werfern zurück. Nach dem Spiele verschwanden sie. (Bieler Handelscourier 1859.)

(33) Das in Luzern seiner Zeit wohlbekannte „Meggermeieli" sah manchmal, wenn es an gewissen Tagen Morgens früh oder Abends in der Dämmerung vorbeiging oder vom Burgweidli nach der Angelfluh fuhr, in den Ruinen der Neu-Habsburg stattliche Ritter, oft in seidenen Wämsern und Baretten, oft in Eisen und Stahl; in ersterm Falle winkten sie ihm freundlich zu, in letzterm waren sie drohend und abweisend. Einmal soll es gewagt haben, der Einladung folgend, die zwischen See und Burg befindliche kleine Wiese zu betreten, wo es mit Staunen die Herren sich an goldenem Kegelspiele ergötzen sah. Auch ein nahe wohnender Landmann wußte von diesem Kegelspiele. (Luz. Wochenblatt 1837, S 257. Der Wanderer in der Schweiz, VII, 124, Lütolf S. 507.)

(34.) Das Greizer Schloß enthält aus der Zeit, wo es Kloster war, eine Braupfanne voll Goldes, über welcher ein Geist Wache hält. Der foppte lange die Wachtposten, besonders die am sogenannten Lehmthore, und erschien ihnen Nachts 11 Uhr in Gestalt einer runden feurigen Kugel. Ein Soldat hat einmal Feuer darauf gegeben, am Morgen aber war er verschwunden und Alles, was von ihm wieder aufgefunden worden ist, war sein gänzlich zusammengedrehtes Gewehr. Der betreffende Posten wird seitdem nicht mehr bezogen.

Vater und Sohn gehen einmal von Wolfsgefährt her über den Steg nach Meilitz und Unditz bis Pösneck. Der Sohn bemerkt da, wie in der Dunkelheit schon von erstgenanntem Orte an, eine schwarze Kugel immer vor ihnen sich hinwälzt. Am Stege verschwand sie zwar, jenseits aber kam sie wieder zum Vorschein, und erst bei Pösneck ist sie plötzlich weggewesen. Der Vater hatte nichts gesehen; der Sohn aber blieb lange nachher krank. Eine feurige Kugel entstieg einmal dem Erdfalle bei Unditz. (Eisel, Sagenb d. Voigtl. S. 170.)

(35.) In einem angeblich unterirdischen Gange der Burg Sargans sind neun Kegel und zwei Kugeln, Alles lauter Gold, für ein Glückskind zu gewinnen.

Solche liegen auch unter der Schloßruine zu Taur in Tirol und im Schlosse Maultasch bei Terlan, einst Margarethen gehörend, wo es ihr Jäger gestohlen und vergraben hat. Dafür muß er nun wandeln, um Mitternacht die Kegel aufstellen, dann die Kugel an's Schloßthor werfen, welches sich öffnet, worauf die alten Grafen von Tirol und Görz, manche mit Kronen auf dem Haupte, heraustreten Margarethe mit ihrem „schimmernden Halsbande“ mit. Dann kegeln sie bis Morgen und Georg stellt auf. (Alpenburg und Zingerle.)

Eben so in dem angeblichen unterirdischen Gange, welcher die Burgen Mörsburg und Sulz miteinander verbindet, im Schlosse Sulzberg bei Rorschach und in Wartau. (Vernaleken.)

Auf dem Bregenzer Schloßberge haben die alten Grafen im Appenzeller Kriege ein goldenes Kegelspiel vergraben. (Vonbun.)

Auf dem waldigen langen Hügel links von der Straße von Sargans nach Wallenstad, unweit Ragnatsch (auch Curtnatsch), welcher auch als einer der „Frau Venus-Berge“ gilt, und wo zuweilen das Landgericht gehalten wurde, Namens Thiergarten (Thiergget), hörte man oft Nachts Herren mit goldenen Kugeln und Kegeln spielen.

Die Burgherren von Wartau (überm Scholberg) kegelten nie anders als mit Kegeln und Kugeln aus purem Golde.

Im schwarzen See am Seeberg in Tirol sollen neun goldene Kegel und eine goldene Kugel liegen.

Der alte Schloßherr vom Berge Graneckle bei Wiesgoldingen, hatte ein wunderschönes Kegelspiel aus Gold, womit die Ritter bei Festen spielten. Jetzt sind die Kegel im Berge drinn vergraben, kommen aber heraus, wenn es donnert und ein Regenbogen am Himmel ist. (Birlinger, Schwäb. Sagen Nr. 107.)

Im Zireiner See liegt eine große Schlange und die Fische haben Gold im Magen. Schafe, die daraus trinken, bekommen goldene Zähne. Ein Bauernbursche sah eine eiserne Kette herausschauen, zog daran und sah bald silberne Ringe zum Vorschein kommen. Als er aber nach diesen haschte, verschwand die Kette. (Zingerle. Vergl. Schönwerth III. 141 ff.)

An die Vorstellung der Kugel reiht sich leicht die des Rades.

(36.) Ein Fuhrmann rollte mit viel Mühe ein Rad durch's Riesengebirge und hatte es eben eine große Höhe hinaufgeschleppt, als er es ermüdet an einen Baum lehnte, sich unter einen andern legte und einschlief. Jetzt nahm Rübezahl die Gestalt des Rades an. Als der Mann erwachte, war er erst nicht im Stande, es fortzubringen, staunte aber, als es endlich wie von selbst sich aufrecht stellte und nun mit großer Schnelligkeit weiter rollte, bergab wie wieder bergan, so daß er keuchend hinten nach eilte, bis es daheim im Thale angelangt, durch die Luft fliegend, vor der Wohnung seines Herrn liegen blieb. (Novellen von Heinr. Steffens, I. Bdchen., 1837, S. 71, 72.)

Ein Zauberer, der „Düri-Joggeli" bei Teufenthal, trieb einst sein Pflugrad wie einen Hund im Felde herum. (Rochholz.)

(37.) Am linken Ufer des Pfelderserbaches von der Moserbruck aufwärts durch Piller lief in jeder Nacht eine große schwarze Geistgestalt, und dicht hinter derselben her lief ein glühendes Rad. Sobald das Rad den Geist erreichte, schrie er mit jämmerlichem Tone: o lia! o lia! daß man es weitum hörte. Oftmals lief der Geist durch die Waldseiten hinaus bis an das Kropfeck, kehrte dann um und lief durch Piller hinunter, durch den Lechnerwald hinein gegen Rabenstein zu, kehrte dort wieder um und rannte ohne Rast und Ruhe so herum. Was er verbrochen hat, daß er so harte Strafe leiden muß, weiß man nicht. Seit fünfzig Jahren sah man nichts mehr von ihm; es scheint, daß er erlöset oder von Gott begnadigt wurde.

Damals geschah es öfter, daß ihm kecke Burschen oder Betrunkene „antern" (nachspotten) wollten; sobald sie es thaten, so kam der Geist, wenn auch stundenweit ferne, sogleich mit Sturmwindrauschen zu ihnen her, und es war dann jedesmal kein gutes Begegnen.

Moos liegt tief hinten im Passeirerthale, da wo das Pfeldersthal sich gegen ersteres öffnet, und der Pfeldersbach in die Passeir einmündet. (Alpenburg, Mythen S. 181.)

Nach Rochholz (Sagen aus dem Aargau I. S. 180 ff.) zwang einst auf der steilen Straßenstrecke zwischen Mellikon und Rümikon der wilde Jäger einen gottlosen Roßquäler, in's Rad geflochten, mit Peitschenhieben seinen Wagen fortstoßen zu helfen.

Das Rad erinnert durch Gedankenverbindung an Fahrzeuge.

Die Sonne, wie der Mond, fahren bald im Kahne durch den Himmelsstrom, den die Erde umwogenden Okeanos (wie der Sonnengott Helios und auf einer seiner zwölf Fahrten Herkules), bald im Wagen durch die Straße des Himmels, beim Volke der Ost-Schweiz „der Weg nach Rom". Darum heißt das bekannteste aller Sternbilder „der Wagen", „Thors- oder Karls- oder Wodans-Wagen"

und die Milchstraße auf Baltrum „Wagenpât“, Wagenpfad. (Kuhn, Norddeutsche Sagen.)

(38a.) Im Firniß, im Elsaß, einst See, jetzt Moor, lag einst ein krystallen Schloß, der Sitz von so übermüthigen Geistern, daß Gott das Schloß zerstörte und den See ausfüllte. Aus dem See fuhr zuweilen ein goldener Wagen herauf. Drei Brüder wagten einst, in den See zu steigen und denselben anzufassen. Als sie dem Ufer nahten, rollte ein Stein in die Räder und hemmte sie; der Jüngste rief, wie die Brüder ziehen sollten, worauf, da man dabei nicht reden durfte, Flammen die Drei umgaben und der Wagen dem Grunde zu rollte. (Aug. Stöber's Sagenbuch.)

(38b.) Ein goldener Wagen liegt auf der Berghöhe Emmenhorn an der Straße von Hergiswil nach Luteren (Luzern). Es darf, wer ihn haben will, keine Silbe dabei sprechen. Einige Männer hatten ihn einst schon fast ob der Erde, als das unbesonnene „Hü!“ (Zuruf an die Pferde beim Ziehen) ihn wieder in die Tiefe versenkte. Eben so am „Chilpel“ (Kirchbühl) neben der Luteren bei Schötz. Auch im Walde Stockacher auf der Höhe westlich der Landstraße von St. Erhard nach Ufikon, wo eine Sagenstadt gestanden habe von der „Kammer“ (mit römischen Resten) bis zum Zofinger Römerbade, sei unter einem der vier (wahrscheinlich Grab-) Hügel ein goldener Wagen. Dort ist es „unghürig“. (Lütolf.)

(39.) Im Schönauerthale in Tirol sah man einen Mann in Bauernkleidern mit einem glühenden Pfluge, der rundum Feuer sprühte, in finsteren Nächten über das Ackerfeld auf und ab fahren und den Pflug mit den Händen halten, wobei er vor Schmerzen rief: „O weh, o weh, der Pflug so hoaß und Niemand mir zu helfen woaß!“ Es war Einer, der im Leben beim Umackern jedesmal einige Furchen in des Nachbars Acker hineingepflügt und auf diese Weise einen großen Theil fremden Bodens gewonnen hatte. (Alpenburg, Zingerle.)

(40.) In einem Wald im Scheibenthal bei Rattenberg in Tirol sieht man Nachts oft flammende Baumstämme durch den Wald herabrollen, daß die Funken nach allen Seiten ausfliegen, was ein Fremder für einen Waldbrand halten würde. Es rührt daher, daß ein herzloser Mann einer Witwe diesen Wald durch einen Proceß abgestohlen, und nun sind er und seine Helfer zur ewigen Strafe in heißglühende Stämme verwandelt und müssen in der sogenannten heißen Pein sich wälzen und rollen. (Alpenburg, Zingerle.)

Erinnerte der Pflug durch seinen Gebrauch zum Fahren an den Wagen, so hängt mit letzterm zugleich und mit den vorhin eine Rolle spielenden Baumstämmen die Wiege zusammen, mit dem Wagen durch das Schaukeln und mit dem Baumstamme durch den in vielen Sagen spielenden Zug, daß aus einem Stamme einst eine Wiege

gefertigt werden soll, in welcher ein erlösender Held als Kind liegen werde.

(41.) Vom Weinberge bei Hitzacker geht ein altes Gerücht, daß darin eine goldne Wiege, so noch von den unterirdischen Zwergen zurückgelassen, sich befinde. Sie ist alle Johannis-Nacht zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht am Berge zu sehen, sobald aber ein Mensch das geringste Wort dabei spricht, versinkt sie alsobald wieder mit dem darin liegenden Schatze, und ein großer feuriger Hund sitzt darauf mit hellfunkelnden feurigen Augen.

Einstmals hatten sich zwei Kameraden besprochen, die Wiege ganz in der Stille, ohne einen Laut, fort zu holen; sie sind aber durch das Blendwerk des Teufels, da solcher einen Galgen über ihnen aufgerichtet und sie darin zu hängen gedräuet, dran verhindert worden. Denn da sie vor Angst um Hilfe gerufen haben, ist die Wiege sofort wieder versunken. (Harrys Volksf. Niedersachsens I. S. 23.)

Wie aber der Sagenzug von der feurigen Kugel geradezu zu einem deutlichen Bilde von dem gesammten Sternhimmel mit seinen als Thiere vorgestellten ewigen Lichtern, zu dem hell erleuchtenden Hause der Welt wird, zeigt zum Schlusse folgende Sage:

(42.) Oben am Böhmerwalde bei Büchersreut, wohin viele böse Geister gebannt, „vertragen“ sind, verirrte sich einmal ein Wanderer. Die Nacht überraschte ihn und er sah plötzlich ein wunderschönes Schloß, die Fenster hell erleuchtet, vor sich stehen. Er trat ein. Es kamen ihm verschiedene Thiergestalten entgegen: Pudel mit ungeheueren Augen, große Katzen, zuletzt der Pförtner mit einem großen Bunde Schlüssel. Der führte ihn in einen großen Saal, wo gezecht, gekegelt und gespielt wurde: aber Karten, Würfel und Damenbrett waren von glühendem Eisen, eben so Kugel und Kegel. Dazu wurde schäumendes Bier herumgeboten. Erschrocken rief der Mann: Jesus, Maria und Josef! und der Spuk war verschwunden. (Schönwerth III. S. 141.)

Eine ebenso schöne und dichterische Vorstellung des Volkes von dem durchsichtigen Himmelsgewölbe ist diejenige von demselben als einem ungeheuern Glasberge, der an den nordischen Glashimmel (Glerhimin), vielleicht auch an die Götterburg Gladsheim erinnert*), auf dessen spiegelglatter Fläche das Schönste und Beste zu holen ist. Wir werden diesem Zuge bei Anlaß der Heroensagen wieder begegnen.

*) Vergl. Simrock deutsche Myth. S. 141. Menzel, Unsterblichkeitslehre I. S. 67 ff. In Grimm's Märchen (25) führt der Weg zum Glasberg über Sonne, Mond und Morgenstern und der Wind zeigt den Weg dahin.

IV. Die Schätze oder Horte.

Die Sterne werden in der Mythe nicht nur zu lebenden Gestalten, sondern auch zu leblosen Dingen, freilich zu solchen, welche dem Menschen höher als alles Leben stehen. Es ist bisher unseres Wissens nicht eingesehen worden, daß die Schätze, welche in den Mythen vieler Völker eine so große Rolle spielen, nicht irdische Schätze bedeuten, sondern schlechterdings nichts Anderes als die Sterne, welche ja wie Gold und Silber oder vielmehr weit herrlicher als dieses glänzen. Diese Schätze befinden sich stets im Besitze göttlich verehrter oder als Abbild der Gottheit dienender Wesen, und was wollten diese mit irdischem Gold und Silber thun? Die Thiere, welche ihres schleichenden Ganges wegen am ehesten mit den Sternen in Zusammenhang gebracht wurden, sind in der mythischen Volkssage stets Schatzhüter. Schlangen und Drachen und sogar Kröten und Unken hüten Horte, weil die Nacht, welche sie bedeuten, und welche unter ihrem Bilde gefürchtet wurde, die Sterne hütet. So besitzen auch die Nixen und Zwerge stets Schätze, weil sie selbst Sterne sind und diese einander gegenseitig hüten. Weil aber die Sterne kein wirkliches Gold und Silber sind und bei Tagesanbruch verschwinden, so werden auch die Goldstücke, welche Nixen und Zwerge den Menschen schenken, am Tage zu Kohlen, Staub, Blättern und anderen werthlosen Dingen. Wie würden solche Vorgänge auf wirkliches Gold und Silber passen? Dasselbe bedeuten denn auch die Horte der Heldensage. Auch jener der Nibelungen ist kein irdisches Capital; ein solches wechselt nicht im Besitze zwischen Sonnen- und Nachtgöttern; ein solches bringt seinem Eigenthümer nicht den unvermeidlichen Tod. Aber der Hort der Sterne, welcher der Nacht (dem Drachen) gehört, kann, nach ihrer Ueberwindung, nicht im Besitze des siegreichen Sonnengottes bleiben, sondern muß wieder der Nacht (dem einäugigen Hagen, dem Elfensohn) anheimfallen und der Sonnengott muß darum sterben.

Es giebt wohl kaum einen Ort, an welchem das Volk nicht von verborgenen Schätzen zu erzählen wüßte, und wenn auch dieselben in der Sage vielfach oder sogar meist mit der Zeit einen geschichtlichen Ursprung erhalten haben und an gewisse Personen und Orte geknüpft

erscheinen, so finden sich doch neben diesen Angaben so viel verrätherische mythische Züge, daß die ältere Bedeutung dieser Sagen durch alle möglichen geschichtlichen Daten nicht umgestoßen werden kann. Die Schätze rücken nämlich, wie die Sterne, von einem Orte zum andern, der Erdoberfläche näher oder ferner, und daß sie unter der Erde sind, kommt daher, daß die Sterne beim Untergang in die Erde zu versinken scheinen. Die Schätze werden ferner, wie bereits angedeutet, von mythischen Wesen gehütet. Auch stehen sie durchweg mit dem Licht in Verbindung; wo sie liegen, brennt ein Licht oder Feuer. Allerdings hat die menschliche Habsucht, welche sich nach dem Untergange der alten Religion nur noch irdische Schätze unter derselben vorstellen konnte, die Sagen von ihnen vielfach entstellt.

(43.) In Elengel bei Eisenberg lebte der Besitzer eines großen Gutes als lustiger Bruder arg in den Tag hinein. Wenn Tanz und Musik war, da hat er aufgehen lassen, mehr wie alle Anderen, und dauerte es denn auch nicht lange und sein Gut war überschuldet und der Tag kam heran, wo es unter den Hammer kommen sollte. Es war um jene Zeit nun, als eines Abends ein Graumännchen zu ihm kam, ihm seine Hilfe anbot und ihn aufforderte, mit hinaus an einen bestimmten Fleck im Walde zu gehen, wo sie Geld holen wollten. Man kann sich denken, daß sich unser Bauer das nicht zweimal sagen ließ. Noch denselben Abend trugen Beide ein mächtiges Faß voll Geld in des Bauern Keller. Das Graumännchen sprach hier: „Das Geld ist Dein, Du kannst es alle Tage ansehen, anrühren darfst Du es aber nicht, ehe denn nicht vier Wochen in's Land sind; so lange muß es ruhen." Der Bauer that anfangs, wie ihm geheißen. Es war nun aber etwa drei Wochen erst, als von neuem Tanz und Schmaus im Orte war, da konnte er's nicht länger liegen sehen, lief in den Keller und nahm sich ein paar Taschen voll Thaler heraus. Lustiger ist es d'rauf nie wieder in der Schenke hergegangen, denn wenn sich auch billig ein Jeder darüber wunderte, daß der schon Verarmte plötzlich wieder zu so vielem Gelde gekommen war, freihalten ließen sich doch unbedenklich Alle und erst am Morgen trennten sich die Zechbrüder. Wie der sich reich Glaubende nun wieder heimkommt — siehe, da ist auch sein Schatz wieder weg, und nicht lange, so warf man ihn auch noch aus dem Hause. (Eisel, Voigtl. S. 180.)

(44.) Einst ging eine Frau mit ihrem Kinde am Palmsonntage am Fuße des Ronberges spazieren; plötzlich sah sie eine eiserne Thür, die sie sonst nie bemerkt hatte. Da die Thüre offen stand, trat sie in das Gewölbe und sah einen Haufen Kohlen dort liegen. Die sind auch gut, dachte sie, setzte ihr Kind weg und nahm die Kohlen und trug sie nach Hause. Dort erst bemerkte

sie, daß sie ihr Kind vergessen habe. Sie eilte zurück, aber unter Donnern und Rauschen hatte sich schon der Berg geschlossen, nicht einmal das eiserne Thor war zu sehen. Die Kohlen aber, die sie daheim ausgeschüttet hatte, waren zu Gold geworden.

Ein Jahr darauf ging die Mutter wieder zu dem Berge und fand ihn wieder offen. Sie trat ein und fand ihr Kind frisch und gesund neben einer weißen Frau, die es das ganze Jahr behütet hatte. (Grohmann, Böhmen. S. 289.)

(45.) In dem Dorfe Hrmen in Böhmen war am Palmsonntage die ganze Familie eines Bauernhofes in die Kirche gegangen und nur die Großmutter, ein steinaltes Mütterchen, blieb zu Hause. Sie kauerte in einem Winkel der Stube und dachte nach, wie sie wohl einen der unterirdischen Schätze, die am Palmsonntage während der ersten Messe an's Tageslicht kommen, gewinnen könnte. — Da hörte sie plötzlich vor dem Fenster, das in den Garten führte, ein Geräusch, wie wenn in Geldmassen herumgewühlt werden möchte. Sie schleppte sich zum Fenster und bemerkte mit Entsetzen zwei Teufel, die in einem gewaltigen Troge die Menge Gold- und Silbermünzen mit Schaufeln hin und her warfen. Sie faßte Muth und näherte sich dem Troge, um von dem Gelde zu nehmen; allein die beiden Teufel erhoben die Schaufeln gegen sie und brüllten: Nicht für dich, sondern erst für das neunte Glied deines Geschlechtes ist dieser Schatz bestimmt, weiche von hinnen!

Da ergriff das alte Weib großer Schrecken und sie wankte mit schlotternden Knieen in die Stube zurück; doch wie sie an die Schwelle kam, stürzte ihr ein großer schwarzer Hund entgegen und sie fiel darob bewußtlos zu Boden.

In diesem Zustande wurde sie von der heimkehrenden Familie gefunden, die nun bemüht war, sie in's Leben wieder zurückzurufen. Die Alte erholte sich auch, aber nur auf einen Augenblick; sie erzählte noch mit Hast das eben Gesehene und starb gleich darauf. (Grohmann, Böhmen. S. 292.)

(46.) In den letzten Kriegszeiten, als die Oesterreicher in unserer Gegend Standquartier hielten, lagen in Ober-Eggatsweiler, nordöstlich vom Burgstock, etwa sieben Minuten von dem Orte des Schatzes, österreichische Küraßiere. Bei einem wolkenlosen Himmel erhob sich plötzlich eines Tages von dem Hügel aus gegen Unter-Eggatsweiler ein furchtbarer Sturm, mit mächtigem Brausen und Sausen, erreichte aber weder die Häuser in Ober-, noch in Unter-Eggatsweiler. Auf beiden Plätzen herrschte vollkommene Windstille. Als die Oesterreicher dieses Sturmgebrause selbst hörten und ihnen Alles näher erzählt wurde, zeigten dieselben große Lust, nach dem Schatze zu graben, unterließen es aber dennoch. (Birlinger, aus Schwaben I. S. 262.)

(47.) Bei Appenrode in der Grafschaft Hohnstein liegt an einem Berge ein großer runder grüner Fleck, auf dem sich öfter Flämmchen sehen lassen. So groß dieser Fleck, so groß ist ein Kessel, der darunter verborgen liegt und

einen großen Schatz enthält. Wer ihn heben will, muß in der Mitternacht schweigend hinzugehen, eine schwarze Katze, einen weißen Hahn und ein Drittes mitbringen und dort tödten. Einst hatten sich drei Gesellen vereint, um den Schatz zu heben. Sie brachten eine schwarze Katze, einen weißen Hahn und das Dritte mit sich und gruben den Schatz schweigend heraus. Schon wollten sie sich desselben bemächtigen, als einer von den Dreien über die Größe desselben erfreut einen Schrei ausstieß. Sofort war der ganze Schatz wieder versunken. (Harrys Volkss. Niedersachsens II. S. 86.)

(48) In Graubünden sagt man von einer Stelle, wo Winters der Schnee sogleich schmelze. Ein Ritter des nahen Schlosses habe dort unterirdisch sein Gold geborgen, das er den Armen entpreßt und es Nachts durch den Erdgang besucht und mit Freude betrachtet, bis einst um Mitternacht er die Erde unter sich spalten sah, Tosen und Grollen vernahm und dann gräuliche Gestalten erschienen, mit Fackeln das Gold anzündend, worauf es im ganzen Gewölbe leuchtete, glitzerte, ihn brannte, wie züngelnde Schlangen, überall beleckte und er stöhnend niedersank. So sitzt er bei verschlossener Thüre noch immer, der Gang und die Burg zerfallen, der Hort aber immer fortbrennend, daß hier kein Schnee hält. (Flugi, Volkssagen aus Graubünden. S. 39.)

(49.) Ein junger Bursche, dessen Hoffnung, reich zu werden und das Töchterlein des reichen Fleischers in Leibniz als Braut heimzuführen, gescheitert war, kehrte mißmuthig in die Steiermark zurück und warf sich, als es schon dunkelte und er vor Nacht nicht mehr nach Leibniz kommen konnte, müde auf einen der Hügel vor dem Orte nieder, die man für Ueberbleibsel aus der Römerzeit hält. Hier schlief er ein und glaubte um Mitternacht an einem sanften Rütteln zu erwachen und einen hohen Greis in fremder Tracht vor sich zu sehen. Als er ihn an der Hand empor zog, folgte er ihm an mehreren der Hügel hinüber, bis zu einem, der sich öffnete und ein Thor sie in einen langen Gang und dieser in einen großen Saal führte, angefüllt mit seltenen Waffen, Gefäßen, Gemälden und Büsten, deren manche den Jüngling an Männer erinnerten, von denen er in der Schule gehört. In der Mitte saßen um eine Tafel ernste Männer mit hohen Stirnen, geistvollen Augen und in faltigen Gewändern über Brustharnische, an der Seite ein kurzes Schwert. Einer davon redete ihn an; er verstand es nicht, aber es klang lateinisch. Die Speisen, die er ihm dann reichte, mundeten ihm nicht, desto besser aber eine Schüssel voll Gold- und Silbermünzen unbekannten Gepräges. Als man ihm andeutete, davon zu nehmen, dachte er: Gold ist Gold und Silber ist Silber, und steckte einige Hände voll zu sich. Sie aber füllten seine Säcke damit und kredenzten ihm einen Becher duftenden Weines. Er griff beherzt zu, schwenkte den Pokal nach allen Seiten dankend, that einen tiefen Zug und rief laut: Vivat! Jetzt widerhallte es, als freuten sich die Männer, ihre Sprache zu vernehmen, von allen Seiten: Vivat! Alle sprangen auf, drängten

sich mit leuchtenden Augen um ihn, und als er nochmal Vivat gerufen und sie es wiederholt, krachte das Gewölbe, zerrannen die edlen Gestalten in Nebel und — erwachte der junge Steirer am Hügel. Er hatte geträumt, aber der Schatz in seinen Taschen war Wirklichkeit und er konnte ein Hauswesen beginnen und sein Lieb heimführen. (Steiersche Sagen in Wolf's Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 49, 50.)

Es giebt indessen nach der Volkssage Zeiten, wo die Schätze ihren Platz unter der Erde verlassen und auf deren Oberfläche kommen, um sich zu „sonnen". Es deutet dies wohl auf ihren oberirdischen Ursprung.

(50.) Während der Mittagsruhe sahen einmal die Steinbrecher von Biengen auf dem nahen Schlatter Rebberg einen schimmernden Haufen liegen. „Heute ist der erste März, da sonnen sich die Schätze!" sprach einer von ihnen und eilte nach dem Berge. Dort fand er nur thönerne Scherben und nahm einige zu seinen Genossen mit. Diese zerschlugen sie in kleine Stücke, deren er etliche einsteckte, um sie seinem Meister zu zeigen. Als er dies am nächsten Morgen thun wollte, fand er statt ihrer zerschlagene Silbermünzen, auf dem Berg aber, wohin er sogleich lief, keine Scherben mehr und keine Geldstücke. (Baader, neue Volksf. S. 27.)

Mit den Schatzsagen verwandt ist diejenige von dem Ringe Odins, welcher diesen auf den Scheiterhaufen Balders, des Sonnengottes, legte und welcher die Eigenschaft hatte, daß ihm in jeder neunten Nacht acht gleichschwere goldene Ringe entträufelten, daher er Draupnir (Träufler) genannt wurde (Edda, Skirnisför 21, Skalda 35). Hahn (sagwiss. Forschungen, S. 530 ff.) deutet diese Sage sinnig auf die astronomische Thatsache, daß der Mond im Anfange jedes neunten Sonnenjahres wieder annähernd in dieselbe Stellung am Himmel tritt, die er vor acht Jahren hatte, welchen Zeitraum die Griechen ihr „großes Jahr" nannten, das 99 Monate zählte. Auch den Germanen scheint dies bekannt gewesen zu sein, indem nach Dietmar von Merseburg auf Seeland jedes neunte Jahr im Januar ein großes Opfer von je 99 Menschen, Pferden, Hunden und Hähnen, und in Upsala ein solches von neun Häuptern aller (?) männlichen Wesen gefeiert wurde.

Es ist nicht unmöglich, daß die Urheber der Mythen sich unter den Schätzen, von denen sie fabelten, außer den Gestirnen bisweilen auch die von den Sonnenstrahlen bewirkten Röthen des Morgens und Abends dachten, deren wunderbarer Purpurschein und Goldglanz

auf solche Gedanken bringen konnte. Diese herrlichen Erscheinungen, das erschreckende blutige Morgenroth, wie das anmuthige goldene Abendroth sind jedoch zu wenig begrenzt und individuell, als daß ihr Charakter in der Sage irgendwie mit Deutlichkeit erkannt werden könnte. Spielen sie in derselben wirklich eine Rolle, so ist diese ziemlich verwischt worden. Von den Finnen wird angenommen, daß Krit, ein Jüngling, und Aemmarik, eine Jungfrau, als Morgen und Abendroth den Beruf haben, die Sonne am Morgen anzuzünden und am Abend wieder auszulöschen. (Carriere, die Poesie der Finnen und Ehsten, Internat. Revue II. S. 77.)

Dritter Abschnitt.

Die Elemente.

I. Die Luft.

Unter denjenigen Naturerscheinungen, welche den Alten als „Elemente" galten und dem Volke noch gelten, ist die Luft, als unsichtbar und in ruhigem Zustande überhaupt mit den Sinnen nicht wahrnehmbar, unstreitig dasjenige, welches am wenigsten zu Sagen Anlaß bieten kann. Sie ist auch an sich so gut wie nie als Person vorgestellt worden. Bei den späteren Griechen und den Römern galt Hera (Juno), die Himmelskönigin, als die Göttin der ruhigen Luft; ursprünglich war sie, da eine Personification der leeren Luft der naiven Volksdichtung nothwendig fremd sein muß und nur der künstlerischen Phantasie möglich ist, ohne Zweifel eine Mondgöttin. Klarer sind in der Mythe die Bewegungen der Luft, die Winde und Stürme, vertreten. Wir finden sie bei sehr vielen Völkern durch menschenähnliche Wesen personificirt. In Neuseeland sperrt Maui die Winde gerade so in Höhlen wie der hellenische Aiolos. Auch die nordamerikanischen Indianer stellen die Winde als Brüder dar, ja sogar als die Ahnherren des Menschengeschlechts. Die Griechen kannten außer ihren acht Winden

auch weibliche Luftgeister, welche die sanfteren Bewegungen der Atmosphäre vertraten. In der deutschen Volkssage erscheint der Wind als Riese und hat, dem sentimentalen Zuge der Nation gemäß, auch eine Windsbraut. Von „Wind" ist wahrscheinlich „Winter" abgeleitet; diese rauhe Jahreszeit erkennt man deutlich in den Schnee- und Eis-, Reif- und Thauriesen (Hrymthursen) der germanischen Urzeit, die wir weiterhin kennen lernen werden.

Um Neukirchen und Etzelwang heißt es, man solle dem Winde, damit er nichts umreiße, drei Hände voll Mehl hinstreuen und dabei sprechen:

Wind oder Windin,
hier geb' ich dir das Deine,
laß mir das Meine.

Auch hier kam, aus christlich priesterlicher Opposition, um den allverehrten Gott zu verdrängen, die Unsitte auf, den Wirbelwind „Säudreck" zu schimpfen, und man sagt: „der Säudreck jagt", womit man auch den Teufel bezeichnet; jedoch hält man trotzdem den Wind in der Dreikönigsnacht für segensreich und öffnet ihm dann Thüren und Fenster, damit er Glück und Segen in's Haus bringe. (Der Globus, VI. Band, Hildburghausen 1863, S. 44.)

Vom Wind und Sturm, bald unpersönlich, bald persönlich gedacht, handeln folgende Sagen:

(51a.) Im Höllengraben und auf den Höllenbergen bei der Weidaer Papiermühle läßt sich zuweilen ein mächtiges Prasseln und Rauschen hören in den Aesten und Gezweigen des Waldes. Es ist nicht anders, als ob ein großes Unthier auf Einen zukäme. Dessen Hervorbrechen abzuwarten, hatte aber noch Keiner Lust, und ohne etwas gesehen zu haben, suchte Jeder noch das Weite.

(51b.) Bei Braunichswalde, unfern des herrschaftlichen Vorwerks „Sorge", vernahm der Feldhüter Nachts gegen zwölf Uhr, obschon sonst kein Blättchen sich regte, plötzlich einen Sturmwind, der donnernd vom Dache des Vorwerks hernieder fuhr, nicht anders als müsse er das ganze Dach mitnehmen. Morgens aber war nichts am Dache zu sehen, kein Ziegel fehlte.

(51c.) Zwei Markersdorfer kehrten von Großkunsdorf heim und kamen Nachts auf den Trappenberg. Da faßt sie Beide ein Sturmwind und führt sie über die Thalschlucht hinüber zu einem Gatter bei Markersdorf. Man schrieb das dem Trappengeist zu, der jene Gegend unsicher macht. (Eisel, Voigtl. S. 250, 251.)

(52.) So ein Küselwind kann furchtbaren Schaden anrichten. Einst hat er Einem z. B. ein ganzes Fuder Erbsen aufgehoben und der Bauer hat nichts wieder davon zu sehen bekommen. Da waren nun mal die Leute von Stolzenhagen bei der Ernte beschäftigt und die Aehren lagen schon in Schwat, kommt auch so ein Küselwind. Der soll uns schon nichts thun, sagt Einer. Nimmt ein Messer und wie der Küselwind dicht heran ist, wirft er es mit der Spitze hinein. Richtig ist auch Alles verschwunden gewesen. Von dem Messer aber ist keine Spur zu finden gewesen. Wie die Stolzenhagener nun im Winter mit Weizen nach Oderberg fahren, ist dem Bauer es wunderbar ergangen. Er hat beim Bäcker also schon abgeladen und geht in die Stube, wo der Bäcker ihm ein Frühstück hingesetzt hatte, wie das so Sitte ist. Da sieht er auf dem Tisch sein Messer liegen, der Bäcker aber hinkte. Kennst Du das Messer? fragt ihn der Bäcker. Ja wohl! sagt jener. Nun, diesmal mag es Dir so hingehen, sagte der Bäcker, Du hast es mir hier in's Bein geworfen, laß es Dir aber nicht wieder beikommen; so etwas zu thun. (Pröhle, Deutsche Sagen. S 83.)

(53.) Wenn der Wind durch den Kamin bläst und so im Ofen hörbar ist, so sagt man, daß es die M e l u s i n a sei. Zwölf Tage vor Weihnachten tobt die Windsbraut am ärgsten. Die Landleute nehmen Aepfel und Nüsse und werfen sie in den Ofen, indem sie sagen, daß sie das der Windsbraut zum Essen geben. Dann knallen sie auch mit Peitschen und laufen so im Hofe oder in der Stube umher, um die Windsbraut zu vertreiben. (Grohmann, Böhmen. S. 44.)

(54.) Der W i n d ist ein mächtiger Geist und hat ein W e i b und ein K i n d. Wirft man ihm Mehl für Letzteres hin, so schweigt er. Zauberer können ihn stillen, wenn sie dreimal mit einem Messer gegen ihn schneiden und bei jedem Schnitte das Messer in die Erde stecken. Geht er besonders heulend und stark, so hat sich Jemand erhängt.

Die W i n d i n ist schärfer als der Wind und verliebter Natur. Sie reißt Männern den Hut vom Kopfe und führt ihn fort, daß sie ihn nachlaufen müssen; sie weint und plaudert gerne, kommt mit den Hexen, welche üble Wäsche mit den schmutzigen Wolken anrichten, in Händel und regiert in der Morgenfrühe, im Frühjahr und Sommer. Während der Wind mit dem Besen die Erde fegt und putzt, trägt sie Wasser zu, macht aber gewöhnlich das Uebel durch Zuviel noch ärger. Sie ist selbst eine Hexe.

Der W i n d hat es auf die Weiber abgesehen, jagt ihnen die Röcke zwischen die Füße oder hebt sie gar auf und zerzaust ihr Haar. Er regiert Vormittags im Herbst und Winter. Klein und kugelrund hat er einen großen Kopf, weißen Bart und ist alt, immer mürrisch und mit dem Weib, mit Menschen und Thieren in Streit, wobei es Wirbelwind giebt. Die Schweine kann er am wenigsten leiden. Oft ist er auch ein Riese und Menschenfresser.

Ein Weib verirrte sich im Walde und kam zur einsamen Hütte des Windes, wo die Windin allein daheim war. Sie wollte sie nicht aufnehmen, da ihr Mann bald heimkomme, der sie gleich riechen und verzehren würde. Das Weib meinte, in der Küche werde er sie nicht finden, und ließ nicht nach, bis sie bleiben konnte, obwohl die Windin erklärte, gerade dort komme er zum Schornsteine herein. Sie versteckte sie in der Hühnersteige.

Da brummte und sauste es um die Hütte, der Wind fuhr „beim Kintl" herein und schrie: „Ich schmecke Christenfleisch". Die Windin wollte ihm's ausreden und sagte, es sei eine zugeflogene Henne. Er wollte die Henne sehen, die Windin zeigte sie ihm, sie hatte das Weib wirklich in eine verwandelt. Nun gab er sich zufrieden, das Weib aber mußte Henne bleiben.

Wer in den Wirbelwind ein Messer wirft, kann den Wind verwunden. Einer that's, wurde dann von ihm ergriffen, zweihundert Stunden weit fortgeführt und vor einem Wirthshause abgesetzt, wo ihn ein Venetianer erwartete, der einaugig war, da er ihm das andere Auge ausgestochen. Er führte ihn in der Windsbraut wieder heim. (Schönwerth, Oberpfalz.)

Anziehende Personificationen der Winde, und zwar derjenigen der vier Haupthimmelsgegenden, finden wir in den norwegischen Volksmärchen, wo sie den Helden derselben gerne zur Vollbringung ihrer Thaten behilflich sind und überhaupt als gemüthliche Bursche erscheinen.

Aber auch außer dem Winde ist die Luft in der Volkssage von mannigfachen Wesen belebt.

(55.) In der Luft tanzen Engel, reisen Hexen, Walriderskén und anderer Spuk. Die Luft nimmt Krankheiten ab. Wenn im Frühling oder Sommer an warmen Tagen die Verdunstung auf der Erdoberfläche im Sonnenschein durch eine wellenförmige zitternde Bewegung der Luft sichtbar wird, sagt man im Saterlande: do ssumerkatte lope, die Sommerkatzen laufen, de ssumer kummt. Wenn nach warmen Tagen sich am Abend, namentlich über niedrigem Wiesengrund, ein dichter weißer Nebel auf den Erdboden lagert, sagt man „de Hase brot" oder „de Voß brot"; es bedeutet gutes Wetter. — Als blauer Dunst erscheint der Teufel und die Pest, als heller Dunst die menschliche Seele. (Strackerjan, Oldenburg, II. S. 65.)

Ein anderes Element, das Wasser, vertreten im Bereiche der Luft die Wolken. Nach der alten hebräischen und nach der noch jetzt lebenden keltischen Volksanschauung ist es dabei mit den Wolken nicht einmal gethan, sondern dieselbe kennt auch einen „obern See" über dem Himmelsgewölbe, aus welchem das Wasser erforderlichen Falles als „Sintflut" herunterstürzt.

Bei den phantasiereichen Hellenen wurden die von den Winden getriebenen Wolken ebenfalls personificirt (im Geschlechte der Nephele) und von Aristophanes auf die Bühne gebracht. Bei uns, wo sie gar zu gemein und häufig sind, treten sie zurück und verbergen lediglich die Sonne; sie sind des Gottes unsichtbar machender Helm (von „hehlen"). Einen solchen trug der dritte der Kronidenbrüder, Pluton, einen solchen der nordische Meergott Aegir (Aegirshelm). Er hieß auch Tarnhaut (vom Taran, Thor) und Nebelkappe. Sigfrid, der in mancher Beziehung mit Thor Verwandte, trug ihn, als Theil des Nibelungenhortes, wie auch alle Zwerge die Nebelkappe tragen. In allen Bergländern heißen Wolken, ob des Berges Stirne gelagert, Berghüte. Sie deuten gut Wetter. So am Stockhorn, Moleson, Pilatus, ja überall in deutschen Landen. Der Isländer nennt bedeckende Wolken hulinhjalmr (Hüllhelm). (Maurer, Isl. Sag.) Es ist nichts Anderes, als was bei Homer das Entführen von Helden aus dem Schlachtgetümmel oder das Sichbergen von Gottheiten durch eine umhüllende Wolke war. In einem schwedischen Märchen erscheint ein „Bergtroll" unter der Gestalt einer Wolke, um Prinzessen zu entführen.

Eine wichtige Rolle spielt in der Sage das den Wolken entspringende Gewitter, der Blitz mit dem Donner. Vom Gewitter darf man nach dem Volksglauben nur in freundlichen Worten sprechen, wie: das liebe Gewitter u. s. w. Was vom Blitze getroffen wird, erhält Zauberkraft und darf zum gewöhnlichen Gebrauche nicht verwendet werden. Das Gewitter wetteifert in der Sagenwelt an häufiger Bezugnahme darauf mit den Gestirnen, und oft ist schwer zu unterscheiden, ob aus einer Sagengestalt der blitzende Donnergott oder der strahlende Sonnengott gemeint ist, und das wahre Verhältniß ist hierin meist nicht mehr zu ergründen.

Wahrscheinlich indessen haben sich hierüber die sagendichtenden Völker selbst oft im Ungewissen befunden und bald Das, bald Jenes mit ihren bunten Geschichten gemeint.

Die ungebildeteren Völker, welche es nicht zu der Abstraction eines Himmelsgottes gebracht, deren Mythe nur von den individuell auftretenden Erscheinungen erzählt, schreiben den Donner meist Thieren zu, viele wilde Stämme Amerikas z. B. einem Vogel, dem Klatschen

seiner Flügel und dem Funkeln seiner Augen. Bei den Finnen schlägt der Himmelsgott Ukko Feuer an, wenn es blitzt.

In der griechischen Mythe ist der Himmelsgott Zeus Lenker des Blitzes und Donners, wie es in Indien Indra war; in der deutschen Götterwelt ist es, mit deutlicherm Namen Thor oder Donar, den wir unter den Göttern betrachten müssen. „Wind und Wetter" heißt in einer nordischen Sage ein Riese und bei diesen werden wir weitere Personificationen von den Sturm- und Gewittermächten kennen lernen.

Den versöhnenden Abschluß des Gewitters bildet der bewunderte Regenbogen. Ihn halten die Karenen in Hinterindien für einen Dämon, welcher Menschen verschlingt, während er den Kamtschadalen in freundlicherer und harmloserer Weise als Saum vom Kleide des Himmelsgottes gilt. Die Lappen nennen ihn Bogen des Donners, die Inder Indra's Bogen. Dieses Naturspiel versinnbildlicht die nordische Göttersage in folgender Weise:

(56a.) Hast Du nicht gehört, daß die Götter eine Brücke machten vom Himmel zur Erde, die Bifröst (d. h. die bebende Rast) heißt? Die wirst Du gewiß gesehen haben; aber vielleicht nennst Du sie Regenbogen. Sie hat drei *) Farben und ist sehr stark und mit mehr Kunst und Verstand gemacht als andere Werke. Aber so stark sie auch ist, so wird sie doch zerbrechen, wenn Muspels Söhne kommen, darüber zu reiten.**) Das Rothe, das Du im Regenbogen siehst, ist brennendes Feuer. Die Hrymthursen und Bergriesen würden den Himmel ersteigen, wenn ein Jeder über Bifröst gehen könnte, der da wollte. An des Himmels Ende reicht die Brücke Bifröst an den Himmel. — Im neuern Volksglauben heißt der Regenbogen Himmelsring; auf ihm steigen die Todten zum Himmel empor, die Engel zur Erde hernieder. Da wo er die Erde berührt, lassen sie ein goldenes Schlüsselchen fallen, das auch einer Blume den Namen giebt. Nach anderm Glauben liegt da ein Schatz. (Edda, Gylfaginning 15—17. Simrock, Deutsche Myth. S. 29.)

(56b.) Auf dem Berge hinter der Heidenburg liegt um die Wurzeln einer Eiche unterirdisch gespannt ein Ring aus purem Golde. Er wiegt mehr als das größte Haus in Egliswil, liegt aber unerreichbar tief; zum

*) In früheren Zeiten unterschieden die Menschen weniger Farben als wir. Das Gefühl für den Unterschied der Lichtstrahlenbrechungen hat mit der Zeit in hohem Maße zugenommen.

**) Siehe die Sagen vom Ende der Welt am Schlusse des Buches.

Glück der Gegend. Denn wenn ihn je eine menschliche Hand berühren sollte, so verschwindet er sammt der Eiche in dem Boden und aus dieser Höhlung hervor drängt sich ein ungeheurer Strom, der das ganze Thal unter Wasser setzen und so den alten See wieder herstellen würde, der früher den Aargau bedeckt gehalten hat. (Rochholz, Schweizersagen I. S. 4 f.) Wenn es noch zweifelhaft sein könnte, daß, wie die Eiche auf den Wetterbaum, der Ring auf den Regenbogen geht, zeigt uns eine norddeutsche Sage die Sache noch deutlicher. Der Frauenberg bei Sondershausen ist hohl. In demselben ist ein großer, großer See, auf dem rudert's seit Anfang der Welt ein Schwan, der hat einen Ring im Schnabel. Wenn aber der Schwan den Ring fallen läßt, dann geht die Welt unter. (Gottschalck, Sagen. Halle 1814. S. 225 ff.; vergl. Grimm, Myth. S. 400.) Wer sieht nicht nach allem Vorangehenden in diesem schönen Bilde den Wolkenschwan, der den Regenbogen hält, welcher des Himmels Wasser bannt, daß nicht die Welt durch sie untergehe, was an die alttestamentarische Verheißung anklingt, die auch auf den Regenbogen hinweist, als das Zeichen, daß keine neue Sündfluth wieder kommen soll? 1 Mose 9. (Schwartz, Urspr. der Myth. S. 274.)

II. Das Feuer.

Kein s. g. Element ist in allen Religionen und Mythologien mit solcher Schärfe und zugleich in so weittragender, folgewichtiger Bedeutung hervorgetreten wie das Feuer. Das personificirte Feuer bildet den Uebergang von der Natur- zur ethischen Religion; es mußte dies; denn kein Naturorgan und keine physische Erscheinung hat in so deutlicher Weise und in so scharfer Unterscheidbarkeit gute oder wohlthätige und schlechte oder schädliche Wirkungen wie das Feuer. Zudem ist kein anderes Element, keine andere Naturerscheinung durch den Menschen erfunden und hervorgebracht worden, wie das Feuer, kein anderes Moment der Naturreligion konnte daher für die Cultur der Menschen so weitgreifende Folgen haben.

Während die übrigen s. g. Elemente und Naturerscheinungen ihre naheliegende Ursache haben, entsteht das Feuer gleichsam aus nichts; während jene weite und schwer zu individualisirende Massen bilden, besteht das Feuer in einer Art von Individualitäten, den Flammen, welche zu leben scheinen, ja sogar nach dem Gegenstande,

der sich ihnen darbietet, gierig lecken. Daher wurde das Feuer als menschenähnlich gedacht, daher von menschenähnlichen Gespenstern unter der Form von Flammen gefabelt. Geht ja bei kalter Luft Rauch aus des Menschen Munde, als ob ein Feuer in ihm brennte! —

Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß das Feuer in keiner andern Weise zur Anwendung durch die Menschen gelangt ist, als durch Reibung von Holz oder Steinen bei der Arbeit; die Aehnlichkeit aber zwischen dem aufgefundenen Element und der Sonne, einer Hauptgottheit der meisten Völker, verbunden mit der Dankbarkeit für seinen Nutzen und der Furcht vor seiner Schädlichkeit, hat es seit den ältesten Zeiten zu einem Culturmittel, zu einem den Göttern ganz besonders geheiligten Gegenstand erhoben, ja sogar bei vielen Nationen zu einem Gotte personificirt, welcher bald in manchen Beziehungen mit dem Sonnengotte zusammenfiel, bald aber die Grundlage zur Gottheit des Verderbens und der Ränke und damit zu dem die Religion bis auf die neueste Zeit durchziehenden Dualismus wurde.

Dieser Dualismus guter und böser Gottheiten zieht sich durch die Mythologien aller Völker, selbst der uncivilisirtesten. Der gute Gott war der schaffende und erhaltende, der böse der zerstörende; thatsächlich stand jener vorzugsweise mit der Sonne, dieser mit dem Feuer im Zusammenhange. So wurden sich himmlisches und irdisches Feuer entgegengesetzt und damit die im positiven Christenthum am schärfsten hervortretende Ansicht verbreitet, daß das irdische Leben überhaupt ein Abfall vom Himmel und letzterer die wahre Bestimmung des Menschen sei. Der böse Gott der Naturvölker ist entweder einfach ein zerstörender, ohne nähere Bezeichnung seiner Mittel hierzu, oder es werden ihm vorzugsweise Feueropfer gebracht, oder er lebt nach der Meinung der Gläubigen im Feuer. Negerstämme glaubten bei der ersten Bekanntschaft mit dem Feuergewehr, den bösen Geist darin versteckt. Der Schreckensdämon der Sandwich-Insulaner wohnt im Lavastrom ihres gefürchtetsten Vulkans auf Hawaii.

Weit deutlicher aber tritt der Zusammenhang des Feuers oder ihm ähnlicher Naturerscheinungen mit dem Dualismus in den Religionen der Culturvölker hervor. In Aegypten, welches die unbezweifelt älteste derselben hervorgebracht, kannte die ältere Lehre nur

eine Hauptgottheit, Ptah, welche Sonne und Feuer zugleich bedeutete. In der spätern aber wird unter dem bösen Princip Set (griechisch Typhon) der verzehrende Gluthwind der Wüste verstanden, wie unter dem guten, Hesiri (Osiris) der Nil, die Wohlthat des Landes. Bei den Phönikern erscheint noch weit klarer der dem Menschen und der Natur feindliche Moloch als Herr des Feuers, der Sommerdürre und des Krieges, gegenüber Baal, dem Gotte des Lebens, des Lichtes und der Fruchtbarkeit. Der Gott der Hebräer, Jahveh, erscheint als verzehrendes Feuer (im Dornbusch, auf dem Sinai u. s. w.), so oft er zürnt und straft, und ihm wird nur mit Feuer geopfert.

In der ältesten indischen Religionsform, welche die Arier im Induslande übten, ist Agni (ignis), der Feuergott, der Zerstörer, schon als Kind der Verzehrer seiner Eltern, der Vertreter der irdischen Mächte, und zwar auch im guten Sinne, während Indra, der Luft- und Himmelsgott, als Erhalter auftritt. Entschiedener ist der Dualismus in der spätern Religionsform der indischen Arier, im Gangeslande, wo Wischnu und Siwa auftraten, jener als das wohlthätige, dieser als das verderbliche Element, das zwar in gewisser Beziehung auch schöpferisch wirkt, aber nur durch das Mittel der Zerstörung. Den consequentesten Dualismus in der Religionsgeschichte schufen aber die Arier im Hochlande von Eran. Hier erscheint unter den Naturdingen vorzugsweise das wohlthätige Feuer, besonders der Sonne, als Schöpfung des guten Gottes, Ahuramasda, das verderbliche aber, namentlich die verdorrende Hitze, als solche seines Widerpartes, Angramainjus. Bezeichnend für den dualistischen Charakter des Feuers ist auch, daß es sowohl bei wilden Stämmen wie bei den ältesten Ariern als Schutzmittel gegen böse Geister erscheint; beinahe in allen Mythologien scheuen die bösen Elemente nichts mehr als ihren eigenen Anblick, den sie nicht ertragen können.

Das gestürzte böse Princip der Hellenen, Kronos, verzehrt seine eigenen Kinder und thut daher, was das Feuer thut. Aus der ägyptischen Mythe ist Typhoeus (Typhon), der Feind der Götter, und die Personification der Vulkane entnommen; den Namen der letzteren trägt bei den Römern der eigentliche griechische Feuergott Hephästos (der ägyptische Ptah), welcher bezeichnender Weise vom

Himmel geworfen ist und hinkt, weil das Feuer als der Sonne entstammend (wenn auch entartet), angesehen wurde und ein Mangel an den Füßen das Attribut der die fußlosen Gestirne vertretenden Götter war. Weil aber das Feuer auch wohlthätig wirkt und schafft, ist Hephästos der gewandte Künstler und Bildner, den auch die nordische Mythe in ihrem ebenfalls dämonischen und der Fußsehnen beraubten trefflichen Schmiede Wölund besitzt. Die Cultur der Hellenen war nicht, wie die der Asiaten, contrastirend, sondern harmonisch, daher bei ihnen die ethischen Gegensätze in denselben Individuen verschmolzen erschienen, und z. B. die Antithese des häßlichen Hephästos, der schöne Apollon, der Gott des Sonnenfeuers, zugleich mit seinen Pfeilen die verderblichen Seuchen aussandte und die Beleidiger seiner Majestät grausam strafte.

Die ausdrücklichste Verbindung zwischen dem verderblichen Feuer und dem moralisch bösen Princip finden wir endlich bei den Germanen in ihrem Gotte der Lohe, Logi oder Loki, dem Vertreter der gestürzten Joten, Riesen, unter den herrschenden Asen, deren Verräther er ist, und das Gegentheil in seinem entschiedensten Feinde, dem Gotte des himmlischen Feuers oder Blitzes, Thor, zwischen welchen, schwankend, als vermittelndes Princip die aus Gut und Böse gemischte Gestalt des Himmels- und Sonnengottes Odin steht. Gleich Prometheus, welcher das Feuer im Himmel geraubt und den Menschen gebracht, wird Loki, der die Götter geschmäht, auf Felsen angefesselt. Aus ihm, dem aus Eran zu den Hebräern gewanderten Ahriman (hier Satan) und dem hellenischen Fürsten der Unterwelt, Pluton, wurde endlich der christliche Teufel zusammengesetzt, in welchem Feuer und Uebel völlig Eines geworden sind, so daß die wohlthätige Seite dieses s. g. Elementes nur noch im Heidenthum zu finden ist.

Auch in unserer Volkssage sind die Spuren einstiger Verehrung des Feuers und Hochhaltung des Feuerherdes als Heiligthum des Hauses bei unseren Vorfahren zu erkennen. Zur Beschwichtigung einer Feuersbrunst wurden ehedem Brot, Ostereier, eine dreifarbige Katze u. a. als Opfer in die Flammen geworfen, es wurde dem Ofen ein Salzopfer gebracht, um Unfrieden im Hause zu verhüten. Man beichtete dem Ofen und machte ihn zum Vertrauten; denn er

vertrat den Opferaltar der Feuergottheit. Daß das Feuer aber im Grunde Abbild der Sonne war, zeigt das althergebrachte Anzünden von Feuern zu solchen Zeiten, welche auf den Sonnenlauf Bezug haben, wie wir im Anhange zu diesem Buche sehen werden. Auf eigentlichen Feuercult dagegen deutet nach Simrock (Deutsche Myth. S. 534) das sog. Nothfeuer, welches zur Abhilfe gegen ausgebrochene Seuchen noch bis in die neueste Zeit herab angezündet wurde. Von diesem sowohl als von den vorher genannten Sonnenfeuern erwartete man Fruchtbarkeit aller von ihnen beschienenen Felder und vom Hindurchspringen, sowie vom Hindurchtreiben des Viehes durch dieselben Schutz gegen Krankheiten, ja sogar von ihrer Asche Schutz gegen Ungeziefer und von angebrannten Scheiten gegen Sturm und Ungewitter.

Zum Feuerdienste gehört auch die Vorstellung von den sog. Irrlichtern oder Irrwischen als lebenden Wesen, die dann ihre weitere Ausschmückung in den unter den Gespenstern zu erwähnenden Feuermännern finden.

In unseren Sagen ist das Licht oder Feuer daher oft ein Sinnbild der menschlichen Seele; oft vertritt es die Stelle böser Wesen oder Geister, oder guter, die Menschen beschenkender Dämonen; oft ist nur ein undeutliches, geheimnißvolles Etwas von seiner einstigen Bedeutung stehen geblieben.

(57.) Eine besondere Bewandtniß hatte es mit einem Lichte, das einst eine Anzahl heimkehrender Musikanten Nachts in einer Kluft des Gamsenberges bei Rehmen brennen sahen. Je näher sie kamen, je heller brannte es. Da Niemand dabei zu sehen war, ergriff die Meisten ein Grausen, und sie liefen davon bis auf den Aermsten unter ihnen, der den Baß trug. Der dachte: „Du hast einmal nichts auf der Welt, willst dein Heil 'mal versuchen und deine Haut zu Markte tragen." Damit schritt er d'rauf zu. Da wurde das Licht zum großen Feuer, that einen Knall und verschwand dann, wobei ein ganzer Hagel feuriger Kohlen umherstob. Auch den Mann mit seinem Basse trafen welche, so daß die Saiten krachend zersprangen. Der schüttelte sie ab, so gut es in der Eile ging, und lief den Uebrigen nach, während einzelne Kohlen, die wohl durch's Schallloch in den Baß selbst hineingefallen sein mochten, nicht aufhörten, d'rin zu klimpern und zu klappern. Früh nahm er ihrer wohl noch eine ganze Hand voll heraus, aber nicht Kohlen waren es, sondern pure Goldstücke. (Eisel, Voigtl. S. 160.)

(58.) Am Kreuzwege, den die Wege von Milbitz nach Ernsee und von Untermhaus nach Töppeln auf der Berghöhe bilden, steht eine der größten Eichen der Umgegend, die sogenannte Diebseiche (= kalte Eiche) zwischen zwei Feldern, der Scheibe und der Hammelburg, an welchem Orte es des Nachts unheimlich ist. Von Untermhaus Heraufkommende haben oftmalen mächtige Feuer dort emporlodern sehen. (Eisel, Voigtl. S. 161.)

(59.) Zu Goßwitz in der Rockenstube wurde demjenigen der anwesenden jungen Mädchen ein neuer Rock versprochen, welches in's Herold'sche Haus gehen und aufklären werde, was für ein Licht im Kellergemäuer regelmäßig dort flimmerte. Die Hausmagd, die den Wechselbalg ihrer Herrschaft wartete, wagte den Gang und „Guckst Du, so werf ich!" rief es ihr entgegen. „Wirfst Du, so hasch ich!" antwortete jene und hob ihre Schürze, und siehe, es lag ein Kind darinnen! In dem erkannte hernach ihre Herrschaft mit Freuden ihr eigenes, der Wechselbalg aber war statt dessen verschwunden. (Eisel, Voigtl. S. 163.)

(60.) Bei der sogenannten Lerch am Saalwalde, im reußischen Oberlande, gab es ein Licht, von dem behauptete der Schulmeister, es sei nichts damit. Er trat ihm auch kecklich in den Weg und rief ihm zu: „Was bist Du für ein Licht?" Da ward ihm aber eine tüchtige Ohrfeige und die Antwort: „Kümm're Dich um Dich, ich bin ein Licht für mich.", (Ebendas.)

(61.) In der Prise, einem Wäldchen bei Lössen, will man bemerkt haben, daß jedes Irrlicht-Flämmchen den Kopf nur bilde zu einer dunkeln, für gewöhnlich nicht sichtbaren Gestalt. Man hält sie da (wie bei Gauern und Wolfersdorf) für Geister. Im Frankenwalde will man wissen, daß es die Seelen seien von ungetauft (gestorbenen) umgebrachten Kindern, und da sollen sie sich sehen lassen, wo deren Leichen verscharrt wurden. (Eisel, Voigtl. S. 165.)

(62.) Ein Bauer ging eines Abends spät nach Hause, da sah er viele Irrlichter, die setzten ihn rittlings auf seinen Stock, der ihn eine weite Strecke forttrug, bis er halb zerschlagen und gerädert liegen blieb. (Strackerjan, Oldenb. II. S. 67.)

(63.) Als ein Mann aus Astrup eines Abends spät von Lutten nach Hause ging, sah er in dem Freesenholze etwas vor sich, als wenn es ein Feuer wäre, und als er näher kam, war es ein Haufen glühender Kohlen. Er wollte diese Gelegenheit benutzen und sich seine Pfeife anzünden, aber die Kohlen waren so heiß, daß er sie mit der Hand nicht anfassen konnte. Er nahm daher einen Schlüssel, welchen er in der Tasche hatte, legte eine Kohle darauf und zündete seine Pfeife an; aber auch der Schlüssel wurde so heiß, daß er ihn nicht mehr halten konnte und ihn sammt der Kohle von sich werfen mußte. Auf einmal entstand ein Geräusch, alle Kohlen waren verschwunden, und es war so finster, daß er seinen Schlüssel nicht wiederfinden konnte. Er ging deshalb am andern Morgen hin zu der Stelle, um den Schlüssel zu suchen, und

fand ihn auch, und neben dem Schlüssel lag ein Dreiguldenstück; von den Kohlen aber war nichts zu sehen. Nun erst dachte er, sämmtliche Kohlen möchten Geld gewesen sein, und mit dem Dreiguldenstück habe er seine Pfeife angezündet, aber es war jetzt zu spät. (Ebendas.)

(64.) In Pommern ging ein Mann spät Abends heim vom Hochzeitsschmause. Wie er über das Torfmoor wandert, flackern die Irrlichter neben ihm her, als wollten sie ihn vom rechten Wege verlocken; er aber schaut nicht rechts noch links, sondern zieht schweigend fürbaß, denn er kennt der schweifenden Geister böse Tücke. Endlich kommt ihm eines der Flämmchen gar zu nahe, und er kann der Versuchung nicht widerstehen, wirft schnell seine Mütze darüber und fängt es. Als er mit seiner Beute zu Hause anlangt, ist es ein winzig kleines, todtes Kind, und ihm schauert die Haut. Eilends trägt er es wieder hinaus bis an das Moor, und das war das Beste, was er thun konnte; denn einer breiten Feuerwoge gleich, stürmten schon Geister dem Räuber nach, der rückwärts flüchtend sich hinter der bekreuzten Hausthüre barg, nachdem er den kleinen Leib auf den Schlammgrund niedergelegt hatte. Ein anderer Mann fand das Irrlicht in einen Todtenkopf verwandelt, und als er ihm das Fenster öffnete, kugelte der Schädel von selbst hinaus. (Sagen- und Märchengestalten. S. 250.)

(65.) Im untern Elsaß war auf hohem Felsrücken ein Schloß errichtet worden, darüber sich ein seltsames Wesen kund that. Wenn der Sturm um die Zinnen rauschte, Regen herniedertroff und die Blitze zuckten, schwebten auf allen Dächern des Schlosses, um alle Zierrathe, ja selbst auf den Hellebarden der Wachen blaue Flämmchen. Daher stammt der Name der Burg, ihr Erbauer nannte sie Lichtenberg. Nicht weit davon gingen einmal nach Einbruch der Nacht zwei Bauern vorüber, die auf einer entlegenen Wiese Heu gewendet hatten. Sie trugen ihre Heugabeln auf der Schulter, und es währte nicht gar lange, so ließ sich auf die Zinke der einen solch' blaues Lichtlein nieder. Als der Mann es bemerkte, strich er lachend den Glanz herunter, doch über eine Weile zeigte ihm sein Gefährte die Flamme von neuem, die zum zweiten Male abgestreift wurde. Als sie sich zum dritten Male wies, schalt der Andere auf den närrischen Spuk und fuhr zornig mit der Hand über die Zinke hin; da verschwand das Licht und kam nicht wieder. Seit der Zeit verunreinigten sich die Beiden, die sonst viele Jahre hindurch als gute und treue Freunde zu einander gehalten hatten, und als sie eine Woche oder zwei danach sich an derselben Stelle trafen, wo das Flämmchen Abschied genommen, geriethen sie in heftigen Streit; von Scheltworten kam es zu Schlägen, und der, welcher seinem Nachbar das Licht abgestreift hatte, stach ihm dort die Heugabel in die Brust, daß er todt zu Boden sank. (Ebendas. S. 251.)

Es handelt sich in letzterer Sage um eine ergreifende Deutung des St. Elmsfeuers, welches auf den Segelstangen der Schiffe,

auf Helmspitzen u. a. hervorragenden Punkten als Wirkung elektrischer Kräfte erscheint.

Wie das Feuer gleich einem lebenden höhern Wesen besprochen, beschworen oder verflucht wird, zeigen folgende Sagen:

(66.) Schon über hundert Jahre sind's her, da war einmal ein großes Feuer in Stavenhagen ausgebrochen; der Wind wehete gewaltig, man konnte das Schrecklichste befürchten. Alles war sofort herbeigeeilt und half und rettete nach besten Kräften; aber alle Mühen und Anstrengungen blieben ohne Erfolg. Es schien unmöglich, Herr des wüthenden Elements zu werden. Schrecken und Entsetzen herrschte überall, Alles weinte und schrie; denn erbarmte sich der liebe Gott jetzt nicht der Bedrängten, so war die Stadt verloren und bald nur noch ein großer Asch- und Schutthaufen. Wenn aber die Noth am größten, ist oft die Hilf' am nächsten! — so war's auch hier. — Wie ein rettender Engel erschien plötzlich der in der Nähe wohnende Ritter von O . . . . . n, allgemein geachtet und geliebt wegen seines großen Edelmuths. Hoch zu Roß kam er herangesprengt. Schnell zertheilte er die dichte Menge, ritt um das Feuer und besprach es. Dann rief er mit lauter Stimme: „Platz da, Ihr Leute!" und jagte im vollsten Laufe wieder davon. Und, o Wunder, das Feuer stürzte sich dem Reiter prasselnd nach; mit Windesschnelle folgte es ihm durch die Straßen, hinaus zum Thore der Stadt. Hier aber warf sich der brave von O. mit seinem treuen Rosse in den nahen Teich. Ihm auf dem Fuße nach folgte auch jetzt das Feuer, aber es konnte nun nicht mehr folgen; denn als der Ritter das jenseitige Ufer glücklich erreicht, war es bereits durch das Wasser ausgelöscht. Stavenhagen war somit gerettet. Alles pries den hochherzigen Mann, und noch heute nennt man dankbar seinen Namen. Das Wasser, worin damals das Feuer seinen Untergang gefunden, existirt noch; der kleine Teich vor der Stadt soll's nämlich sein, worin die Mädchen jetzt gewöhnlich ihre Wäsche spülen. Auch das Feuer soll dort noch fortbrennen; denn die Jungfern behaupten immer, daß das Wasser gar nicht kalt sei, selbst wenn's auch Winter ist und noch so stark friert. (Niederhöffer, Mecklenburg I. S. 177.)

(67.) In Klausthal ist einmal Einer gewesen, der hat sich in ein Mädchen verliebt, die in einem Hause am Platze bei der Erzstraße gedient hat. Aber das Mädchen hat ihn nicht leiden mögen, wie er sich auch bemüht hat, ihr zu gefallen. Darüber ergrimmt der Mann endlich so, daß er sich eines Abends auf des Mädchens Schlafkammer schleicht und eine Feueruhr unter ihr Bett stellt. Gegen 12 Uhr Nachts schlägt die Uhr Feuer, und wie das Mädchen aufwacht, hat sie kaum Zeit, aus dem Fenster zu springen, kann aber nichts von ihrer Habe retten. Darüber schreit sie in Verzweiflung: ach du verfluchtes Feuer! und wie sie das gerufen hat, fliegt das Feuer auf sie zu. Das Mädchen flieht, aber das Feuer fliegt ihr nach, und alle Straßen, durch welche das

Mädchen seinen Weg genommen, gerathen in Brand, so daß man endlich gar nicht mehr dem Feuer Einhalt zu thun weiß. Da erbietet sich ein Jude, er wolle das Feuer verschreiben. Die Obrigkeit traut ihm aber nicht und will das nicht gestatten. Endlich wie schon fast die ganze Stadt in Flammen gestanden hat und selbst Schulen, Kirche und Rathhaus in Asche liegen und auch schon die Apotheke angehen will, geht man auf den Vorschlag des Juden ein. Da hat der Jude an die Apotheke die Worte geschrieben: „Bis hierher sollst Du kommen und nicht weiter!“ und hat seine Charaktere dabei gemacht. Darauf hat das Feuer geendet, so daß von der Stadt derjenige Theil stehen geblieben ist, den man noch jetzt das alte Viertel nennt. Andere sagen, das Mädchen sei wirklich in ihrem Bette verbrannt. Aber eine Person aus der Nachbarschaft, die durch das Feuer alle ihre Habe verloren, habe das Feuer verflucht. (Harrys Volksſ. Niedersachsens II. S. 16.)

Gleich dem Feuer nimmt auch seine Wirkung, der Rauch eine mythische Stellung ein, wie folgende Versinnbildlichungen der Pest zeigen.

(68.) Die Kucksmühle bei Langenwetzendorf war, während das Dorf an der Pest fast ausgestorben war, verschont geblieben. Der Müller sah nun um jene Zeit vom Dorfe her eine blaue Wolke in sein Haus ziehen und hinein in zwei Spindlöcher eines Stubenbalkens; er schlug da Pflöcke hinein und Alles blieb wohlauf. Nach längerer Zeit aber plagte den Müller einmal die Neugier, nachzusehen, was aus dem Dunste geworden sei. Da hat sich derselbe alsbald im ganzen Hause verbreitet und alle seine Bewohner mußten sterben. (Eisel, Voigtl. S. 168.)

(69.) In der Schleitzer Bergkirche ist das Denkmal eines Grafen von Cospoth, der auf einem Stein in betender Stellung eingehauen ist. Man nennt aber dieses Bild den Pestmann. Der Graf war nämlich in's Morgenland gezogen und dort an der Pest gestorben und seine Begleiter, die die Krankheit nicht kannten, an der er verschieden war, führten seinen Leichnam unbedenklich nach seinem Geburtsorte, damit er in der Gruft seiner Väter beerdigt werde. Wie nun der Sargdeckel nach alter Sitte bei der Beerdigung gehoben ward, daß Jedermann noch einmal das Antlitz des Todten sehe, da zog die Pest in Form eines blauen Räuchleins aus dem Sarge und verbreitete sich. Zuerst erfaßte sie die Schüler und die beim Begräbniß Anwesenden; einmal eingeschleppt aber griff sie weiter um sich und wüthete erschrecklich. Daher der obige Name. (Ebendas. S. 169.)

III. Das Wasser.

Ebenso reich wie das Feuer ist in der Mythe das Wasser vertreten, nirgends aber in reicherer Ausstattung als bei den Griechen, deren Land allerdings vom Meer umflossen und außerordentlich reich an Flüssen und Quellen ist. Das Meer und alle Flüsse, selbst die Quellen waren für sie lebende Wesen: Okeanos im ältesten, Pontos im zweiten, Poseidon im dritten Göttergeschlechte, als Meeresgott, dann die Flußgötter, die Quellnymphen, die Nereiden, die Tritonen, die Telchinen, die Sirenen u. s. w., ein zahlloses Geschlecht. In der germanischen Mythologie kennen wir außer dem einen Meergotte Oegir, der zudem nur eine untergeordnete Stellung einnimmt, blos das unheimliche und doch verführerische Geschlecht der Nixen.

Selbst unsere Zeit hat sich im Sprachgebrauche und in der allegorischen Kunst von der Vorstellung der Ströme und Flüsse als lebender Wesen nicht losgemacht. Alle Naturvölker verehren ihre Flüsse und die Ostjaken opfern dem Obi Renthiere. Bekannt ist die Heiligkeit des Ganges in Indien, des Nil in Aegypten, der griechischen und italischen Flüsse; unseren Naturvölkern, die am Meere wohnen, ist dieses der erste Gott. Die Haifische sind die Vollstrecker seiner Rache, die Wasserhosen Dämonen, Schlangen oder Drachen.

Doch war das Wasser als solches schon unseren Voreltern heilig; denn es spiegelt den Himmel wieder, es ist sein Ebenbild, ein zweiter unterer Himmel, und himmlischer Wesen Aufenthalt. „Wer in das Wasser spuckt, speit unserm Herrgott in die Augen." (Curtze, Waldecker Volksüberlief. S. 412.) Die Perser verboten, Steine in's Wasser zu werfen. Von einer Menge unserer Bergseen glaubte man, ein hineingeworfener Stein errege sogleich ein Gewitter. Manche von ihnen messen zu wollen, galt als Frevel. „Missest du mich, so friß' ich dich", rief es zum Hirtenknaben am wilden See auf dem Altmann in Appenzell und aus dem Schwarzwälder Tittisee. Sie sind „unergründlich", eben weil der Himmel der Typus derselben ist. So giebt es auch viele Heiden-, Todten-, Hunger- u. a. Brunnen, deren Namen und Sagen an mythische Bedeutsamkeit erinnern. Heidenbrunnen waren eben in der Heidenzeit Gegenstand der Verehrung.

Todtenbrunnen trüben sich, wenn Jemand aus der Gemeinde sterben wird, wie auch wenn das Wetter schlimm werden will. Hunger- oder Theuerbrunnen, die zu den periodisch fließenden Gewässern gehören, verkünden, wenn sie fließen, eine Hungersnoth oder Theuerung. Andere Quellen dieser Art dienen den Menschen als Zeitweiser. Ferner fordern Seen und Flüsse an verschiedenen Orten regelmäßig zu gewissen Zeiten ein Menschenleben, und zwar meist am Johannistage (der höchsten Kraftentwicklung der Sonne, der sie geweiht waren und zugleich dem Wiederbeginn des Abnehmens der Tageslänge, was einer Mahnung an den Tod entspricht). Manche Gewässer geben ihre Opfer niemals wieder heraus, wie der Tod.

Es deutet dies vielleicht auf ehemalige Menschenopfer zu Ehren der Wassergottheiten. Noch in christlicher Zeit wurden Puppen oder Menschen in's Wasser geworfen, Letztere gewöhnlich nur noch zum Scherz, und daher in untiefes Wasser oder sonst unter leichter Möglichkeit der Rettung. In den Quellen zu Baden in der Schweiz fand man römische Münzen im Wasser, die wohl als Opfer hineingeworfen waren.

Dem gegenüber steht die Heilkraft vieler Wasser; denn der Himmel, der sich im Wasser spiegelt, bringt sowohl Leben als Tod. Dieselben wurden in christlicher Zeit Heiligen geweiht statt den alten Göttern, und ihre Heilkraft Wundern zugeschrieben. Ja man ging noch weiter und leitete das Menschenleben selbst aus dem Wasser ab, — wenigstens den Kindern gegenüber. So werden, wie man diesen in Schwaben sagt, die kleinen Kinder aus Seen, Weiern oder Brunnenstuben geholt; es giebt daher dort Kindleweiher und Kindlesbrunnen. (Vergl. Feierabend, die Ueberreste des altgermanischen Wasser- und Feuercultus in der Schweiz, Internationale Revue, Wien 1866, I. S. 835 ff.)

(70.) Zwischen den Dörfen Plothen und Linda liegt ein Teich, der sogenannte Hollen- oder Höllenteich. Unter seinem tiefschwarzen Gewässer ruht ein da versunkenes Dorf und nur mit Grauen geht man da vorüber. (Eifel, Voigtl. S. 194.)

(71.) Die Elster hat ein heimtückisches Wesen und kein Jahr vergeht, wo sie nicht ein Opfer fordert. Sie läßt dann einen Laut, wie eine gellende Lache, hören, wobei das Wasser hochaufspritzt. Ein alter Fischer in Pohlitz

(auch andere alte Leute) haben es immer vorhergewußt, wenn wieder ein Mensch im Wasser umkommen werde; denn sie hatten die Elster „lachen" hören. Besonders bei einem Tümpfel an der Biegung unterhalb der Eisenbahnbrücke unfern Pohlitz hat man die Erscheinung beobachtet; ebenso an der Zwerghöhle bei Stublach und am Kupferhammer bei Cuba, immer aber mit demselben traurigen Verluste. (Eisel, Voigtl. S. 252.)

(72.) Hinter Tuschitz ist ein verborgener Winkel, zu dem man nur schwer gelangen kann; er heißt: in der andern Welt (na onom svêtě). Dort ist ein See, der leidet nicht, daß man etwas hineinwirft. Wenn Jemand einen Stein oder ein Holzstück hineinschleudert, so braus't er auf, spritzt die Wogen gegen den Frevler und wirft den Stein oder das Holzstück an's Ufer zurück. (Grohmann, Böhmen. S. 253.)

(73.) Als einmal der Herr der Hölle mit seiner Frau hinter dem Dorfe Alt-Benatek vorüberfuhr, blieb er mit seinen Pferden in einer Pfütze stecken und bemühte sich vergebens, den Wagen herauszubringen. Endlich rief er einige Teufel zu Hilfe, die nun den Wagen mit unsäglicher Mühe herausbrachten. Bei dieser Arbeit entfloß dem Haupte des Höllenfürsten ein Schweißtropfen und aus diesem ward am andern Tage ein unergründlicher Sumpf, der bis heute daselbst zu sehen ist. Es ist nicht rathsam, sich gegen Abend dem Sumpfe zu nahern, denn es baden sich täglich die Teufel darin. (Grohmann, Böhmen. S. 251.)

Die zwei nächsten Sagen zeigen, wie sehr der Gedanke von Odins versenktem Auge in Mimirs Brunnen und von Mimirs Haupt (oben S. 39. Sage Nr. 18 und folgende) sich in der deutschen Volkssage erhalten und ausgebildet hat.

(74.) Im Masmünsterthale des Elsasses liegt ein See. Ein Knabe sah einen Stern vom Himmel und hinein fallen, lief an den Strand, sah viele Sterne darin leuchten, und kam nie wieder. Seither sieht man den See voll goldener Sterne und mitten unter ihnen ein bleiches Antlitz. (A. Stöber's oberrhein. Sagenbuch 1842. S. 33.)

(75.) Oberhalb Luchsingen im Glarnerlande auf der Alp Oberblegi mit [illegible] Aussicht auf das von der Linth [illegible] durchzogene [illegible], liegt mitten in [illegible] der dunkelblaue Oberblegisee, der einen unterirdischen Abfluß hat, den Leuggelbach. Einst bekam der [illegible] eine halbe Stunde [illegible] der Senn [illegible] [illegible] Der Senn [illegible] und [illegible]

Zu derselben Stunde schöpfte seine Mutter unten im Läuggelbache Wasser, sah aber entsetzt den Kopf ihres Sohnes in die Gelte fallen und wurde inne, was geschehen sei.

(76.) Geht man von Sennwald im Werdenbergischen Forsteck zu, so trifft man rechts von der Straße, nahe beim Badhause einen Sumpf, einst See und noch der Eglensee geheißen. Obwohl jetzt bald zugewachsen, bleibt er in der Sage unergründlich und sah man früher noch die Spitze eines Thürmchens in seiner Tiefe, da ein Schloß in ihn versunken sei. (Nikl. Senn.)

Sonderbar ist, daß drei ähnlich unergründliche kleine Seen, einer im Kanton Zug, der andere zwischen Bern und Muri, der dritte in Hochberg (Schwaben), ebenfalls Egelsee, Egelmoossee heißen.

(77a.) Alte Valenser wissen viel von dem reichen Garlett zu erzählen, der im Schlosse wohnte, auf dessen dicker Mauer nun Konrad Ruch sein Haus hat. Er habe vom Schlosse einen unterirdischen Gang zur Kirche gehabt und auf eigenem Boden von der Hausbesitzung Clarina bis auf die Voralp Branggis wandern können. Einst wunderte ihn, wie tief eigentlich der dortige Wangsersee sei und er nahm zu diesem Behufe einen Haspel und einen Bund Schnüre mit. Als er einen Stein an die Schnur gebunden und ihn in den See hinabgelassen, fand sich nirgends Grund. Schon war er daran, eine neue Schnur an die bisherige zu binden, und begann auf's neue, als kochend Blasen aus dem Seegrunde aufstiegen und eine furchtbare Stimme herauf rief:

Ergründest du mich
Verschluck ich dich.

Da gab er den Versuch eilig auf. (Zwei Frauen in Valens ganz gleich, eine davon die 59jährige Maria A. Rupp von Vasön.)

(77b.) Im Riesengebirge ist ein Teich, der heißt der schwarze Teich, von der dunklen Farbe seines Wassers. Dieser Teich soll nicht zu ergründen sein. Ein Engländer wollte es einmal versuchen, aber so viel Stricke er auch aneinander band, sie reichten alle nicht. Ein anderes Mal befestigte man einem Karpfen einen Ring um den Leib und setzte ihn in's Wasser. Man ließ die Sache überall bekannt machen und erfuhr, daß dieser Karpfen eine Zeit nachher in Breslau gefangen worden sei.

Von diesem Teiche glaubt man auch, daß, wenn er einmal überlaufen wird, ein großer Theil des Jičiner Kreises wird zu Grunde gehen. (Grohmann, Böhmen. S. 263)

(78.) Im Thälchen von Champé im Wallis ist ein fischreicher See. Wenn die Hexen den Spiegel desselben mit weißen Stöcken schlugen, erhoben sich sogleich verheerende furchtbare Gewitter. (Kuenlin.)

Im See auf dem Dreisesselberge im baierischen Wald an der böhmischen Grenze sind in Thiere verwandelte Geister. Hineingeworfene Steine erregen Sturm. (Panzer.) Das vom Steinewerfen und Sturm erzählt man ganz gleich

(auch andere alte Leute) haben es immer vorhergewußt, wenn wieder ein Mensch im Wasser umkommen werde; denn sie hatten die Elster „lachen" hören. Besonders bei einem Tümpfel an der Biegung unterhalb der Eisenbahnbrücke unfern Pohlitz hat man die Erscheinung beobachtet; ebenso an der Zwerghöhle bei Stublach und am Kupferhammer bei Cuba, immer aber mit demselben traurigen Verluste. (Eisel, Voigtl. S. 252.)

(72.) Hinter Duschitz ist ein verborgener Winkel, zu dem man nur schwer gelangen kann; er heißt: in der andern Welt (na onom svêtě). Dort ist ein See, der leidet nicht, daß man etwas hineinwirft. Wenn Jemand einen Stein oder ein Holzstück hineinschleudert, so braus't er auf, spritzt die Wogen gegen den Frevler und wirft den Stein oder das Holzstück an's Ufer zurück. (Grohmann, Böhmen. S. 253.)

(73.) Als einmal der Herr der Hölle mit seiner Frau hinter dem Dorfe Alt-Benatek vorüberfuhr, blieb er mit seinen Pferden in einer Pfütze stecken und bemühte sich vergebens, den Wagen herauszubringen. Endlich rief er einige Teufel zu Hilfe, die nun den Wagen mit unsäglicher Mühe herausbrachten. Bei dieser Arbeit entfloß dem Haupte des Höllenfürsten ein Schweißtropfen und aus diesem ward am andern Tage ein unergründlicher Sumpf, der bis heute daselbst zu sehen ist. Es ist nicht rathsam, sich gegen Abend dem Sumpfe zu nähern, denn es baden sich täglich die Teufel darin. (Grohmann, Böhmen. S. 251.)

Die zwei nächsten Sagen zeigen, wie sehr der Gedanke von Odins versenktem Auge in Mimirs Brunnen und von Mimirs Haupt (oben S. 39, Sage Nr. 18 und folgende) sich in der deutschen Volkssage erhalten und ausgebildet hat.

(74.) Im Masmünsterthale des Elsasses liegt ein See. Ein Knabe sah einen Stern vom Himmel und hinein fallen, lief an den Strand, sah viele Sterne darin leuchten, und kam nie wieder. Seither sieht man den See voll goldener Sterne und mitten unter ihnen ein bleiches Antlitz. (A. Stöber's oberrhein. Sagenbuch 1842, S. 35.)

(75.) Oberhalb Luchsingen im Glarnerlande auf der Alp Oberblegi mit lieblicher Aussicht auf das von der Linth silbern durchzogene Großthal, liegt mitten in saftigen Weiden einer- und kahlen Riesenen andererseits der dunkelblaue Oberblegisee, der einen unterirdischen Abfluß hat, den Läuggelbach. Einst bekam der Geisler von Läuggelbach das Gelüste, den eine halbe Stunde weiten See kreuzweise zu durchschwimmen. Vergebens warnte ihn der Senn mit den Worten, man solle nicht Gott versuchen; der Uebermüthige habe erwidert: „sei es Gott lieb oder leid, ich will hinüber". Der Senn schwieg und schaute ihm nach, wie er hineinsprang und schwamm. Beinahe aber hatte der Schwimmer das jenseitige Ufer erreicht, als er plötzlich in die Tiefe sank.

Zu derselben Stunde schöpfte seine Mutter unten im Läuggelbache Wasser, sah aber entsetzt den Kopf ihres Sohnes in die Gelte fallen und wurde inne, was geschehen sei.

(76.) Geht man von Sennwald im Werdenbergischen Forsteck zu, so trifft man rechts von der Straße, nahe beim Badhause einen Sumpf, einst See und noch der Eglensee geheißen. Obwohl jetzt bald zugewachsen, bleibt er in der Sage unergründlich und sah man früher noch die Spitze eines Thürmchens in seiner Tiefe, da ein Schloß in ihn versunken sei. (Nikl. Senn.)

Sonderbar ist, daß drei ähnlich unergründliche kleine Seen, einer im Kanton Zug, der andere zwischen Bern und Muri, der dritte in Hochberg (Schwaben), ebenfalls Egelsee, Egelmoossee heißen.

(77a.) Alte Valenser wissen viel von dem reichen Garlett zu erzählen, der im Schlosse wohnte, auf dessen dicker Mauer nun Konrad Ruch sein Haus hat. Er habe vom Schlosse einen unterirdischen Gang zur Kirche gehabt und auf eigenem Boden von der Hausbesitzung Clarina bis auf die Voralp Branggis wandern können. Einst wunderte ihn, wie tief eigentlich der dortige Wangsersee sei und er nahm zu diesem Behufe einen Haspel und einen Bund Schnüre mit. Als er einen Stein an die Schnur gebunden und ihn in den See hinabgelassen, fand sich nirgends Grund. Schon war er daran, eine neue Schnur an die bisherige zu binden, und begann auf's neue, als kochend Blasen aus dem Seegrunde aufstiegen und eine furchtbare Stimme herauf rief:

Ergründest du mich
Verschluck ich dich.

Da gab er den Versuch eilig auf. (Zwei Frauen in Valens ganz gleich, eine davon die 59jährige Maria A. Rupp von Vasön.)

(77b.) Im Riesengebirge ist ein Teich, der heißt der schwarze Teich, von der dunklen Farbe seines Wassers. Dieser Teich soll nicht zu ergründen sein. Ein Engländer wollte es einmal versuchen, aber so viel Stricke er auch aneinander band, sie reichten alle nicht. Ein anderes Mal befestigte man einem Karpfen einen Ring um den Leib und setzte ihn in's Wasser. Man ließ die Sache überall bekannt machen und erfuhr, daß dieser Karpfen eine Zeit nachher in Breslau gefangen worden sei.

Von diesem Teiche glaubt man auch, daß, wenn er einmal überlaufen wird, ein großer Theil des Jičiner Kreises wird zu Grunde gehen. (Grohmann, Böhmen. S. 263)

(78.) Im Thälchen von Champé im Wallis ist ein fischreicher See. Wenn die Hexen den Spiegel desselben mit weißen Stöcken schlugen, erhoben sich sogleich verheerende furchtbare Gewitter. (Kuenlin.)

Im See auf dem Dreisesselberge im baierischen Wald an der böhmischen Grenze sind in Thiere verwandelte Geister. Hineingeworfene Steine erregen Sturm. (Panzer.) Das vom Steinewerfen und Sturm erzählt man ganz gleich

in Graubünden, dann vom sogenannten „wilden See" ob Vilters, vom See auf dem Pilatus und fast von allen.

(79.) In der Stadt Kahla hat es einen Teich gegeben, dessen Wasser sich zu Zeiten in rothes Blut verwandelte. Obgleich dies nun gewiß eine merkwürdige Eigenschaft eines Teiches ist, so ist sie doch noch lange nicht die merkwürdigste; denn nicht gar weit davon liegt ein Teich, welcher mehrere Male — gebrannt hat, eine für einen Teich gewiß höchst seltsame und wunderliche Eigenschaft. Am Wege von Dorndorf nach Mötzelbach nämlich liegt „der schwarze Teich" in torfreichem, fast vulcanischem Boden. Dieser Teich soll im Jahre 1686 und auch bereits vierzig Jahre vorher in einem glühend heißen Sommer, als Hitze und Gluth Alles ringsum versengt und verbrannt hatten, ausgetrocknet sein und sich sogar von selbst entzündet und einen ganzen Sommer lang gebrannt haben. Weithin, stundenweit hat man den Rauch und Dampf des brennenden Teiches gesehen; hell jedoch hat das Feuer nie gebraunt; wenn man aber eine Scholle Erde aufnahm, da schlugen die hellen Flammen heraus und man sah es darinnen unheimlich glühen und flammen wie in einem Schmelzofen. So ist denn wirklich das Unglaubliche wahr geworden, daß einmal ein Teich in Flammen gestanden hat. (Greß, Holzlandsagen S. 105.)

(80.) In einer mecklenburgischen Sage weint ein Mädchen um ihren abwesenden Geliebten so viele Thränen, daß daraus ein Teich wird. Auf die Nachricht von seiner Untreue ertränkt sie sich selbst in ihrem Thränenteiche und ihr folgt ihr Vater nach. (Niederhöffer, Mecklenburg, III. S. 88.)

(81.) In einer Sage desselben Landes ruft ein Ackerknecht, der mit seinem alten Gaule nicht vorwärts kommt, den Teufel an, der ihm in Gestalt eines kohlschwarzen Rosses die Arbeit vollbringen hilft; als sich aber der ermüdete Knecht von ihm will tragen lassen, mit ihm in einen kleinen See stürzt, der noch heute der schwarze oder Teufelssee heißt. (Ebendas. IV. S. 48.)

IV. Die Erde.

Daß die Erde eine den Himmel ergänzende Gottheit war, sahen wir bereits bei Anlaß der Schöpfungssagen. Der Erde wurden, wie dem Ofen (oben S. 62) Geheimnisse anvertraut, es wurde ihr wie jenem gebeichtet. Man glaubte, daß die Erde, wenn man sie schlage, blute, weine oder klage. Man küßte bei der Heimkehr den vaterländischen Boden, legte sich beim Eid Erde auf's Haupt, nahm beim Sterben solche in den Mund, rief die Erde zu Zeugen der Vermälung an u. s. w. Die Kraft von Göttern und Helden hing an ihrer Berührung mit der Erde, oder wurde durch diese vermehrt. Antaios in

Griechenland und Heimdall im Norden sind Beispiele. Was von der Erde gilt, wurde auch auf Steine, Felsen und Berge übertragen, die man als individuell und bewußt betrachtete und vielfach göttlich verehrte (was die christlichen Glaubensboten und Machthaber zu unterdrücken große Mühe hatten) — und denen man oft Fortbewegung nachsagte oder in welche Menschen verwandelt sein sollten. („Es möchte ein Stein sich erbarmen", Simrock, Deutsche Mythol., S. 474 f.)

Die größte Verehrung genießt die „Mutter Erde" natürlich bei ackerbauenden Völkern. Die Khonds von Orissa in Vorderindien bringen ihr Menschenopfer, indem sie einen Sklaven zerreißen und die Stücke über die Felder streuen, um deren Fruchtbarkeit zu befördern. Es erinnert dies an die Sklaven, welche den Wagen der „Nerthus" dieser Mutter Erde der holstein'schen Germanen baden mußten und dann im heiligen See ertränkt wurden.

Geheimnißvoll ist das Reich unter der Erde, die Unterwelt. Ueber das hier entstehende Erdbeben hatten und haben manche Völker ähnliche Vorstellungen, wie vom Donner und von den Stürmen.

Die Ungebildetsten schreiben es einem Thiere zu, das sich unterhalb der Erde bewege, so die Japaner einem Walfisch, der unter derselben hindurch kriecht, die Mongolen einem Frosche, die nordamerikanischen Indianer einer Schildkröte, die Kamtschadalen den Schlittenhunden ihres Erdbebengottes, die Hindus endlich dem Elephanten, der die Erde trägt. In Tonga verursacht es der polynesische Universal-Gott und Held Maui, dem sein Enkel das Feuer weggenommen wie Prometheus, und den er dann besiegte, worauf er einschlief; wenn er sich im Schlafe dreht, so bebt die Erde. Ganz ähnlich dachten die Nordländer in Bezug auf den zur Strafe für seine Unthaten von den Asen gefesselten Loki.

Das Innere der Erde bietet in der Sage, wenn wir hier von der Unterwelt als Aufenthalt der Verdammten absehen, eine eigene Welt dar, eine viel schönere und reichere als die obere, und dasselbe wird auch von dem Grunde der Gewässer gefabelt. Man findet da eitel Gold, Silber und andere Kostbarkeiten, was gewiß auf die im Wasser wiedergespiegelten, oder hier und hinter dem Horizont in die Erde niedergestiegenen Sterne deutet. Mit Vorliebe

erzählt das Volk von Gängen, die zwischen diesen und jenen Orten oder Gebäuden weit unter der Erde hinführen, was wieder vielfach mit den Schatzsagen (oben S. 48 ff.) zusammenhängt.

(82.) In den Gang zwischen dem ehemaligen Mildenfurther und dem Cronswitzer Kloster führte eine goldene Treppe hinab; unten aber, ungefähr in der Mitte der Entfernung zwischen beiden Orten, stehen in einem erweiterten Raume ein goldener Tisch und zwei goldene Stühle. Man versuchte auch einzudringen, aber die üble Luft verlöschte die Lichter.

Eine zweite Erzählung läßt den Eindringlingen so Entsetzliches aufstoßen, daß der Schreck hernach Einem von ihnen den Tod gebracht hat. (Eisel, Voigtl. S. 186.)

(83.) Ein Mädchen, das sich in den weiten Kellerräumen des Hausberges bei Langenberg verlaufen hatte, sagte, wie sie sich endlich wieder herausgefunden, aus, sie habe in vielen weißübertünchten Gewölben unendliche Reihen mächtiger Weinfässer an den Wänden hin stehen sehen; auch andere wußten davon, doch nicht Jedes hat sie beim Suchen angetroffen. (Eisel, Voigtl. S. 188.)

Als Beispiel der Steinverwandlung geben wir folgende Sage:

(84.) Auf der Kolborner Haide, unfern dem Städtchen Lüchow, ragt ein rothbesprengter Granit etwa vier Fuß über den Boden hervor. Davon erzählt die Sage: Ein Ritter und eine adlige Jungfrau liebten sich herzlich. Eines Abends saßen sie traurig auf einem Felsensteine im Birkenwald auf der Haide: denn sie sollten nun Abschied nehmen, weil der Ritter in den Krieg zog. Er fragte die Braut, ob sie ihm auch treu verbleibe und er sie, wenn er heimkehren sollte, nicht in den Armen eines fremden Buhlen finde. Das schmerzte die Braut, sie vermaß sich theuer und schwur, ehe solle der Fels sich von seiner Stelle rücken und sie verfolgen und lebendig in der Gruft bedecken, ehe sie dem Geliebten die Treue brechen werde. Sie hat ihm dennoch die Treue gebrochen, und wie sie gesagt, ist geschehen. Denn als sie mit dem Buhlen auf dem Steine gesessen, hat der Stein sich plötzlich geregt, hat sich riesengroß aus der Erde gehoben, und die Falsche, die vergeblich vor ihm geflohen, hinabgedrängt in die aufgerissene Erde. Ihr Blut hatte den Fels und die kleinen weißen Blumen der Haide geröthet. Wie der Ritter nun heimkam und sah, daß der Fels aufrecht stand und daß blutrothe Adern über seine graue Fläche liefen, und daß auch die Haide mit rothen Blümlein bedeckt war, da ahnete ihm wohl, was geschehen sei. Er schlug heftig mit seinem Schwerte an den Stein, und siehe: ein rother Blutstrahl sprang daraus und ein banger Klageton erscholl aus der Tiefe. Und so oft er den Stein mit seinem Schwerte schlug, so oft vergoß der Stein sein Blut und tönte der Wehlaut aus der

Erde. Da erkannte der Ritter, daß er betrogen sei, nahm noch einen Strauß von der rothen Haide zum Andenken an seine traurige Liebe mit, und trieb dann sein Roß wieder hinaus in neue Kämpfe. Der Stein wird der Brautstein genannt; Brauttreue heißt die rothe Haide. (Harrys Volksſ. Niederſ. I. S. 60.)

Vierter Abschnitt.

Die Pflanzenwelt.

I. Die Gärten der Sage.

Wurden nun Erscheinungen und Gegenstände, in denen der Mensch kein eigentliches Leben wahrnehmen kann, göttlich verehrt und zu Helden der Mythe erhoben, wie viel eher mußte dies der Fall sein bei Wesen, welche ihr Leben, das dem eigenen des Menschen ähnlich oder wenigstens vergleichbar ist, Letzteren auf die deutlichste Weise offenbaren! Dies gilt zuerst von den Pflanzen. Der richtige Blick des Volkes hat sie von jeher als belebt und beseelt erkannt; denn sie entstehen, wachsen, blühen und pflanzen sich fort, sterben ab und leben wieder von neuem auf, wenn die scheinbar tödtliche Erstarrung vorüber ist. Zahllos sind im Volksmunde die Vergleichungen von Pflanzen und Pflanzentheilen mit und ohne Benennungen nach Thieren und nach Körpertheilen solcher und der Menschen. Pflanzen sind nach den Auffassungen der Volkssage vielfach verwandelte Menschen und Hüllen von Geistern menschlicher Art, von Pflanzendämonen, welche, unabhängig vom Absterben eines Gewächses, in dessen Art fortleben.

In den Pflanzen werden aber auch in Folge der Gestalt der Blüthen und Blumen Abbildungen der Gestirne erblickt. Nicht nur Benennungen, wie Sonnenblume, Sternblume u. s. w. verrathen dies, sondern in noch sprechenderer Weise die in der Sage äußerst häufige Vorstellung des Weltalls mit seinen glänzenden Körpern als eines verzauberten Gartens mit unzähligen heilsamen Bäumen und Blumen oder auch eines einzigen ungeheuren Baumes mit golden

und silbern leuchtenden Früchten, der indessen in vielen Märchen, namentlich z. B. slavischen, auch britischen, zu einer Bohnenstange oder Kohlstaude ernüchtert wird, welche plötzlich zum Himmel emporwächst, an welcher man emporklettern und die Herrlichkeiten des Himmels kosten kann (s. oben Sage Nr. 15). Es ist dies die versinnlichte Sehnsucht des Menschenherzens nach der Unendlichkeit und Ewigkeit, die ihre Sinnbilder in der Gestirnwelt haben. In diesem himmlischen Garten lebten die Thiere, unter welchen man sich die Gestirne dachte, badeten die Nixen in silberhellen Brunnen, hüteten die Zwerge die goldenen Aepfel, wehrten die Riesen jeden unberufenen Eindringling ab. Weil es eben keine irdischen, eßbaren Früchte waren, hatten sie Zauberkraft und waren das Ziel des Begehrens der Sterblichen, denen sie jedes Gut des Lebens brachten; weil aus dem Heer der Gestirne eine geheimnißvolle Sprache spricht, eine Harmonie der Sphären ertönt, wenn sie auch Niemand hört, darum waren die Bäume des Himmelsgartens oft sprechende, singende und spielende (wie in Tausend und eine Nacht und in einer österreichischen Sage vom Mitternachts singenden Baume, dessen Reiser alle verborgenen Schätze öffnen). Dort blinken die goldenen Aepfel der Hesperiden, vom Drachen des Himmels gehütet, dort weidet die goldene Heerde, dort hängt das goldene Fließ der Argonauten, — dort braust der weite Ocean, an dessen Ufer die Schwestern Phaetons als Pappeln trauern und Bernsteinthränen weinen, — dort auch rinnt (als Milchstraße) der Rhein, in welchen der goldene Nibelungenhort versenkt ist, den Niemand mehr finden und holen kann. Dort sind die Gärten des Midas (Herod. VIII. 138), in welchen die Rosen wild wachsen, jede von sechzig Blättern und von ungewöhnlichem Wohlgeruch, wo Seilenos gefangen wurde, der Begleiter des fruchtbringenden Sonnengottes, und vom Ursprung der Götter und aller Wesen harmonischer Ordnung singen mußte, und wo sich ein vor Kälte unersteigliches Gebirge erhebt. Dort wurde Alles, was der mythische Midas berührte, zu Gold, weil dort nichts als Gold ist, und daher rinnt auch dort der goldene Strom Paktolos, in welchem sich der Hungernde gebadet. Dort nur konnten die goldenen Aepfel wachsen, von deren Genuß man sterben mußte; dort rollen die Früchte umher, mit welchen Melanion (nach

anderer Sage Hippomenes) die einsame von der Bärin (des Himmels) gesäugte Jägerin (Mondgöttin) Atalante aufhielt und im Wettlaufen besiegte (und die goldenen Aepfel, welche auch in der Edda eine Rolle spielen und nicht minder der Baum der Erkenntniß mit dem Apfel Evas, umschlungen vom Sternbild der Schlange). Dort auch ragt der Hain des Zeus, in welchem Atalante und ihr Geliebter, weil sie sich nicht mäßigten, in (die Sternbilder der beiden) Löwen verwandelt wurden. Dort ist daher auch der Rosengarten der Dietrichssage zu suchen. — Und in Folge dieser Vergleichung der Gestirne mit Bäumen und Früchten wurden auch bei vielen heidnischen Völkern, und so besonders bei den alten Deutschen, die Bäume und die Haine heilig geachtet. In ihnen wohnten die Götter, weil sie ja im Himmel wohnten, an den man Bäume u. a. Pflanzen versetzte. Dies wird dadurch bestätigt, daß (Simrock d. M. S. 491) die Friedhöfe, diese Brücken zum Himmel, in älterer Zeit Rosengärten hießen.

Wie der Himmel mit seinen Sternen ein Rosengarten ist, dessen Rosen zu pflücken nur durch Kampf und Tod erlangt wird, so wiederholen sich Rosengärten auf der Erde. Der berühmteste ist jener der Kriemhild zu Worms, in dessen Bäumen die Vögel sangen und dessen Rosen und der Besitzerin Kuß nur durch Kampf und Blut erlangt wurden.

(85.) „Rosengarten" heißt im Volksmunde noch heute die romantische, üppige Umgebung von Algund und der Burg Tirol (in Gratsch, am Fuße der Burg). Der König darüber hieß Laurin, greise, weise, gütig, und hatte eine faienschöne Tochter. Diese wünschte einen Gatten und bat den Vater um Land im Sonnenlichte, denn er selbst wohnte im Krystallpalaste des Berges, auf dem die Burg Tirol steht. Der Vater gab ihr welches und sie reutete aus und pflanzte, namentlich Rosen. Das wurde der „Rosengarten". Sie umzog ihn blos mit goldseidenen Schnüren. (Alpenburg.)

Nach Anderen lag er, wo sich ob Plarsch am Fuße des Berges riesige Felsblöcke abgelagert haben. (Zingerle.)

(86.) Auf den Waldwiesen unweit Brugg im Aargau hatten sich „schöne Frauen" einen Lustgarten angelegt, den man Beijel nennt, und sangen darin so schön, daß alle Waldthiere schwiegen. Vor den Leuten entwichen sie und nur alljährlich am Charfreitag soll man ihre reizvollen Gestalten erblicken können, und wenn ein armes Kind am Holzlesen im Walde einschlummert, so hat es beim Erwachen schon manchmal einen Blumenkranz auf dem Haare gefunden. (Rochholz.)

(87.) In Brixen erzählt man, der heilige Ingenuin habe einen Lustgarten, das Abbild des Paradieses, angelegt; dieser sei Jedermanns Augen verborgen gewesen, außer wen Gott hinleitete. Das geschah dem heiligen Albuin, der dorther einige Aepfel holte, die man bis heute St. Albuins-Aepfel nennt. (Zingerle.)

Solcher „verzauberten, verwünschten" Gärten mit lieblichen Blumen und Früchten, auch verzauberten Menschen sind in den Sagen eine Unzahl. Sie erinnern auffallend an den Garten Dschems in der eranischen Mythe, in welchem er der Welt entrückt wurde und in immerwährendem Lichte das glücklichste Leben führte. (Allg. Cult. Gesch. I. S. 524.) Mag man sie historisch da und dort weisen und suchen, die Alten irgendwo im Westen, wo der Sonnengott Abends in ihnen absteigt und ausruht, sei es nun auf der Faiakeninsel bei Alkinoos oder sonst „des Föbos alter Garten an der Erde Rand", sie sind, wie die „glückseligen Inseln", der Sternhimmel.

(88.) Im Selkethale unweit Ballenstedt in Anhalt am Harz, wo die Burg Falkenstein sich erhebt, lebte ein Schäfer, Tidian, ein Sonntagskind. Eines schönen Abends ging er sinnend am Abhange des Berges und stieß auf eine Blume, die er noch nie gesehen. Er pflückte sie, steckte sie auf seinen Hut und erblickte staunend eine geöffnete Grotte, deren Boden mit Goldsande bedeckt war, und eine Stimme hieß ihn nehmen, so viel er begehre. Da er arm war und ein Mädchen liebte, welches ihm dessen Eltern verweigerten, füllte er seine Tasche und brachte den Sand dem Goldschmiede in der Stadt, der ihm denselben, es war das reinste Gold, abkaufte. Von da an, so oft der Neumond sich über den Falkenstein erhob, fand der Schäfer die Grotte offen, hörte jenen Spruch und füllte sich seine Tasche. Derzeit wollte sich der Graf von Falkenstein vermälen. Er kam zum Goldschmied wegen eines Ringes von feinstem Golde. Der hieß ihn einen von Tidians Golde nehmen und sagte ihm auf Befragen, wo dieses herkomme. Der Graf ritt sogleich zum Schäfer, zwang ihm sein Geheimniß ab und holte nun von Zeit zu Zeit von dem Golde. Als der Graf aber recht reich war, faßte ihn der böse Geist mit der Furcht, Tidian möchte den Schatz endlich leeren, und er blendete undankbar den Mann. Sobald er nun bei Wiederkehr des Neumondes in die Grotte trat, an welcher der Schäfer traurig saß, rief die Stimme Fluch über ihn und er kam nie mehr heraus. Des Schäfers Braut aber, die von des Letztern Unfalle gehört, heiratete und pflegte ihn. Einst als sie am Berghange mit ihm hütete, sah auch sie die Wunderblume und vernahm die Einladung, sie zu pflücken und ihren Mann damit zu heilen. Sie pflückte die Blume, strich damit über Tidians Augen und er sah plötzlich

wieder. Sie lebten froh und zufrieden zusammen bis in die spätesten Lebenstage, obwohl die „Tidianshöhle“ sich von jenem Ereignisse an nicht wieder öffnete. (Bertram in „Gubitz Volkskalender“ 1844 S. 97. Vergl. Harrys Volksſ. Niederſ. II. S. 15, 56 ff.)

Diese namenlose Wunderblume wird in der Sage auch durch benannte Blumen u. a. Pflanzen vertreten, z. B. in der Schweiz durch die Schlüsselblume, die auch „Fräulischlößli“ heißt. (Staub „Das Brot“ Lpzg. 1868, S. 41, Note 3.)

(89.) Im Berner Oberlande stand auf einer Anhöhe das Schloß Jagberg, der Sitz von Zwingherren, welches endlich vom Volke in eine Ruine verwandelt wurde. Dort erblickte ein Holz lesender Knabe zwei schneeweiße Tücher ausgebreitet, auf dem einen weiße, auf dem andern gelbe Bohnen. Endlich wagte er von jedem Tuche einige zu nehmen und brachte sie heim, wo zu seinem und seines Vaters Staunen die weißen Bohnen silberne und die gelben goldene Münzen waren. Eilig nahm ihn der Vater wieder mit zur Ruine, wo sie jedoch nichts mehr finden konnten. (Joh. Chr. Neuenschwander, Münchenbuchsee Nov. 1850, in Zuberbühlers Sammlung.)

(90.) Vor etwa hundert Jahren kam an einem Tanzsonntage nach Unter-Erendingen (Aargau) ein wunderschönes, sittsames, Niemanden bekanntes Mädchen auf den Tanzboden und forderte einen bescheidenen, unschuldigen Jüngling zum Tanze auf, was dieser erröthend annahm. Er tanzte selig mit ihr, so hold war sie und so süß redete sie. Bei Anbruch der Abenddämmerung äußerte sie den Wunsch, heimzugehen und bat um die Begleitung des Jünglings. Er ließ sie ungern, gab aber nach und begleitete sie. Aber statt auf Ober-Erendingen zu, führte sie ihn an's sogenannte Steinböckli, eine kleine kahle Haide, mit einem Berglein. Als sie am Fuße des letztern anlangten, stand sie still und eröffnete ihm, in dies Berglein sei sie zu großen Schätzen verwünscht, dürfe nur von Zeit zu Zeit hervor unter die Menschen, könne auch nur von einem reinen Jüngling erlöst werden, wenn er den Muth habe, ihr zwischen zwei feurigen Drachen hindurch, den Hütern jener Schätze, zu folgen. Habe er jetzt diesen Muth nicht, so möge er am nächsten Charfreitage früh bei Sonnenaufgang auf die rechte Seite des Bergleins gehen, wo er ein Häufchen Schlüsselblumen und sie selbst, deren Hüterin, antreffen werde. Sie werde selbe an jenem Tage dort sonnen, dürfe ihn dann nicht anreden, wohl aber ihm antworten; er solle keck das Gespräch anheben von den Blümchen pflücken und dann thun, was sie ihn heißen werde. Und sieh, plötzlich öffnete sich das Berglein und innen in der goldglänzenden Höhle lagen die zwei Feuer sprühenden Drachen und erhoben sich furchtbar drohend, als sie den Fremdling erblickten. Die Jungfrau schritt in den Berg, aber der scheue Jüngling folgte ihr nicht und der Eingang schloß sich unvermerkt und war nimmer zu sehen.

Traurig kehrte der Jüngling heim, sagte keinem Menschen von seinem

Abenteuer, dachte Tag und Nacht an die Maid und erschien am Charfreitage am bezeichneten Orte. Da lag ein Häufchen gepflückter Schlüsselblümchen in der Morgensonne und obenauf saß die Jungfrau, einen Schlüsselbund an der Seite, den Jüngling innig anschauend. Ihr Blick aber verwirrte ihn so, daß er sich nicht getraute, sie anzureden. Nur ein Schlüsselblümchen hob er auf und eilte verwirrt heim zu. Auf dem Wege gewahrte er, daß das Blümchen ein hellglänzendes Goldstück war. Andere, denen er davon sagte, suchten vergebens nach den Blumen und dem Eingange, aber ein armer, braver Erendinger, der sich dort ein Hüttchen baute, pflanzte, im Vertrauen auf das „Heidawibli“ Reben, die den beliebten „Heidawibli-Wi“ liefern, und die kühle Quelle, welche die Jungfrau hervorsprudeln ließ, heißt noch „das Heidawibbrünneli“. (Wochenbl. für Freunde d. schön. Lit. und vaterl. Gesch. Soloth. 1846.)

(91.) Einer hatte Begierde, die Schätze der Kobolde unter der Wildenburg-Ruine zu gewinnen, und da er wußte, daß man hierzu die „weiße Geißchrutblume“ haben mußte, suchte er in den höchsten Alpen bis er sie fand. Damit stieg er beim Wildenburger See in den unterirdischen Gang, der zur Burg führt, und stand bald vor der großen, eisernen, verbarreten Thüre, die sich, mit der Pflanze berührt, knarrend öffnete. Dann betrat er eine dunkle Felsenkammer, worin aber der Schatz wie ein Strahl leuchtete. Furchtlos raffte er von den zahllosen an den Wänden herumliegenden Goldklumpen, was er tragen konnte, zusammen und machte sich auf den Rückweg, als eine leise Stimme ihn kläglich erinnerte: „Laß ’s Best nit liegen! Laß ’s Best nit liegen!“ Darob erschrak der Goldgierige, und den Mammon für das Beste haltend, rannte er schaudernd von dannen. Erst als die Thüre hinter ihm zuschmetterte, erinnerte er sich, daß er die Zauberblume hinter sich vergessen habe. Weder er, noch ein Anderer hat seitdem den Eingang wieder gefunden. (Dalp, die Schweiz in ihren Ritterburgen II. S. 443.)

(92.) Gerade so fand ein Mann aus dem Dorfe Hohl unweit Hanau, plötzlich in unbekannte Gegend gelangt, vor sich eine leuchtende, ihm unbekannte Blume, die er pflückte. Als er das gethan, geschah ein Donnerschlag bis in die Grundfesten der Erde, that sich ein Thor auf und blendeten ihn unermeßliche Schätze im weiten Gewölbe. Nicht wissend wohin langen, wählte er lange und ging, trotz dem Rufe: nimm nur das Beste! wieder hinaus. Kaum war er heraus, erscholl abermals derselbe Donner, war Thor und Gewölbe verschwunden und er gewahrte erst, daß er die Blume drinnen vergessen, die erst wieder nach hundert Jahren blüht. (Herrlein, Sagen des Spessarts.)

(93.) Im Zobtenberge Schlesiens kennt die Sage ein zauberisches Inneres, wo ein großer Schatz Goldes liege. Einzelne schöpften davon, fanden aber später den Eingang nicht mehr. Einst gelangten ein blödsinniger Mann und ein unmündiges Mädchen vor die Thüre, traten ein, wurden von einem

alten bärtigen Manne herumgeführt und am Ende mit einem Aste voll Kirschen oder Pflaumen beschenkt, welche zu Hause gediegenes Gold waren. (Büsching, Volkssagen rc. 1812.)

(94.) Ebendaselbst ging eine arme Kräuterfrau mit ihren zwei kleinen Kindern in's Gebirge, um ihren Korb mit Wurzeln zu füllen, die sie dem Apotheker bringen wollte. Sie verirrte jedoch und stieß auf Rübezahl in Bauerntracht, welcher, als er ihre Verlegenheit erfuhr, sie nicht nur auf den rechten Weg leitete, sondern, ihre Wurzeln ausleerend, den Korb mit Blättern füllte, die er von einem Busche abstreifte, welche ihr mehr nützen würden. Die einfältige Frau konnte sich nicht enthalten, als sie im Weitergehen wieder schöne Wurzeln sah, das Laub auszuschütten und den Korb wieder mit solchen zu füllen. Als sie daheim den Korb umstürzte, fanden sich mehrere unten stecken gebliebene Goldstücke darin, in welche das Laub sich verwandelt hatte. Vergebens aber suchte sie auf dem Wege nach den übrigen. (Ebendaselbst.)

(95.) Rübezahl besaß im Riesengebirge einen eigenen Garten, den man jetzt seitwärts auf dem Koppenplane, nicht weit von der Wiesenbaude, an einem Abhange zeigen will. Das Gebirge ist reich an den herrlichsten saftigsten Kräutern, welche die Anwohner seit alter Zeit zu den kräftigsten Essenzen benützen. Darunter ist berühmt die Springwurzel, welche den Geistern zur Nahrung diente und die gefährlichsten Krankheiten heilte, wenn es gelang, sie zu graben, was der Geist des Gebirges nur Auserwählten als Gunst gestattete. (Novellen von Heinrich Steffens I. Bdchen., 1837, S. 33—40.)

II. Kräuter und Blumen.

Die Heiligkeit der Pflanzen hört bei keiner Klasse derselben auf, wie sie bei keiner anfängt. Es werden unter dem zahllosen Heere ihrer Arten schwerlich viele zu finden sein, welche nicht in der Mythe oder wenigstens in deren entstelltem Ueberreste, dem Aberglauben, eine Rolle spielten. Diese ist allerdings sehr verschieden, doch richtet sich diese Verschiedenheit nicht nach einem botanischen Systeme, sondern nach der äußern Erscheinung der Gewächse. Das sagendichtende Volk kennt nicht Monandrien, Diandrien u. s. w., nicht Monokotyledonen und Dikotyledonen, nicht Kryptogamen und Fanerogamen, sondern lediglich: Kräuter, Gräser, Blumen, Sträucher und Bäume. Auch der Unterschied zwischen wildwachsenden und angebauten, nutzbringenden Pflanzen kommt zur Geltung. Auf gewisse Vorstellungen wirken dann wieder der Standort, die Form, die Farbe, der Geruch u. s. w. der

Gewächse. Schöne und angenehm duftende, sowie heilkräftige Kräuter und Blumen bringen Glück, schädliche, wie z. B. die Nesseln, oder gar giftige, Unglück. Verschiedene Ursachen versetzen Pflanzen in den Ruf der Zauberkraft. Sternförmige Blumen mit vielen strahlenartigen Blättern werden als Orakel benützt, namentlich in Liebesangelegenheiten. In Folge ihrer Heiligkeit tragen denn auch viele Pflanzen Namen, die an verehrte Wesen erinnern, z. B. an die Sonne, den Mond, die Sterne, den Donner, an Götter (Thor, Balder u. A.), wie auch manche bestimmten Göttern geweiht waren, z. B. das Veilchen dem Tyr, der Lein der Freya u. s. w., an deren Stelle in christlicher Zeit Maria, Apostel und Heilige traten, während gering geachtete oder gefürchtete Pflanzen mit dem Teufel in Verbindung gebracht wurden. Ueberhaupt sind die Blumen unter allen in heidnischer Zeit verehrten Dingen vom Christenthum am meisten zu Ehren gezogen und ihre Mythen in Legenden verwandelt worden. Wie die Heiligkeit der Pflanze auf eine einzige unbenannte Wunderblume (auch blaue Blume) concentrirt wird, haben wir oben bereits gesehen. Das eben Gesagte nun gilt vorzüglich von den Blumen, als den auffallendsten und schönsten Pflanzen, beziehungsweise Pflanzentheilen, um welche sich wieder die unscheinbaren „Kräuter" und „Gräser" gruppiren, während die Bäume in Folge ihrer Größe einen ganz besondern Charakter tragen und die Sträucher je nach ihrer körperlichen Ausdehnung vom Volke bald den Kräutern, bald den Bäumen zugezählt werden.

Die Lieblingsblumen des deutschen Volkes sind von je die Rose und die Lilie; es sind die Sinnbilder des Lebens und des Todes und es fehlt ihnen nicht an noch manchen anderen Bezügen. Wie die Rose geradezu als Vertreterin der Blumen überhaupt gilt, zeigen die Sagen von Rosengärten (oben S. 77), und sie wird auch allgemein die Königin der Blumen genannt.

(96.) In der Nähe des Dorfes Moraschitz bei Leitomischel ist in der Mitte eines fruchtbaren Feldes ein kreisrunder, öder Platz, auf welchem nichts Anderes gedeiht als weiße Hagerosen. Dieses Plätzchen soll nach uralter Tradition nicht eher umgeackert werden können, als bis auf ihm vier Könige der Erde ihr Mittagsessen gehalten und sich ihre Hände gereicht haben werden. Und das soll geschehen zur Zeit eines großen Krieges, wo das Blut in den Flußbetten gleich Wasser strömen wird. Der gegenwärtige Besitzer hat vor

einigen Jahren versucht, diesen Platz urbar zu machen, allein es trafen ihn dabei so viele Unglücksfälle, daß er wieder davon abstand. Erst brach ihm der Pflug, und da er einen andern Pflug holte, brach sein Pferd das Bein, als es den Pflug kaum zwei Schritte gezogen hatte. Da berief der Landmann mehrere muthige Männer und befahl ihnen, das Feld mit dem Spaten zu bearbeiten und mit Weizen zu besäen. Unter vielem Schweiß und vieler Mühe kam das Werk zu Stande. Der Weizen wuchs und hatte die schönsten Aehren in der ganzen Umgegend. Der Landmann ließ bei der Ernte den Weizen in besondere Garben legen und führte sie in die Scheuer. Kaum aber war die letzte Garbe in der Scheuer, so entstand ein furchtbares Feuer auf demselben Orte, wo die gesonderten Garben lagen, und legte in wenigen Minuten den ganzen Hof in Asche. Von nun an blieb der Ort wieder ungeackert und im folgenden Frühling begrüßten die Rosen, die von selbst wieder emporwuchsen, den Vorübergehenden mit ihrem lieblichen Dufte. (Grohmann, Böhmen, S. 311.)

(97.) Ueber die Entstehung von Hildesheim giebt es zwei, sich ähnliche Rosensagen. Die eine erzählt, daß Kaiser Ludwig der Fromme auf einer winterlichen Jagd die Reliquienkapsel, die er um den Hals trug, an einen Dornstrauch hing, aus dem nun augenblicklich Rosen hervorsproßten, weshalb man hier sogleich eine Kapelle erbaute, welcher dann der Dom in Hildesheim nachfolgte. Die zweite Sage spricht überhaupt nur von einem deutschen Kaiser, ohne seinen Namen zu nennen, der in dem großen Wool (Wald), wo jetzt Hildesheim steht, einen weißen Hirsch mit solcher Hast verfolgte, daß er sich gänzlich verirrte. In der Angst zog er das goldene Kreuz hervor, welches ihm seine Mutter geschenkt hatte, hing es auf einen blühenden Rosenstrauch, betete und entschlief. Als er erwachte, fand er Alles mit Schnee bedeckt, aber die Rosen blühten noch viel schöner als vorher. Da gelobte er an dem heiligen Schnee eine Kirche zu bauen, und kaum hatte er dieses Gelübde ausgesprochen, so kam auch schon sein Gefolge. Er befahl nun, eine Kapelle zu bauen, welche das erste Gebäude der Stadt Hildesheim wurde. (Perger, Pflanzensagen, S. 233.)

(98.) Ein schwäbischer Bauer hatte zwei Töchter, die eine war böse und die andere mild. Als er auf den Jahrmarkt zog, verlangte die böse Tochter, daß er ihr ein seidenes Kleid mitbringe, die gute wünschte aber nur einen Rosenkönig (drei Rosen auf einem Stiel). Der Bauer kaufte das Kleid, konnte aber auf dem ganzen Markt keinen Rosenkönig finden und kehrte betrübt zurück, denn er liebte seine sanfte Tochter. Auf dem Heimwege sah er einen Garten mit Rosensträuchern und gewahrte auch drei Rosen auf einem Stiel, die er voll Freuden sogleich abschneiden wollte. Plötzlich stand aber ein zottiges Ungethüm vor ihm, faßte ihn und gab ihn nicht eher frei, bis sich die fromme Tochter herbeiließ, die Gattin des Ungethüms zu werden, das sich nun, wie sich von selbst versteht, in einen reichen und wunderschönen Prinzen verwandelte, während die böse Tochter nur einen Bauer zum Manne bekam. (Perger, Pflanzensagen, S. 234.)

(99.) Mutter und Tochter gingen einst Kräutersammeln. Da sah das Mädchen einen Hagenbusch mit wundervollen Rosen. Als sie aber einige brechen wollte, rief eine Stimme aus dem Busch: „Holt! Deif! Deif! Eck hev deck leif!“ (Halt Dieb, Dieb! Ich hab dich lieb.) Das Mädchen war gefangen. Es wollte schreien und konnte nicht. Es sah nichts als einen rosenrothen Schein und roch den lieblichsten Rosenduft. Vor den Augen der Mutter war es aber gänzlich verschwunden. Diese rief und jammerte und Leute kamen herbei und schrieen ebenso vergeblich. Oben aber auf dem Busch blühten zwei der allerschönsten Rosen. So verging längere Zeit. Die Tochter war Rosenprinzessin geworden und lebte mit ihrem Gemal in Freuden, konnte aber ihre Mutter nicht vergessen. Endlich kamen Feinde, tödteten den Prinzen und zerstörten seinen Palast; da fand auch die Mutter ihre Tochter wieder und Beide lebten so friedlich mit einander wie früher. (Perger, Pflanzensagen, S. 236.)

(100.) Wenn einer der Mönche im Kloster Korvei an der Weser sterben sollte, so fand er drei Tage vor seinem Tode eine weiße Lilie in seinem Chorstuhl, und wie diese Lilie welkte, welkte auch er. Einst war einer dieser Mönche sehr ehrgeizig, er verschaffte sich insgeheim einen Lilienzweig und legte diesen in den Chorstuhl des siebenzigjährigen Priors, der über die Blume so sehr erschrak, daß er wirklich nach drei Tagen verschied. Der Mönch wurde dann selbst Prior, war aber stets sehr trüb und verschlossen, lebte nicht lange und bekannte seine unvorsichtige That erst auf dem Todtenbette. Auch in den Klöstern zu Hildesheim und Breslau fanden die Geistlichen solche Todeslilien in ihren Chorstühlen. (Perger, Pflanzensagen, S. 80.)

Weniger ergreifend sind die Sagen von anderen Blumen und von Kräutern.

(101) Die Wegwart ist der Sage nach eigentlich eine Jungfrau, die im Gram um ihren Geliebten, oder eine Frau, die in Trauer um ihren Gemal, stets am Wege saß und in diese Blume verwandelt wurde. Einst ward einer Prinzessin ihr Geliebter untreu, da wollte sie sterben vor Leid und doch wieder nicht sterben, damit sie ihn noch immer sehen könne. Endlich erbarmte sich Gott und wandelte sie sammt ihrem blauen Kleide in die Wegwart. Eine andere Lesart erzählt, daß ein Mädchen sieben Jahre lang um seinen in der Schlacht gefallenen Geliebten weinte, und dann, als man es bereden wollte, einen andern Mann zu wählen, erwiderte:

„Eh als ich laß das Weinen steh'n,
Will ich lieber auf die Wegscheid geh'n;
Eine Feldblum' dort zu werden.“

Die Sage von der Frau Wegwart scheint überhaupt sehr verbreitet gewesen zu sein, weil sie so häufig und in so mancher Form erscheint; unter anderm heißt es auch, sie sei einst eine Frau gewesen, die ihres Buhlen am Wege wartete

und wegen ihrer Untreue in diese Blume verwandelt wurde. (Perger, Pflanzensagen. S. 125.)

(102.) Die Perlenblume (Margarita oder Chrysanthemum leucanthemum) dient zum Orakel, allein man benützt sie auch zu anderen Loszeichen, so wirft man z. B. die inneren, gelben Blüthen derselben in die Luft und hält dann die umgekehrte Hand hin; so viele jener kleinen Blüthen auf ihr liegen bleiben, so viele Jahrzehnte lebt man, so viele Frauen, Kinder u. s. w. wird man haben. Wenn man eine Perlenblume am Charfreitag pflückt und schweigend in eine Schachtel legt, so wird nach einem Jahr ein schwarzer Wurm daraus. Wer dann die Schachtel eröffnet, muß sehr vorsichtig sein, denn sieht der Wurm den Menschen zuerst, so muß dieser noch in demselben Jahre sterben, erblickt aber zuerst der Mensch den Wurm, so bringt dieser viel Geld. (Perger, Pflanzensagen, S. 131.)

(103.) In der nordischen Mythe war das Veilchen dem Gott Tys oder Tyr gewidmet und hieß daher Tysfiola. In Sachsen geht die Sage, daß Czernebogh, der Gott der Wenden, eine herrliche Burg besaß. Bei der Verbreitung des Christenthums wurde er und sein Schloß in Felsen, seine schöne Tochter aber in ein Veilchen verwandelt, welches alle hundert Jahre nur einmal blühen darf, und wer es dann pflückt, gewinnt die Jungfrau und allen ihren Reichthum. Das Veilchen galt auch oft als Wunderblume und zeigte verborgene Schätze an. Unter den vielen Sagen, die sich auf Reichwerden beziehen, folge hier nur eine, die zugleich mit wohlthätigen Zwergen in Verbindung steht. Ein Schäferknabe fand eine große Viole, aber der Vater nahm sie ihm weg, weil ihm geträumt hatte, daß er eine Blume bekommen werde, an welcher er dreimal riechen solle. Er roch also dreimal an der Viole, und sogleich erschien ein Männlein und lud ihn ein, zu folgen. Es führte ihn in seine Höhle, in welcher zwölf eben so kleine Männchen saßen und tafelten. Als der Schäfer nach Hause kam, fand er Geld, Schafe und Pferde, die ihm die Zwerge wegen seines Vertrauens geschenkt hatten. (Perger, Pflanzensagen, S. 150.)

(104.) Die beliebte Alpenrose (Rhododendron) heißt in vielen Gebirgsgegenden „Donnerrose", denn sie soll den Blitz anziehen. Auf der Saubacheralpe in Tirol war eine Sennin, wie gewöhnlich, allein. In einer Nacht kam ein starkes Gewitter, so daß sie erwachte und, zu ihrem größten Schrecken, den Hilferuf ihres Geliebten hörte. Sie trat dreimal vor die Thüre, aber jedesmal schwieg die Stimme. Am Morgen fand sie ihren Liebling vom Blitz erschlagen. Der Unglückliche trug eine Donnerrose in der Hand. Eine spröde Dirne gab einem ihrer Verehrer zum Spott eine Alpenrose und es währte nicht lang, als auch er vom Blitz erschlagen wurde. (Perger, Pflanzensagen, S. 219.)

(105.) Einst entdeckten die Disteln einen Mörder. Es wurde ein Krämer von einem Bauern überfallen und seines Geldes wegen erschlagen.

Der Krämer rief in der Todesangst: „Die Disteln werden dich verrathen!" — Der Bauer war aber zu böse, nahm das Geldkistchen und eilte hinweg. Er wurde jedoch von da an in sich gekehrt und schweigsam, sah mißtrauisch nach den Disteln und fürchtete sich vor ihnen. Endlich baut er Weizen, ist aber dabei so tiefsinnig, daß ihn seine Nachbarn fragen, was ihm fehle, und er versetzt beklommen: „Ich darf's nicht sagen und die Disteln werden es nicht sagen!" — „Warum die Disteln?" frug man weiter, und als man dringender wurde, verwirrte sich der Bauer so sehr, daß er endlich die That gestand. (Perger, Pflanzensagen, S. 133.)

(106.) Daß man, besonders in den Niederlanden, aus den Nesseln sehr feine Gewebe fertigte, ist allgemein bekannt, und von Hemden, die aus Nesseln gewoben wurden, findet sich zu Eberstein folgende Sage: Es war dort einst ein sehr hartherziger Vogt, der es einer Dirne durchaus nicht erlauben wollte, den Schloßgärtner zu heiraten, bevor sie nicht zwei Hemden aus den Nesseln, welche auf dem Grab ihrer Eltern wuchsen, gewoben hätte. Das eine sollte ihr Brauthemd, das andere aber des Vogts Leichenhemd sein, und das Nesseltuch durfte auch nicht größer sein, als genau nothwendig war. Die Dirne war tief betrübt und weinte bitterlich, da erbarmte sich ein gutes Bergweiblein und half ihr. Als sie dann die Hemden brachte, hörte man bei ihrer Trauung auch das Zügenglöcklein für den bösen Vogt läuten. Auf dem Hirschberg bei Balingen wächst ein sogenannter Brennesselmann, mit ausgestreckten Armen und Beinen, den man schon mehrmals ausrotten wollte, der aber immer wieder wächst, und man weiß nicht, was da einst geschehen sein mag. (Perger, Pflanzensagen, S. 156.)

(107.) Durch ein Klee-Vierblatt erkennt man auch Zauber und Trug. Da war zu Rottweil in Schwaben ein Seiltänzer, der balancirte einen ungeheuren Wiesbaum auf der Nase. Eine Dirne, die eben Klee heim trug, hatte ein Vierblatt gefunden und bemerkte deshalb sogleich, daß der Gaukler nichts weiter als einen langen Strohhalm auf der Nase trug. Sie gab dies den Zuschauern kund. Da ward der Gaukler ärgerlich und zauberte der Dirne vor, daß sie durch einen tiefen Bach waten müsse, und sie schürzte ihren Rock immer höher, so daß alle Leute lachen mußten. Wenn man am Sonntag ein vierblättriges Kleeblatt vor Sonnenaufgang in den Schuh legt, so erkennt man in der Kirche alle Hexen daran, daß sie mit dem Rücken gegen den Altar sitzen. In Wales erblickt man die Feen, wenn man ein Vierblatt und neun Weizenkörner auf das Blatt eines gewissen Buches legt. (Perger, Pflanzensagen, S. 196.)

(108.) Als der Schwedenkönig Erik die Schlacht bei Fyriswall gegen Styrbiörn schlagen sollte und keine Aussicht auf den Sieg hatte, widmete er sich dem Odin und bestimmte die Frist seines Todes auf zehn Winter. Da schritt nun ein großer Mann mit einem breiten Hut heran (Odin), gab dem König einen Reyrsproti (Rohrstengel) und befahl ihm, diesen mit den Worten:

„Odin hat euch Alle!“ über das feindliche Heer zu werfen. Und als Erik warf, verwandelte sich das Rohr in einen Speer, der über Styrbiörns Heer hinwegflog und ihn und die Seinigen so mit Blindheit schlug, daß König Erik die Schlacht gewann. Odin stellte also den König zuerst auf die Probe, ob er ihm glaube, und so wurde das Rohr zum blendenden Geschoß oder zum Blitz. (Perger, Pflanzensagen, S. 96.)

(109.) Wer Farnsamen hat, kann in seinem Gewerbe so viel arbeiten als sonst zwanzig Männer. Der Farnsamen macht unsichtbar. Als ein Mann in der Mittsommernacht sein verlorenes Fohlen suchte und durch eine Wiese ging, fiel Farnsamen in seine Schuhe, und als er heim kam, gewahrte er, daß seine Hausleute gar nicht auf ihn achteten. Er rief: „Ich habe das Fohlen nicht gefunden!“ Da erschraken Alle heftig, weil sie seine Stimme hörten, ohne ihn zu sehen. Er machte nun allerlei, um sich über den Vorfall aufzuklären, wurde aber erst dann wieder sichtbar, als er seine Schuhe ausgezogen hatte. Der Farnsamen hilft dem Jäger zu Freischüssen. Wer Farnsamen hat, dem muß der Teufel Alles bringen, was er von diesem begehrt, sogar den Wechselthaler. Legt man Farnsamen zum Geld, so nimmt es nie ab. Ein Bursche von Eschelbach, im Badischen, hatte sich vom Bösen Farnsamen verschafft und konnte nun fahren wie er wollte, er jagte mit vier Pferden die steilsten Abhänge hinab. Einst kam er mit dem Erntewagen in die Scheuer, und da sich niemand zum Abladen fand, fuhr er über die Leiter auf den Dachboden und warf dort die Frucht ab. Der Bauer kam dazu, sah die gefährliche Geschichte und schwieg, denn hätte er nur ein Wort gesprochen, so wären Pferde, Wagen und Kutscher herabgestürzt. (Perger, Pflanzensagen, S. 212.)

Der Farnsamen macht auch stich- und hiebfest. (Grohmann, Böhmen. S. 312.)

III. Die Bäume.

Ebenso tief bedeutsam und poetisch wie die Idee des zauberischen Himmelsgartens ist die Darstellung des Weltalls mit seinen Sternen als eines ungeheuren Baumes mit goldenen Aepfeln oder Blättern, wie er in einer Menge Sagen vorkommt. Die gewöhnlichste ist die von der Esche (Ask), Namens Yggdrasil, Weltbaum, gepflanzt mitten im Weltall, welches davon auch Askiburg (Eschenburg) heißt. Von der Esche sagt Vergil, ihre Wurzeln reichen so tief zur Unterwelt wie der Wipfel zum Himmel.*)

*) Aesculus in primis: quae quantum vertice ad auras
Aetherias, tantum radice in Tartara tendit.
Georg. II. 291 f.

Diese Esche hat drei Wurzeln. Eine davon reicht auf die Seite von Asgard, und ob ihr quillt unterm Baume der Urdar- oder Nornenbrunnen, weil aus ihm täglich drei Nornen steigen: Urd (das Gewordene), Werdandi (das Werdende) und Skuld (das Sollende, Künftige), welche der Menschen Geschick bestimmen, Wasser aus dem Born nehmen und die Esche besprengen, wovon der Thau und der Honigthau auf die Erde fällt. Im Brunnen leben zwei Schwäne. Es gab aber, außer diesen göttlichen Nornen, noch andere vom Alfen- und Zwerggeschlecht, darunter auch bösartige. — Die zweite Wurzel geht zu den Thursen, wo Ginnungagap war. Dort ist der zweite, der Brunn Mimirs, des weisesten Riesen, weil er jeden Morgen von dem Wasser der Weisheit trinkt. — Die dritte Wurzel senkt sich tief hinab nach Nifelheim, und dort ist der Höllebrunnen Hvergelmer, wo der Drache Nidhöggr am Baume nagt, um ihn zu stürzen. In der Esche Zweigen sitzt ein vielwissender Adler und zwischen seinen Augen ein Habicht. In den Zweigen laufen vier Hirsche, welche deren Knospen abbeißen, und das Eichhörnchen Ratatöskr rennt am Stamme auf und ab, um zwischen dem Adler oben und dem Drachen unten Unfrieden zu stiften. So hat der Baum Feinde und „leidet Noth". Bei Nidhöggr unten sind so viele Schlangen, daß keine Zunge es zu zählen vermag. (Die jüngere Edda. Gylfaginning 15, 16.)

Der Name Yggdrasil kommt von Yggr, einem Beinamen Odins, welcher Furcht und Schrecken bedeutet, und drasil, Träger, heißt also: Träger des furchtbaren Odin, d. h. des Himmels, oder wenn Odin vermöge seines einen Auges als Sonnengott betrachtet wird, Träger der Sonne, — in jedem Fall also das Weltall (Hahn, Sagwiss. Studien, S. 536). Warum Odin der Schreckliche genannt wird, ist bei dem Charakter des nordischen Himmels nicht zu verwundern.

Diese großartige Vorstellung eines das Weltall bedeutenden Baumes ist auf die nordische Göttersage beschränkt geblieben. Dagegen sind in der Sage aller Völker und Zeiten die Auffassungen von einem Zusammenhange zwischen dem Baume und der kleinen Welt (Mikrokosmus) des Menschen außerordentlich zahlreich, wobei wir die größeren

Sträucher zu den Bäumen rechnen (wie die kleineren zu den Kräutern). Uralt ist z. B. die Sage von der Schöpfung der ersten Menschen aus Bäumen. Schon die eranische Mythe im Glaubensreiche Zarathustras läßt das erste Menschenpaar, Maschia und Maschiana, in Gestalt einer Reivas-Pflanze aus der Erde emporwachsen, und zwar zuerst als ungetrenntes Ganzes, als verschlungener Doppelstamm, der sich erst später trennte. Steht auch diese Sage erst im Bundehesch zur Zeit der Sassaniden, so ist doch ihr Gepräge uralt. Bei den Frygern wenigstens ist es eine uralte Auffassung, daß die ersten Menschen baumartig emporsproßten. Auch die Mythen mehrerer Naturvölker, selbst in der „Neuen Welt", theilen diese Anschauung, und dasselbe ist bei unseren germanischen Vorfahren der Fall, wie wir oben (Sage Nr. 4) gesehen, wobei merkwürdig ist, daß der Mann, der Mensch schlechtweg, aus demselben Baume, der Esche, geschaffen ist, wie der Baum, welcher die Welt bedeutet. Es ist indessen wahrscheinlich, daß unsere Stammessage die ersten Menschen ursprünglich ebenfalls aus lebenden Bäumen keimen ließ, statt aus todten Hölzern, welche wohl nur an die Stelle jener gesetzt wurden, um dem Menschen die freie Beweglichkeit zuzuerkennen. (Mannhardt, Baumcultus der Germanen &c. S. 8.)

Wie den Baum im Menschen, so suchen aber auch die Mythen verschiedener Völker, namentlich Mittel-Europas, den Menschen, oder wenigstens ein menschenähnliches Wesen im Baume. Die Spuren hiervon finden sich noch jetzt äußerst zahlreich im Volksglauben, welcher die Bäume ganz wie Menschen behandelt und anredet. Die Tiroler ziehen den Hut vor dem Hollunder, wie andere Stämme vor Sonne oder Mond. Die Schleswiger baten ehedem den Hollunder kniefällig um Verzeihung, ehe sie seine Aeste stutzten. In Schweden glaubt das Volk an die Hollunderfrau (Hyllefroa) und Eschenfrau (Oskafroa) in den betreffenden Bäumen, und der Glaube an Baum- und Waldgeister ist überhaupt so reich und stark verbreitet, daß wir ihm weiter unten einen besondern Abschnitt dieses Buches werden widmen können. Besonders werden die Baumgeister mit gereimten Zaubersprüchen gegen Krankheiten, Würmer und andere Uebel angerufen, und man verwünscht letztere in Bäume, um sie los zu werden, ja man verschließt sie mittels sinnbildlicher Handlungen in dieselben. (Vergl. Mannhardt,

Baumcultus, S. 12 ff.) Auch glaubte man an vielen Orten Krankheiten dadurch zu heilen, daß man die Kranken durch gespaltene Bäume oder auch durch natürliche Oeffnungen im Wuchse solcher zog. Es galt stets als ein arger Frevel, Bäume zu verletzen, und Baumschälern wurden in alter Zeit lebend die Gedärme um den Baum gewickelt, was nicht einmal das Christenthum überall beseitigte. (Mannhardt, S. 28 f.) Von verletzten Bäumen glaubte man, daß sie bluten. Man wähnte, daß die Seelen Liebender oder unschuldig Gemordeter sich zeitweise in Blumen oder Bäume zurückziehen und daß Bäume oder andere Pflanzen aus dem Blute Getödteter emporwachsen. So sind auch die Sagen von gespenstigen Bäumen oder von der Verbindung zwischen Bäumen und Gespenstern, Kobolden u. s. w. zahlreich. Noch im elften Jahrhundert mußte in Deutschland und England die Verehrung von Bäumen und noch im zwölften in Holstein diejenige von Hainen verboten werden. In Bäumen haust nach dem Volksglauben der Hausgeist oder Schutzgeist; Bäume sind mit dem Leben gewisser Menschen innig verknüpft und sterben mit diesen; noch besteht in Deutschland an manchen Orten der sinnige Brauch, daß das Brautpaar zur Hochzeit zwei Bäumchen pflanzt, an die sich das Schicksal der Eheleute bindet. In Schweden hält man Familienbäume, welche mit der Familie zugleich absterben (Vård-träd, Schutzbäume). Mannhardt glaubt (S. 54 ff.), daß der Weltbaum Yggdrasil der Schutzbaum der Welt wäre; er ist zwar offenbar die Welt selbst; doch ist der Zusammenhang zwischen beiden Auffassungen nicht zu verkennen. Noch jetzt ist übrigens nicht nur im Volksaberglauben, sondern auch in der Sprache der Dichtung wie des Lebens die Verbindung und Vergleichung zwischen Baum und Mensch in hohem Maße eingebürgert.

Wie der einzelne Baum, so ist auch der Wald ein Gegenstand der Mythe oder Verehrung. Namentlich war dies bei den Germanen und wieder besonders mit Bezug auf den Eichwald der Fall. Die heiligen Haine wurden eingefriedigt und galten als Tempel, in welchen die Götter selbst wohnten. Es durfte darum nicht nur kein Baum, sondern selbst kein Zweig und kein Blatt verletzt werden. Sogar als ein lebendes und einheitliches Wesen wurde der Wald betrachtet und weit verbreitet ist die aus Macbeth bekannte Sage vom wandelnden Walde. Wie von

issern, so sagt man auch von Wäldern, daß sie jährlich ein schenopfer fordern, nämlich das eines rettungslos Verirrten. Noch im hnten Jahrhundert entstand die Sage, daß der als Hexenmeister ıde Zieten sein Heer aus List, um den Feind zu täuschen, in Wald verwandelt habe.

Gleich den lebenden Bäumen sind auch gefällte Stämme und ɪus solchen gefertigten Balken, namentlich bei Verwendung zu ɔeln, aber auch im Hause, Gegenstand der Sage und theilweise Ehrfurcht, wie auch mannigfacher Volksgebräuche mythischen Ur- :gs. Selbst von den Astlöchern gilt das, durch welche man vürdige Dinge sieht, und endlich von Ruthen und Zweigen e letztere oft durch ein Wunder grünen und blühen. (Ueber alles re bezüglich des Baumcultus verweisen wir auf Mannhardt's iches, diesen Titel tragendes Buch.)

Wir führen zum Belege des Gesagten noch Einiges an, was ɪuf bestimmte Baumarten bezieht.

Die Esche ist von Gott in dem Sinne gesegnet, daß sie der lange feindlich ist, die man mit dem kleinsten Zweige davon n kann. Dies Thier würde auf der Flucht eher in ein Feuer gen als in den Schatten eines Eschbaumes, und wer sein Haus Laub davon bestreut, ist sicher vor Gewürme. Macht man mit ı Eschenstecken einen Kreis um eine Schlange, so bleibt sie drin ɪ. Ein Schriftsteller von 1715 erklärt dies daher, „daß der Esch- ı unter dem Einfluß der Sonne und des Jupiters stehet, die ɪnge hingegen dem Saturn und Merkur unterworfen ist". (Panzer S. 252).

In Devonshire bannt man durch Umkreisen mit einem Eschen- ige die Schlangen und nimmt ihnen das Gift. Man befestigt Eschenzweige am Halse des Viehes, um es vor dem Bisse dieses ürmes zu sichern.

Im Werdenbergischen glaubte man, wenn am Charfreitage vor ɪenaufgang ein Eschenast in den drei höchsten Namen in drei ichen so abgehauen werde, daß er am dritten falle, dann liegen en, bis die Sonne ihn bescheine, so heile sein Holz alle ɪden und stille jeden Schmerz. (Nikl. Senn.) Auch der Volks-

glaube in Schwaben heilt jede Schnittwunde, wenn man mit einem Eschenspane drüber fährt und diesen dann eingräbt, wo weder Sonne noch Mond hinscheint. Die Esche ist ferner nach dem Volksglauben ein sicherer Schutz gegen Zauberer. Sie widersteht endlich dem Blitz und wird daher mit Vorliebe zu Hausgeräthen und Stöcken, namentlich zu der sogenannten Wünschelruthe verwendet.

Die Linde war bei den Deutschen stets ein ganz besonders geheiligter Baum. Schon beinahe seit der Zeit der Völkerwanderung fand man in jedem Dorf eine Linde, unter welcher man berieth, richtete, jubelte und tanzte. Auch sie schützte nach dem Volksglauben gegen den Blitz.

Die Eiche war der heilige Baum des Zeus, daher im ältesten griechischen Orakelplatze Dodona hoch verehrt. Ein Eichenkranz war des Gottes Schmuck. Von der Eiche aßen die ersten Menschen, ehe der Ackerbau ihnen Brot brachte. Diese heilige Eiche, aus deren Blättern die Orakelstimme sprach, was Holz von ihr in der Argo ebenfalls that, ist nur in der Legende auf die Erde versetzt; sie war in Wahrheit der Sternenbaum, von welchem man Rath holte. Eine Eiche war es auch, an welcher im Sonnenlande Phrixos das goldene Widderfell aufhängte. Eichen waren auch den alten Deutschen heilig und die dem Donner am Hartberg gewidmete ließ bekanntlich Bonifacius umhauen.

Der Donner schlägt nicht gern in eine Eiche, oder wenn er es thut, zündet er nicht; die Eiche gehört zu den heiligen Hölzern. Hingegen zieht die Birke das Wetter an, und haben die Hexen ein Gewitter gemacht, so zerreißt es zuerst die Birke. (Globus IV. Band, 1863, S. 46.) Eine Unzahl Eichen, ein Beweis früherer Verehrung des Baumes, enthalten in katholischen Gegenden Bilder und Heiligstöcklein, ohne daß jemand einen Grund davon wüßte. (Lütolf.)

Der Hollunder ist der Baum der Holla, Huldra, Holun-Tra, Hollas Baum, heißt darum schweizerisch Holder, und gilt, wie die Schwalbe, als überall des Menschen Schritten folgend und die Nähe von Wohnungen andeutend, als geheiligt. Seine Frucht giebt eine beliebte, gesunde Speise und heilsame Latwerge, wie seine Blüthe einen geschätzten Thee, und mit seinen Zweigen bestreut das katholische

Volk an seinem Hauptfeste, dem Fronleichnamstage („Unser Herrgottstag, fête dieu) alle Gassen und Stadt- und Dorfplätze. — Mit drei „Holderschössen“, vor Sonnenaufgang „unbeschrien“ geholt, heilt man die „Schwinig“ (Gliederabnahme). Mit einem Holderzweige konnten Hexen Wetter machen (Lütolf S. 223). Bestätigt wird diese Namensherleitung auch durch den des Reckholders (Wachholder). Sein Holz ist das beliebteste Räucherungsmittel in den Stuben, wie seine Beere, und fehlt auf keinem Ofen. Der Name Reck-Holder geht auf die gleiche Göttin, wovon weiter unten.

Eine der Bachweiden heißt wegen ihrer schönen gelben Rinde „Dotterwidli“ (salix vitellina) und ist heilkräftig wider die Warzen. Man faßt eine junge an, ohne sie auszureißen, und dreht sie unter dem Spruche:

Widli, Widli, i bind di,
Widli, Widli, i wind' di,
bis und so lang,
daß mir d' Warza vergang.

Dann vergeht sie. (Nikl. Senn.)

In Haselstauden schlägt der Blitz nicht ein, weil die Mutter Gottes auf der Flucht nach Aegypten unter einer solchen untergestanden ist. (Zingerle.)

Von der Haselstaude brach man die Wünschelruthe (wunsciligerta). (Grimm, Myth. S. 926, 927.) Unter Haselstauden erschien der Teufel Hexen. (Lütolf S. 223.) Nach einer Aargauer Sage bei Rochholz N. M. S. 196 schreibt man der Hasel dieselbe Kraft zu, Schlangen zu tödten, wie der Esche. Unter Haselstauden fand man die geldheckende Alrune. Auf Eichen und Haselstauden sitzt die um ihren ermordeten Liebling trauernde Farahild. Volkslieder reden mit der „Frau Hasel“. Eichen und Haseln hatten Frieden auch wo das Hauen sonst erlaubt war. Sie beide indessen hatten Widerwillen gegen einander. (Grimm, Myth. S. 617.)

(110.) In dem altägyptischen Märchen von den zwei Brüdern theilt Batu seinem Bruder Anpu mit, daß er sich nun in das Thal der Zeder zurückziehen und sein Herz in einen Zapfen auf dem Gipfel des Baumes niederlegen werde, mit welchem sein Leben fortan unauflöslich verknüpft sein solle. Wird der Zederbaum gefällt, so erreicht das Leben des Batu in demselben

Augenblick sein Ende; nach seinem Tode aber muß Anpu sieben Jahre hindurch das Herz seines Bruders suchen und es dann in ein Gefäß mit göttlicher Flüssigkeit legen, wodurch er ihm das Leben zurückgiebt. (Lenormant, die Anfänge der Cultur I. S. 253, 255.)

(111.) Es war einmal ein Wirth, der hatte drei Söhne, zwei kluge und einen dummen. Auch hatte er einen goldenen Apfelbaum, von dem aber jede Nacht ein Apfel verschwand. Da sagte der Vater zu dem ältesten seiner Söhne, er sollte in der nächsten Nacht Wache halten neben dem Baume und sehen, wer der Dieb sei. Der ging auch hin, als es aber Abend wurde, schlief er ein, und Morgens war wieder ein Apfel fort. Da sagte der zweite Sohn: Nun werde ich wachen gehen. Er machte es aber ebenso wie sein Bruder, schlief ein, und — des Morgens fehlte wieder ein Apfel. Da sagte der Jüngste, der Dumme: Nun werde ich Wache halten gehen, ich werde den Dieb schon fangen. Er ging hin, setzte sich unter den Baum und blieb auch wirklich wach und munter. Um zwölf Uhr in der Mitternacht kommt ein schwarzes Schwein mit zwei Hörnern, das war der Teufel. Der aber springt zu und schlägt es todt. Seine Brüder aber standen auf der Lauer und wollten doch sehen, wie es ihm gehen würde. Als sie nun sahen, daß er das Schwein getödet hatte, fielen sie über ihn her, tödteten ihn und vergruben den Leichnam in ein Bruch. Auf der Stelle, wo der Leichnam vergraben war, wuchs ein Rohr. Ein alter Hirte, welcher dort seine Schafe weidete, schnitt sich das Schilfrohr ab und machte sich daraus eine Flöte. Die Flöte aber spielte folgenden Vers: „Spiele, liebe Flöte, ich habe einen Stein auf meinem Herzen, der älteste Bruder hat mich erschlagen, der zweite hat ihm dazu gerathen, und ich habe dem Vater ein Schwein getödtet". Da verbrannte der Hirte die Flöte, es wuchs aber auf der Stelle ein Apfelbaum mit goldenen Aepfeln. Die Aepfel konnte Niemand anders erreichen als der Hirte: denn wenn ein Anderer sie pflücken wollte, wuchs der Baum gleich so hoch, daß er sie nicht berühren konnte. Nun kam einmal eine kleine Katze angelaufen, die sagte zu dem Hirten, er möchte den größten und schönsten der Aepfel abpflücken und verwahren. Das that der Hirte, und als er den Apfel abgepflückt hatte, fing der Apfel auch an zu singen und sang dasselbe Liedchen. Er legte den Apfel in einen Kasten, die Katze setzte sich auf diesen und wollte auch nicht mehr fortgehen. Sie sagte zu dem Hirten, er solle die schönste Prinzessin holen, die es gebe, die solle den Apfel aufessen. Da fuhr er denn hin zum Könige und holte die schönste Prinzessin, und die mußte den Apfel aufessen. Und als sie den Stengel fortschmiß, da geschah ein Knall und der Dumme von den drei Brüdern stand vor ihr, aus dem Stengel. Die Beiden heirateten einander. Auf der Hochzeit bin ich auch gewesen und habe da Bierchen getrunken; das lief aber Alles auf's Kinn, im Mund ist nichts geblieben. (Toeppen, Masuren. S. 139.)

(112.) Walse oder Wölsung, der von Odin stammte, Gatte der Tochter des Riesen Hrimnir, König über die Heunen und Vater Sigmunds, war weit

herum der berühmteste Held. Von ihm wird gesagt, daß er einen Saal habe bauen lassen, groß und stattlich, und der Art, daß eine Eiche in dem Saale stand, deren Zweige über das Dach hinaus ragten, der Stamm aber tief in dem Saale stand. Diesen Baum nannten sie Barnstock, Kinderstamm (Wolf. Saga Kap. 5).

(113.) Der Teufel, sagt man im Unterinnthale, habe einst eine Bitte an den Herrn gethan und dieser sie ihm zugesagt, sobald an den Eichen alle Blätter abgefallen sein werden. Da diese aber im Herbste zwar welkten, aber blieben und im Frühlinge neu sproßten, fuhr der Böse rasend über sie her und zerfetzte sie aus Zorn mit seinen Klauen. „Daher hat das Eichenlaub seine krallenförmige Gestalt". (Zingerle.)

(114.) Die Birke (abgesehen von ihrem Gebrauche für ungeberdige Kinder) ist ein Mittel gegen die Hexen. In Ober-Uzwil begegnete einem Bauer, daß, so oft Milch gesotten wurde, sie sich schied, „brach". Da rieth ihm Jemand, so wie man wieder siede und die Milch wolle aufgehen, solle er mit einer Birkenruthe drin rühren, bis sie sich wieder setze. Der Mann that es, sah aber sogleich ein Weib hereintreten, welches ihn angelegentlich bat, er möge doch die Milch „anrichten". Er blieb aber taub und rührte fort, bis die Milch ganz eingesotten war, und das Weib starb sogleich. (Aus Nieder-Uzwil.)

(115.) Auf dem Stuckenbergsanger, im Unterharz, kämpften einst zwei Heere ohne Entscheidung. Da stieß der Feldherr der westlich stehenden Krieger in den Boden und rief: Wenn bis morgen Früh das Schwert zu einem Baum wird, ist der Sieg unser! — Am Morgen sah man anstatt der Waffe eine Linde, und die Krieger wurden dadurch so begeistert, daß sie das östliche Heer vollkommen in die Flucht schlugen. — Im Bodekessel, auf dem Unterharz, stand eine Linde, in welcher ein freundlicher Zwerg wohnte, der, wenn er gebeten wurde, in der Nacht heilende Kräuter vor die Thüren der Kranken legte. — Zu Wessalaere, bei Neveln, steht ein tausendjähriger Lindenbaum, aus dessen Strunk eine junge Linde aufschoß, bei der Nachts eine alte Frau spann, die von Thieren aller Art umgeben war. Zwischen Auweghen und Huysse entschlief ein Bauer unter einer Linde und wurde in der Nacht durch angenehme Laute geweckt. Als er erwachte, war er nicht wenig erstaunt, den ganzen Baum voll Katzen zu sehen, welche diese liebliche Musik anstimmten. Auch der Boden war mit Katzen bedeckt, welche Kuchen buken und sich unterhielten. Die Thiere waren Elben, die sich ihm in Gestalt von Katzen zeigten, und der Baum hieß fortan die Katzenlinde. (Perger, Pflanzensagen. S. 289.)

(116.) In alten, alten Zeiten lebte einmal ein Mann, den plagte die Noth, daß er vor Angst nicht mehr aus noch ein wußte. In seiner Verzweiflung schloß er mit dem Bösen einen Vertrag. Darnach sollte dieser für des Mannes Seele demselben so viel Geld bringen, als er bedurfte. Zum Tage, wo der Schuldschein gelöst werden sollte, wurde der gesetzt, wo auf keiner Buche

ein Blatt mehr zu finden sei. Die Buche verlor nämlich damals noch, wie die meisten Bäume, im Herbste ihr Laub, und zwar mit am zeitigsten. Das Geld war gebracht, die Noth gekehrt, und eine Woche nach der andern verstrich dem armen Manne wie nichts. Nun gab's erst Angst und Herzeleid, und wer sollte hier rathen und helfen? Zu seinem Heile wandte er sich reuevoll an Den, der allein den Schaden bessern konnte. So kam der Termin. Doch das Buchenlaub fiel nicht. Dem Teufel wurde die Zeit lang. Er rüttelte erst leise und dann immer stärker die Bäume. Zuletzt kam er mit Sturm und Brausen dazwischen, als sollte der ganze Wald über den Haufen geworfen werden. Es brachen wohl Bäume und das Laub vergilbte, aber es fiel nicht. Und wie er auch tobte und wüthete den ganzen Winter hindurch, des Herrgotts Macht war doch größer. Das Laub saß fest trotz Sturm, Frost, Eis und Schnee. Als der Frühling nahete und der neue Safttrieb junges Laub hervordrängen wollte, nahm Herr Urian noch einmal beide Backen recht voll und fuhr wie besessen dazwischen; doch umsonst war sein Bemühen. Erst als die Buche ihr schönes Frühlingskleid anzog, fiel ein's der falben Blätter nach dem andern, und als das letzte schied, stand schon der Baum im vollen Schmucke da. Und so ist's heute noch — und der Teufel hat keinen Theil an der armen, nun erlösten Seele. Wohl ist sein Grimm groß und darum fährt er noch jedes Jahr, wenn der Sommer scheidet, mit Krachen und Brausen durch den Wald, aber sein Toben ist umsonst, selbst wenn er auch das Spiel zur Frühlingszeit wieder beginnt, erreicht er doch seinen Zweck nicht. (Niederhöffer, Mecklenburg IV. S. 140.)

(117.) Zu Taur in Tirol lebte eine arme Witwe mit vier unerzogenen Kindern in bitterer Noth. Der ältere Knabe war Sommers Hirt auf der Taurer-Alm. Jetzt hatte ein eiskalter Winter all ihr Brennholz aufgezehrt und sie schickte ihn in die Berge, ein bischen Holz aufzutreiben. Jörgl ging — es war im Januar — hinauf und als er am „Schloßbauernhofe" vorbeischritt, sah er staunend beim Wiesenzaune auf dem Schnee einen *Kirschbaum* stehen, der voll *Blüthen* war. Er brach einen Strauß und steckte ihn auf den Hut.

Als er mit dem Holz in die Stube trat, liefen ihm Mutter und Kinder entgegen und fragten mit einer Stimme: wo er die *Silberblumen* her habe. Er nahm den Hut ab, wollte von dem Baum erzählen und verstummte, als er statt der Blüthenblätter lauter silberne, funkelnde Liebfrauenthaler erblickte. Am andern Tage lief er wieder hinauf, fand aber keine Spur mehr von dem Baume. (Alpenburg, S. 394.)

(118) In Bürs erzählt man: Vor einem Hause stand ein *Birnbaum* mit *goldenen Birnen*. Da sandte der Vater den *ältesten Sohn* mit einem Krättchen voll an den König, um diesem eine Freude zu machen. Unterwegs begegnete ihm bei einem *Brunnen* ein *steinaltes Weibchen*, welches [illegible] wohin er gehe und was er trage. Da spottete der Bube:

„Go tueni ge Tripströll und ha tueni im Kratta an Dreck!" Das Weibchen erwiderte blos: „So solls Dreck si und bliba!" und wie er vor dem König auspacken wollte, war in der That Dreck im Kratten und er kam für seine Unsitte in den Kerker. Da sandte der Vater den Anderältesten mit einem Kratten, um zu schauen, wo „der Groß" bleibe. Er traf dasselbe Weibchen, gab dieselbe Antwort und erlitt dasselbe Schicksal. Nun machte sich der Vater unruhig an den Jüngsten (es sei soß a Bitz en Lappe gsi) und hieß ihn „nohi go luege", warum „ketwedero" zurückkomme. Der ging, antwortete dem Weibchen treuherzig, brachte die goldenen Birnen an den Hof, wo der König die zwei Gefangenen frei ließ, sie „fürnehm" bewirthete und beschenkt heim entließ. (Vonbun 1858, S. 72.)

(119.) St. Mathias, der Apostel, gesteinigt am 24. Februar, soll (wie Oidipus) ein ausgesetztes Kind gewesen sein, dann in des Pilatus Haus und Dienst gekommen, sein Liebling geworden, unter einem Apfelbaume seinen Vater erschlagen, der die Aepfel stehlen wollte, und dann, ohne sie zu kennen, seine Mutter geehelicht haben. (Menzel, christl. Symbol. II. 115.) Er ist ein Zerstörer des Winters („St. Mathis bricht's Is, findt er keins, so macht er eins). — Das schwedische Volksbuch (Hagens Germania VI) erzählt dasselbe vom Apostel Judas, über dessen Häßlichkeit und vorherige ahnende Träume der Mutter beide Eltern so erschraken, daß sie das Kind in einem Kästchen in's Wasser thaten, wo es an eine Insel trieb. Hier nahm die kinderlose Königin den Findling und erzog ihn fürstlich. Dafür erschlug er später ihren eigenen nachgeborenen Sohn, floh und kam in die Dienste des Pilatus. Da wünschte dieser einst Aepfel, die er in einem Garten erblickte. Judas stieg über den Zaun, holte die Aepfel, schlug den Besitzer, der dies wehren wollte, todt und ehelichte dessen Frau. Der Mann war sein Vater gewesen, die Frau seine Mutter. Als Beide es erfuhren, wurde Judas Jesus' Jünger und Verräther. (Menzel, christl. Symbol. II. 232, 233.)

(120.) Eine Tanne auf dem Kreuzhubel bei Dagmersellen (Luzern) heißt „die heilige Tanne". Sollte man diesen Titel von den vielen daran hangenden Votivtafeln und dem Marienbilde, zu welchem Frauen wallfahrten, welchen ungetaufte Kinder gestorben, herleiten wollen (und nicht vielmehr diese Verehrung von einer heidnischen , so ist dies sicherer bei dem stolzen alten Tannenbaum, eine Stunde von Wolhausen an der Straße nach Entlebuch. Auch er heißt „die heilig' Tanne". Einer trieb von Entlebuch daher angekauftes Rindvieh, und erblickte, wie er sich dem Baume näherte, um selben Hand in Hand einen Reigen tanzende Kinder. Als er näher kam, huschte eines nach dem andern, so klein geworden wie Mäuschen, durch ein Loch unter die Tanne. (Lütolf.)

(121.) Auf der Bramegg bei Malters (Luzern) stand noch vor einigen Jahren eine uralte mächtige Tanne. Wurde ringsum Alles abgeholzt, diese

schonte man warnend von Vater zu Sohn und Enkel. Es sei ein Geist hineingebannt, hieß es, und das Umhauen würde Unglück bringen. Ein Sohn nun achtete dies nicht und trotz Abmahnen ließ er den Baum hauen. Als er fiel, traf den Ungläubigen plötzlich ein furchtbarer Schmerz im Beine, an dem er sterben mußte. (Lütolf.)

(122.) Wo das Dorf Tannenkirch im Elsaß liegt, stand einst nur ein Kirchlein mitten im Walde. In dasselbe flüchtete sich einst eine schöne Jungfrau vor der wilden Zudringlichkeit eines Ritters. Als er auch in's Heiligthum eintrat, flehte sie zur heiligen Jungfrau, worauf die Mauern sich um sie verengten, bis sie zu einer Tanne wurden, welche das Mädchen in ihrem Stamme verschloß und schirmte. An die Stelle kam ein neues Kirchlein und es entstand Tannenkirch. (A. Stöber, die Sagen des Elsasses.)

(123.) Als im Dorf Auenstein, an der Aare, eben eine Bäuerin ein Mädchen geboren hatte, trat eine fremde Frau herein und bat um Nachtherberge. Als sie des nächsten Morgens aufbrach und sich bedankte, wünschte sie der Neugeborenen Glück, bemerkte jedoch, daß man das Kind wohl bewahren müsse, indem sie im Traum eine Tanne sah, welche darauf hindéute, daß sich das Kind an seinem zwanzigsten Geburtstage erhängen würde, und daß diesem Unglück nur dadurch vorgebeugt werden könne, wenn man das Kind sogleich daran gewöhne, Alles im Namen Gottes zu thun. Dieser Rath wurde befolgt und man ließ die Tochter nie allein. Als nun der zwanzigste Geburtstag kam, weckte sie der Vater mit dem Morgengrauen, denn er wollte diesen bedenklichen Tag fern von den Menschen zubringen, und ging mit ihr auf einen einsamen Berg. Bei einer herrlichen Tanne blieb sie aber stehen und rief: „Was ist das für ein schöner Baum, auf den möchte ich steigen!" — Dem Vater mochte bei diesem Ausruf ein Stich durch das Herz fahren, aber er faßte sich und sagte: „So steig denn in Gottes Namen hinauf!" Aber als das Mädchen hinauf wollte, hielt es plötzlich inne, wandte sich verwundert zu ihrem Vater und sprach: „Vater, Vater! ich kann nicht!" — Der Vater dankte Gott im Stillen, der Tag verging ohne allen Unfall und das Leben der Tochter war gerettet. (Rochholz, Aarg. Sag. 88.)

(124.) Im nordwestlichen Theile des Pilsener Kreises liegen die Ruinen der alten Burg Krasikov oder Schwamberg; sie soll vor Zeiten ein Schöppensitz der heiligen Feme gewesen sein. In der Nähe steht ganz vereinzelt ein Baum, dessen Zweige statt naturgemäß aufwärts, abwärts zur Erde gewachsen sind. Einmal wurde nämlich vor den dortigen Schöppenstuhl ein Jüngling gebracht, der eines schweren Verbrechens angeklagt, aber nicht überwiesen war. Den blutigen Femrichtern genügte jedoch schon die bloße Beschuldigung und sie sprachen über den Unglücklichen das Todesurtheil. Der Jüngling im Bewußtsein seiner Unschuld hörte gelassen den grausamen Spruch und trat voll frommer Zuversicht seinen letzten Gang an. Auf dem Wege zur Richt=

stätte ergriff derselbe plötzlich einen Stab, stieß ihn in die Erde und sprach: So wahr dieser Stab Wurzel fassen und wachsen und blühen wird, so wahr bin ich unschuldig. Doch die Zweige und Aeste, die aus ihm entsprießen werden, sollen sich zur Erde neigen zur ewigen Schmach für meinen ungerechten Richter. Die Schergen lachten ihm in's Gesicht und beförderten ihn vom Leben zum Tode. Der Stab aber schlug nach dem Ausspruche des Gerichteten Wurzel und wuchs zu einem Baume empor mit zur Erde gekehrten Aesten. (Grohmann, Böhmen, S. 303.)

(125.) Nicht gar weit von der Landstraße, die von Schwaan nach Doberan führt, zwischen dem Hofe Fahrenholz und dem Dorfe Stäbelow, steht ein altehrwürdiger Eichbaum; früher allgemein, ja weltberühmt, jetzt aber wohl nur noch in der nächsten Umgegend bekannt, unter dem Namen „die Wundereiche". In der Mitte ihres Stammes, ohngefähr 12 Fuß von der Erde, befindet sich eine merkwürdige Oeffnung, so groß, daß ein Erwachsener ganz gut hindurchkriechen kann. Diese Oeffnung ist mit einem Geländer umgeben, welches auf zwei von unten hinaufführenden, starken Treppen ruht.

Ihren Namen verdankt die Eiche der Wunderkraft, welche ihr sonst innegewohnt haben soll. Wenn nämlich früher ein Kranker nach Sonnenuntergang, stillschweigend und mit gläubigem Herzen durch die erwähnte Oeffnung kroch, so wurde er, der Sage nach, alsbald wieder gesund. Alle möglichen Krankheiten, Gebrechen und Leiden, welcher Art sie auch immer sein, welchen Namen sie auch immer führen mochten, kurz, jegliches Uebel ist durch das Hindurchkriechen sofort beseitigt und geheilt worden. (Niederhöffer, Mecklenburg I., S. 134.)

Fünfter Abschnitt.

Die Thierwelt.

Allgemeines.

Eine noch weit ausgedehntere Berücksichtigung als den Pflanzen schenkt die Mythe den Thieren, indem dieselben unter allen Naturwesen den Menschen am nächsten stehen und theilweise durch ihre Schädlichkeit Schrecken und Entsetzen verbreiten, theilweise durch ihren Nutzen Dankbarkeit hervorrufen, wozu noch kommt, daß die Thiere für den Menschen etwas Räthselhaftes an sich haben, weil der oft menschen-

ähnliche Verstand, den sie an den Tag legen, ihrer vom Menschenkörper so sehr abweichenden Gestalt und ihrer Sprachlosigkeit zu widersprechen scheint. Um ihrer selbst willen, d. h. wegen ihres Nutzens oder ihrer Furchtbarkeit, wurden die Thiere wohl nur bei in der Civilisation tiefer stehenden Völkern verehrt. Solche Völker dagegen, welche in der Mythenbildung höhere Ansprüche an Einbildungs- und Gestaltungskraft zu befriedigen im Stande sind, lassen in ihren religiös-poetischen Ueberlieferungen klar durchblicken, daß sie in den Thieren etwas Höheres, etwas Dämonisches erblicken, daß ihnen die Thiere als Hüllen für übergeordnete Naturmächte erscheinen, zu denen man in ihnen irgend eine Beziehung fand. Vor Allem ist dies der Fall in Bezug auf die Gestirne. Die ältesten Sternbilder tragen die Namen von Thieren; die zwölf, durch welche die Sonne ihren scheinbaren Lauf nimmt, heißen: der Thierkreis (Zodiakos), und Sonne wie Mond wurden in den ältesten Mythen der hervorragenden Culturvölker und auch in denjenigen minder begabter als Thiere vorgestellt. Grimm und Simrock anerkennen, daß der Thiercult „eigentlich den höheren Wesen galt", welche die Gestalt der ihnen heiligen Thiere angenommen hatten, wie dies auch beim Pflanzen- (Baum-) Cult der Fall war, und daß die Thiere ihre Heilighaltung ihrem Bezuge zu den Göttern verdankten, d. h. zu den Naturgottheiten: Gestirne, Luft- und Wassererscheinungen u. s. w. Thiere wurden daher häufig genug den Wesen geopfert, welchen sie heilig waren; daß Thieren selbst geopfert wurde, läßt sich nur an vereinzelten Beispielen erkennen. Wo der Thiercult die höchste Ausbildung erhielt, wie in Aegypten, da hatten die Götter Thierköpfe, die Thiere waren daher nur ihre Bilder, nicht selbst Götter. Freilich wurde hier der Thierdienst so weit getrieben, daß man seine ursprüngliche Bedeutung vergaß und die Thiere um ihrer selbst willen zu verehren glaubte.

Weil in dem Thiere etwas Höheres, Göttliches verborgen geglaubt wurde, schrieb der Volksglaube den Thieren die Gabe zu, welche nur die vollkommensten Wesen besitzen, die der Sprache. Es wurde darunter aber nicht die unvollkommene eigentlich blos vermuthete Sprache verstanden, welche die Thiere wirklich besitzen, mittels welcher sie sich untereinander verstehen, sondern eine ausgebildete, gegliederte, welche

von besonders bevorzugten, durch gewisse mystische Vorgänge dazu tüchtig gemachten Menschen verstanden werden könne. Mit dieser Sprache hängt auch das Prophezeien der Thiere zusammen, welches z. B. in der deutschen Mythologie namentlich Vögeln, wie dem Kukuk, Raben, Hahn u. s. w., ferner der Spinne zugeschrieben wird. Das in den Thieren liegende Dämonische, d. h. der Widerspruch zwischen leiblicher Erscheinung und geträumter Geisteskraft, ließ sie auch mit dem Tode nicht zu Grunde gehen. Als Abbilder höherer Mächte lebten sie im Volksglauben fort und erschienen als Spukgestalten, als Geister und Gespenster; es war das Unsterbliche in ihnen, das auf sie übertragene Göttliche und Allmächtige, welches diesen Glauben schuf. Weil die Naturmächte, Sonne, Mond und Sterne, Winde, Wolken und Gewitter, Jahres- und Tageszeiten nicht sterben, sondern nur scheiden und wieder zurückkehren, so mußte dies auch mit den Thieren der Fall sein, welche jene Mächte bedeuteten.

Die im höchsten Grade ausgeschmückte Mythe gab endlich den Thieren sogar Staaten. Es wurden Könige der Thiere angenommen, und zwar getrennt nach Luft-, Wasser- und Landthieren. In der masurischen und in der schwedischen Volkssage sind eine Art uralter Hexen die Königinnen dieser drei Reiche. In der norwegischen sind Männer ihre Beherscher.

Welche einzelnen Naturerscheinungen und Thierarten nun die sagendichtenden Völker zusammenstellten und verglichen, am Ende aber verschmelzten, darüber entschieden offenbar Beobachtungen über gewisse Aehnlichkeiten zwischen beiden. Hierüber sagt Grohmann (Sagen aus Böhmen, S. 215 f.) Folgendes, das wir seiner treffenden Gedanken wegen hier wiedergeben:

Wenn ein prächtiger Blitz über den Himmel hinzüngelt, dann sagen wir wohl heute noch: „Was für eine prächtige Schlange ist das!" Ebenso nennen wir die weißen Wölkchen heute noch Schafe. Aber während wir von dem Bilde augenblicklich zurückkommen, wenn wir bestimmt denken, hatte das Bild für den Naturmenschen in der Urzeit volle Wirklichkeit. Die Menschen in den ältesten Zeiten waren gleichsam noch Neulinge auf der Welt; sie konnten sich daher die entfernten Erscheinungen in der Natur nur durch die näheren deuten und erklären. Das Wesen des Blitzes kannten sie nicht, aber sie kannten die Schlange, die sich, wie der Blitz am Himmel, so am Boden hinschlängelt,

und hielten daher den Blitz für eine himmlische Schlange. Wenn der Wind heulte, so war es ein Hund oder ein Wolf, wenn der Donner brüllte, so war es ein Esel, eine Kuh, die droben geschlachtet wurden. Die Wolken galten ihnen für Kühe, welche die himmlische Milch, den Regen spendeten. So bevölkerten die ältesten Menschen den Himmel mit ganz ähn'ichen Wesen, wie sie sie auf der Erde sahen; nur dachten sie sich diese Wesen größer, gewaltiger. Man glaubte an diese Wesen, wie an alles Uebrige, man fing an, sie zu fürchten und zu verehren, da man noch nicht unterschied, daß nur menschenartige Wesen bewußter Handlungen fähig seien. Die Menschen waren den himmlischen Kühen, d. i. den Wolken, dankbar für ihre Milch, den Regen, sie flehten zur himmlischen Schlange, sie nicht zu tödten. So entstand der Glaube an die himmlischen Thiere und die Verehrung derselben. Später aber, als der Glaube an menschenartige Götter daneben sich entwickelte, verschmolz der frühere Thierglaube damit, indem man glaubte, daß die Götter zu Zeiten sich selbst in Thiergestalt verwandelten oder die Thiere ihnen irgendwie geheiligt blieben. Hatte man früher geglaubt, der Sturm sei selbst ein Wolf, der durch die Wälder heule, so ward jetzt der Wolf das heilige Thier des Sturmgottes und jagte mit ihm durch die Wälder. In noch weiterer Entwickelung aber localisirten sich die Mythen von den Thieren auf der Erde. Wenn der Glaube, der jene Mythen hervorgerufen hatte, geschwunden, bez. durch einen andern ersetzt war, so heftete sich das, was in der Tradition übrig geblieben, an irdische Verhältnisse, es wurde in irgend einer Weise zur irdischen Geschichte. Hatte man z. B. früher nach einem Gewitter geglaubt, der Sturmgott habe die Blitzesschlangen gebändigt und fortgeführt, so erzählte man nun, es sei einmal ein Mann gewesen, der eine wunderbare Macht auf die Schlangen ausgeübt und bei seinem Tode mit sich genommen habe. Auf diese Weise müssen die Sagen von den dämonischen Thieren aufgefaßt werden.

I. Die kriechenden Thiere.

Das sagendichtende Volk kennt kein zoologisches System, sondern wählt die in seinen Sagen spielenden Thiere nach dem Eindrucke aus, den sie hervorrufen. Dieser richtet sich nach der äußern Erscheinung, nach der Art und Weise der Bewegung, und so kommt es, daß die Sagen von Thieren, die unter sich keinen naturgeschichtlichen Zusammenhang und sogar oft keine Aehnlichkeit haben, doch unter sich auffallend aneinander erinnern. Dies ist z. B. der Fall mit den Sagen von kriechenden und Abschen erregenden Thieren. Dieselben erinnerten nämlich, da sie sich auf eigenthümliche Weise fortbewegen, die kindlichen Beobachter alter, an Gegenständen zur Vergleichung noch armer

Zeiten, an die ohne Fuß, noch andere Bewegungsmittel durch die herrliche Himmelsflur dahinziehenden Sterne, oder diese erinnerten an jene, oder es war beides der Fall. Die Hauptsache ist, daß zwischen den Gestirnen und den kriechenden Thieren Beziehungen gefunden wurden. Unter die letzteren nun rechnen wir die wirbellosen Thiere mit Ausnahme der Insecten und die Reptilien nebst den Lurchen.

Das verachtetste Thier, der **Wurm**, in volksthümlicher Bedeutung, welche eine Menge verschiedener naturgeschichtlichen Klassen und Ordnungen umfaßt, namentlich auch die Larven der Insecten in sich begreift, ist arm an Sagen. Merkwürdig ist, daß in Masuren Würmer, welche im Innern des Menschen leben sollen und denen allerlei Krankheiten zugeschrieben werden, den Namen lutki (Leute) führen und als eine Art Kobolde betrachtet werden, welchen Dämonen man an manchen Orten denselben Namen giebt. (Toeppen, Abergl. aus Masuren, S. 22 ff.) Auch in Oldenburg führen die Regenwürmer denselben Namen wie die Zwerge (Ullke). Daselbst glaubt das Volk: wenn man einen Regenwurm in mehrere Stücke zerschneide, so lebe jedes Stück fort; treffe aber eines mit dem andern zusammen, so vereinigen sie sich wieder. In Schwaben wird der sogenannte Wurm am Finger gleich einem lebenden Wurm behandelt und es wird gegen denselben der merkwürdige Spruch angewendet:

Gott der Vater
Fahrt gen Acker,
Er ackert gar wacker;
Er ackert drei Würm aus:
Der ein war weiß,
Der ander schwarz,
Der dritte rot!
Hier liegen alle Würme todt!

Oder:
Gott der Vater
Ging z' Acker,
Er that drei Fürch,
Er fand drei Würm;
Der erste war ein Streitwurm,
Der zweite war ein Gneitwurm,
Der dritte war ein Haarwurm.
Gneitwurm! Streitwurm! Haarwurm!
Fahr aus diesem Fleisch!
Gott Vater, Gott Sohn, Gott hl. Geist.

(Birlinger aus Schwaben I. S. 444.)

(126.) Bei den „Reichen-Feldern" zu hinterst im Alpbachthale (Tirol) läßt sich bisweilen, besonders in den Nächten vor heiligen Zeiten, ein „goldener" Wurm sehen. Er leuchtet über und über, mit dem Scheine der Johanniskäfer, liegt unbeweglich und so geringelt, daß er einer goldenen Kette gleicht.

Man hat diesen Goldwurm auch manchmal weit unten im Thale unter den Reichen-Feldern glänzen sehen, einmal sogar weiter außen gegen Alpbach zu dem Bache entlang, welche Stelle man „G'reit" (von ausräuten, beurbaren) nennt. Nicht nur einmal geschah es, daß sich unerschrockene Leute dem Wurme näherten, aber nahe gekommen, überkam sie eine Furcht; und wenn sie dann andere herbeiholten und wiederkamen, war er verschwunden. Die Sennen und Bauern sagen: Diese Leute hatten nicht die Gnade, etwas Geweihtes auf den Wurm zu legen, daher verschwand er. Uebrigens sind sie nicht einig, was und wer der Wurm sei, ob es eine Art des „Schatzblühens" oder ein „Schatzhüter" sei, deren es in dieser goldreichen Gegend genug giebt. (Alpenburg, Myth. S. 217.)

„Wurm" schlechtweg wird übrigens auch häufig der später zu erwähnende Lindwurm oder Drache genannt, und im obigen zweiten schwäbischen Spruch erinnert der „Gneitwurm" sogar an die Gnitaheide, auf welcher Sigurd den Drachen überwand.

Eine wichtige Stellung in der volksthümlichen Gestirnkunde erhielt der **Krebs**. Sein Bild wurde das Zeichen des Monats, in welchem die Sonne von dem Fortschreiten ihres Aufgangs- und Niedergangspunktes nach Norden wieder gen Süden zurückkehrt. Der Sonnengott Herakles wurde daher nach der griechischen Mythe bei dem Kampfe mit der Lernäischen Hyder von einem Krebse gepackt und zurückgezogen. In den Fabeln des indischen Pantschatantra erscheint der Krebs bald als Retter, bald als Feind des Sonnenhelden, ersteres wohl, weil die untergegangene Sonne durch ihre Rückkehr zum Ostpunkte ihren Wiederaufgang ermöglicht, letzteres, weil sie während dieser Rückkehr eben für uns todt ist. (Gubernatis, die Thiere in der indogerm. Myth., S. 611 ff.)

(127.) In dem von steilen Ufern eingeschlossenen Mohringer-See liegt ein großer Krebs, der ist mit einer großen Kette an den Grund angeschlossen. Reißt er sich aber einmal los, so muß die ganze Stadt untergehen. Oft genug hat man deshalb schon in Angst geschwebt; denn wenn der See heult, sagen die Leute, so tobt unten der Krebs und will sich lösen. Im See muß auch alle Jahr Einer ertrinken, und trifft das in einem Jahre nicht zu, so müssen sicherlich im nächsten Jahre zwei dafür büßen. Man sieht auch oft einen Schimmel aus dem Wasser hervorkommen, besonders während der Nacht. Er geht ruhig neben dem Wanderer her, der noch spät des Weges kommt, und begleitet ihn eine Strecke. Am Marientage aber zeigt sich auch eine weiße Gestalt, die lockt die Leute auf allerlei Weise, herabzukommen, und wer sie einmal erblickt hat, der muß hinunter, mag er wollen oder nicht. (Kuhn, M. S.)

Reich an Sagen ist die **Spinne**, vor welcher viele Menschen Furcht und Ekel empfinden, während sie durch ihren Vertilgungskampf gegen lästige Insecten, wie Mücken, Fliegen und Wespen, durch ihre Kunst des Spinnens und Webens, und besonders durch ihre für untrüglich gehaltene Voranzeige des Wetters nicht nur Achtung erwirbt, sondern auch noch zahlreiche Spuren ehemaliger Verehrung aufzuweisen hat und in vielen Gegenden noch heute als ein heiliges Thier gilt. Schon das griechische Alterthum zeigt uns die Wahrheit dieses letztern Umstandes.

(128a.) Arachne, die Tochter eines Purpurfärbers in Kolophon, hatte von Athene (Minerva) die Kunst des Webens gelernt und wurde so eitel, daß sie der Göttin selbst einen Wettstreit in derselben anbot. Umsonst warnte diese sie in Gestalt einer alten Frau, und der Wettstreit begann. Arachne verfertigte ein kunstreiches Gewebe, welches die Liebesabenteuer der olympischen Götter darstellte. Athene zerriß es erzürnt, worauf Arachne sich erhängte; dann gab ihr die Göttin das Leben zwar wieder, aber nur unter der Gestalt der Spinne (ἀράχνη).

Für die Verehrung der Spinnen in alter Zeit sprechen auch die Sagen von riesenhaften Spinnen.

(128b.) In der Klamm (Kluft) im Otternloch in Tirol soll eine solche gesessen haben, welche einst auf einmal siebenzehn Ziegen umspann und ihnen das Blut aussog. Ein solches Ungethüm war auch die Todtenkopfspinne, welche das Lorggenloch am Sonnenberge oberhalb Naturns am linken Etsch-Ufer bewohnte, so groß wie der Kopf eines neugebornen Kindes und täuschend ähnlich einem weißbraunen Menschenschädel, durch deren Anblick man den Verstand verlor oder gar den Geist aufgab. (Alpenburg, S. 70.)

Noch jetzt lebt unter dem deutschen Volke und in dessen Nachbarschaft der Glaube an außergewöhnliche (übernatürliche) Eigenschaften der Spinne fort. In der schweizerischen Landschaft Toggenburg sagt man, ein Spinnlein auf dem Gewande deute auf das baldige Eintreffen einer frohen Botschaft für die betreffende Person. In Kanton Bern: an wem ein Spinnchen herumkrieche, der bekomme Geld oder habe sonst Glück. In der französischen Schweiz lautet das Sprichwort in Bezug auf das Erscheinen der Spinne:

Matin, chagrin,	(Am Morgen: Sorgen,
Midi, souci,	am Tage: Plage,
le Soir, espoir.	am Abend: mit Hoffnung labend).

In der ehemaligen Grafschaft Werdenberg am Oberrhein und in Luzern hält man die Anwesenheit der wunderschön gezeichneten Kreuzspinne in einem Hause für glückverheißend. Beleidigt man sie, oder tödtet sie gar, so bringt es Unheil. Im Appenzeller Lande heißt es, mit Bezug auf die dort blühende Industrie: „D' Spinnmocka (Spinnmücken, d. h. Spinnen) webid viel, es werd si mittem Gwerb bessera", oder „wenn d' Spinnmocka Fäda machid, so isch es a böses Zächa (Zeichen), 's Garn schlod uf (schlägt auf)".

Eine noch häufigere Rolle als die Spinne spielt in der Volkssage die nützliche, weil schädliche Insecten vertilgende, aber trotz ihrer schönen Augen durch ihren langsamen Gang, ihre schmutzige Farbe und Feuchtigkeit noch widerlichere **Kröte**.

(129.) Unter der Kirche von Sargans ruht nach der Sage, ob einem grundlosen Wasser, eine riesig große Kröte; wenn dieselbe sich umdreht, so stürzt die Kirche zusammen.

Nach weit verbreitetem Volksaberglauben sind die Kröten nicht blos Dienerinnen der Hexen, sondern Letztere halten sich solche in Heerden am Hexensabbath und erscheinen selbst nicht selten in Krötengestalt. Letzteres thut zuweilen auch der Teufel, in welchem Falle das Thier hie und da unter Haselstauden gefunden, heimgenommen und von Zeit zu Zeit in Milch gebadet, dem Besitzer, wenn er ihm Geld unterlegt, jedesmal ebensoviel heckt. Die Kröten heißen dann Alrunen, weichen nie von dem, der sie besitzt, und kehren, auch wenn man sie wegwirft, jedesmal wieder. Nach einigen Angaben kann man sie, um billigern Preis, als sie gekostet, verkaufen; aber der dritte Besitzer ist unrettbar dem Bösen verfallen. Es wird auch erzählt, Kröten müssen ihren Herrinnen, den Hexen, oft Butter schwitzen und Eier legen.

(130.) Zu Hausen an der Möhlin hatte eine Frau ein sogenanntes Geldmännlein. Dies war eine lebende Kröte, welche sie in einer Schachtel aufbewahrte, täglich in einem Glase Rothwein badete und dann dasselbe austrank. Jeden Abend legte sie einen Thaler zu der Kröte in die Schachtel und am andern Morgen konnte sie stets zwei solcher Geldstücke herausnehmen. Nachdem sie so sich genug Vermögen gesammelt, suchte sie das Geldmännlein zu verschenken, allein sie brachte es nicht an und starb endlich, ohne es los geworden zu sein. Da füllte sich gleich das Haus mit schwarzen Katzen, deren

eine bei dem Leichnam sitzen blieb, bis er begraben wurde. Auch nachdem dies geschehen war, tobten die Katzen in dem Hause umher, und da sie auf keine Weise hinaus gebracht werden konnten, ward es von seinen Bewohnern verlassen. Viele Jahre stand es leer, endlich wurde es ganz neu hergestellt, und seitdem sind die Katzen daraus verschwunden. (Baader, neue Volksſ., S. 27.)

Nach anderen Sagen (so z. B. bei Rorschach am Bodensee) treiben Unholdinnen, welche Tags als Kröten in einem Teiche sitzen, Nachts ihr Unwesen unter Donner und Blitz, Sturm und Regen und richten Verheerungen an. Gegen sie hilft nur, wenn die heilige Patronin des Ortes sie selbst zurücktreibt und so die Flur ihrer Kirche schützt.

(131a.) In Aargau erzählt man, daß sich bisweilen Kohlen langsam auf dem Boden erheben, bis sie zu einem Haufen von der Größe eines Korbes anwachsen, auf welchem zu oberst eine ungeheure sich aufblähende Kröte sitzt und den Beschauer mit feurigen Augen anglotzt. Thut dieser nichts, so verschwindet Alles wieder, greift er hingegen zu, so verwandeln sich die Kohlen in seinen Händen in Gold.

Auch an anderen Orten sind die Kröten Schatzhüterinnen, namentlich in Tirol; aber das Heben der von ihnen bewachten Schätze ist mit Gefahren, Verlockungen und Blendwerk verbunden, welchen Hindernissen Keiner Stand hält, auch verbreitet der bewachte Schatz oft helles Licht. (Zingerle und Vonbun.)

(131b.) Im Kanton Zürich zeigt man einen Baum, unter welchem ein Schatz liege. Einst wollte ein Mann diesen Mitternachts heben. Bald erschien ihm nun ein schönes Weib und ermunterte ihn zu seinem Vorhaben; er müsse jedoch dreimal Nachts kommen und sie jedesmal küssen. Fröhlich that er dies die erste Nacht; die folgende aber erblickte er eine große scheußliche Kröte unter dem Baume und floh. In der dritten Nacht war sie noch scheußlicher und der Mann fiel in unheilbaren Wahnsinn. Einem Andern, der dort grub, sagte ein erscheinendes Weib, es werde ihm gelingen, falls er einen gewissen Baum im Walde fälle, aus demselben eine Wiege zimmere und warte, bis ein Kind in derselben das erste Mal weine — ein Zug, der in vielen Sagen wiederkehrt. Es heißt nun, der Mann habe erst den bezeichneten Baum lange nicht gefunden, dann sei das Holz entsetzlich hart gewesen, und er sei gestorben, ehe ein Kind in die Wiege gekommen.

Diese Sagen von Schätzen der Kröten bekräftigen den Zusammenhang der Thierverehrung mit ihrer Versetzung an den Himmel, dessen Gestirne in den Mythologien aller arischen Völker als Gold,

In der ehemaligen Grafschaft Werdenberg am Oberrhein und in Luzern hält man die Anwesenheit der wunderschön gezeichneten Kreuzspinne in einem Hause für glückverheißend. Beleidigt man sie, oder tödtet sie gar, so bringt es Unheil. Im Appenzeller Lande heißt es, mit Bezug auf die dort blühende Industrie: „D' Spinnmocka (Spinnmücken, d. h. Spinnen) webid viel, es werd si mittem Gwerb bessera", oder „wenn d' Spinnmocka Fäda machid, so isch es a böses Zächa (Zeichen), 's Garn schlod uf (schlägt auf)".

Eine noch häufigere Rolle als die Spinne spielt in der Volkssage die nützliche, weil schädliche Insecten vertilgende, aber trotz ihrer schönen Augen durch ihren langsamen Gang, ihre schmutzige Farbe und Feuchtigkeit noch widerlichere **Kröte.**

(129.) Unter der Kirche von Sargans ruht nach der Sage, ob einem grundlosen Wasser, eine riesig große Kröte; wenn dieselbe sich umdreht, so stürzt die Kirche zusammen.

Nach weit verbreitetem Volksaberglauben sind die Kröten nicht blos Dienerinnen der Hexen, sondern Letztere halten sich solche in Heerden am Hexensabbath und erscheinen selbst nicht selten in Krötengestalt. Letzteres thut zuweilen auch der Teufel, in welchem Falle das Thier hie und da unter Haselstauden gefunden, heimgenommen und von Zeit zu Zeit in Milch gebadet, dem Besitzer, wenn er ihm Geld unterlegt, jedesmal ebensoviel heckt. Die Kröten heißen dann Alrunen, weichen nie von dem, der sie besitzt, und kehren, auch wenn man sie wegwirft, jedesmal wieder. Nach einigen Angaben kann man sie, um billigern Preis, als sie gekostet, verkaufen; aber der dritte Besitzer ist unrettbar dem Bösen verfallen. Es wird auch erzählt, Kröten müssen ihren Herrinnen, den Hexen, oft Butter schwitzen und Eier legen.

(130.) In Hausen an der Möhlin hatte eine Frau ein sogenanntes Geldmännlein. Dies war eine lebende Kröte, welche sie in einer Schachtel aufbewahrte, täglich in einem Glase Rothwein badete und dann dasselbe austrank. Jeden Abend legte sie einen Thaler zu der Kröte in die Schachtel und am andern Morgen konnte sie stets zwei solcher Geldstücke herausnehmen. Nachdem sie so sich genug Vermögen gesammelt, suchte sie das Geldmännlein zu verschenken, allein sie brachte es nicht an und starb endlich, ohne es los geworden zu sein. Da füllte sich gleich das Haus mit schwarzen Katzen, deren

eine bei dem Leichnam sitzen blieb, bis er begraben wurde. Auch nachdem dies geschehen war, tobten die Katzen in dem Hause umher, und da sie auf keine Weise hinaus gebracht werden konnten, ward es von seinen Bewohnern verlassen. Viele Jahre stand es leer, endlich wurde es ganz neu hergestellt, und seitdem sind die Katzen daraus verschwunden. (Baader, neue Volksſ., S. 27.)

Nach anderen Sagen (so z. B. bei Rorschach am Bodensee) treiben Unholdinnen, welche Tags als Kröten in einem Teiche sitzen, Nachts ihr Unwesen unter Donner und Blitz, Sturm und Regen und richten Verheerungen an. Gegen sie hilft nur, wenn die heilige Patronin des Ortes sie selbst zurücktreibt und so die Flur ihrer Kirche schützt.

(131[a].) In Aargau erzählt man, daß sich bisweilen Kohlen langsam auf dem Boden erheben, bis sie zu einem Haufen von der Größe eines Korbes anwachsen, auf welchem zu oberst eine ungeheure sich aufblähende Kröte sitzt und den Beschauer mit feurigen Augen anglotzt. Thut dieser nichts, so verschwindet Alles wieder, greift er hingegen zu, so verwandeln sich die Kohlen in seinen Händen in Gold.

Auch an anderen Orten sind die Kröten Schatzhüterinnen, namentlich in Tirol; aber das Heben der von ihnen bewachten Schätze ist mit Gefahren, Verlockungen und Blendwerk verbunden, welchen Hindernissen Keiner Stand hält, auch verbreitet der bewachte Schatz oft helles Licht. (Zingerle und Vonbun.)

(131[b].) Im Kanton Zürich zeigt man einen Baum, unter welchem ein Schatz liege. Einst wollte ein Mann diesen Mitternachts heben. Bald erschien ihm nun ein schönes Weib und ermunterte ihn zu seinem Vorhaben; er müsse jedoch dreimal Nachts kommen und sie jedesmal küssen. Fröhlich that er dies die erste Nacht; die folgende aber erblickte er eine große scheußliche Kröte unter dem Baume und floh. In der dritten Nacht war sie noch scheußlicher und der Mann fiel in unheilbaren Wahnsinn. Einem Andern, der dort grub, sagte ein erscheinendes Weib, es werde ihm gelingen, falls er einen gewissen Baum im Walde fälle, aus demselben eine Wiege zimmere und warte, bis ein Kind in derselben das erste Mal weine — ein Zug, der in vielen Sagen wiederkehrt. Es heißt nun, der Mann habe erst den bezeichneten Baum lange nicht gefunden, dann sei das Holz entsetzlich hart gewesen, und er sei gestorben, ehe ein Kind in die Wiege gekommen.

Diese Sagen von Schätzen der Kröten bekräftigen den Zusammenhang der Thierverehrung mit ihrer Versetzung an den Himmel, dessen Gestirne in den Mythologien aller arischen Völker als Gold,

goldene Aepfel u. s. w. gefeiert werden. Weil die verehrten Thiere mit den Sternen verwandt sind, verfügen sie über Gold. Ja sie theilen von solchem bisweilen (wie die Sterne von ihrem Glanz) den Menschen mit.

Im Aargau und in Tirol (Rochholz und Vonbun) läßt die Sage Landmädchen durch Kröten zu Gevatter bitten und dieselben werden zur bestimmten Zeit durch Erdmännchen abgeholt, um ihr Versprechen zu erfüllen. Nach geleistetem Dienste und empfangener Bewirthung erhalten sie — hier Kohlen, dort Stroh — zur Belohnung, was sie in einiger Entfernung nach und nach wegwerfen. Der kleinste bis zum Hause behaltene Theil verwandelt sich plötzlich in reines Gold; da sie aber den Rest suchen wollen, ist nichts mehr zu finden. In Schwaben nehmen Nixen (Seeweiblein) die Stelle der Erdmännchen ein. (Meier.)

(132.) Ein Waisenkind, das an der Stadtmauer saß, sah aus einer Oeffnung in derselben eine Unke kommen. Geschwind breitete es sein blauseidenes Halstuch neben sich, was die Unken sehr lieben und worauf sie sich allein begeben. Als die Unke dies sah, kam sie her, legte ein goldenes Krönlein auf das Tuch und ging wieder fort. Das Mädchen nahm das Krönlein weg, und als das Thierchen es nicht mehr fand, schlug es den Kopf so lange gegen die Mauer, bis es todt war.

Aehnliches, wie von der Kröte (und Unke) wird von ihrem Verwandten, dem Frosche, erzählt. Bekannt ist Grimm's hessisches Märchen vom Froschkönig und eisernen Heinrich mit seinen Variationen im Paderborn'schen und in Schottland. (Märchen III. S. 3.) Von einem Froschkönig geht übrigens in Böhmen folgende Sage:

(133.) Auch die Frösche haben ihren König. Um die Krone des Froschkönigs zu erhalten, muß man im August einen Bocksschlauch in eine Pfütze werfen, darauf versammeln sich die Frösche und der König setzt sich mit schwarz und weißer Krone oben darauf. Diesen muß man mittels eines subtilen Pfeils und einer guten Armbrust schießen, um die Krone zu gewinnen, die zur Entdeckung geheimer Schätze, zur Erkennung der Hexen und als Gegengift dient. (Gerle's hist. Bildersaal, 2, 125.)

Merkwürdig aber ist, daß Entsprechendes in der Sage auch vom Molch erzählt wird, der keine äußere Aehnlichkeit mit Frosch und Kröte hat, aber von der Wissenschaft als zu ihnen gehörig erkannt ist.

(134.) In Einsiedeln glauben Manche, wenn man den großen, schwarz und gelb gefleckten Molch auf feuchter Erde in einem Geschirre aufbehalte und ihm ganz fein gefeiltes Kupfer in etwas Milch zu fressen gebe, so werden seine Excremente zu reinem Golde. „Ein solches Mastthier", erzählte Einer, „sah ich lange in seinem Käfig; aber das Gold bekam ich nie zu sehen." — Hierher gehört auch, daß man vielfach glaubte, die Kröte trage einen zauberkräftigen Stein im Kopfe, welcher unter Anderm des Besitzers Leben verlängere. (Vergl. Shakespeare As you like it, Act II, Sc. 1.)

Die Kröten sind auch als spukende Gespenster thätig.

(135.) Auf dem Platze eines zerstörten Raubschlosses im Kanton Bern will man von Zeit zu Zeit, meist bei Wetterveränderung, unterirdisches Poltern vernommen haben. Der Burgherr, sagte man, sitze dort in einer Kammer auf großen Schätzen als Kröte.

(136.) Im Aargau spukt das sogenannte Dorfthier, welches unter der Gestalt einer Kröte einen ehemaligen Edeln von Hallwil birgt. Bei Begegnungen schwillt es zur Größe einer Wanne auf, hat Augen wie Zinnteller und wandert weit hin, bis zum „Heidengraben" und zur „Heidenkirche". (Rochholz.)

In Schweden erscheinen als Kröten die unterirdischen „alten, klugen Wesen" (Undebygjare), die dem schaden, der sich in ihr Gebiet wagt, und sich durch Klopfen zu erkennen geben. Sie tauschen oft schöne Kinder gegen Wechselbälge aus.

Nach dem Volksglauben vieler Orte sind die Kröten lauter „arme Seelen", d. h. wegen begangener Sünden büßende oder aus Bosheit verwünschte Menschen, die mit der Hilfe Anderer „erlöst", d. h. entweder wieder der frühern Gestalt oder, noch häufiger, der Seligkeit theilhaftig werden. Namentlich ist dies in Tirol der Fall (wo die Kröten „Hötschen", „Höppinen" heißen), auch in der innern Schweiz. Man erblickt sie mit geheimem Grauen, hütet sich aber auch, ihnen ein Leid zu thun, und warnt die Kinder in diesem Sinne. Sie sollen an Quatembertagen bei Kapellen, besonders an Wallfahrtsorten, sich einfinden.

(137.) Einem Wagen, der von Innsbruck nach Seefeld fuhr, watschelte eine große Kröte nach, hüpfte endlich in die Pritsche unten, und als der Fuhrmann sie hinauswarf, ein zweites Mal, und so, bis er nachgab. Am Seitenwege zur Seefelder Kirche stand aber das Thier plötzlich als schöne, weißgekleidete Jungfrau, die somit durch diese „Wallfahrt" „erlöst" war, vor dem Fuhrmann, dem sie herzlich dankte. Eine andere verwünschte Kröte braucht zu einer solchen Wallfahrt sieben Jahre. (Zingerle.) — Zahlreiche ähnliche Tirolersagen

lassen die erlösten Kröten an den Schwellen der Kirchen in weiße Tauben oder schöne Männer verwandelt werden.

(138.) Auf einer Alp in Tirol hielt sich eine spukhafte Kröte unter dem Herde auf und war nicht zu vertreiben. Als ein Alpmeister sie mit glühender Schaufel ergriff und in den Bach warf, sah er sie, zurückkehrend, wieder am alten Platze, bekam vor Schrecken eine „Krötenhaut“ und starb unter furchtbaren Schmerzen. (Alpenburg.)

(139.) In der baierischen Oberpfalz spukte die verstorbene Mutter einer Bauernfamilie als Katze, während sie in der Zwischenzeit als Kröte unter dem Krautfasse saß und jedesmal Schmerzen fühlte, wenn man den Stein zum Beschweren auf das Faß warf. (Schönwerth.)

(140.) Auf dem höchsten Gipfel der Goldberge (nordöstlich von Neidenburg) steht eine vielhundertjährige Kiefer, von der aus man den ewig grünen Forst ringsum weithin übersehen kann. Bei dieser Kiefer hat sich früher öfters die schönste Jungfrau gezeigt, welche der Erlösung harrend aus ihrem unterirdischen Palaste durch eine brunnenartige, noch jetzt vorhandene Einsenkung sich zum Tageslicht emporhob. Von Liebreiz und köstlichem Geschmeide strahlend, ließ sie sich auf einen Kiefernstubben nieder, um ihr langes goldrothes Haar mit goldenem Kamme zu ordnen. Wer sie sah, erbebte vor der wunderbaren Schönheit, und Niemand wagte es, sich ihr zu nahen. Ein Jüngling, der gedankenvoll vor sich hinwandelnd, ohne es zu merken, ihr ganz nahe gekommen war, fiel, sobald er sie gewahr wurde, in seligem Entzücken vor ihr auf die Kniee. Sie sprach: Erlösest Du mich aus meiner Einsamkeit, so fordere von mir, was Du willst, zum Lohne. Sie bot ihm ihr Geschmeide; sie bot ihm auch wunderbare Habe aus ihrem unterirdischen Palaste: drei fette Schweine mit dem schweren goldenen Troge, aus dem sie gefüttert würden, wenn es ihm gelänge, denselben an's Sonnenlicht zu bringen, drei schneeweiße Hühner, die nur goldene Eier legten; sie wird ihm endlich (wie aus ähnlichen Sagen zu schließen ist) auch ihre Hand geboten haben. Der Jüngling besinnt sich nicht lange, hebt die Jungfrau auf den Rücken und will sie davon tragen. Aber in demselben Augenblick sieht er sich von sämmtlichen Thieren des Goldberges umringt und kann nicht von der Stelle. Die Jungfrau belehrte ihn: Das Werk meiner Erlösung wird Dir gelingen, wenn Du ohne Furcht jedes der hier versammelten Thiere küssest. Er folgt dem Befehle, faßt sich ein Herz und küßt die Thiere, wie sie ihm nahen, Rehe, Hasen, Eichkätzchen &c., Eulen, Spechte, Habichte, Finken &c., Schlangen, Blindschleichen, Eidechsen, Ratten, Salamander, Würmer, Käfer &c. &c. Als er mit seiner Arbeit fertig zu sein meinte, kroch noch eine große ekelhafte Kröte, ganz von Schorf und Aussatz bedeckt, mit rothblinzenden Augen heran. Da geht ihm doch sein Muth zu Ende und, statt sie zu küssen, ruft er: Hat denn der Teufel auch dich noch hier? Klagend sank die Jungfrau in die Tiefe hinab: Jetzt hast Du mich aber auch in alle

Ewigkeit verflucht, jetzt muß ich alle Hoffnung aufgeben, je gerettet zu werden. (Toeppen, Masuren. S. 132.)

(141.) Ein Tirolerbursche führte die verwünschte Braut erst heim, nachdem er sich mit ihr in Krötengestalt hatte trauen lassen; diejenige eines zweiten verwandelte sich in der Sakristei noch vor der Ceremonie. Der begünstigte Erlöser ist immer der vorher wegen angeblicher Dummheit Verachtete von drei Brüdern. Hierher gehört auch Grimm's Märchen von der „Itsche" („Jungfer grün und klein, Hutzelbein" ꝛc.) und Büsching's Märchen von der Padde. Wenn auch ohne Kröte, wiederholen sich dieselben Züge in mehreren Märchen von „Tausend und eine Nacht", z. B. in dem wunderschönen vom Prinzen Achmed und der Fee Banu. In der Tirolersage vom faulen Katl (bei Zingerle) ist das Verhältniß verändert; eine verachtete dritte Schwester erhält einen schönen Ritter zum Gemal, dessen als Kröte verwandelte Mutter sie durch ihre Trägheit erlöst hatte.

Nachdem der Glaube an das Göttliche oder Königliche in den Kröten aufgehört, blieb ihnen, in prosaisch nüchterner Weise, nur noch eine gewisse Heilkraft übrig, die man, ohne Achtung für ihr Leben, ausbeutete. An vielen Orten herrscht noch die Unsitte, in den sog. Dreißigen, d. h. von Maria-Himmelfahrt (15. August) bis zu Maria Geburt (8. September) Kröten einzufangen, zu tödten, oft durch Anbinden an Stangen, wo man sie dann verschmachten läßt, als Mittel gegen Seuchen oder Zauber. In Vorarlberg fängt, tödtet und dörrt man Kröten und heftet sie, als Mittel gegen die „Schwinig" (Schwinden, Abnehmen der Glieder) an die Stallthüren oder trägt sie eingebunden als Amulette. Auch in Tirol spießt man die „Dreißigkröten" an einen Stock und stellt sie auf das Dach zum Dörren; Pulver von einer „Frauendreißigerhöppin" soll dort gegen „Wildniß" (Rothlauf), ja gegen alle Krankheiten helfen. (Zingerle.) In Sargans geschieht jenes Spießen der Kröten ohne alle Rücksicht auf bestimmte Zeiten, und man glaubt fest, diese Thiere ziehen den in der Luft befindlichen Seuchestoff in sich ein. — In der Wallfahrtskirche zu Einsiedeln befinden sich unter den aufgehängten Votivgegenständen sehr viele Kröten aus Wachs; denn man hält dort das Thier für ein Heilmittel gegen Frauenkrankheiten.

Während Spuren von einstiger Verehrung der Spinnen und Kröten und ihrer Verwandten nur noch in der Sage fortleben, ist es dagegen eine unbestrittene Thatsache, daß bei den verschiedensten

Völkern die **Schlange** göttlich verehrt worden ist. Ihr Wesen ist viel dämonischer, als das der bisher erwähnten Thiere, wozu namentlich ihr dem Unkundigen räthselhaftes Sichfortbewegen ohne Füße Anlaß bietet, indem dasselbe in besonders auffallender Weise an das geheimnißvolle Fortschreiten der Gestirne erinnert. Einen Beweis des Zusammenhanges zwischen letzteren und den Schlangen enthält die dreifache Versetzung dieser Thiergattung an den Himmel, als Schlange (des Schlangenträgers), Wasserschlange (Hydra) und Drache.

In Aegypten waren gehörnte Schlangen dem Ammon geweiht und wurden in Theben begraben. (Herod. II, 74.) Eine besondere Art, Thermuthis, wurde allgemein verehrt und mit Kälberfett gefüttert. (Ael. Thiergeschichten X, 31.) Die Schlange war dort ein Sinnbild verschiedener Götter, die alle als Gestirngötter betrachtet werden müssen. Die Hebräer entlehnten den ägyptischen Schlangendienst und verehrten nach der Sage schon in der Wüste, vor ihrer Ankunft in Kanaan, eine eherne Schlange als Heilmittel gegen den Biß giftiger Schlangen (2 Mos. 21, 8. 9), welches Götzenbild später im Tempel zu Jerusalem unter dem Namen Nehusthan beweihräuchert wurde, bis es der König Hiskia zerstören ließ. (2 Kön. 18, 4.) Auch bei den Hellenen war die Schlange heilig und fand sowohl im öffentlichen Gottesdienst als in dem der Mysterien vielfache Anwendung. Namentlich war sie dem Asklepios als Sinnbild der Heilkraft geweiht. Die Titanen wurden mit Schlangen statt der Füße, die Gorgonen und Erinnyen mit Schlangenhaaren abgebildet. Ja noch in christlicher Zeit verehrten Secten der Gnostiker die Schlange: die Ophiten oder Naassener die Paradiesesschlange, weil sie die Menschen zur Erkenntniß des Guten und Bösen gebracht, die Peraten Christus oder den Logos als Schlange, wie sie auch heilige Schlangen in ihren Tempeln aufzogen und ihnen Opfer brachten. In Poitiers, wo ein Drache von einem Ritter überwunden sein sollte, verehrt das Volk erstern mehr als den letztern und nennt ihn „la bonne sainte vermine“.

Die Schlange galt den Menschen ihres geheimnißvollen Wesens halber stets für klug, daher die Hebräer ihr auch die erwähnte Rolle im Paradiese zuschrieben, ohne sie noch für eine Hülle des Teufels zu halten. Darum der Rath Jesu: „Seid klug wie die Schlangen!“

Die Schlange wird daher auch mit der Weltschöpfung in Verbindung gebracht, so in Indien durch die Weltschlange, auf welcher der Schöpfer vor Beginn seines Werkes ruht, und im Norden durch den Midgardswurm, welcher sich rings um die Erde schlingt, bis sie zu Grunde geht.*) Auch die Griechen und Römer hielten die Schlange für besonders begabt. Zu Mantineia galt eine solche (nach Pausanias) als Führerin bei Gründung der Stadt. In Rom glaubte man, nach Plutarch, an Schlangen als Schutzgenien der Häuser, deren jedes zwei habe, ein Männchen und ein Weibchen. Das Nämliche wird in der Mark geglaubt (Pröhle, Deutsche Sagen, S. 86) und in Böhmen. (Grohmann, S. 221.)

In Schweden wagt Niemand leicht, eine Schlange zu tödten, weil sonst weder Korn noch Vieh gedeiht. Man nennt sie „Husbon", Haus-Schutzgeist. Fängt man den großen, weißen Lindwurm (huita orm), kocht ihn und ißt das Fleisch, so versteht man die Vögelsprache (wie der mythische Grieche Melampus und Sigfrid, der Drachentödter; in der Schweiz und in Tirol noch mehr: die Thier- und Pflanzensprache, sowie auch durch's Gestein zu blicken, was Theophrastus Paracelsus verstand; man vergleiche auch Seeburger See [131] in Grimm's Sagen und „die weiße Schlange" in Grimm's Märchen). Die Schlangen haben ihren Ormkungen (Wurmkönig), und wer den Kopf eines solchen bei sich trägt, hat Glück.

Auch in der Schweiz und ihrer Nachbarschaft glaubt das Volk an Schlangenkönige, welche goldene Kronen tragen, womit sie ihre Göttlichkeit beweisen, wie ja auch die fabelhaften Könige von den Göttern stammen; man erzählt, daß sie, wenn sie erzürnt werden, einen Menschen, wie ein Pfeil oder Speer, mitten durchbohren.

(142.) An der Eisak in Tirol erzählt man von einem weißen Wurm (Haselwurm genannt), vor dem sich Alles fürchtete, und von einer Menge „Beißwürmer", welche grimmig hausten, bis ein „fahrender Schüler" sie alle durch Zaubermittel und Beschwörungen in ein zu diesem Zweck angezündetes Feuer lockte, worin sie umkamen, bis auf den erwähnten Wurmkönig, welcher

*) Simrock deutet sie auf das die Erde nach dem Glauben der Alten umschlingende Meer; könnte sie nicht ebensogut die den Tag umgebende Nacht oder den das Jahr einschließenden Winter vorstellen?

auf den Zauberer losstürzte und ihn mitten durchbohrte, daß er todt und verbrannt hinfiel, was ganz ähnlich auch in der Schweiz erzählt wird. (Berner Oberland.)

(143.) Eine andere Tirolersage läßt den Zauberer pfeifen, worauf die Schlangen alle in's Feuer kriechen, bis der Wurmkönig, mit Krone auf dem Kopfe, das Pfeifen nachahmt und den Beschwörer, der sich auf diesen Pfiff für verloren hält, umschlingt und mit ihm in's Feuer rollt. Eine dritte Sage macht aus dem Schlangenkönig eine Schlangenkönigin, die ebenfalls weiß und gekrönt ist. — Ein Beschwörer im Aargau aber ließ die Schlangenkönigin durch Andere erstechen und machte sich mit der kostbaren Krone davon. Auch in Vorarlberg und Salzburg wird dasselbe erzählt, der Zauberer aber zu einem Bergmännchen gemacht.

(144.) In Steiermark giebt man dem Wurmkönig („Bergstutz" genannt) einen Katzenkopf (welcher auch an mehreren Orten der Schweiz spukt), in Oberbaiern aber mehrere Füße, und nennt ihn Tatzelwurm. Und so haben noch unzählige Orte ihre eigenthümlichen Schlangen oder „Würmer". An einigen Orten thun sie jedoch den Menschen nichts, sondern begnügen sich, den Kühen die Milch auszusaugen. Ja, manche sind so dankbar gegen Menschen, die ihnen zu fressen oder zu saufen geben, daß sie ihnen Geschenke machen. Einem Berner Hirtenmädchen brachte die von ihm gelabte Schlange zum Lohne ihr Krönchen, ebenso einer Tirolerin und einer Voigtländerin bei deren Hochzeit. Aehnlich wurde ein Feldarbeiter bei Freiburg (Schweiz) belohnt, welcher vom Eingange der Höhle einer Schlange eine von dieser gefürchtete Spinne vertrieb. Ein Tiroler aber, welcher kinderlos war, setzte sich einst in trüben Gedanken an den Pillersee und dachte, wenn mir der gute Gott doch ein Kindlein zusenden wollte, so wären wir gewiß glücklich. Auf einmal schwammen zwei Nattern aus dem See zu ihm her, wovon die eine ein weißes, die andere ein rothes Krönlein auf dem Kopfe hatte, und legten die Krönlein in seinen Schooß. Die weißgekrönte sagte: Bring' die Kronen Deinem Weibe, dann wird Alles recht werden. Er that es und kaum ein Jahr darauf brachte sie Zwillinge, und nach Jahren kratzte sich der Bauer in den Haaren vor allzu großem doppelten Kindersegen, denn Jahr um Jahr — kam ein kleines Paar. (Alpenburg, S. 388.)

(145.) Mitten im Walde liegt, nicht weit von der Stadt Sülz entfernt, ein kleines Wirthshaus, Mückenkrug genannt. Vor vielen Jahren, so erzählt man, hat sich hier vielfach eine große Schlange, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, gezeigt. Feiner wie alles andere irdische Gold ist dieses Gold gewesen und hat einen ganz eigenthümlichen Glanz verbreitet. Von den Leuten wurde das Thier, ob dieser seiner Krone, der Schlangenkönig genannt. Der damalige Besitzer des Mückenkruges hatte einen kleinen Sohn, und dieser hielt innige Freundschaft mit der Schlange. Er aß, trank und spielte mit ihr; kurzum, die Schlange war sehr viel bei ihm und that dem Buben nie ein Leides.

Späterhin, als aus dem Knaben ein großer erwachsener Bursche geworden war, erschlug er den Schlangenkönig — weshalb? Darüber schweigt die Sage — und schenkte die Krone seinen Eltern, die sie verkauften und reiche Leute dadurch wurden. (Niederhöffer, Mecklenb. IV. S. 42.)

Andere Schlangen der Sage, namentlich in Tirol, tragen goldene Schlüssel oder gar Schlüsselbunde im Maul, welche durch goldene Thüren der Felsen in glänzende Säle führen, die voll von Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen sind, oder verfügen über allerlei andere Kostbarkeiten. Manche Schlangen sind auch, wie die Kröten, verwünscht, können aber erlöst werden, wenn man ihnen die Krone abnimmt, was man jedoch selbst errathen muß.

(146.) Als dies einst in einem verlassenen Schlosse durch einen armen Reisenden geschah, der dort übernachtete, verwandelte sich die Schlange in eine schöne Jungfrau, welche dreihundert Jahre verzaubert gewesen und ihn nun reich mit Geld beschenkte. Wer eine solche Krone erhält und sie zu seinem Gelde legt, dem wird letzteres niemals alle. Manchmal erscheinen auch die Schlangen selbst als goldene.

Stahl man den Schlangen die Krone, welche sie beim Baden ablegten, so starben sie, wenn sie selbe nicht mehr fanden, vor Verdruß (so nach einer andern Sage auch, wenn das Gift, das sie vor dem Baden auf einen Stein legten, von Menschen entwendet wurde!); im andern Falle aber tödteten sie den Dieb, wenn sie ihn erwischten.

(147.) In Schwaben konnte sich einst ein Solcher retten und der verfolgenden Schlange mit der Hausthüre den Kopf zerquetschen. Ganz ähnlich glückte es einer Frau in der Pfalz.

(148.) Ein Vorarlberger sah sich vor, indem er ein Häuschen mit siebenfachen Eisenwänden baute und sich mit der gestohlenen Krone darin verbarg. Als der Wurm es merkte, schoß er in der Wuth sechs Wände durch, zerschellte aber an der siebenten.

(149.) Aehnlich rettete sich zu Vouvry in Unterwallis ein solcher Dieb in ein außen mit Nägeln beschlagenes Faß. Die Schlange, welche den Diamant von ihrem Haupte vermißte, steckte mit ihrem feurigen Schweife das Dorf an und rollte sich um das Faß, was ihr natürlich das Leben kostete.

(150.) Um die Mittagszeit pflegen sich die Schlangen zu sonnen und ihre Kronen abzulegen. Das wußte auch ein Reiter, der am Wege sein weißes Taschentuch ausbreitete, und als er so listig zu der Krone des Königs gekommen war, eilig mit seinem Raube davonfloh.

Kaum aber hatte der König seinen Verlust wahrgenommen, als er seine feine durchdringende Stimme erhob und alle Schlangen seines Reiches um sich versammelte. Mit ihnen folgte er dann schleunigst dem Räuber, der zu seinem nicht geringen Schrecken die Leiber der Schlangen sich steil vom Boden erheben und in weiten Bogen fortschnellen sah.

Sein schnelles Roß trug ihn jedoch bald zu seinem Hof, und dankbar klopfte er den Hals desselben mit den Worten: „Süh, Du häst mie doch tru biestahn!"

Da aber wird er von einer Schlange gestochen, die im Schweife des Pferdes sich unbemerkt versteckt hatte; und er ward seines Raubes nicht froh. (Niederhöffer, Mecklenburg IV., S. 13). Ganz ähnlich im Voigtland, Eisel, S. 149, nur daß hier [und auch in der Mark] der Kronenräuber davonkommt.)

(151.) Einst hüteten Bauernkinder Gänse, und da sie viel von dem Schlangenkönig gehört haben und von seiner Vorliebe für weißes glänzendes Zeug, waschen sie ihre Schürzen im See und breiten sie dann nebeneinander in der Sonne aus, damit der Schlangenkönig darauf seine Krone ablege.

Ein armes Mädchen aber, das nur eine grobe hedene Schürze trug, wollen sie in ihrer Reihe nicht dulden und zwingen sie, ihre Schürze für sich allein „butenan" zu legen.

Der Schlangenkönig aber geht über all' die feinen Schürzen hinweg und schenkt gerade diesem armen Mädchen seine Krone. (Ebendas.)

(152.) Besonders zu Hause ist ein Otternkönig in der Nähe von Grochwitz bei Weida, namentlich in der Haardt und längs der Auma. Dort, unweit der Hainholzmühle, sah einmal Einer den König „Hofhalten". Auf sein Zischen und Pispern eilten von allen Seiten Ottern hinzu, und es schien, als ob jede dem Könige etwas zutrage und als ob sie dabei wären, ihn zu krönen. Der König war von Farbe schwarz und weiß gesprenkelt und im Uebrigen nicht viel größer als die anderen.

Es fehlte nicht an Gelegenheiten, der Krone, die den Besitzern Glück verleiht, sich zu bemeistern; dem Einen aber war kein weißes Tuch zur Hand, ein Anderer wußte sich keines Wassers in der Nähe zu entsinnen und wieder Anderen fehlte es überhaupt an Muth, das Wagniß zu bestehen. Da kehrte einmal ein Schömberger aus fernen Landen zurück, wo er unter Anderm auch gelernt hatte, Ottern zu citiren. Er vermaß sich sogleich, seine Kunst einem Kameraden zu zeigen, und so kamen sie zur Hainholzmühle, wo er diesen auf einen Baum steigen hieß, während er selbst einen Kreis um sich zog und zu citiren anfing. Wirklich kamen auch viele Ottern zum Vorschein, weil er aber einen Theil des Spruches vergessen hatte und blos vor-, nicht rückwärts citiren konnte, kamen auf den gewaltigen Pfiff ihres Königs immer mehr Ottern in den Kreis hinein, bis ihrer zuletzt ein ganzer Knäuel waren, in dem der Schömberger gänzlich zerrissen und aufgefressen worden ist. Der Andere kam

mit dem Schrecken davon. Klüger griff es Einer an, der aus Königssee gebürtig war. Mit der Krone, die der König ihm auf's weiße Tuch gelegt hatte, sprang er über'n Bach und lief nach Grochwitz in's nächste Haus. Mochten sich die verfolgenden Ottern im Hofe dort und unter'm Stubenfenster auch noch so hoch aufschichten, sie hatten keine Macht mehr über ihn und er war geborgen. (Eisel, Voigtl., S. 151.)

(153.) Die Schlangenkronen verschwanden in Vorarlberg, als ein kleiner Junge, mit dem eine hungrige „Krönelnatter" aus seiner Milchschüssel aß und zu viel Milch trank, ihr mit den Worten „Du kannst auch Brocken nehmen!" mit dem Löffel die Krone abschlug. Ebenso an sehr vielen Orten der Schweiz und Schwabens, selbst in Mecklenburg; in Mähren ist das Verhältniß der Milch und der Brocken umgekehrt; in einem von Grimm's Märchen nimmt eine Unke die Stelle der Schlange ein, wird aber vom Kinde getödtet, das von da an kränklich ist.

(154.) Die Schlangen einer Gegend kommen zuweilen zusammen und bilden zischend ein Ei, welches man wegfangen muß, ehe es die Erde berührt. Der kühne Eifänger muß aber dann auf einem schnellen Rosse vor der Wuth der Schlangen entfliehen; aber das Ei war von hohem Werth und mit einem goldenen Reif umgeben, schwamm es im Wasser. Wer es besaß, war immer glücklich und siegreich im Kampfe wie im Rechtsstreite. (Gerle, Hist. Bildersaal, 2, 124.)

(155.) Zu einer bestimmten Zeit versammeln sich alle Schlangen einer Gegend und legen sich um die ansehnlichste in einen Kreis; auf das Haupt derselben zischen sie so lange, bis sich eine klebrige Substanz erzeugt, die dann zu Stein erhärtet. Dieser Schlangenstein hat die Gestalt einer Eichel und ist durchsichtig von der Farbe eines dunklen Smaragdes, unten flach und hat drei Löcher, wo er angewachsen ist. Die Schlange, die ihn trägt, ist niemals allein, sondern als Königin von vielen Schlangen begleitet, so daß ihr nicht leicht beizukommen ist. Wenn man aber eine Schlange unter einen durchlöcherten Topf in einen Ameisenhaufen stellt, so wird sie durch ihr Zischen alle Schlangen um sich her versammeln und man kann dann, auf einem nahen Eichbaum sitzend, die Königin herausschießen. (Ebendaselbst 2, 123.)

(156.) Auch die Schlangen spuken. In einer Burgruine Tirols schläft eine goldene Schlange, in eine Kugel gerollt, den ganzen Herbst und Winter hindurch. Kommt aber der Frühling, so erwacht sie und wandert in der Sonne (hier offenbar die Sonne selbst!). Sie wird für das Gespenst des Burgherrn gehalten.

Ein anderes Stadium der Schlangenverehrung, als die Krönung dieser Thiere, bezeichnet ihre Verbindung mit der menschlichen Gestalt. Schon Herodot wußte, daß die Gallier von Herakles erzählten,

er habe in ihrem Lande die Echidna getroffen, welche oben Weib, unten aber Schlange war, und mit ihr drei Söhne erzeugt, von deren einem die Gallier stammten. Dieselbe Sage pflanzt sich fort in dem bekannten Volksbuche von Melusina, deren Geschichte, mit Abänderungen, noch heute in der Landschaft Dauphiné erzählt wird.

(157) Eine übermüthige Fürstentochter im Elsaß, welche alle Freier abwies, mußte zur Strafe nach ihrem Tode abwechselnd als Schlange, Kröte und Jungfrau spuken. Auf dem Oselberge in Schwaben spukte eine Burgherrntochter mit Schlangenschweife.

(158.) In den Ruinen der Römerstadt Augusta Rauricorum bei Basel fand ein Handwerksgesell ein Schloß mit Gärten und darin eine oben wunderschön, aber unten in Schlangenform endende Jungfrau, welche ihm einen Schatz zeigte und denselben Dem versprach, der sie dreimal küsse und dadurch erlösen würde. Er wagte es jedoch nur zweimal, floh vor Schrecken, aber fand den Eingang nicht wieder. Aehnliches wird in Baiern, Tirol und Ungarn erzählt.

(159.) Bei Feldkirch verlangt die Verwünschte, welche nicht selbst schlangenartig ist, daß der Erlöser eine Schlange küsse, und klagt auf seine Weigerung, sie müsse nun noch so lange spuken, bis ein kleines Tännchen eine Tanne werde, diese zersägt und daraus eine Wiege gefertigt und ein erstgeborenes Knäblein, das darin zu liegen komme, heranwachse, Priester werde und die erste Messe lese. Im Elsaß und am Spessart dauert die Frist der etwas veränderten Sage hundert Jahre. (S. oben Nr. 132a.)

(160.) In Tirol wird eine Schlange, welche sich im Walde auf die zurückgelassene Joppe eines Holzhauers gelegt, zum Bräutigam der jüngsten Tochter desselben, weil diese allein, die zwei älteren aber nicht, den Muth gehabt hatte, dem Thiere gegen die Joppe ihre Liebe zu versprechen. Das Schloß, in welches er sie führte, war aber lauter Spuk und verschwand mit ihm Schlag zwölf Uhr. (Zingerle.) Aehnlich ging es einem Burschen mit einer verzauberten Schlangenjungfrau, und so noch Anderen in vielen Abänderungen.

Uebermenschlichen Charakter verleihen den Schlangen auch jene Sagen, welche sie als Zeugen in Rechts- und Ehrenhändeln auftreten lassen.

(161.) In Sicilien und in Rhätien ist eine Schlange Zeuge der Verführung eines armen Mädchens durch einen Prinzen und wird von Ersterm angerufen. Sie schlingt sich (in Sicilien) um des Prinzen Hals und läßt ihn nicht frei, bis er, der schon eine Königstochter freien wollte, ihre Ehre rettet, in Rhätien kommt sie bei der Hochzeit des Treulosen in die Kirche und führt ihn zur Pflicht zurück.

(162.) Bei Karl dem Großen suchte, als er in Zürich Recht sprach, eine Schlange solches nach, indem sie die dazu bestimmte Glocke zog; denn eine Kröte hatte ihr Nest eingenommen. Für die Beseitigung des Eindringlings dankte die Schlange durch einen Edelstein, den sie an der Tafel in des Kaisers Pokal legte.

(163.) In einem Märchen bei Grimm erscheinen die Schlangen auch als heilkundig, indem eine solche dem mit der Gattin begrabenen Königseidam Blätter liefert, mit denen er die Geliebte wieder zum Leben ruft und sich die Freiheit verschafft. Auffallend ähnlich ist dieser Sage die griechische von Glaukos, Sohn des Minos und dem Seher Polyeidos (bei Apollodor Myth. III, 3, 1). Ueber ähnliche Hochhaltung der Schlangen im Orient giebt das Märchen der 1001 Nacht „Haseb und die Schlangenkönigin" Aufschluß.

(164.) Ein Mann war immer kränklich, und kein Arzt wußte, was ihm fehlte; er konnte nicht leben noch sterben. Einst war er mit seinem Bruder auf dem Felde, und zu Mittag legten sie sich hin zu schlafen. Der Bruder konnte aber nicht schlafen, stand auf und wanderte herum, der Kranke aber schlief, daß er schnarchte, und hielt den Mund weit offen. Da sah der Bruder, wie eine Schlange hervorgeschlichen kam und in den Hals des Schlafenden kroch, daß nur der Schwanz oben heraussah. Der Bruder war in tausend Aengsten und wußte nicht, was er machen sollte, aber wie er noch unschlüssig überlegte, kam die Schlange wieder aus dem Munde des Schlafenden heraus und kroch fort. Gleich darauf wachte auch der Kranke auf. „Ach!" sagte er, „was habe ich da einen süßen Schlaf gethan, und es ist mir so leicht und so wohl, wie seit Jahren nicht mehr!" Und von Stunde an war er gesund wie ein Fisch im Wasser. (Strackerjan, Oldenb. II. S. 109.)

Noch im Tode wirken die Schlangen zauberkräftig, worüber in der Schweiz die Sage Folgendes erzählt:

(165.) Ein gewesener Soldat im Solothurnischen, der dem Branntwein und dem Kegelspiel äußerst zugethan war, aber häufig kein Geld hatte, verlor einst im „Wilihof" seinen letzten Heller. Da nahm ihn die mitleidige Magd auf dem Wilihofe, die mehr als Fünfzählen konnte, das „Schlangenfanger-Anni", auf die Seite, gab ihm als Mittel, sich in solchen Verlegenheiten zu helfen, einen Schlangenkopf, und sagte, diesen habe er während der Messe unter der „Wandlung" mit 3, 5 oder 7 Nadelstichen in ein Läppchen zu nähen und dann die Amulet bei sich zu tragen. Der Peter ging nächsten Sonntag in die Jesuitenkirche, verbarg sich oben auf dem Lettner und that das Geheißene. Nachmittags kegelte er, den Schlangenkopf bei sich, und gewann zu Haufen. So an einem andern Orte folgenden Sonntag in der Weise, daß er Schläge fürchtend, sich mit Bedeckung entfernen mußte, und so den ganzen Sommer. Ihm fehlte nie Geld. Einmal aber hatte er aus Versehen die unrechten Hosen

an. Da ging es, bis er keinen Rappen mehr hatte. Später wieder gut, dann wieder schlecht. Endlich fing ihm das Ding an zu wurmen. Erwachte er und erblickte an der Wand die Hosen mit dem Zauberkopfe, so dünkte ihn, der leibhaftige Teufel blinze heraus und ihn an, und vom Gewissen gequält, beichtete er seinen Scrupel bei den Kapuzinern. Der Pater machte ein bedenkliches Gesicht und legte ihm auf, den Schlangenkopf alsogleich zu verbrennen. Als er Sonntags allein zu Hause war, warf er den Kopf in die Gluth des Ofens, staunte aber, als er sah, daß das häßliche Ding, statt zu verbrennen, ganz blieb, endlich roth und dann weiß glühte wie Eisen. Erschrocken nahm er es heraus, versteckte es und befragte seinen Beichtvater auf's neue. Auf dessen Rath machte er im Walde an einsamer Stelle ein Feuer, in welches er den Kopf mit den kleinsten Fingern der linken Hand, das Gesicht abgewendet, hineinwarf. Jetzt war er frei. (Lehrer Bernh. Wyß in Solothurn.)

Die Schlange ist endlich ein Bild der menschlichen Seele.

(166.) König Gunthram war im Wald ermüdet auf dem Schooß eines treuen Dieners entschlafen: da sieht der Diener aus seines Herrn Munde ein Thierlein, gleich einer Schlange, laufen und auf einen Bach zugehen, den es nicht überschreiten kann. Jener legt sein Schwert über das Wasser, das Thier läuft darüber hin und jenseits in einen Berg. Nach einiger Zeit kehrte es auf demselben Wege in den Schlafenden zurück, der bald erwacht und erzählt, wie er im Traume über eine eiserne Brücke in einen mit Gold gefüllten Berg gegangen sei. (Grimm S. 1036 aus Paulus Diac. 3, 34.)

Beinahe ausschließlich die nämliche Stellung wie die Schlange nimmt in der Sage der **Drache** ein.

Die wirklichen Drachen oder Lindwürmer (Dinosauria oder Pachypoda), kolossale Reptilien, welche mehr als fünfzig Fuß lang wurden, waren die größten Landbewohner, welche die Erde jemals trug, lebten aber ausschließlich in der Secundärzeit, als noch keine der höheren Säugethiere (Placentalthiere), also auch noch keine Menschen vorhanden waren. Die Mehrzahl waren furchtbare Raubthiere (Megalosaurus von 20 bis 30, Pelorosaurus von 40 bis 60 Fuß Länge), während andere, wie das Iguanodon, von Pflanzen lebten. (Haeckel, natürliche Schöpfungsgeschichte.)

Die sagenhaften Drachen unterscheiden sich von den Schlangen hauptsächlich durch Füße und meist auch durch Flügel, doch finden sich bei ihnen auch noch allerlei andere Zuthaten. Das Volk nennt sie Lindwürmer (ein Wort, dessen Herkunft und Bedeutung unklar

ist*), in der Schweiz oft auch Stollen-, in Tirol Hasel-, in Baiern Tatzelwürmer. Die Vorstellung des Drachen findet sich bei allen Völkern des Alterthums. In China ist derselbe noch Sinnbild der Reichsgewalt. In Aegypten war das Schlangenwesen Apap ein Feind der Götter, der vom Sonnengotte Ra besiegt wurde. Ueberall aber erinnert diese Vorstellung an unheimliche oder dem Menschen schädliche Erscheinungen, wie der Winter im Jahres-, die Nacht im Tages-, die Wolke im Gewitterverlaufe. Die Drachen haben daher, gleich dem nächtlichen Sternhimmel, viele Augen und bewachen Gold und andere Schätze, was die Sterne bedeutet. So war der Python beschaffen, welchen Apollon tödtete, weil der Sonnengott durch sein Erscheinen die Gestirne der Nacht verschwinden macht. Jeder Drachentödter ist daher ein Sonnengott, von Herakles und Perseus bis Sigfrid, und hätte er auch mit der Zeit den Namen eines Menschen, selbst eines Christen (wie St. Georg und Struthan Winkelried) erhalten. Nicht selten stirbt der Drachentödter selbst am Gifte des verendenden Thieres, wie in der nordischen Mythe vom Weltende Thor am Gifte der von ihm erlegten Midgardsschlange, so z. B. Winkelried; denn der Sonnengott siegt nur, um wieder unterzugehen.

Zahllos sind die Sagen von Drachen; beinahe jeder Ort hat den seinigen und es fehlt nirgends an Drachenlöchern, Drachenhöhlen, Drachensteinen, Drachenseen u. s. w.

(167.) Bei Schlanders in Tirol sandte St. Georg seinen Drachen, um eine dortige Stadt, welche seiner Wallfahrtskirche keine Ehre anthat, zu züchtigen. Die Städter nähten ungelöschten Kalk in eine Kalbshaut und warfen sie dem Drachen vor, der sie verschlang und dann im See badete, aber vom kochenden Kalk so gepeinigt wurde, daß er den Damm durchbrach, wodurch die „gottlose“ Stadt ihren Untergang fand. Der Drache aber zersplitterte noch im Todeskampfe mit seinem Schweif sieben Eichbäume.

(168.) In der Schweiz wird Folgendes von Drachen erzählt: Bei Azmos nahe dem Oberrhein hauste ein Drache, von dem man sagte, wenn er einst

*) Simrock leitet es von lind, altnordisch Quelle, ab und erklärt es als Sumpfwurm. Allerdings leben die Drachen der Sage meist in Sümpfen oder Gewässern; ein bekannter Fluß der Schweiz heißt Linth und eine Insel des Bodensees Lindau (Wasserau?).

seinen Schweif bewege, so werde das Dorf vom Berge verschüttet. Auf der Alp von Buchs ebendaselbst spie ein Drache Feuer und Rauch und lockte das Vieh auf eine Felsplatte, von welcher es herabglitt und seine Beute wurde. Zeigte er sich, so brach der Bach los. Jetzt, heißt es, sei er todt und liege unter der Platte. Einem Drachen im Felspasse „Hirschensprung" (nämliche Gegend) warfen die Bewohner des Ortes ein glühendes Pflugeisen vor, welches er verschlang und davon er starb. An der Thur weiß man von plötzlich aus der Erde hervorbrechenden Drachen, durch welches Ereigniß Bäume und Sträucher umgewendet wurden und eine Vertiefung der Erde entstand. Im Berner Oberland sagt man von einem Drachen in den Simmenthaler-Alpen, daß er sich unter der Erde durchfresse, bis er bei Zweisimmen herauskomme. Vionnaz in der französischen Schweiz besitzt in seiner Sage einen Herakles, welcher sowohl einen Wärwolf, der das Land verheerte, als einen Lindwurm, der Vieh und Heerden auffraß, erlegte. Die rohen Bewohner der Bergdörfer Germaseno und Garzano am Comersee erzählen von riesigen Eidechsen, sieben Fuß lang, welche den Kühen die Milch aussogen, daher tetta-vacch (Kuhsauger) heißen und ihre Eier in den Sand des Ufers legten. Im Thale Engadin sind alle Alpseen und Schluchten von Drachen bewohnt, welche sich gerne an der Sonne wärmen. Ein solcher, dem man das Wasser mit Blättern und Zweigen bedeckte, um ihn zu vertreiben, schwamm den Inn hinab bis Innsbruck, wo er getödtet wurde. Der Chronist Diebold Schilling von Luzern erzählt, am 26. Mai 1499 sei ein ungeheurer „Drack und Wurm" die Reuß hinab geschwommen. Ausführlicher beschreibt ihn Petermann Etterlin, nach welchem er 16 Klafter lang und sein Kopf dem eines Kalbes ähnlich gewesen sein soll. Ein Nachhall dieser Sage ist es wahrscheinlich, daß im Juli 1566 zu Bremgarten, in demselben Flusse, eine Schlange, groß wie die Deichsel eines Heuwagens, aus dem Wasser gestiegen sei und die am Ufer weidenden Rinder verschlungen habe. Ein Bürger, der nach dem Ungethüm schlug, soll von da an mit Fieber geplagt worden sein. Einen Drachen ganz außergewöhnlichen Aussehens kennt Serrai im Waatlande. Derselbe war weiß gefiedert, ruderte mit seinen breiten und langen Flügeln auf dem Wasser eines kleinen Sees, verschlang Gänse und Enten, begrüßte aber kleine Mädchen, durch — Singen, aß aus ihrer Hand Käse und producirte sich in Schwimmkünsten.

(169.) Ein besonders benannter feuriger Drache, der Alber, versengte in einem Alpenthale zwischen Graubünden und Tirol durch sein Niedersitzen das Gras, während alles ringsumher grün blieb; erst nach sieben Jahren wuchs es wieder, aber dann dichter und grüner als das übrige. Der Alber, der von Einigen für den Teufel gehalten wird, ruht in ungeheuern Klüften, wo er von Erz lebt, das in seiner Gluth zu reinem Golde schmilzt; auch sein Lager ist Gold. Er fliegt nur Nachts aus und die Berge werden roth von seinem Glanze. Wo er im Winter lebt, weiß Niemand; denn im Herbst geht er und kommt im Frühling wieder. — Zu Seelisberg in Uri, in der Nähe des

heißt er Elbst; er schwimmt oft auf dem (dortigen kleinen, nicht dem ldstätter=) See als Baumstamm, und wenn sich Badende darauf setzen, er sie in den Abgrund hinunter, auch als Insel, die den Landenden e thut. Im Mondschein aber liegt er als farbig schimmernde Schlange um das Seelein, mit goldener Krone, schlummerlos, und bringt die :den um. Nach anderen Sagen erscheint er als schwarze Sau, als Kugel, als Feuerrad. Es ist wohl damit im Zusammenhange, wenn he Schiffer Drachen mit lang hinleuchtendem Schweife und feuerspeiend ilatus nach dem Rigi hinüber fliegen sahen. Ein solcher ließ neben pflügenden Bauer einen heilkräftigen Drachenstein fallen.

(170.) In Gangloff lebte noch vor kurzem ein Mann, der dem Drachen ı konnte. Wie der eben mit Anderen die Chaussee geht und sie eben von .che sprechen — richtig, da kommt mein Drache angeflogen; er war aber feuriger Ballen mit langem funkensprühenden Schweife. Erst wollte von dem Essen etwas wissen, was der Hexenmeister dem Drachen abzu= versprach; als derselbe aber auf einem Chausseehaufen niederkam und Eßwaaren zurückließ, aß man doch davon und fand Alles vortrefflich; s Uebriggelassene gab alsbald einen abscheulichen Gestank von sich. Auch er Hexenmeister empfohlen, nur Wurst oder Schinken zu sich zu nehmen, Brot und Kuchen aber unberührt zu lassen, denn so werde es Keinem schaden. (Eisel, Voigtl. S. 158.)

(171.) In der Nähe von Gablonz liegt der Drachenfelsen. Hier wohnte ein ungeheurer Drache, der jedes Jahr eine bestimmte Anzahl Menschen :pfer verlangte, die durch's Los bestimmt wurden. Als nun einmal der Tag erschien, wo über die Opfer das Los entscheiden sollte, nahte schlicht aussehender Mann dem Felsen. Er hatte einen Stock, den erhob ıald er des Drachen ansichtig wurde, und sprach einige Beschwörungs= . Der Drache, als er seinen Gegner bemerkte, brüllte laut und klam= ich an ein Felsstück an. Noch heute bemerkt man an diesem Steine die seiner Klauen, die sich in dem Felsen abdrückten. Langsam hob endlich geheuer seine Flügel, schwang sich endlich, durch die Zauberkraft des s vertrieben, in die Luft und suchte das Weite. Seit dieser Zeit hatte end vor ihm Ruhe. (Grohmann, Böhmen. S. 224.)

(172.) In einer mecklenburgischen Sage wird eines Bauern Reichthum z. Zwei Brüder sehen einen Drachen in sein Haus einkehren und erklären durch das Räthsel. Sie bannen den Drachen in das Haus, das durch ıchen Feuer mit dem Besitzer verbrennt. Der Drache aber entkommt in einer Sau. (Niederhöffer, Mecklenburg IV. S. 148,)

Die Drachen sind bekanntlich auch Hüter verwünschter Frauen :örten Schlössern.

(173.) Ein Tiroler, der eine solche erlösen wollte, mußte sich vom Drachen umschlingen lassen. Als er aber vor Schrecken schrie, jammerte es laut in den Ruinen, und es tönte, als ob zahllose Thaler in die Tiefe rollten, und Alles verschwand; er hatte von da an keine frohe Stunde mehr und starb nach einem Jahre.

(174.) Auch werden Jungfrauen selbst in Drachen verwandelt und können nur durch einen Kuß erlöst werden, den aber Niemand wagt; ein Gemsjäger fiel, als er es thun wollte, vor Entsetzen in einen Abgrund und wurde zerschmettert.

In einigen Sagen dieser Art ist indessen höchst merkwürdig die aus einer sich steigernden Reihenfolge hervorgehende mythische Verwandtschaft der Spinne, Kröte und Schlange mit dem Drachen.

(175.) Auf einer Wiese steht ein großer Nußbaum, welcher vom Wind schon zweimal mit der Wurzel ausgerissen worden ist, jedesmal aber sich selbst wieder aufgerichtet und im Boden festgestellt hat, weil, noch aus der Heidenzeit, Geld unter ihm vergraben liegt. Auch da, wo das Bergschloß gestanden, ist ein Schatz verborgen, und es zeigt sich dort eine Schlange, die einen goldenen Ring mit drei Schlüsseln um den Hals hat. Auf der Klotzwiese gehen drei weiße Jungfrauen um, die öfters wunderschön singen und am angrenzenden Bache waschen. Eines Tages riefen sie einen vorübergehenden Mann von Sulzbach zu sich und sagten ihm, er könne sie erlösen und den großen Schatz, welchen sie hüten müßten, gewinnen, wenn er sie in den Gestalten, worin sie ihm erscheinen würden, küßte, wobei er nichts zu befürchten habe. Nachdem er sich bereit erklärt, ward er von ihnen zu einem Felsen des nahen Münzbergs geführt, an welchem er jetzt zum ersten Male eine Thüre erblickte. Durch dieselbe kamen sie in ein Gewölbe, worin drei Kisten standen, auf deren jeder ein schwarzer Hund lag. Auf Geheiß der Jungfrauen sprangen die Hunde herab, und jene öffneten die Kisten, deren eine mit Kupfer, die zweite mit Silber, die dritte mit Gold gefüllt war. Nach diesem standen, statt der Jungfrauen, eine Kröte, eine Schlange und ein Drache da. Den zwei ersteren gab der Mann je einen Kuß; den Drachen aber vermochte er nicht zu küssen, sondern fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, lag er außen, beim Felsen, die Jungfrauen standen traurig um ihn und sagten ihm, sie müßten jetzt wieder warten, bis aus einem Kirschkern, welchen ein Vogel am Münzberge fallen lasse, ein Baum geworden und aus diesem eine Wiege für ein neugebornes Kind gemacht sei; dieses Kind erst könne, wenn es erwachsen, sie erlösen. Hierauf verschwanden sie. Der Mann gelangte mit Mühe nach Hause und starb in drei Tagen. (Baader, neue Volksſ, S. 75.)

(176.) Hoch oben in den Felsen des Saffersberges liegt ein gewaltiger Trümmerhaufe, die Heidenburg genannt. An zwei heiligen Festen, am Grün-

donnerstag und Charfreitag, sieht man eine weiße Frau von der Burg nach dem Aabach hinuntergehen und ihr Linnenzeug dort waschen; sie hat aber keinen Kopf. Wer an ihrer Stelle eine Schlange, Spinne oder Kröte erblickt, ist im Stande, die Erlösung zu vollbringen; er muß nur ein unerschrockenes, reines Herz, eine sichere Hand und einen festen Fuß haben, sonst ist es nichts und geht es ihm sicherlich an's Leben. — Am Charfreitag stieg ein junger Staufener Bauer von seinem Hofe zum Kirchberg empor, als mitten auf dem Wege eine große Spinne ihm entgegen kroch. Weil das nun als ein böses Zeichen gilt — wer an jenem Tage, der Warnung ungeachtet, seinen Pfad verfolgt, muß sterben, — kehrt der Bauer um, allein die Spinne kommt ihm nach, wohin er sich auch wendet; nur die Heidenburg allein scheint sie zu meiden, und dorthin richtet endlich der Jüngling seine Schritte. Droben aus den Felsen schwebt ihm eine Jungfrau entgegen, reicht ihm schweigend die Hand und geleitet ihn durch verschlossene Wände zu unterirdischen Schätzen. Hier erst redet sie zu ihm: was er sieht, wird sein eigen, wenn er Muth genug fühlt, sie dreimal zu küssen. Sie verwandelt sich in eine krallende Katze, ringelt um des Burschen Leib ihre Schlangenglieder, schnaubt als Drache Feuer und Flammen, endlich, und das wäre das Letzte gewesen, glotzt sie ihm in Gestalt einer häßlichen, riesengroßen Kröte entgegen. Von Abscheu überwältigt, springt er zurück und verliert das Bewußtsein. Furchtbar geschwollen und entstellt, fanden ihn am nächsten Tage Vorübergehende am Fuße des Burgberges und trugen ihn heim; aber er stand nicht wieder auf, sondern starb noch vor Ablauf der Woche im Irrsinn. (Sagen- und Märchengestalten. S. 242.)

Aus allen diesen Zügen geht deutlich hervor, daß, so oft auch der Vergleich hinken mag, der Drache entweder die Nacht mit dem Sternhimmel bedeutet und darum das Gold der Sterne oder den als Jungfrau gedachten Mond bewacht oder als Gewitterwolke den feurigen Blitz entsendet, dessen Stelle im erstern Falle auch mitunter Kometen oder Meteore vertreten mochten. Er bedeutet aber auch die längere Nacht des Weltendes, die Götterdämmerung, wie der an dem Weltbaume nagende Nidhöggr (oben S. 88) zeigt. Wir werden ihm bei Anlaß der drachentödtenden Heroen wieder begegnen.

Eine Variation des Drachen ist in der Volkssage der Basilisk (von βασιλεύς, d. h. Schlangenkönig), welcher aus dem Ei eines siebenjährigen Hahns entsteht, gleich dem Schlangenkönig eine Goldkrone trägt (Zeichen göttlicher Verehrung), Gold in Menge besitzt und gerne badet, wobei er die Krone ablegt. Sein bloßer Anblick tödtet, noch ehe man ihn selbst sieht; hält man ihm aber einen Spiegel vor, so daß

er sich selbst sieht, so muß er sterben (wie in den an Sonne und Mond erinnernden Sagen vom Sichselbsterblicken der Menschen, oben S. 35).

Als Anhang zu den kriechenden Thieren, die in ihrer Mehrheit auch schwimmen, werfen wir noch einen Blick auf die **Fische**, welche im Gebiete der Sage eine zu geringfügige Rolle spielen, um eine eigene Abtheilung der Sagenwesen zu bilden. Doch sind ihnen mehrere mythische Züge mit anderen Thieren gemein. Man hat Sagen von sprechenden Fischen, wie z. B. das plattdeutsche Märchen von dem „Fischer un sine Fru", von gespenstigen, riesigen und prophetischen Fischen, was alles Beweise von einstiger Hochhaltung dieser Thiere auf Seite des Menschen sind, welcher durch sie das ohnehin verehrte Wasser belebt und bevölkert sah.

(177.) In gewissen heiligen Zeiten, wie z. B. in der Fasten, fängt ein Fisch im Altshauserbach sein unheimliches Wesen an. Er schwimmt den Bach herab bis an die Brücke, die zur Fabrik führt, und zwar in aufrechter Stellung wie ein Mensch und ist gerade so groß. Er hat schon das Wasser verlassen und ist auf dem Land gesehen worden in wirklicher Menschengestalt. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 193.)

(178.) Am Fuße des Philippsberges zwischen dem Lochhause und der Elodramühle ist eine Elstertiefe, die sogenannte Philippstiefe. Im Felsen dort befindet sich tief unten ein eisernes Gitter, hinter dem hausen zahllose Fische von riesiger Größe. Die Tiefe selbst aber ist unergründlich. (Eisel, Voigtl. S. 154.)

(179.) Unter der wüsten Rüßburg beim Dorfe Rüßdorf bildet die Elster zwischen schroffen Felsen mehrere große Tümpfel, z. B. den Pfaffenzipfel und das Hühnerhaus. In letzterm, welches besonders fischreich ist, haust ein Riesenfisch, die Mutter nämlich aller Elsterfische. So oft noch das Ungeheuer sich hat blicken lassen, hat es ein Unglück gegeben, sei's, daß ein Mensch im Wasser sein Leben lassen mußte oder daß Feuerschaden, Pestilenz, Theuerung und Krieg in's Land gefallen sind. (Ebendas. S. 155.)

In der nordischen Edda verwandelt sich der den Hort hütende Zwerg Andwari in einen Hecht. Der den Schatz der Sterne bewachende glänzende Fisch ist ohne Zweifel der Mond und der ihn fangende Loki der Feuergott, das den Sternhimmel leerende Feuer des Tagesgestirns.

II. Die fliegenden Thiere.

Zu diesen bildete der den Schluß der Kriecher machende Drache, welcher zugleich Wasser-, Land- und Luftthier ist, den Uebergang. Sie zerfallen in die deutlich getrennten Gruppen der Insecten und der Vögel.

a) Die Insecten.

Ein gemeinsamer mythischer Charakter läßt sich bei den **Insecten** schwerlich nachweisen. Die sie betreffenden Züge sind vereinzelt und nicht sehr klar. Am ehesten dürften sie Bezug auf die Sterne haben, welche gleich vielen von ihnen glänzende, in der Luft schwebende Dinger sind. Namentlich konnte das Sternenheer an Mücken-, Heuschrecken- u. a. Insectenschwärme erinnern.

(180.) In der Nähe von Teplitz ist der Mückenthurm, ein beliebter Ort für die Ausflüge der Badegäste. Es war einmal ein Förster, der schoß alle Hühner und Gänse und stahl den Leuten ihre Hausthiere. Mit dem Raube eilte er immer den Berg hinauf und so rasch, daß ihn der Schnellste und Gewandteste nicht einzuholen vermochte. Da hatte er einmal auch einem armen Mütterchen ihre Kuh gestohlen. Das Mütterchen aber war im Besitz einer Wünschelruthe. Sobald sie den Raub bemerkte, schwang sie die Ruthe und rief im höchsten Zorne: Du sollst zerstochen sein, bevor du den Gipfel des Berges erreichst. Sogleich kam ein ungeheurer Mückenschwarm und zerstach den Räuber, bis er entseelt am Boden lag. An der Stelle, wo er erstochen wurde, baute man später ein Thürmchen und das heißt das Mückenthürmchen. (Grohmann, Böhmen. S. 216.)

Natürlich wird die Biene mit besonderer Achtung behandelt. Man zeigt dem Bienenschwarm die Todesfälle im Hause an; den Tod der Biene bezeichnet man, ungleich anderen Thieren, mit „sterben". Fortziehen der Bienen bedeutet einen bevorstehenden Todesfall; wer sie tödtet, verfällt dem Teufel u. s. w.

Mythischen, aber auch dunkeln Inhalts sind die an Marien- (oder Sonnen-), Mai- u. a. Käfer gerichteten Kindersprüche. So z. B. an das Marienkäferchen, das bezeichnender Weise auch Gotteskühlein, Herrgottskalb, Sonnwendkäfer u. s. w. heißt und die Kinderseelen zum Himmel bringen soll:

Sunne-Sunne-Katharine,
lat de Sunne schiene,
lat den Regen öwer gahn,
dat wi könt in Schole gahn.

Oder (auch vom Maikäfer):

Sunneküken flieg,
Din Vader is in Krieg,
Din Moder is in Pommerland
Pommerland is affebrant,
Sunneküken flieg.

Der Hirschkäfer oder Schröter war dem Donar heilig; er zieht daher wie das Volk meint, den Blitz an; er trägt glühende Kohlen in die Häuser und zündet sie an.

b) Die Vögel.

Das ganze Geschlecht der **Vögel** hat schon durch das Fliegen einen überirdischen Charakter und bietet hierdurch zu Vergleichungen mit den Gestirnen Anlaß. Die Vögel spielen daher auch in jeder Mythologie eine Hauptrolle, und mit Vorliebe sind sowohl die Götter und Genien der Heiden, als die Engel und Teufel der Parsen, Juden, Christen und Islamiten geflügelt.

Die Vögel bilden in der Volkssage ein Reich und berühren sich zum Theil in ihrem Wesen viel näher mit den Menschen als die bisher berücksichtigten Thiere.

(181.) Im indischen Pantschatantra wird erzählt: Der Schwan, in Indien König der Vögel, hatte eine Selbstwahl seiner Tochter veranstaltet, d. h. eine Versammlung von Freiern, aus denen sie sich einen Gatten wählen möge. Die Wahl der Tochter fiel auf den Pfau Darüber gerieth aber dieser vor Freude so außer sich, daß er anfing zu tanzen, dies aber auf unanständige Weise that, was den König so aufbrachte, daß aus der Hochzeit nichts wurde.

Merkwürdiger Weise wird diese selbe Sage anderwärts auf Menschen angewandt. Herodot erzählt sie nämlich von dem Benehmen des Atheners Hippokleides als Erkorenen der Tochter des Kleisthenes von Sikyon.

Aus der deutschen Volksfabel ist im Staate der Vögel der schlaue Sieg des Zaunkönigs über den Storch bekannt.

Unter den Schwimmvögeln ist vor Allem der Schwan
logisch bedeutsam, woran denn auch seine nordische Folie, die
s und ihre kleinere watschelnde Schwester, die Ente, Antheil
t. Die Gans ist beliebte Hexenhülle und wird zum Wahrsagen
ndet.

(182.) Im Elsaß giebt es eine kleine Brücke, genannt das „Gäns-
", weil man dort eine große weiße Gans, wie eine Schneegans, sieht,
den Leuten Nachts nachgeht und sie irre führt, daß sie im Kreise herum
rn. (Stöber.)

Der Schwan ist Sternbild, des Zeus Verkleidung bei Leda und
r deutschen Sage Lohengrin's Kahnführer. Das fabelhafte
wanenlied" oder der Schwanengesang ist eine deutliche Spur
Vergötterung und vielleicht eine Allegorie des wundersamen
rothes, dieser sichtbaren Musik des Sonnengottes. Die Verbin-
Leda's mit dem Schwan wird im Norden zur Frau Berchta
em Schwan- oder Gansfuß ernüchtert, welche des Namens wegen
in der Sage von der spinnenden (den Fuß breit tretenden) Kö-
Berta von Burgund (Berthe au grand pied) fortlebt, und
ebene oder verkannte Prinzessen sind sehr oft Gänsemägde.
reiche Schwäne figuriren in der nordischen Göttersage, und die
anenhemden der Walküren gehören auch hierher. Man vergleiche
Märchen „Die goldene Gans" bei Grimm und „Schwan kleb'
bei Bechstein, humoristische Nachklänge einstiger Verehrung dieser
ibischen Vögel.

Unter den Sumpfvögeln verehrte Alt-Aegypten den Ibis,
Verkünder der Nil-Ueberschwemmung, der Norden aber bis heute
n heiligsten Vogel, den Storch. Wie derselbe durch seine An-
im Frühling die warme Jahreszeit, den jungen Sonnengott
t, so bringt er auch in die Häuser deren Segen, die Kinder.
Nest schützt nach dem Volksglauben vieler Gegenden das Haus
Blitz und Brand. Wenn Störche auf ein Haus nicht mehr kommen
von selbem wegziehen, erfolgt ein Brand. Wer Storchnester
rt, dem geben die Kühe rothe Milch oder brennt das Haus ab.
dies wird auch von den Nestern anderer beliebter freien Haus-
gesagt, der Schwalben und der Rothkehlchen.

Wegen ihrer Verehrung gelten die Störche auch vielfach als verwandelte Menschen und ihre Versammlungen bisweilen als solche von Freimaurern oder Hexen. Dabei wird jedesmal einer todtgebissen, wozu Anlaß giebt, daß sie in der That schwächliche Individuen tödten sollen.

(183.) Ein Mann zu Strückhausen, auf dessen Heuermannswohnung ein Storchnest war, erzählte: Ich war auf der Kaje am Braker Hafen, da hörte ich den Zuruf „Guten Tag, Jan!“ Der Zuruf kam von einem Schiffe her, das dort im Winterlager lag. Verwundert sah ich hinüber, denn seit dem Tode meiner Frau pflegt mich in dieser Gegend niemand bei meinem Vornamen zu rufen. Da erblickte ich einen Schwarzen, der auf dem Hinterdecke des Schiffes, langbeinig wie er war, dastand. „Er kennt mich nicht?“ fuhr der Schiffsmann fort. Ich wußte nicht, wie ich zu einer Bekanntschaft kam, die mich in der That befremdete. „Nun,“ sprach er weiter, „so will ich es ihm sagen; ich niste im Sommer auf seinem Hause als Storch, dann setze ich mit meinen Freunden und Verwandten nach Afrika hinüber, und da bin ich wieder auf einige Monate ein Mensch. Dann pflege ich wohl eine Seereise zu machen, wie ich eben jetzt auch gethan habe, um dann mit dem Beginn des Frühlings mein Leben als Storch wieder fortzusetzen.“

Ebenso bedeutend steht in der Mythe das Hühnergeschlecht da. Man nennt das Feuer „den rothen Hahn“, ein Bezug auf Feuer- und Sonnendienst, bei dem wahrscheinlich Hähne geopfert wurden. Den Sonnen- und Feueranbetern Erans war der Hahn der König der Vögel. Die Griechen opferten dem Asklepios einen Hahn, wenn sie genasen; dieser Gott war eben der Sohn des Sonnengottes, den der Hahn am Morgen verkündet.

Im Norden hieß es, ehe das Weltende herannahe, krähe der röthlich glänzende Hahn Fialar, dann wecke der bei Odin befindliche Gullinkambi (Goldkamm) die Asen, und der die Hel bewohnende Sotraudr (Rußfarbige) antworte (Wölu-Spa). — Daher gilt der Hahn auch als Verkünder des Wetters und prangt auf den Thürmen, und wieder, in der französischen Revolution, als Sinnbild der Freiheit.

(184.) An der nördlichen Spitze des Hakels liegt ein großer Erdfall, der zum Theil mit Wasser ausgefüllt und am Rande mit hohem Schilfe überwachsen ist. Dieses Wasser heißt das Grundlos.

Hier stand einst ein Raubschloß, da ging es gar hoch her, und die Schädel der Erschlagenen lagen rings auf dem Boden umher. Auf der Mitte

des Hofes stand eine Rolandssäule, das Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit, mit ausgebreiteten Armen. Und einstmals um Mitternacht stiegen drei große Hähne herab von dem runden Dache des Burgverließes und wandelten langsam über den Hof, dem geharnischten Roland zu. Dann hoben sie sich zugleich im Fluge, der größte Hahn, höher und stärker befiedert als ein Adler, setzte sich auf den Kopf der Rolandssäule, die anderen nahmen Platz auf seinen Ellenbogen. Und nun krähten sie, alle drei zugleich dreimal, daß der Hof und der nahe Wald widerhallten. Anfangs war Alles still. Dann erscholl aus dumpfer Ferne: „Wehe! Wehe! Wehe!“ — Siebenmal krähten nun die Hähne noch lauter, und das: „Wehe! Wehe! Wehe!“ erscholl zum zweiten Male. — Neunmal krähten die Hähne noch lauter; und nun erhob sich der große Hahn hoch in die Lüfte und schrie: „Wehe! Wehe! Wehe! Heute noch versinkt die Raubburg!“

Bald darauf, noch vor Tagesanbruch, war da, wo vorher die Raubburg stand, das Grundlos. Als die Sonne die Mitte des Himmels erreicht hatte, war noch das Dach der immer tiefer einsinkenden Burg zu sehen. Es war ganz mit Menschen bedeckt, die in ihrer Herzensangst immer höher nach der Spitze des Daches hinanklommen, je näher ihnen das Wasser des immer steigenden Sees kam. Ein Mann, welchen das Geschick schon in der Nacht zum Zeugen dieses Vorfalles gemacht hatte, unterschied deutlich an der Kleidung etwa acht Ritter und zwölf Knappen. (Pröhle, deutsche Sagen. S. 53.)

Wenn der Hahnenschrei erschallt, werden die davon überraschten Hexen oder Riesen verscheucht oder zu Stein. Ein auf den Bergen gehaltener schwarzer Hahn ist ein Mittel gegen das (später zu erwähnende) Alpdrücken des Viehs. Ein Hahn, als Thier des Tages, legt auch das Ei, daraus der Basilisk, ein Nachtthier, kommt. Ein schwarzer Hahn, weil mit seinem Charakter ein Widerspruch, ist dem Teufel geweiht, der auch eine schwarze Hahnenfeder trägt. In Böhmen nehmen Kobolde die Gestalt schwarzer Hühner an. Goldene Hühner vertreten ebenda die Stelle von Schätzen. Die Volkssage kennt auch häufig Hühner, welche goldene Eier legen, was wie alles mythische Gold und Silber mit den Gestirnen zusammenhängt. (Vergl. Nork, Myth. der Volkssage. S. 379 ff.)

(185.) Eine wohl in den Anfang des 13. Jahrhunderts hinauf reichende Weichbilds- oder s. g. Martersäule vor dem St. Nikolausthore in Breslau führt im Volksmunde seit undenklicher Zeit den Namen „die Hahnkrähe“, von dem an der Westseite der Säulekrönung ausgehauenen Hahne mit ausgebreiteten Flügeln. In der Krönungsnische gegen Mittag sieht man einen Reiter in vollem Rennen, und auf zwei anderen Seiten die Kreuzigung und

eine Dreieinigkeit. Ob richtig oder nicht, deutet das Volk die Darstellung auf einen alten Ritter Henzko (Heinze) von Wiesenburg, welcher eine eben so schöne als tugendsame Gemalin hatte, die er über Alles liebte und die sein ganzes Glück ausmachte. Als daher ein Herzog Heinrich an einem Kreuzzuge theilnahm und Henzko, es heißt auf Anstiften eines herzoglichen Günstlings Leutko, welcher ein Auge auf die schöne Frau geworfen und ihn entfernen wollte, vorausreiten und eine Botschaft ausrichten sollte, traf er, wie eine Falle ahnend, mit seiner Frau die Abrede, sie solle von seinem Tode sich nur dann für überzeugt halten, wenn ihr Jemand das silberne Crucifix, das er immer an seiner Brust zu tragen pflegte, überbringen werde. Sie versprach es, und Henzko ritt fort. Aber noch nicht am Reiseziele, verfiel er von der Anstrengung in eine Krankheit, was er seiner Gattin meldete. Leutko wollte dies benützen, gab ihr Nachricht von Henzko's gewissem Tode und ließ seine Wünsche merken. Die Treue wies ihn gebührend ab. Henzko genas, richtete seinen Auftrag aus und machte sich geflügelt auf den Heimweg, als er in einem Walde von Räubern angefallen wurde, die ihn als Sklaven in eine nahe Seestadt verkauften. Ein Diener war entkommen, berichtete aber daheim, um seine Flucht zu beschönigen, sein Herr sei erschlagen worden. Abermal versuchte der Günstling des Herzogs sein Glück und abermals vergebens. Drei Jahre trug Henzko das Sklavenjoch, als er eine Nacht träumte, er sehe seine Gattin mit Leutko zum Traualtare schreiten. Entsetzt wachte er auf und rief aus: O könnte ich vor Sonnenaufgang in Breslau sein, ich wollte meiner Seele Heil d'rum geben! — Kaum gesagt, hörte er neben sich einen Hahn krähen, und der Böse rief, vor seinem Bette stehend, sein Wunsch solle erfüllt werden, falls er den Vertrag halte. Dieser wurde geschlossen, dann hieß der Böse Henzko auf den Hahn sitzen, welcher lustig die Flügel schlug, ihn in Sturmeseile davontrug und sich mit dem im Fluge Eingeschlummerten vor dem Breslauer Nikolaithore niederlassend, ihn durch Krähen erweckte, als eben die ersten Sonnenstrahlen die Thürme beschienen. Sogleich wurde der Hahn zum schön gezäumten Rappen und brachte den Ritter zu seiner Gattin, die ihn freudig begrüßte. Der Böse vermochte wegen des Crucifixes nichts wider ihn und sah sich getäuscht. Henzko aber ließ zum Danke gegen Gott die Weichbildsäule setzen. (Leipziger Illustr. Zeitg. 1858. S. 257.)

Die Taube, der zahme Vogel des Hausdaches, war den Alten Sinnbild der Liebe und daher der Aphrodite heilig. Eine vorausfliegende Taube zeigte den Colonisten aus Chalkidike den Weg nach Cumä in Italien. Tauben verkündeten dem chaldäischen König Xisuthros wie dem hebräischen Patriarchen Noah das Ende der Fluth. Im Mittelalter wiesen sie zur Gründung mehrerer Klöster (Pfävers in der Schweiz, St. Georgenberg in Tirol) den Platz an. Sie sind unverletzlich gleich den Störchen, Schwalben u. s. w.; Lach- und

elrauben im Zimmer schützen gegen verschiedene Krankheiten, zeigen
tze (Grimm's Sagen 123) und halten Feinde ab. (Ebd. 124.)
iße Tauben sind häufig Bilder der Menschenseele.

(186.) Es war am Ende des 16. Jahrhunderts, als Hans Sigmund
Wellwart drei Unterthanen einkerkern ließ, darum, daß sie den neuen
ben nicht annahmen, vielmehr Andere wieder abwendig zu machen suchten.
Eine davon sollte sich an einem evangelischen Mädchen urthätlich vergriffen
n, dem Andern bürdete man auf, einen Laib Brod gestohlen zu haben,
der Dritte hätte einen Markstein herausgezogen. Diese Umstände, verbunden
ihrem Widerspruch gegen die Annahme der evangelischen Lehre, zog ihnen
nglich harte Haft und Folter zu. Und als sie solche standhaft aushielten
keinen Schrei des Schmerzens thaten, auch nicht eingestanden, immer ihre
huld betheuernd, da entbrannte Hans Sigmund in heftiger Zornes-Auf-
ung und verurtheilte sie zum Galgentode. Als die Henker ihr verdamm-
 Werk vollbracht und die drei Leiber entseelt da hingen, da flogen drei
ße Tauben von ihnen aus, der Höhe zu und verschwanden in den
ken, die zuerst sich öffneten, darnach hinter ihnen sich verschlossen. Das
 erkannte hieraus ihre Unschuld. Die weißen Tauben sollen die Seelen
drei Unglücklichen gewesen sein. Das Herz Hansen Sigismunden erzitterte
b und zur Sühne der unschuldigen Opfer ließ er nun drei evangelische
en erbauen. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 282.)

(187.) Ein Herr hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen,
ich aber nicht gut miteinander vertrugen. Als der Bruder wieder ein mal
 Vater über die Schwester klagte, rief der Vater: er wollte, sie würde
Taube und flöge fort. Sogleich geschah es, und nun reute es den Vater,
 noch mehr den Sohn, der nun allein spielen sollte und von anderen
ern Spott und Schläge empfing. Er erklärte dem Vater, er wolle aus-
dern und die Schwester suchen, ließ sich's nicht ausreden und nahm
ein flächsenes Hemde, in welches er der Verlorenen Namen hatte nähen
n. Wie er nun so auf dem Wege war, kam er in einen großen, großen
d und wanderte weiter, bis es Abend wurde und er ein Häuschen traf,
r anklopfte. Heraus kam eine alte Mutter, die er um ein Nachtlager
 sie aber erwiderte, sie übernachtete ihn gerne, aber ihr Sohn, der Wind,
e ihn zerreißen, wenn er heimkomme. Der Knabe ließ nicht nach und die
 versteckte ihn. Nicht lange, so hörte man ein furchtbar Brausen und alle
me neigten sich im Walde. Da kam der Wind und sagte, wie er in's
s trat: Die Mutter habe einen Menschen, sie solle ihn bringen, damit er
zerreiße. Vergebens läugnete sie, bis der Wind versprach, dem Knaben
s zu thun. Sie brachte ihn und der Wind hieß ihn essen und getrost sein
 fragte ihn nachher um sein Anliegen. Dann versprach er, morgen nach
Taube auszusehen, sah sie aber nicht und der Knabe reiste ab, kam Abends

zu einem zweiten Häuschen, und da warnte die Frau drinn vor ihrem Sohne, dem Raben. Alles geschah gleich, und im dritten Häuschen wohnte die schöne „Frau Sonne", die ihn freundlich aufnahm und am Morgen die Taube ausspähte. In einem großen Wasser auf einer Insel in einem Schlosse sei sie. Sie hieß ihn eine schwarze Henne kaufen, kochen, essen, die Gebeine aber aufbewahren, da zum Schloß eine gläserne Brücke führe, über die er nur mittelst dieser Knöchelchen zu gehen im Stande sein werde. Er that dem also, fand die Brücke, die so hell blinkte, daß er es kaum aushielt, und legte Beinchen um Beinchen bis er fast zu oberst war, wo er aber merkte, daß er eines verloren hatte und noch ein Schritt fehlte. Da schnitt er sich den kleinen Finger ab und kam an das schöne Schloß, in welches er trat und in einem Zimmer eine Mahlzeit gerüstet traf. Er setzte sich und aß, ging dann weiter und sah im zweiten Zimmer in 14 Betten 14 Mädchen schlafend, und eine davon war seine Schwester, die er an den dastehenden Pantoffeln kannte. Er legte ihr das flächsene Hemde auf's Kissen und ging in's dritte Zimmer, welches ganz himmelblau und glänzend war, und kam da in den Garten. Indessen erwachten die Mädchen und als die Schwester das Hemde mit dem Namen sah, merkte sie, ihr Bruder sei hier, klagte aber, daß er nicht „eine Mandel (15 Stück) Besen zu Asche gekehrt", was sie erlöst hätte; jetzt sei sie verwünscht in die finstere Welt. Damit ging sie hinab in den Garten, wo er war, und ohne ihn grüßen zu dürfen, in die finstere Welt. Der Bruder nahm das zurückgelassene Hemde und ging ihr traurig nach. Da kam er zu einer Mühle an einem weiten Meere, über dem drüben die finstere Welt lag. Der Müller belehrte ihn, ein Rabe komme täglich aus der finstern Welt zur Mühle und hole drei Tonnen Mehl; in eine möge er sich setzen. Aber wenn der Vogel eine zu leicht, wie zu schwer finde, lasse er sie in's Meer fallen. Der Knabe that Alles, aber der Rabe, als er fast drüben war, ließ die Tonne, worin er war, fallen, weil er sie zu leicht fand. Die Wellen trieben die Tonne an's Land, er schlug mit dem Hammer, den er bei sich trug, ein Loch, trat heraus, hörte vor dem Schlosse zufällig von den 15 Besen, sah, wie er kehrte, sie zu Asche brennen, trug die Asche nach Vorschrift in's Meer, worauf sich hinter ihm ein furchtbarer Knall hören ließ und er im Schlosse die 14 Mädchen wieder schlafend fand, das Hemde abermals auf ihr Kissen legte und sie dadurch erlöste. Jetzt wohnen sie reich und glücklich im Schlosse. (Schlesisches Märchen in Wolf's Zeitschr. f. d. Myth. I. 310—315.)

In zahlreichen Märchen spielen die Tauben auch eine bedeutende Rolle als Gegenbilder der schwarzen Raben.

Der letztgenannte Vogel ist eines der älteren Sternbilder und seit uralten Zeiten ein Wahrsager, wozu seine Klugheit, sein langes Leben und seine unheimliche Stimme Anlaß boten. Er war der Vogel

Apollons, wie Odins; auf des Letztern Schultern saßen zwei Raben, Huginn und Muninn, d. h. Gedanke und Erinnerung (die beiden den Sonnengott umgebenden Nächte, sinnig als Zeiten des Nachdenkens und Träumens aufgefaßt), und flüsterten ihm in's Ohr, was sie, da er sie täglich aussandte, die Welt zu erforschen, ausgekundschaftet hatten.

(188a.) Nach einer Sage in Werdenberg sind die Raben verwandelte Menschen, die wegen ihres Uebermuthes auf diese Weise gestraft worden seien. Wegen seiner Schwärze wird der Vogel auch vielfach für eine Hülle des Teufels gehalten und wie die Taube das Licht und das Leben, so vertritt der Rabe die Finsterniß und den Tod; er ist ein Leichenvogel.

(188b.) Der König Artus, erzählt Cervantes im Don Quijote, lebt noch, in die Gestalt eines Raben verzaubert, weshalb kein Engländer diesen Vogel zu tödten wage. Die Appenzeller sagen: „Rappa (Raben) sönd öber's Hus döra gflogen ond hend Schrä gloh (Schreie gelassen, d. h. ausgestoßen), es ged an Ohglöck (Unglück)" und „wenn an Rapp Schrä lod (Schreie läßt, schreit), so geds (giebts) an Chog (Aas, Leichnam)".

(189a.) Zur Zeit, da die Pest im Voigtlande wüthete, kam von Norden her ein weißer Rabe in's Land und rief: „Freßt nur recht Rapuntica, sinten kimmt kä Mensch derwä!" (Eifel, S. 147.)

(189b.) Im Vatnsdalr, im Nordlande Islands, stand ein Hof, dessen Leute, Bauer wie Dienstboten, roh lebten und namentlich sich einen Spaß daraus machten, Sonn- und Feiertage durch grobe Arbeiten zu entheiligen. Nur ein junges Mädchen im Hause machte sich von so was los so viel es konnte und war mild gegen Menschen und Thiere. Es fütterte einen Raben täglich, der beim Hofe nistete, und der wurde so zahm, daß er ihm immer zuflog und aus der Hand fraß. Eines Tages, als die Hofleute abermals, trotz eines Kirchenfestes, arbeiteten, wollte der Vogel das ihm dargebotene Futter nicht nehmen, sondern flog, immer wiederkehrend, ein paar Schritte vom Mädchen weg, und wenn es sich ihm näherte, wieder etliche Schritte, bis sich eine Masse vom Berge ablöste und den Hof mit allen Bewohnern verschüttete. Manche fügen bei, man habe einen weißgekleideten Engel erblickt, welcher durch Schlagen an den Berg den Sturz veranlaßte. (Maurer, Isländ. Volkssagen.)

(190.) In einem dänischen Volksliede fahren König und Königin „über das salzige Meer", die Letztere zu ihrem Unheile. Draußen stand das Schiff auf einmal still, ohne daß man einen Grund dazu entdeckte. Ein „wilder Nachtrabe" flog her und wollte es in den Grund senken. Da versprach die Königin dem Nachtraben Silber und Gold. Er erwiderte, nicht Silber und Gold verlange er, sondern Besseres, nämlich was sie „unter ihrem Leibgurte" trage. Da

warf die Königin ihren Schlüsselbund über Bord und der wilde Rabe flog von dannen. Als sie heim kamen, wandelte die Königin am Strande und fühlte, wie unterm Leibgurte ihr Kind sich rühre. Und als fünf Monde herum waren, genas sie eines schönen Sohnes, den sie German taufen ließ. Trotz eines Wehgefühles hielten sie den Knaben für geborgen. Der Knabe wuchs, übte sich im Reiten und Fechten, und so oft ihn die Mutter ansah, betrübte sich ihr Herz. Er fragte sie einst um die Ursache, und sie entdeckte ihm die Sache, daß er dem Raben verpfändet sei. Der Sohn tröstete die Mutter: „Was mir mein Schicksal bescheeren will, davor kann mich Niemand bewahren".

Eines Donnerstags Morgens im Herbste flog der häßliche Rabe zur Königin herein in die Frauenstube und forderte Haltung ihres Gelöbnisses. In der Angst schwur die Mutter eidlich, weder von Sohn noch Tochter zu wissen. Der Rabe flog drohend von dannen und schrie, German werde ihm nicht entgehen. Als dieser 15 Jahre alt war, sandte er nach England um des Königs Tochter. Die wurde ihm zugesagt und er kleidete sich köstlich in Scharlach und bat seine Mutter um ihr Federgewand, um hinzureisen. Sie gab ihm's mit den Ahnungsworten, sie werde ihn wohl nimmer sehen. Fort flog er über's Meer. Dort saß auf einer Klippe der wilde Nachtrabe, der dem Daherfliegenden schrecklich zurief, er gehöre ihm. German bat ihn, zu seiner Braut fliegen zu dürfen, und er werde, so wie er diese gesprochen, sich ihm an demselben Orte stellen. Der Rabe stimmte bei, erklärte jedoch, ihn vorerst zeichnen zu wollen, damit er ihn wieder erkenne, hackte ihm dann sein rechtes Auge aus und trank ihm sein helles Herzblut aus.

German langte bei seiner Jungfrau Adeluz bleich und blutig an. Die Jungfrauen verstummten sogleich in ihrem Kosen, und Adeluz, Nadel und Scheere von sich werfend, schlug ihre Hände zusammen und fragte ihn, woher sein Anblick komme und sein Kleid blutig sei. German sagte ihr Lebewohl und eröffnete ihr, was ihm bevorstehe. Da zog Adeluz einen goldenen Kamm heraus und kämmte ihm, viel weinend, die Haare, seine Mutter, als die Quelle seines Unglückes, verwünschend, indem sie beide Arme um ihn schlang. German entschuldigte seine Mutter, da seinem Geschicke Niemand entrinne. Hiermit hüllte er sich wieder in sein Federgewand und flog fort. Adeluz folgte ihm eben so schnell in einem Federgewande. Als er in Wolkenhöhe hinflog auf und ab, flog sie beständig immer nahe hinter ihm her. Kehrt um, stolze Jungfrau Adeluz, nach Hause, ihr ließet eure Saalthüre offen und euere Schlüssel zur Erde. Laß meine Saalthüre offen stehen und meine Schlüssel liegen zur Erde, wohin ihr zu euerm Geschick wollt' gehen, dahin ich euch folgen werde.

German flog auf und ab, die Wolken hingen dichte; es brach herein die Dämmerung, sie verlor ihn aus dem Gesichte. Alle Vögel, die nun Adeluz im Fluge traf, die schnitt sie mit ihrer Scheere in Stücke, um den wilden Raben zu treffen. Aber wie sie zum Strande herab sich ließ, traf sie German nicht mehr, nur seine rechte Hand traf sie. Da schwang sie erzürnt sich wieder

auf, dem Raben den Tod zu bringen; sie flog gen Westen, gen Osten, sie flog, alle Vögel wieder in Stücke zerschneidend. So traf sie den Raben und begann einen Kampf mit ihm, bis sie auch ihn in Stücke schnitt, aber vor Ermüdung ebenfalls starb. (Heine, sämmtl. Werke. 1861, VII. Bd. S. 60.)

An die Stelle des Raben tritt oft seine nahe Verwandte, die Krähe.

(191a.) Reri, der Sohn Sigis, des Sohnes Othins, und seine Gattin waren kinderlos, was sie sehr betrübte. Sie baten zu den Göttern um Nachkommenschaft und Othin hörte sie. Er nahm seine Traute, des Riesen Hrimni Tochter, und gab ihr einen Apfel, den sie dem Könige bringen sollte. Sie nahm den Apfel, zog die Gestalt einer Krähe an und flog dahin, wo Reri auf einem Hügel saß. Sie ließ den Apfel in dessen Schoß fallen, er verstand, was das zu bedeuten hatte, ging heim, aß vom Apfel und begab sich zur Königin, die bald Mutter wurde des besungenen Walse oder Wolse, des Stammvaters der Wolsungen und Sigfrids. (Wolsungasaga 3. 4. Kap.)

(191b.) In dem Flurtheile die Hechel, bei Lothra, fliegt eine schwarze Krähe herum und hackt den Vorübergehenden auf den Kopf. Das ist der Geist eines alten reichen Mannes, der als Geizhals arg verschrieen gewesen war. (Eifel, S. 146.)

Die Elster (Agerst) gilt in der östlichen Schweiz als verwandelte Hexe.

(192a.) Ein Jäger wurde eines Morgens von einer Elster, die auf einem Baume saß, wegen fortwährender Fehlschüsse ausgespottet, so daß er zornig die Flinte anlegte und sie mit Schrot in's Bein traf, worauf die Verwundete einer nahen Hütte zuflog. Als er nach der Jagd in derselben einkehrte, fand er den Hausflur voll Blut und die Hauswirthin mit verbundenen Füßen am Ofen sitzen. — In der Landschaft Toggenburg sagt man: wenn man eine Elster schieße, so zerspringe die Flinte. Der Elster Schreien bedeutet Zank, und wenn in der Schweiz eine solche dem Fischer nachfliegt, so fängt er wenig.

(192b.) In Hochgräflich Wurzach'schen Diensten war ein Jäger, der oft von der Lindenwirthin ver- oder behext worden sein soll. Das kam so. Er habe gar oft, wenn er einen Hirsch habe schießen wollen, auf dem Anstand auf Scheinhirsche geschossen. Er hat Hirsche gesehen, nach dem Schusse war nichts sichtbar.

Dieses verdroß nun den Jäger und er dachte darüber nach, der Lindenwirthin auch einen Possen zu spielen. Der Jäger wußte, daß Elstern eine Art verhexter Vogel sind. Nun fängt er eine Elster und läßt sie heimlich in die Wirthsstube, und geht auf den Anstand.

Nicht lange auf dem Anstand weilend, fliegt die Elster mit einem Bündel Schlüssel daher und läßt diese vor dem erstaunten Waidmann fallen. „Wart Lindenwirthin, ich will dich auch fangen!" sagt der Jäger zu sich selbst. Sogleich wird der Stand verlassen, und in die Linde der Weg angetreten. In der Wirthsstube angekommen, verlangt der Jäger sogleich Wein. Die Wirthin will in Keller, findet keine Schlüssel. Der Jäger fordert ungestüm Käs. Die Wirthin kann ohne Schlüssel nicht in Keller. Der Jäger verlangt noch Vieles. Die Wirthin kann beim besten Willen nicht helfen.

Endlich erbarmt sich der Jäger der Wirthin, giebt ihr die Schlüssel und erzählt ihr den Hergang, macht aber die Bedingung, daß sie ihn nicht mehr mit Scheinhirschen behexen solle. Die Wirthin versprach das Hexen einzustellen, und von jener Stunde an gab es keine Scheinhirsche. Der Jäger und die Wirthin waren von selber Zeit gute Nachbarsleute. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 119.)

Der Specht, im alten Italien der Lieblingsvogel des Mars, hackt zum Nisten ein Loch in einen Baumstamm. Hat er Junge, so kann man in das Loch einen Zapfen treiben, worauf der Vogel gleich mit der sogenannten Springwurzel erscheint und durch Berührung des Zapfens mit derselben sein Nest wieder frei macht, die Wurzel aber fallen läßt, welche Dem, der sie findet, alle Thüren und Schlösser öffnet.

Der Kukuk ist gleich dem Raben ein Wahrsager, daher die Redensart „das weiß der Kukuk"; im Alterthum überraschte Zeus in seiner Gestalt die Hera, weil er als Bote des Frühlings zum Sonnendienste gehört. Bekannt ist das Zählen des Geldes in der Tasche und der Lebensjahre oder auch derjenigen bis zur Hochzeit, oder gar der zu erwartenden Kinder, nach seinem Rufe. Letzteres zeigt ihn als Frühlingsboten in Anwendung auf das ganze Leben. Weil er aber seine Eier betrügerisch in anderer Vögel Nester legt, hat sein Name auch einen übeln Ruf, so daß bei den Römern der untreue Gatte Cuculus hieß (bei Plautus). Umgekehrt hat im Englischen (cuckold) und Französischen (cocu) der von der Gattin Betrogene diesen Spottnamen. In Deutschland wurde „Gauch" (Kukuk) ein Schimpfwort, und daher gilt des Vogels Name auch als Synonym des Bösen, z. B. „des Kukuks werden", „geh' zum Kukuk" (statt „Teufel").

Der König der Vögel, der Adler, ist Sternbild und als des Zeus Begleiter Bild der Sonne, aber auch Träger der Blitz- und Donnerkeile. In Persien war er das Bild des Ormuzd, wie der

Drache das des Ahriman. Daher wurde er auch Symbol der Kaiser- und Königswürde. Im Norden trug Odins Gegner, der Riese Thiassi, Adlerflügel, und in Asgard saß ein Adler auf dem Welt-Eschenbaume, dem „Vieles bekannt war" (Edda) und ein Drache nagte an der Wurzel.

Das Gegenbild des edelsten Tagraubvogels bildet die unheimliche Eule, die als Nachtthier natürlich auch ein Hexen- und Zauberthier ist. Im Hellas war sie wegen ihrer Wachsamkeit ein Sinnbild der Weisheit und der Athene heilig, und wegen ihrer Verborgenheit Verwandlung der vom wollüstigen Vater verfolgten Nyktimene. In der Schweiz bedeutet der Eule Ruf in der Nähe eines Hauses den baldigen Tod eines Bewohners, an einigen Orten aber auch ein fruchtbares Jahr.

(193.) In Iberg (Kanton Schwiz) heißt eine Höhe Hirschfluh, und eine Guggerenfluh, weil dort ein mythischer Vogel, der Guggehuh, sich aufhält und seit mehreren Jahrhunderten immer derselbe ist. Man wollte ihn schießen, aber es mißlang stets. Er läßt sich nur Nachts sehen und „gruchset" (ächzt) dann wie ein kranker Mensch zwischen jenen Flühen. (Lütolf und Mittheilung durch P. Gall Morell.) Die Guggerenfluh sei ohnehin ein Ort, wohin seit Uraltem alle Geister gebannt werden.

Bekannter als fabelhafter Vogel ist der Greif (Löwe mit Adlerkopf und Adlerflügeln), einst gleich dem Adler ein Bild der Sonne. In Asien vermuthete das Alterthum ein Gold hütendes Volk der Greife.

(194.) In alter Zeit hausten räuberische Männer auf der berüchtigten Burg Greifenstein in Tirol. Sie hatten einen Vogel Greif mit Flügeln, die ausgebreitet einen ganzen Acker überschatteten, und Krallen schärfer als Stahl und Eisen. Er zerknickte mit dem Schnabel Eisenstangen wie Strohhalme, war abgerichtet, Raub zu holen, und kam ein Fuhrmann mit Roß und Wagen daher, so schoß der Vogel nieder, packte Roß und Wagen mit seinen Fängen, flog damit auf und stellte die Beute im Burghofe nieder. (Zingerle.)

Ein solcher Greif raubt in der Sage vom Kaiser Octavianus den Löwen sammt dem von diesem entführten Knaben. Eine Sage vom „Vogel Greif" enthalten Grimm's Märchen in einem fehlerhaften Schweizerdialect, welcher in der ersten Auflage dieses Buches (S. 49 ff.) in seiner Aechtheit wieder hergestellt ist. *)

---

*) Mußte in dieser Auflage des Raumes wegen wegbleiben.

(195.) Eine Sage, welche der Erzähler sich erinnert, in seinen Knabenjahren gelesen zu haben, läßt das Grafengeschlecht der Schaffgotsch aus einer Schäferfamilie in uralter Zeit herstammen. Nach dieser Legende herrschte in grauer Vorzeit über die großen Gebirge, die nahe an's alte Sachsenland streifen und das alte Böhmerland von unserm heutigen Schlesien scheiden, ein junger reicher Herzog mit seiner schönen und liebenswürdigen Gemalin, denen die Vorsehung eben das erste Pfand treuer Gattenliebe, ein liebliches Söhnlein, beschéert hatte. Eines Tages hatte die Kinderwärterin das Kind, welches kaum das erste Jahreskleid angethan, für einen Augenblick unbewacht gelassen, als sie bald darauf trostlos ohne Kind zum herzoglichen Schloß zurückkehren mußte. Das ganze Schloß gerieth darüber in Bewegung, alle Dienstleute des Herzogs forschten und späheten nach dem Räuber und dem Verbleib des Kindes in allen Winkeln und Ecken des Schlosses, in Garten und Feld, Flur und Wald. Nirgends war eine Spur von dem Lieblinge zu finden. Allen Ausgesendeten voran, eilte der wackere Schäfer des Herzogs. Bald entdeckten seine scharfen Augen den Räuber. Ein ungeheurer Raubvogel war es, der langsam dahin schwebte und etwas in seinen Fängen trug. Mit seinem tüchtigen Schäferstock bewaffnet, eilte der Schäfer dem Unthier rastlos nach, ihm die theuere Beute abzujagen. Endlich ließ sich das Ungethüm auf einer Felsenhöhe nieder, dem heutigen Greiffenstein (Greif am Stein). Schon war der wackere Schäfer ganz in seiner Nähe, als der furchtbare Vogel sich wieder erhob und mit seiner Beute fortschwebte. Unermüdlich eilte der Schäfer nach. Der Greif suchte seinem Verfolger zu entkommen; aber der Schäfer blieb ihm hart an der Ferse. Endlich glaubte der Greif mit seiner Beute sich sicher; da, wo vor alten Zeiten die Burg von Kemnitz gestanden, überlistete der Schäfer aber doch den furchtbaren Raubvogel, so daß dieser seine Beute im Stiche ließ. Und welche Freude für den wackeren Schäfer: das Kind lebte noch. In fast ebenso schnellem Lauf, wie bei der Verfolgung, brachte er dasselbe zurück zur unbeschreiblichen Freude des Herzogspaares und des ganzen Schlosses. Aus Dankbarkeit machte der Herzog den Schäfer zu einem „Freien" und als er alt wurde, erhielt er für seine Familie zu ewigem Besitzthum die Burg Kemnitz. (Lehrer Scholz in Warmbrunn.)

Der Phönix (das Wort bedeutet feuerroth, purpurroth) galt bei den Alten als adlerartiger roth und goldener Vogel, der im Osten am Ocean wohne und die Sonne von ihrem Auf- bis zum Untergehen begleite. Aus der Asche des sich selbst Verbrennenden entstand jedesmal sein Sohn, was Alles andeutet, daß der Vogel, wie der Adler bei den Griechen, die Sonne selbst ist. Zur Feier dessen zündeten die Phöniker im Sommersolstitium ein Feuer an. Die Zeit bis zum Wiedererscheinen, die Phönixperiode, betrug 1461 Jahre, das

große Sonnenjahr. Die Volkssage kennt den Vogel Fenis noch mehrfach.

(196.) In Tirol wird erzählt: Es war einst ein blinder König, den kein Arzt heilen konnte. Zuletzt gab ihm ein Wahrsager den Bescheid, er werde nicht eher wieder sehend werden, als bis man ihm den Vogel Phönix bringe und dieser vor ihm singe. Der König hatte drei Söhne. Der älteste machte sich auf den Weg und kam in eine große Stadt, wo aus den Fenstern eines Prachtpalastes ihm ein Fräulein winkte und lustige Weisen herabschollen. Er ging hinauf, ließ sich aufhalten und vergaß Vater und Vogel. Jetzt ging der zweite Königssohn und ihm begegnete dasselbe. Nun war die Reihe am dritten, den wollte aber der Vater nicht von sich lassen, weil er ihn am liebsten hatte. Endlich ritt auch er. Er aber ließ sich vom Fräulein nicht locken und kehrte in einem einfachen Wirthshaus ein. Nachts pochte es an seiner Thüre, die aber verriegelt war und das dritte Mal ging sie auf und die Gestalt eines langen bleichen Mannes erschien und erzählte, der Wirth habe ihn, weil er seine Zeche nicht bezahlen konnte, erschlagen und im Keller verscharrt. Wenn der Prinz die Schuld bezahle und ihn christlich begraben lasse, sei er erlöst und werde ihm einmal helfen. Wie der Hahn krähte, befragte der Prinz den Wirth, welcher erschrak, bezahlte ihn und ließ den Todten begraben. Dann ritt er weiter nach dem Phönix und kam in einen großen dunklen Wald, wo ein Wolf auf ihn zulief. Schnell stach der Prinz sein Roß todt, damit der Wolf ihn selbst schone. Der aber tadelte ihn darüber, weil sie das Thier zum Weitern gut hätten brauchen können, lud ihn ein, auf seinen Rücken zu sitzen und rannte mit ihm über Stock und Stein davon. Bald gelangten sie zum prächtigen Zauberschlosse in schöner Landschaft, und der Wolf sagte, hier werde der Prinz ein ganzes Zimmer voll schöner Vögel in schönen Käfigen finden; er solle aber ja keinen davon nehmen, sondern ganz hinten in einem Winkel den schlechtesten Käfig, weil darin der Phönix sei. Neben ihm stehe ein goldener Mann, den er ja nicht berühren solle, weil sonst Alles verloren sei. Der Königssohn, über den armseligen Anblick des Vogels unzufrieden, wollte den goldenen Mann dazu nehmen, wie er ihn aber berührte, schrieen alle Vögel: „Dieb, Dieb, Dieb!“ und eine Schaar Diener führte ihn vor den Schloßherrn, welcher ihm Freilassung anbot, wenn er ihm das Roß verschaffe, das so schnell laufe wie der Wind. Der Wolf schalt den Prinzen wegen seines Ungehorsams, nahm ihn aber wieder auf den Rücken und trug ihn zum Schlosse mit dem Pferde, wo er ihn abermals mahnte, ja das schlechteste und magerste zu wählen; der Prinz that erst dem gemäß, kehrte aber an der Thüre wieder um, und wie er eines der schönen ergriff, entstand ein Höllenlärm, packten ihn hundert Hunde und fort ging's zum Schloßherrn. Dieser verlangte von ihm die schönste Frau, die auf Erden sei. Der Wolf spottete über den Prinzen, als er ohne das Roß zurückkam, nahm ihn jedoch abermals auf den

Rücken und brachte ihn nach drei Tagen vor ein wunderschönes Schloß, wo er zwei Frauen schlafend finden werde; die eine schwarz wie die Nacht, die andere weiß und schön wie der Tag. „Die Schwarze mußt du nehmen, sonst helfe dir wer kann, ich kann nimmer." Der Prinz traf Alles genau, stand zwar unschlüssig, als er die zwei Frauen sah, dachte aber des blinden Vaters und nahm die Schwarze bei der Hand. Als sie aber vor das Schloßthor kamen, wurde sie schön wie der helle Tag und noch schöner als die andere gewesen war, und dankte ihm, daß er sie erlöst. Diesmal lobte ihn der treue Wolf, nahm sie dann Beide auf den Rücken und trug sie zum Schlosse mit dem windschnellen Pferde, wo der Prinz dem Schloßherrn die schönste Frau verkündete, welcher ihm den windschnellen Schimmel vorführen ließ. Der Prinz schwang sich mit der Jungfrau auf das Roß, welches plötzlich schön und groß wurde und sie im Flug zum Phönixschlosse trug. Hier verlangte der Königssohn für das Roß den Phönix, fuhr aber, als man diesen brachte, mit dem Vogel und der Jungfrau auf und davon, bis sie in den Wald gelangten, wo der Wolf dem Prinzen begegnet war. Hier blieb dieser zurück und eröffnete, er sei der Geist des Todten, den er erlöst habe. Er gab ihm den letzten Rath, wenn er in die Stadt komme, ja kein „Galgenfleisch" zu kaufen. Hiermit verschwand er. Als der Prinz am Stadtthore anlangte, sah er ein großes Volk und hörte, es werden zwei Lumpen hingerichtet, die all das Ihre verpraßt hatten. Als der Wagen mit den zwei Missethätern heranfuhr, gruselte es dem Prinzen vom Kopfe bis zu den Zehen, denn er erkannte seine zwei liederlichen Brüder. Sein Erstes war, sie loszukaufen, zu kleiden und dann sie auf das windschnelle Roß zu nehmen. Wie sie auf dem Heimwege aber wahrnahmen, daß der Jüngste Alles vollendet und sie leer heimkehrten, beriethen sie sich auf dem Rosse flüsternd, schnitten ihn in den Hals und verbargen ihn unter Waldlaub. So kamen sie heim, brachten dem Vater den Vogel, der sich sehr freute, aber traurig wurde, weil der Jüngste nicht mitgekommen. Auch sang der Phönix nicht und der König blieb blind. — Indessen hatte der treue Wolf den Verwundeten unter'm Laube hervorgescharrt, seine Wunde beleckt und ihn geheilt, ihn dann seines wiederholten Ungehorsams wegen wieder getadelt und ihn heimgesendet, wo, als er in den Saal trat, der Vogel sogleich sang und der Vater sein Augenlicht wieder erhielt. Als die zwei schlimmen Brüder den Gesang vernahmen, stürzten sie herein, erblaßten aber, als sie den Todtgeglaubten erblickten, und wurden vom Könige hingerichtet. Dann war die Hochzeit. (Zingerle, 1859. S. 446.)

III. Die Jagdsäugethiere.

Das kleinste Jagdsäugethier, das **Eichhörnchen**, durch seine Schnelligkeit und Zierlichkeit ausgezeichnet, nimmt bereits in der nordischen Mythologie eine Stellung ein. Schon im Allgemeinen war es, wohl

um seiner rothen Farbe willen, dem Thor heilig, aber auch in individueller Gestalt erscheint es. An dem in Mitte des Göttersitzes Asgard stehenden Eschenbaum Ygdrasill (oben S. 88), läuft es, Ratatöskr genannt, auf und ab und sucht zwischen dem oben sitzenden Adler und dem unter der Wurzel liegenden Drachen Streit zu stiften. Bei Bichelsee im Thurgau lief auf der über den dortigen See gespannten Kette ein Eichhörnchen und brachte in Kriegszeiten Nachrichten von einer Burg zur andern hinüber. — Im Kanton Bern galt ein über den Weg laufendes Eichhörnchen den Begegnenden als glückverheißend.

Der **Hase** galt bei dem Volke von jeher als ein nicht ganz geheures Thier, das mit offenen Augen schlafe und häufiger Junge bringe als andere Thiere. Wegen dieser Fruchtbarkeit legt er im Kinderglauben die Ostereier. In den Märchen afrikanischer und polynesischer Wilder tritt er als Bote des Mondes auf.

„Der Hase braut" oder „backt", sagt das deutsche Sprichwort, wenn Morgens Gewölk an den Waldbergen hangen bleibt. Im Bernischen deutete ein quer über den Weg laufender Hase gut Gelingen an. Andernorts hingegen glaubte man, ein begegnender Hase nehme einem Heere (wegen seiner Feigheit) den Sieg, und wem er auf Marktwegen begegne, dem verderbe er den Handel. Man müsse sich schnell umwenden, um ohne Schaden davon zu kommen. Komme der Hase links her, so dürfe man nicht nachblicken und müsse rechterhand fort, sonst bekomme man ein geschwollenes Gesicht. Doch eroberten die Langobarden Rom, als sie unter König Ariulf einen aufgescheuchten Hasen verfolgten.

Ein gespenstiger Hase erscheint, wenn in der Nähe sich Jemand erhängen wird.

(197.) Ein Hirt, der muthwillig einer Kuh ein Auge ausgeworfen, mußte in Tirol so lange als Hase im Walde spuken, bis ein Jäger neunmal auf ihn geschossen.

Weil der Hase alle vier Wochen Junge werfen soll, galt er als das Thier des Mondes, in welchem Manche das Hasenbild erblicken wollten. Deshalb war er auch ein Lieblingsthier jener griechischen Göttin, die aus dem Schoße des Meeres aufsteigend, ursprünglich die Mondgöttin war, aber wegen ihrer Schönheit später als die der Liebe

verehrt wurde, Aphrodite, und sein Fleisch brauchte man als Zauber, Liebe zu erwecken. Bei unseren deutschen Voreltern hieß diese Göttin „Frau Holda, Hulda, Huldra“, die als Mond sich bei ihrer nächtlichen Wanderung von Hasen Lichter voraustragen ließ. Unter einem andern Namen, Frau Herka oder Harke, sind dieser Göttin Heerde lauter Hasen (die Sterne). In Sargans nennt man den Hasen der die Kinder verschlinge, wenn sie nach dem Abendläuten noch auf der Straße sind, den Froshasen, d. h. den Hasen der Nachtfrau.

Die Hasen sind auch, gleich gewissen Vögeln (oben S. 137) Hüllen von Hexen, daher sie oft dreibeinig, d. h. mit der Hexenzahl erscheinen.

(198.) Weit oben auf einer Alp bei Rüti im Rheinthale hielt sich nach der Sage ein dreibeiniger Hase in einer Vertiefung auf; wer in dieselbe gerieth, kam nicht mehr heraus, bis man ihn rief. Das Vieh war Nachts nicht in jene Gegend zu bringen.

(199a.) Ein Lord in Irland traf auf der Jagd einen Hasen, folgte seiner Blutspur und fand in der benachbarten Hütte eine alte Frau, d. h. eine Hexe, mit blutigem Schenkel. — Das Gleiche begegnete einem Jäger im Aargau.

(199b.) Eine Hexe zu Tschengels in Tirol lief, als man sie gefangen vor Gericht führen wollte, als Hase davon.

(200.) Einst gab es in Nieder-Finow mancherlei, was jetzt nicht mehr vorkommt. Eine Frau hatte z. B. einen dreibeinigen Hasen im Keller sitzen, der butterte ihr immer Nachts. Der Nachtwächter hat es oft gesehen, wenn er zum Kellerfenster hineingeguckt. Der Hase hat sich aber nicht stören lassen, sondern nur gerufen: „et kuckt, et kuckt!“ Der Frau ging auch nie das Geld aus. Sie hatte aber immer einen dicken Fuß. Als der dünner wurde, da war es auch mit ihr zu Ende; sie starb. Da hat ihr Knecht aber gesehen, wie der Geist als ein feuriger Streifen zum Schornstein hinausgeflogen und zu ihrer Tochter in das Haus gezogen ist. Das war der Drak oder Kobold, wie man ihn auch nannte. — Manchmal hat sich übrigens auch der dreibeinige Hase in der Dorfstraße gezeigt. Einst kamen Mädchen aus der Spinnstube, es war so recht heller Mondschein. Da kam der dreibeinige Hase auf sie zu gehuppelt, daß sie Alle Hals über Kopf in's Haus stürzten. Einer hat er aber noch die Zwickel in den Strümpfen zerrissen. Wie aber Einer mit einer Laterne gekommen ist, ist er wieder so weggehuppelt, wie er gekommen war. (Pröhle, Deutsche Sagen. S. 81.)

(201a.) Die Kühe des Windmüllers bei Kleinaga wollten zu Zeiten keine Milch geben und der Mann wußte recht wohl auch, woran es lag, denn

er hatte in seinem Stalle mehrmals einen dreibeinigen Hasen angetroffen; nur konnte er ihn lange Zeit nicht treffen, so oft er auch nach ihm geschossen hatte. Endlich lud er denn ein Zweigroschenstück in's Gewehr — da fiel der Hase und wer war's? Eine alte Frau im Dorfe, die in's Bein getroffen war. (Eifel, Voigtl. S. 140.)

(201b) Einer wollte gegen Abend über die Mönchsleite nach Hause gehen nach Kaimberg. Wie er den Mönchssteig fast hinauf ist, was hinkt vor ihm her? Ein dreibeiniger Hase. Halt, denkt er, den Braten kannst Du auch mitnehmen, und springt im Uebermuthe herzu, das Thier vollends zu erschlagen — da aber wird der Hase plötzlich riesengroß und nach dreitägigem schweren Krankenlager war der Mann eine Leiche. (Eifel, Voigtl. S. 142.)

(202a.) Zu Bremgarten erzählt man von der Hasenfrau, welche zu Zeiten, als Hase verwandelt, wunderbar schnell von einem Orte zum andern gelangte und so die Leute in Erstaunen setzte. Eine Heerde Kaninchen pflegte der Hasenfrau ihre Stube zu fegen, ihre Schuhe zu putzen, Kräuter zu suchen und zu kochen Sie habe oft Knaben geholt und sie in Kaninchen verwandelt. (Mündlich.)

(202b.) Als man im aargauischen Frauenkloster Fahr dem besuchenden Abte von Einsiedeln, unter dessen Inspection das Kloster stand, von einem Hasen erzählte, der allen Jägern in den Schuß laufe, und doch nie könne getroffen werden, lud der geistliche Herr die Flinte mit Gesegnetem, zielte auf den neckenden Hasen und traf ihn tödtlich. Im gleichen Nu sank im ersten Hause beim Kloster ein Weib todt zusammen, die man dort die „Hasenfrau“ hieß. (Mündlich.)

(203.) Die Bewohner des Dorfes Böfinghausen im Göttingen'schen erzählen von einem Zaunhasen, der sich in einem Zaun nicht weit vom Rumann'schen Hofe aufhalte. So oft einer aus dem Hause sterben soll, oder auch wenn ihm ein Unheil bevorsteht, läßt sich der Zaunhase auf dem Hofe sehen. Das ist noch jedesmal eingetroffen. Seine Farbe ist die eines andern Hasen, aber er ist so groß wie ein großer Hund. Ein Mann aus Waake, der einmal bei Nacht über die Wiese ging, hat erzählt, daß er den gespenstischen Zaunhasen auf der Wiese gesehen habe; er sei so groß gewesen wie ein Esel. (Harrys, Volksf. Niedersachsens I. S 34.)

(204.) Drei Stunden von Jungbunzlau in einem Jägerhause, das mitten im Walde lag, wohnte einst ein frommer Jägersmann; der ging eines Tages wie gewöhnlich auf die Jagd. Da sah er vor sich einen weißen Hasen und wollte ihn schießen. Der Hase aber blieb ruhig sitzen, der Jäger schoß, aber die Kugel prallte machtlos von dem Felle des Hasen ab. Da fing der Hase zu reden an und sprach lachend: Noch zweimal wirst Du auf mich schießen, doch niemals wirst Du mich treffen, allein es soll Dein Schade dennoch nicht sein. Haue mir mein linkes Ohr ab und stich mir mein rechtes Auge aus und brich mir einen Vorder- und einen Hinterlauf, aber so Dir Dein Leben lieb ist, hüte Dich und sprich kein Wort dabei und laß auch keinen Blutstropfen

auf Dich fallen. Der Jäger that, wie ihm der Hase geheißen. Kaum war er fertig, so fing der Hase an, auf seinen zwei übrigen Füßen um ihn herum zu tanzen, der Jäger aber sah nichts weiter und fiel in Schlaf. Im Traum aber sagte der Hase: Geh' um Mitternacht in den Wald und grabe unter der großen Eiche dort und Du wirst ein reicher Mann sein. Der Jäger erwachte, ging um Mitternacht in den Wald, grub unter der Eiche, traf richtig auf einen Schatz und war auch schon mit dem Ausgraben fast fertig, als er sich den Schweiß abtrocknete und rief: Sakerlot, das macht warm! Augenblicklich war er sammt dem Schatze in die Erde versunken. (Grohmann, Böhmen. S. 240.)

(205.) Bei Duschnik ist ein Wald, die Homole genannt. In diesem Walde sollen vor vielen Jahren die Thiere haben reden können, nur verstand es nicht Jeder, sondern nur Der, welcher am Aschermittwoch geboren war. Nun gab es damals im Dorfe wirklich einen Jäger, der am Aschermittwoch geboren war und der sein ganzes Leben im Walde zubrachte. Niemals aber gelang es ihm, die Thiere zu behorchen, bis er einst, als er im Walde übernachtete, hörte, wie zwei Kaninchen sich beklagten, daß sie so viel von dem Fuchse dulden müßten; und als sich der Jäger anbot, ihnen zu helfen, versprachen sie ihm einen Edelstein, so groß als die Wunde, die er dem Fuchse beibrächte. Sie riethen ihm aber, nichts mit dem Fuchse anzufangen, denn der stünde mit dem Teufel im Bunde. Dessenungeachtet ließ sich der Jäger zum Fuchsbau führen und schoß auf den Fuchs; allein die Kugel prallte von dem Fuchse zurück und der Fuchs, der indessen seine wahre Teufelsgestalt angenommen hatte, zerriß den Jäger. Seit dieser Zeit soll die Seele des Jägers verdammt sein, in Gestalt eines schwarzen Kaninchens im Walde zu leben, bis zu der Zeit, wo ein anderer am Aschermittwoch Geborener den Fuchs tödten und ihn so erlösen wird. (Grohmann, Böhmen. S. 230.)

Eine Hasenpfote war das den Hexen, wie man ehedem glaubte, vom Teufel in die Haut eingedrückte Malzeichen.

Salben mit Hasenfette machte, daß man sich in einen Hasen verwandeln konnte, und der Ketzerrichter Boguet rühmte sich, er habe 600 Jurassier erdrosseln und verbrennen lassen, weil sie im Kerker kein Hasenfett zum Verwandeln bei Handen gehabt.

Man vergleiche in Bechstein's Märchenbuch den „Hasenhüter“.

Ganz ähnlich den Sagen vom Hasen sind diejenigen vom **Fuchse.** Namentlich ist der Fuchs ebenfalls dem Thor heilig und erscheint als Hülle von Hexen.

Das griechische Alterthum kennt folgende Mythe:

(206.) Ein wilder Fuchs verheerte in alter Zeit das Kadmeïsche Land. Der König Kreon bat Amphitryon, der Alkmene Gemal, um Hilfe. Das Thier war so schnellfüßig, daß Niemand im Stande war, es einzuholen, und die Thebäer mußten ihm alle Monate einen Knaben vorwerfen. Amphitryon verschaffte sich nun des Kephalos in Athen Hund, der Alles einholte, was er verfolgte. Zeus aber machte der Jagd dadurch ein Ende, daß er beide Thiere in Stein verwandelte. (Apollod. II. 4, 6, 7.)

(207.) Dem Fuchs ist nicht zu trauen. Unter seiner Gestalt geht ein Geist. Jäger Wendel sah einst einen schönen großen, langgeschweiften und dickbepelzten Fuchs auf einem Steinhaufen sitzen. Sachte schlich er hinan und brannte ihm die ganze Ladung auf den Pelz. Der Fuchs lief langsam davon. Zum zweiten und dritten Male ging's ihm in's Gesicht. Er war aber nicht todt, fiel nicht, grinste den Jäger furchtbar an und eilte dann dem Walde zu. Von dieser Stunde aber konnte Wendel dieses Gewehr nicht mehr brauchen. Das ging natürlich nicht mit rechten Dingen her. (Hertfeld.) Auch im schwäbischen Oberlande herrscht derselbe Glaube. Unter der Burg am Bussen hatte ein Fuchs seinen Bau und Junge darin. Der Jäger von Offingen hörte von diesem sonderbaren Fuchs, der die Leute nicht scheue, ja oft erschrecke. „Dem will ich eins 'naufpfeffern!“ sagte er, und ging gegen Abend auf den Anstand. Der Fuchs kam und stellte sich keck vor den Jäger hin. Dieser zielte, und als er eben abdrücken wollte, machte der Fuchs einen Satz, stand einen Schritt nur vor dem Jäger und guckte ihn mit feurigen Augen an, die wie ein Pflugrad waren. Erschreckt schlotterte der Jäger heim und war in sieben Tagen verstorben. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 325.)

(208.) Nach der Sage zu Froburg im Jura läuft ein dreibeiniger Fuchs bellend hinter dem reitenden Türst (wilden Jäger) her. Er ist kugelfest und kein Jäger kann ihn treffen. (Rochholz.)

(209.) Ein Mann aus Vill (Vild) bei Sargans kam spät Abends von Mels über Feld gegen Sargans. Unweit des steinernen Kreuzes fing er einen zahm scheinenden Fuchs und schob ihn in den leeren Sack, den er auf der Schulter trug. Als er zum „Stadtgraben“ (der Marke des Stadtgebietes) kam, rief eine Weiberstimme von der waldigen, bereits dunklen Basathienwand: „Schwester, worum chunst nit?“ — Wie erstaunte der Mann, als eine ähnliche Stimme aus seinem Sacke antwortete: „J cha nit, i bi in d's Peter Geelen Sack!“ — Entsetzt ließ er die Unholdin fahren, die mit gesenktem Schweife den Bergen zurannte. (Peter war der Vater von Andreas Geel, den viele in des Sammlers Jugend Lebende noch gekannt hatten.)

(210.) Ein Mann, der im Walde Holz fällen wollte, sah an einer Buche eine junge Füchsin angebunden, und wollte sie schon erschlagen, als ihn das Thier so flehend anblickte, daß er mitleidig den Strick entzwei hieb und das niedliche Geschöpf laufen ließ. Nach einigen Jahren, als er aus Italien, wo er mit

Vieh zu Markte gewesen, heimkehrend in einem Wirthshause übernachtete, sah ihn die hübsche Wirthin aufmerksam an, tischte ihm Abends und zum Frühstücke fürstlich auf und gab sich, als er furchtsam nach der Zeche fragte, als jene Füchsin zu erkennen, die er befreit und erlöst hatte. (Erzählte des Sammlers Mutter.)

In einer Anzahl anderer Sagen aus den verschiedensten Gegenden Europas spielt der Fuchs eine Rolle, deren Uebereinstimmen auch ein Beleg ist für die frühere Bedeutsamkeit dieses mythischen Thieres. Ueberall hilft er durch lügenhafte Vorgaben, sein Begünstigter sei ein vornehmer Mann und alles auf dem Wege Begegnende: Heerde, Pferde u. A., gehöre ihm, diesem zu Reichthum und Ehre. (Laura Gonzenbach's sicilian. Märchen, Nr. 65, Reinhold Köhler's Anmerkungen dazu II. Th. S. 242 aus Finn- und Rußland.) In anderen Märchen ist es eine Katze (der „gestiefelte Kater"). In mehreren stellt sich am Ende das wohlthätige Thier, um den Begünstigten zu prüfen, todt und findet ihn undankbar.

Der **Wolf** hat weitverbreitete mythische Bedeutung. Den ägyptischen Osiris begleiteten auf seinem Zuge durch die Welt zwei Söhne. Anubis im Fell eines Hundes und Makedon in dem eines Wolfes (Diod. I, 18), Bilder der Sommer- und der Wintersonne. Ja, Osiris selbst kam in Wolfsgestalt aus der Unterwelt seiner Isis und dem Sohne Horos gegen seinen Mörder Typhon zu Hilfe. (Diod. I, 88.) In Griechenland war der Wolf Bild der Nacht und des Winters, daher der Sonnengott Apollon Lykogenes, der vom Wolf Erzeugte, und die Mondgöttin Artemis Lykaina, die Wölfin hieß. Der Sonnengott Dionysos überwindet einen König Lykurgos, ein König des bergigen Arkadien heißt Lykaon, und die nordischen Hyperboreer waren bald selbst Wölfe, bald hatten sie die Gabe, sich in Wölfe zu verwandeln (Lykanthropie). — Und wirklich erzählt die in der wilden reckenhaften Zeit des Nordens spielende Wolsunga-Saga, wie sich Sigmund und sein Sohn Sinfiötli in Wölfe verwandelten und in dieser Gestalt Menschen zerrissen. Im Gebiete des Aberglaubens ist die Sage von den Werwölfen, d. h. Menschen, die sich zu gewisser Zeit in Wölfe verwandeln oder vielmehr mit ihrer wahren Gestalt in Wolfsfelle gebannt sind, noch weit verbreitet. (Wuttke,

Volksaberglaube S. 259; Perty, myst. Erschein. I, S. 391 ff.; Grimm's Sagen 213—215.) In Abyssinien treten Hyänen an die Stelle der Wölfe. Davon weiter unten mehr.

In Rom, dessen Gründer Wolfssäuglinge waren, ging am 15. Februar das Wolfsfest, die Luperkalien, dem Frühlingsanfang voran. Im Norden hatte der Himmels- oder Sonnengott Odin zwei Wölfe, Geri und Freki (die beiden den Tag begrenzenden Nächte, gleich den beiden Raben oben S. 135), zu seinen Seiten, denen er seine Speise überließ, indem er nur Wein trank. Ebenda war der Wolf Fenrir Verfolger der Sonne und des Mondes unter verschiedenen Namen (Sköll, Hati, Managarmr), bis er beim Weltende als Fenrir beide verschlingen sollte, — und erhielt sich in der Volkssage durch den Wolf, welcher Rothkäppchen (oben S. 7) nebst der Großmutter verschlang, aber durch den Jäger, d. h. die Sonne, erlegt wurde, wodurch der Mond wieder seine Befreiung erhielt. In all' diesem sind vielleicht auch Sonnen- und Mondesfinsternisse verbildlicht. Im Norden hieß der erste Wintermonat, vom 23. November bis 22. December, der Wolfsmonat (da die Sonne verschlungen wurde). In Tirol nannte man noch in christlicher Zeit die Verlesung des Evangeliums in der Christnacht den Wolfssegen.

(211.) Als in den Waldungen der Sirnitz noch Wölfe hausten, pflegte ein Schafhirt, welcher dort seine Heerde weidete, täglich beim Austreiben unterm freien Himmel niederzuknieen und den Wolfssegen zu beten. In Folge dessen ließen die Wölfe nicht allein die Schafe unangefochten, sondern sie mischten sich sogar unter sie und thaten mit ihnen ganz freundlich. Wenn der Hirt sie fort haben wollte, so durfte er nur mit seiner Peitsche knallen: sie liefen dann ungesäumt weg und kamen an demselben Tage nicht wieder. Für ihr gutes Verhalten mußte ihnen jedoch aus der Heerde ein Opfer überlassen werden. Dazu bestimmte der Schäfer eine junge Ziege, die er mit einer Schafglocke behängte und seiner Heerde zugesellte. Als sie hübsch groß und fett geworden, sah eines Tages ein Wolf, der neben ihr saß, bald sie mit gierigen, bald den Hirten mit bittenden Augen an. „So nimm sie denn!" dachte dieser bei sich, und im Augenblick faßte der Wolf die Ziege, erwürgte sie und nachdem er dreimal mit ihr im Kreise herumgesprungen, warf er sie auf seinen Rücken und jagte dem Wald zu. Alle anderen Wölfe rannten ihm nach, und als sie tief im Gehölz waren, theilten sie getreulich unter sich ihr Opfer. (Baader, neue Volksf. S. 20.)

In der Tiroler Sage stehlen Hexen in Wolfsgestalt Schafe und erhalten mittels Durchwatens eines Baches wieder Menschengestalt. Dieselbe Gestalt nehmen in Salzburg Wildschützen an, ein verfolgter Solcher verwandelt sich in einen Baumstrunk.

(212.) Ein Hexenmeister im Kanton Bern, Niklaus Lyb, der einst, als zwei Gemeinden ihren Grenzstreit durch ein Wettkugelschieben entscheiden wollten, die Kraft der einen Partei, die schon im Siegen begriffen war, zu Gunsten der andern lähmte, machte sich einst zum Wolfe, und als man ihn in das Wolfsgarn lockte, flog er als Krähe fort.

(213.) In der Zeitschrift „Ueber Land und Meer" (I. Jahrgang 1859, S. 172) erscheint der Volksglaube an den sogenannten Wolfsführer. Es gebe alte Holzhauer oder Waldhüter, welche das Geheimniß besitzen, auf einen Pfiff in den Wald hinein ganze Rudel Wölfe zu locken (weniger nie als 30), daß diese ihnen folgen, wohin sie wollen. Es geschieht Nachts und Viele wollen dem unheimlichen Zuge begegnet sein. Wie könnte dies was Anderes sein, als daß der dem Wolf verwandte Schakal, d. h. der sein Bild tragende Anubis, in Aegypten auf den Mumiendecken als der Führer der abgeschiedenen Seelen auftritt? (Vergl. Nork, Myth. der Volkssage. S. 369 ff.)

Als nordisches (und alpines) Raubthier wird neben dem Wolfe stets der **Bär** genannt. Zweimal an den Himmel, und zwar in die Umgebung des Nordpols versetzt, als Verwandlung der Kallisto (Tochter des Wolfsmannes, Lykaon) und ihres Sohnes Arkas, war er ein Bild des Winters, der Vernichtung, des Todes. Der nordische Thor heißt auch Björn, weil sowohl der Donner als der Bär im Winter schläft; die nordischen Sagenhelden Dietrich und Artus und des Erstern Begleiter Wildebär erscheinen als Bären, und die heilige Ursula („kleine Bärin") ist die Anführerin eines Heeres von Jungfrauen (d. h. der Gestirne). So haben auch die Alpenheiligen Lucius in Graubünden, Gallus in St. Gallen und Romedius in Tirol Bären zu Dienern. In der Schweiz erscheint der Bär, wie viele andere Thiere, als neckendes Nachtgespenst und als Verwandlung von Zwergen, in Tirol als das einen geisterhaften See bewohnende Ungethüm.

In Grimm's allerliebstem Märchen „Schneeweißchen und Rosenroth" und in vielen anderen, auch schwedischen und norwegischen, erscheint der Bär als Hülle eines glänzenden Königsohnes, d. h. aus dem Dunkel der Nacht geht die leuchtende Sonne hervor. (Vergl. Nork, M. d. V. S. 378.)

(214.) Im Schlaner Schlosse hauste früher ein Geist in Bärengestalt. Wenn Wanderer im Schlosse übernachteten, hörten sie um Mitternacht ein Gerassel und ein Bärengebrüll, die Thüre öffnete sich und herein trat ein ungeheurer Bär mit langen Zotteln. Lange stand der Bär und bewunderte seine Gäste. Dann fing er an zu niesen. Sagten nun die Wanderer: Zum Wohlsein! so wurden sie augenblicklich von dem Bären zerrissen. Einmal aber sagten zwei Handwerksburschen: Helf Gott! und die kamen glücklich aus dem Schlosse. (Grohmann, Böhmen. S. 233.)

Das edelste Jagdthier, der **Hirsch**, war schon im Alterthum ein Bild der Sonne, daher Artemis, die Mondgöttin, den sie unbefugt belauschenden Aktäon (Sonnegott) in einen Hirsch verwandelte, der von seinen Hunden (den Sternen) zerrissen wurde. Dem entsprechend vertrat die Hirschkuh den Mond, daher Begleiterin (also früher, wie alle Begleiter der Götter, Vorgängerin) der Artemis, Ernährerin des Telephos, Sohnes des Herakles (Sonnengott) und der Auge (Glanz, Strahl), und im Norden des Drachtentödters (d. h. Sonnengottes) Sigfrid. Dianens Hirschkuh, deren Geweih golden war, mußte daher auch von Herakles eingefangen werden, und die Jägerin Argo („die Schnelle") wurde in eine Hirschkuh verwandelt. Auch der Himmel der Edda (Grimnismal 26 ff.) hat einen Hirsch, welcher ob Odins Saal das Laub des Himmelsbaumes frißt und aus dessen Horn alle Flüsse entspringen. In der Sage verlocken Hirsche die Helden und Jäger, so daß sie sich verlieren, oder man muß sie zur Strafe in Ewigkeit jagen, ohne sie erreichen zu können. Es ist die Sonne, welche untergehend zur Verfolgung lockt und doch nie erreicht werden kann. In die christliche Mythologie übertragen, sind Hirsch und Hirschkuh die Begleiter, Führer oder Ernährer unzähliger Heiligen, und ihre Geweihe (die Sonnenstrahlen und daher göttlicher Natur) umfassen oft das Crucifix oder die Hostie. Ein zwölfzackiges Geweih deutet dabei natürlich auf die zwölf Monate des Sonnenjahres. Zuletzt aber hat der Hirsch nur noch dämonischen Charakter.

(215.) In einer waldigen Gegend hatten die Jäger schon dreimal einen Hirsch angeschossen, ohne ihn erlegen zu können. Das vierte Mal traf man ihn, als er in einem Quell badete und fand an seinem Leibe die drei früheren Schußwunden durch dies Baden geheilt. Es ist der „Hirschbrunnen", das heilkräftige Pragserbad in Tirol.

(216.) Zu Martell in Tirol ging ein leidenschaftlicher Jäger Sonntags früh, um den Gottesdienst umbekümmert, auf die Jagd und birschte, bis es im Dorfe zur „Wandlung“ läutete. Da sah er plötzlich einen weißen Hirsch, den er nun durch Feld und Wald hitzig verfolgte, bis das Thier an einer Wand hinaufsprang und dem Schützen, der eben losdrücken wollte, entschwand. Dieser jedoch fand sich nun zwischen so unzugänglichen Felsschluchten, daß er keinen Rückweg mehr entdecken konnte und den Hungertod sterben mußte.

(217.) Eine baierische Gräfin von Falkenstein schoß an der Mangfall nach einem Hirsche; aber die Kugel prallte vom Thiere auf sie zurück und tödtete sie sogleich.

(218.) Im Züricher Großmünster ist der Hirsch gemalt, welcher Nachts mit leuchtendem Geweihe vor der Burg Baldern erscheint und die Königstöchter Bertha und Hildegard aus dem Schlosse durch die Wälder in's Thal führt, wo sie mit ihrem Vater das Münster bauen.

(219.) Im Münster von Schaffhausen liegt Adelheid von Randenberg. Sie führte vom Gebirge herab jede Nacht ein Hirsch mit leuchtendem Geweihe drei Stunden weit nach Schaffhausen. Dann führte er sie vor Tagesanbruch wieder heim. Die Hemmenthaler Bauern zeigen noch den Weg und Steg, wo sie ging. (Schalch, Schaffh. Gesch.)

(220.) Ein frommer Einsiedler des Bruderthals pflegte alle Morgen nach dem Kloster Schuttern oder, wenn Mönche von da sich in Heiligenzell aufhielten, nach diesem zur Kirche zu gehen. Abends trat er den Rückweg an, auf dem sich, wenn es dunkel war, am Anfang des Waldes ein Hirsch zu ihm gesellte, welcher ein Licht zwischen den Hörnern hatte und ihm bis zu seiner Klause leuchtete. Einmal war der Weg vom Regen so schlüpferig, daß der Waldbruder aus einem Weinberg einen Rebpfahl nahm, um sich im Gehen darauf zu stützen. Als er in den Wald kam, war kein Hirsch da, und er mußte im Finstern nach Hause tappen. Auch an den zwei folgenden Tagen ließ der Hirsch sich nicht sehen. Da erinnerte der Einsiedler sich des Rebpfahles, that ihn dahin, woher er ihn genommen, und hierauf fand der Hirsch sich wieder ein und leuchtete ihn wie zuvor. (Baader, neue Volksſ. S. 46.)

(221.) Wo jetzt der Hirschlerteich ist (ein bedeutender Teich bei der Grube Karoline auf dem Burgstätter Zuge bei Clausthal), da ist in früheren Zeiten ein Thal gewesen. Aber ein Hirsch hat da einmal seinen Wechsel gehabt, lange Zeit. Nun ist einmal die Quelle ganz versiegt. Da bleibt der Hirsch nicht weg, sondern er scharrt mit dem Fuße in der Quelle. Da schießt auf einmal die Quelle wieder so stark hervor, daß es wohl drei Räder Wasser gewesen sind. Und seit der Zeit ist da ein Teich entstanden, der hat von dem Hirsch seinen Namen erhalten und bis jetzt noch versiegt die Quelle nimmer. (Harrys, Volksſ. Niedersachs. II. S. 15.)

(222.) Im Walde bei Pitschin sieht man heute noch die Trümmer eines Jägerhauses; in diesem Jägerhause lebte einmal ein junger Förster, der hatte von seinem Vater gehört, daß in dem Walde ein wunderbarer Hirsch sei. Dieser Hirsch sei eine verzauberte Jungfrau, die in dieser Gestalt so lange herumirren müsse, bis ein Jäger alle Zacken ihres Geweihes herunterschieße, ohne ein einziges Mal zu fehlen. Der junge Förster beschloß daher, die Jungfrau zu erlösen. Dies konnte jedoch nur am Freitag, und zwar in der Mitternachtsstunde geschehen. Dem kühnen Burschen schlug wohl das Herz, denn er wußte, daß jeder Fehlschuß der Jungfrau ewige Verzauberung, ihm selbst aber ewige Verdammung zuziehe. Indeß schoß er muthig los, als der Hirsch erschien. Zwölf Zacken hatte das Geweih und elf davon hatte er schon abgeschossen. Als er sich aber zum letzten Schusse anschickte, erscholl neben ihm ein gespenstiges Lachen, und wie er sich umsieht, erblickt er neben sich ein kleines eisgraues Männlein mit einem weißen Stäbchen in der Hand. Vor Schrecken drückte er ab und der Schuß ging in die Luft. Augenblicklich erschienen alle zwölf Zacken am Geweihe des Hirsches wieder, der laut heulend in den Wald entflieht; der kühne Jäger aber wird von dem eisgrauen Männlein in die Erde gezogen, während der Wald erdröhnte und das Jägerhaus zusammenstürzte. (Grohmann, Böhmen. S. 274.)

IV. Die Haussäugthiere.

a) Der Hund.

An Fuchs und Wolf schließt sich zunächst ihr Verwandter und an die Jagdthiere überhaupt ihr Verfolger, der **Hund** an. Gleich dem Bären und dem (für unsern Norden wenig bedeutsamen) Löwen erscheint auch er zweimal, als großer und kleiner Hund, am Himmel. Die Parsen achteten ihn als den König der Thiere. Gleich dem Wolf ist der wachsame Hund ein Nachtthier und bellt den Mond an, dessen Dreigestalt, wie in der dreileibigen Hekate, so in dem unterirdischen „Höllenhunde“ Cerberos versinnbildlicht ist, den auch der skandinavische Norden als Garmr kennt, wie die jüngere Edda einen „Höllenhund“ nennt, der aber wahrscheinlich (Simrock d. M. S. 122) nur eine Gestalt des Wolfes Fenrir ist. Einen ungenannten Hund bei Hel führt in der älteren Edda Wegtamsquidha auf. In Aegypten wurde der Hund allgemein, besonders aber in Kynopolis verehrt und mumisirt. Die römischen Hausgötter (Lares) hatten Hundsköpfe. Des Odysseus Hund Argos („der Schnelle“) stirbt, sobald sein Herr heimkehrt (d. h. der Mond erlischt, sobald der Sonnegott erscheint).

Der Hund hat daher etwas Dämonisches. Wie er nach dem Volksglauben Geister sieht, welche der Mensch nicht bemerkt, so erscheint er, selbst noch heute, häufig als Nachtgespenst und als Hüter unterirdischer Schätze und verzauberter Jungfrauen. Die Edda giebt den Nornen Hunde als Begleiter. Der Hund ist somit auch ein Bild des Todes, daher die Bezeichnung des Schiebkarrens der Bergleute, auf dem sie in die Unterwelt fahren, als „Hund" und die Redensart „auf den Hund kommen".

Unzählige Orte, namentlich der Schweiz und Tirols, haben ihre Sagen von Nachts einsamen Wanderern begegnenden schwarzen Hunden mit feurigen Augen, oft nur mit einem einzigen solchen (das natürlich der Mond ist), wie das der Kyklopen. Das Thier ist immer sehr groß, meist von der Größe eines Kalbes, versperrt den Leuten den Weg, ist manchmal an eine klirrende Kette gebunden, legt sich vor die Thüren der Häuser und Sennhütten, geht, als Gespenst eines Markenverrückers, an der gefälschten Grenze auf und ab, oder als dasjenige eines Verräthers im Kriege, an den durch seine Hilfe genommenen Schanzen (bei Bregenz am Bodensee). Wer ihm begegnet, verliert oft den Weg und muß die Nacht hindurch herumirren, — oder er bannt begegnende Fuhrwerke, die nur durch den Ruf: in des Teufels Namen vorwärts, wieder weiterzubringen sind. Selbst wenn auf seiner Laufbahn, welche oft bestimmt vorgezeichnet ist und vorzugsweise Kreuzwege trifft, ein Haus gebaut wird, dringt er durch dasselbe. Man hört seine Tritte aus dem Keller herauf, hört die Thüren öffnen und zuschlagen und Gegenstände umwerfen. Manchmal begleiten die Gespensterhunde auch die Wanderer oder lassen sich gar von ihnen tragen, oder wer ihnen nicht ausweicht, wird in den Bach geworfen. Oft ist ihr Erscheinen durch fürchterliche Knalle begleitet.

(223.) In früherer Zeit waren die Bauern von Vilters und Wangs im Sarganserlande über eine Weide im Valeistobel im Streite. Die Sache kam vor Gericht, wo ein schlauer Wangser (ein Zug, der überall sich ganz gleich wiederholt) Erde von seinem eigenen Boden in die Schuhe und seinen Haarkamm (dort „Richter" genannt) und den Schöpflöffel in den Hut genommen und dann meineidig geschworen habe: So wahr stehe ich auf eigenem Boden, als mein Richter und Schöpfer über mir ist. Wangs erhielt dadurch die sogenannte „Kalberweid", die in Vilters noch „der gestohlene Boden" heißt.

Dafür jedoch geistert der Meineidige, indem er als „Valeishund“, nur ein Auge mitten auf der Stirne, Mitternachts bis Mels (der Landgerichtsplatz) wandern muß.

(224.) Im St. Gallischen Bezirke Gaster soll vom „langen Trog“ unweit Schennis, auf der Gasterstraße bis zur ehemaligen „Leze“ (Landwehrmauer) unterhalb Maseltrangen in gewissen Nächten der „Bootenhund“, ein großer, langer Hund mit Augen wie Fensterscheiben und Geisfüßen gelaufen sein. Ja nach Einigen ging sein Wandern vom Glarner Sernftthale aus bis an jene Leze. Das Thier habe die Gabe der Sprache gehabt, mit der Eigenheit, den Athem dessen, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ, an sich zu ziehen, so daß derselbe, je länger der Discurs dauerte, um so mehr abnahm. Kilt- oder, wie man hier sagt, „Licht“- oder „Stubetengänger“ redete der Hund selten an.

(225.) Ein gespenstiger Hund zu Freiburg, groß und schwarz, mit feuersprühenden Augen und feuriger Zunge, der „Gassentätscher“ genannt, begegnete besonders Betrunkenen, stellte sich ihnen in den Weg, wurde immer größer, bis er war wie eine Scheune, sprang ihnen wohl auch auf die Schulter und ließ sich tragen, bis sie zu einem Kreuze kamen, wo er verschwand.

(226.) Wie in norddeutschen Sagen es sich wiederholt, daß Hunde des Nachtjägers durch offene Hausthüren eindringen und ein ganzes Jahr lang ruhig unterm Herde liegen (Simrock), erschien einst bei Glatz spät Abends ein schwarzer Pudel in der Gesindestube eine Zeitlang, legte sich ruhig auf die Bank am warmen Ofen und schlief die ganze Nacht. Alle im Hause gewöhnten sich an ihn und belästigten ihn nicht, bis einst ein betrunkener Knecht ihn von der Bank herabstieß und schlug. Da fletschte das Thier die Zähne gegen ihn und schnappte so unheimlich nach ihm, daß er erschrocken in den Stall hinter die Pferde flüchtete. Der Hund lief hinter ihm her und rief: Wärschte ne zwischen Stöl (der Pferdestand) on Aisa, wöll ich der wuas andersch bwaisa. Die Hufeisen, ein bekanntes Mittel gegen Hexerei, hinderten ihn, weiter zu kommen. (Drescher.)

(227.) Im Wasserstock draußen, zwischen Granheim nnd Gundelfingen, spukt es schon seit alten Zeiten her. Es steht dort ein Feldkreuz und an diesem vorbei zu sein, ist Jeder recht herzlich froh. Als einst zwei Geschwister von einer Hochzeitschenk in Gundelfingen nach Hause gingen und zum Kreuze kamen, da saß ein schwarzer Pudelhund unter dem Kreuze. Er stierte mit seinen feurigen Augen die Heimkehrenden fürchterlich an, that ihnen jedoch nichts. Sein Rachen war auch ganz feurig. Der Bruder, der etwas im Kopfe hatte, wollte mit Steinen nach ihm werfen, dies wäre bös abgelaufen. Zuweilen läßt er sich nicht sehen, dagegen müssen ihn dann die Leute tragen, bis auf Luken herein, wo man die Kirche sieht. Dann weicht er. Aber unter seiner Last schwitzen die Leute, daß sie es kaum aushalten können. (Birlinger, Aus Schwaben. S. 237.)

(228.) An dem Stege, der „im engen Thale“ zwischen Reichenbach und Oberndorf über's Wasser führt, zeigt sich zum Oeftern ein Spitzel, vor dem man sich gewaltig scheut. Was für eine Bewandtniß es mit demselben hat, weiß Niemand; man nennt es nur „das Engethalshündel“. Viele haben es kläffen gehört und Andere hat's zum Born und zurückgeleitet. Nicht alle Stunden aber sind gleich und so haben's denn Viele auch nicht zu sehen bekommen. Zu Leide that es eigentlich noch Niemandem etwas. (Eisel, Voigtl. S. 136.)

(229.) Unweit von Ptenin, einem Dorfe, das eine Stunde von Merklin liegt, fließt ein Bächlein, über welches ein schmaler Steg führt. Bei diesem Stege soll vor alter Zeit ein kalbgroßer schwarzer Hund gelegen sein, der eine centnerschwere Kette von Eisen nach sich schleppte. Wenn Jemand über den Steg wollte, so mußte er den Hund streicheln und zu ihm sagen: Azor, laß mich über den Steg gehen! That ihm das Jemand nicht, so ließ ihn der Hund bis in die Mitte des Steges gehen, folgte ihm dann und stieß ihn in's Wasser. Jetzt ist der Hund verschwunden und Niemand weiß wohin. (Grohmann, Böhmen. S. 234.)

Ebenso oft wie der Hund nächtlicher Weile wandernd spukt, hütet er auch Schätze.

(230.) In Graubünden erzählt man, ein Reicher, der nichts auf Erden liebte als sein Gold, habe dies vor dem Sterben mit der letzten Kraft vergraben und müsse dafür es als schwarzer Hund hüten, bis Jemand den Schatz heben wird. (Flugi.)

(231.) In Bern, als noch die sogenannte Silberstrecke unweit der alten Münze an der Aare existirte, kannte man einen unterirdischen langen Gang, vor dessen Oeffnung links ein Hollunderbaum stand. In diesem Gange, das wurde vor Jahren fest geglaubt, hat mancher arme Bürger in seiner Noth Hilfe gefunden. Man durfte einmal zu heiliger Zeit hingehen und kam bis zu einer eisernen, von innen verschlossenen Thüre. Wer hilfebedürftig war, rief zweimal:

Schultheiß N. hör meinen Ruf!
Bald wird enden sich dein Fluch.
Gott sei deiner Seelen gnädig!
Er mache dich von Sünden ledig!

Dann vernahm er schwere Tritte, die Thüre ging auf und der gerufene Schultheiß erschien, in kohlschwarzen Sammt gekleidet, eine goldene Kette am Halse, neben ihm ein großer schwarzer Hund. Er deutete traurig auf seinen durch Veruntreuung entstandenen Schatz und der Rufende durfte zugreifen. War einst die Kiste leer, so sollte der Büßende erlöst sein; im Jahre 1802 sei sie schon halb leer gewesen. (Dem Sammler im August 1867 erzählt von einer 71jährigen Bernerin, die das als siebenjähriges Mädchen vielfach gehört.)

(232.) Wenn das silberne, hellklingende Glöckchen zu Rapoltsweiler im Elsaß angezogen wurde, fingen sämmtliche Hunde auf den drei Schlössern an zu bellen und zu heulen. Später, als die Schlösser längst in Trümmern lagen, hörte man, so wie das Glöckchen tönte, die Hunde unter der Erde noch bellen und heulen. (Stöber, die Sagen des Elsasses.) Es ist das Bellen des nordischen Unterwelthundes Garmr, wie das des Nachthundes, wenn die Sonne aufgeht.

(233.) Endlich erscheint der Hund auch als Teufel. Des Sammlers Mutter erzählte: Ein Geistlicher habe ein Hündchen so gerne gehabt, daß ein Amtsbruder bei einem Besuche, dies bemerkend, ihn alles Ernstes tadelte, sein Herz an so was zu hängen, und ihm den Rath gab, sich je eher je lieber davon los zu machen. Der Geistliche ging in sich und warf auf einem Spaziergange den Liebling vom Steg herab in den Bach. Als er ihn jedoch untersinken sah, konnte er sich nicht enthalten, auszurufen: „Ach, wie dauerst du mich!" Der Hund antwortete sogleich, indem er (der Teufel) ihn sonderbar anblickte: „Du mich auch!" und versank. (Vergl. Nork, Myth. der Volkssage, S. 360 ff., dann Zingerle, Lütolf, Stöber.)

b) Die Katze.

Noch charakteristischeres Nachtthier als der Hund ist die **Katze,** deren Augen im Dunkeln sehen und leuchten, wie diese Thiere überhaupt in der Nacht ihr Wesen treiben, sich versammeln und durch ihre unmelodische Musik die Ruhe der Menschen stören. In Aegypten war die Katze das Bild der Mondgöttin Bubastis (Pascht), wurde allgemein verehrt, mumisirt und ihr Tod auf's tiefste betrauert. So wurde auch Artemis in eine Katze verwandelt, und den Wagen der nordischen Freia zogen zwei Katzen. Unter dem deutschen Volk ist die Katze eine Wetterverkünderin, und ihr Lecken bedeutet Besuch (am Vorderleibe einen Mann, am Hinterleibe eine Weibsperson). Eine über den Weg laufende schwarze Katze bedeutet Glück und darf nicht beleidigt werden. Vereinzelt (Werdenberg) kommt auch der Glaube vor, daß die Alraunen, welche Geld erzeugen, Katzen seien. — In Ober-Krain darf man die Katzen nur „rückwärts" schlagen, thut man es vorwärts, so thürmen sie sich zu ungeheurer Größe auf und vertreten dem Schlagenden den Weg. Unter den Trugbildern, welche Utgardloki dem Thor vorführt (Edda Gylfginning 46) erscheint u. a. auch der Midgardswurm in Gestalt einer riesigen Katze. Die Lappländer betrachten die schwarze Katze als Hausgeist (Verwandlung eines

verstorbenen Ahnen) und Orakel, ohne dessen Rath sie nichts unternehmen. In Oberpfälzer Volkssagen (Schönwerth) werden die Katzen „Wana“, „Teufelswana“ genannt, was wahrscheinlich mit den Halbgöttern des Nordens, den Wanen, zusammenhängt. Die Katzen sind daher vorzugsweise auch Verwandlungen von Hexen, und wenn sie verwundet werden, so sieht man bei Tage den erlittenen Schaden an den als Hexen geltenden Weibern, worüber es eine Masse von Sagen giebt. Ebenso sind die Katzen auch Sinnbilder von Lug und Trug (daher die Bezeichnung „Katzensilber“). Ganz ähnlich den Hunden, erscheinen sie als Gespenster und Schatzhüter und verwandeln sich überdies in Menschen.

(234.) Eines Abends ging ein Mann aus Pöltzschen nach Hause. Da hörte er eine greuliche Katzenmusik, und der Schall kam von der Erhöhung her, auf der einst das alte Kloster Querfurt gestanden hat. Er denkt, du willst doch sehen, was da drüben los ist, und wie er durch eine Spalte hineinsieht, sind's eine große Menge Katzen, die tanzen da miteinander, daß es nur so knallt. Mehrere sitzen dabei und fiedeln, und richtig, da sitzt auch sein eigener Kater mit d'runter und geigt mit straffweg! Früh, wie der Kater zur Stube hereinkommt, spricht Jener zu ihm: „Sieh doch, wie hübsch Du geigen kannst!“ Der Kater aber — sieht ihn an, macht einen Satz mitten durch's Glasfenster hindurch und weg war er gewesen auf Nimmerwiedersehen. (Eisel. Voigtl. S. 145.)

(235a.) Eine Frau aus Weida ging am langen Wehr vorüber nach Cronswitz. Da tanzten vor ihr ein paar Katzen und wie sie ihnen so zusieht, sagt die Eine: „Wenn Du nach Cronswitz kommst, da sag' zu Pfarrers Rie, Ra, Ranze, sie soll komme zu Tanze!“ Die Frau weiß nicht, wer mit der Rie, Ra, Ranze gemeint ist und erzählt es also den Pfarrleuten. Kaum aber hatte sie es aus dem Munde, sprang auch schon von der Ofenbank des Pfarrers Katze auf und davon und hat sich niemals wieder im Pfarrhause sehen lassen. (Ebendas.)

(235b.) Einmal ging ein Mahlgast aus Dubna in die Mühle nach Křesenn, und wie er unter den Berg Rohatec kam, hörte er hinter sich das Knurren von Katzen. Er sah sich um und erblickte eine große Schaar von Katzen, unter ihnen einen Kater aus Dubna, der Mrnour hieß. Dieser rief dem Manne nach: „He, wohin gehst Du!“ Der dachte nicht anders, als daß ihm ein Mensch zugerufen habe, und antwortete: „In die Mühle von Křesenn!“ Doch sah er keinen Menschen. Der Kater aber sprach weiter: „Sage dort dem Wau, er soll morgen zum Begräbnisse kommen.“ Der Mann erzählte in der Mühle dem Altgesellen, was er gesehen und gehört hatte. Der Wau, sagte dieser, liegt auf dem Ofengesimse, sagt es ihm. Der Mahlgast sah

auf den Ofen, und dort lag ein alter Kater. Da sprach er: „Herr Wau, Du sollst morgen zum Begräbnisse kommen, der Mrnour aus Dubna läßt es Dir sagen." Augenblicklich sprang der Kater vom Gesimse herunter, zerschlug ein Fenster und ward seit der Zeit nicht mehr gesehen. (Grohmann, Böhmen. S. 227.)

(236.) In Uri ging ein junger Bursche zu zwei Mädchen zur „Stubeten" (Besuch). Als er dies auch, wider Abmahnen, an einem Freitage (Tag der Freia, der die Katzen geweiht waren) that, belauschte er sie, wie sie mit einer Salbe aus einem Tiegel ein Brettchen bestrichen und mit dem Rufe „zum Kamin hinaus und nirgends an" verschwanden. Er machte es nach, rief aber „überall an", worauf er an allen Ecken anstieß, aber endlich in einen Palast gelangte, wo man tanzte und unter Andern seine eigene Katze (die darum immer Tags schlief) aufspielte.

(237.) Ein Müller hatte eine Hexe zum Weibe, konnte sie aber dessen nie überführen. Eines Abends als er noch mit dem „Mühlehau" beschäftigt war, kam ein großes Rudel Katzen auf den Mühlstein gesprungen und hinderte ihn unabtreibbar bei der Arbeit. Er lauerte der zunächst Springenden auf und hieb ihr endlich mit dem Breithammer eine Pfote ab. Am Morgen sah er sein Weib mit verbundenem Stummel im Bette. (Rochholz.) Auch bei Zingerle (Tirol. Märchen) und in Böhmen (Grohmann S. 325) verliert die Müllers- oder sonstige Meistersfrau als Katze ihre Hand und noch andernorts häufig.

(238.) Eine Hausfrau in Schwiz wollte vor 12 Uhr nie vom Spinnen weg zu Bette und klagte ihrem Manne, sie werde von einer schwarzen Katze gedrückt, als ob ein Berg auf ihr liege und könne somit früher nicht schlafen. Der Mann hieß sie hinter den Ofen sitzen, nahm ihre große Schnellkappe, hing eine scharfe Hechel über die Schultern und spann nun selbst drauf los. Mit dem Schlage Zwölf hing ihm plötzlich die Nachbarin schreiend und blutend auf dem Rücken in der Hechel. Sie flehte, ihr nichts weiter zu thun, und sei später nie mehr erschienen. (Rochholz.)

(239.) Wer von Posterstein Nachts nach Nöbdenitz zu gehen hat, den begleitet bis zum Mönchssteige sehr gewöhnlich eine schwarze Katze. Auf dem Mönchssteige verschwindet sie. Auch trifft man sie an, wenn man den Steig überschreiten will. Sie glotzt dann die Leute an mit ihren feurigen Augen und kommt man von rechts den Bach her, so sitzt sie links; kommt man aber links, so sitzt sie rechts. (Eisel, Voigtl. S. 143.)

(240.) Meine Eltern wohnten an der Ecke des Pfaffensteiges, in der Warkentinerstraße. Wenn ich nun manchmal ausgeschickt wurde und mußte dann Abends nach der Schulstraße durch den Pfaffensteig gehen, so habe ich regelmäßig dort, wo es am dunkelsten war, zwei schwarze Katzen sitzen gesehen. Diese waren aber viel größer als gewöhnliche Katzen, und ihre Augen, die größer als 'n Gulden waren, glänzten so feurig wie Kohlen. Die Gänsehaut

ist mir stets übergelaufen, wenn ich diese Bestien gesehen habe. (Niederhöffer, Mecklenb. IV. S. 127.)

(241.) Um das Jahr 1831 grub ein Mann aus der Gegend von Mšeno, Anton Wocek, nach Schätzen und kam auf einen Topf, der mit einem Deckel bedeckt war. Er umgrub ihn, damit er ihn herausnehmen könne. Plötzlich hörte er hinter sich eine Stimme: „Herr Vater! Herr Vater!" Wocek meinte, sein Schwiegersohn habe ihn gerufen, den er etwa 300 Schritte entfernt zurückgelassen hatte. Daher rief er ärgerlich: „Hol' euch der Teufel". Dabei wandte er sich um. Aber statt des Schwiegersohnes stand ein schwarzer Kater vor ihm, der gab ihm einen Schlag, daß der Mann bewußtlos zu Boden sank. Es entstand ein großes Gewitter. Die Bäume brausten und die Erde erdröhnte. Als Wocek wieder aus seiner Betäubung erwachte, sah er an dem Orte, wo früher der Topf gewesen, eine tiefe Höhle in der Erde und daneben ein Messer. Er rief seinem Schwiegersohn, füllte die Höhle mit Steinen aus und ging nach Hause, das Messer aber steckte er zu sich zum Andenken. Mit diesem soll einmal ein Nachkomme des Wocek den Schatz wieder ausgraben können. (Grohmann, Böhmen. S. 229.)

(242a.) Ein Graf hatte sich in ein schönes Weib verliebt. Sie nahm ihn endlich unter der Bedingung zum Manne, daß er am Mittwoch nie nach ihr frage. Er hielt sein Wort nicht, belauschte sie einmal Mittwochs Nachts und sah sie auf dem Boden mit Katzen spielen, welche sie „Frau Wana" titulirten. Als sie am Morgen darauf dem Manne gar schön that, stieß er sie mit den Worten weg: Packe dich weg, du Wanalusch! Sogleich wurde sie zur Katze und verfluchte ihn, daß er zum Kater wurde.

(242b.) Ein Fräulein erwachte Nachts über großem Katzenlärm auf dem Boden. Plötzlich stand ein schöner Mann vor ihr und begehrte sie zum Weibe. Sie war es zufrieden. Als sie aber später vernahm, er gehöre zum Katzengeschlechte und ihn geprüft, indem sie ihn vorbeten hieß, wo er nichts zusammen brachte, rief sie: Geh zu, du Teufelswana! Sogleich wurde er zum Kater und sie zur Katze. (Schönwerth III. S. 187, 188.)

(243.) In einer wilden Waldgegend hatte ein Bauer einen alten, sehr bösen, großen Kater. Da mußte einmal der Knecht auf's Land. Als er in einer einsamen Gegend übernachtend auf der Streu lag, weckte ihn düsteres Katzengeschrei. Er schaut auf und sieht zwölf schwarze Katzen „Ringe Reihe" tanzen. Plötzlich tritt eine davon auf den Hinterbeinen auf ihn zu und sagt: „Wenn du heim kommst, grüße den Kodl und melde ihm, der Wana sei gestorben!" Darauf tanzten sie bis Mitternacht fort. Als der Knecht nach Hause kam, sagte er zu dem auf der Ofenbank schlafenden Kater blos: „Kodl, steh auf, der Wana ist gestorben!" — und der Kater fuhr heulend zum Fenster hinaus und war für immer verschwunden. (Schönwerth.)

c) Das Schwein.

Das Geschlecht des Ebers gehört zwar, unter der Benennung „Wildschwein“, zu den Jagdthieren, muß aber, weil es auch Hausthier ist, des Zusammenhanges wegen mit den kleineren Wiederkäuern des Hauses zusammen behandelt werden. Es erscheint in den Mythologien aller Völker als ein dem Menschen feindseliges und unreines Thier. In Aegypten war es ein Geschöpf des Typhon; es wusch sich, wer ein Schwein blos mit dem Kleide berührt hatte, und daher waren auch die Schweinehirten die verachtetste Kaste und vom Verkehre mit allen übrigen ausgeschlossen. (Herod. II. 47.) Doch wurde es der Sonne und dem Monde geopfert und dabei auch gegessen. Letzteres hingegen verpönen streng die semitischen Völker, Hebräer und Araber, bis auf den heutigen Tag. In Griechenland tödtet ein Eber den Adonis, verwundet einer den Odysseus, verwüstet einer die Fluren des Oineus und veranlaßt die kalydonische Jagd, bei welcher Meleager umkommt. Verderbliche und riesige Eber befinden sich unter den bedeutendsten Kampfzielen des Herakles und Theseus. Die Asen des Nordens verzehren täglich den Eber Saehrimnir, der über Nacht wieder zusammenwächst. Ein goldener Eber Gullinbursti (der goldborstige) wird von Freir und von Freia geritten und erleuchtet die Nacht taghell (das Nordlicht?). Ein Eber tödtet den wilden Jäger (Odin) unter dem Namen Hackelbärend. Das Schwein ist mithin namentlich der Sonne, also dem Tage feindlich, und daher ein Nachtthier, wozu auch seine nach unten gerichteten und oft von den Ohren verdeckten Augen passen. In der That erscheint es auch in der Volkssage durchweg als Nachtgespenst und als Hexenthier. Es ist, wo es „umgeht“ oder „spukt“, roth und mürrisch, grunzt und lärmt, wird größer, bis es haushoch ist, verwandelt sich auch in einen Mann, mit Vorliebe ist es die Hülle einer „Pfaffenkellnerin“. Es hat graue oder feurige Augen oder ist selbst feurig oder flammend. Wüthend rennt es Nachts durch Städte und Dörfer oder über Alpen oder fliegt gar durch die Luft. Wenn man es hört, so werden die wirklichen Schweine wild, schießen auf und schnauben oder rennen davon. In Grindelwald heißt das Ungethüm die Rochelmore, d. h. Lärm- oder Grunz-Sau.

(244.) Zu Oberuzwil in Toggenburg hatte ein Mann ein Mutterschwein, dessen Junge stets, so oft sie einige Monate alt waren, draufgingen. Er berieth, obschon Protestant, die Kapuziner zu Wil, welche ihm den Rath gaben, sobald die Ferkel wieder krank würden, ein lebendes Schwein unter der Dachtraufe zu begraben. Er wollte es thun; aber das Thier schrie fürchterlich, und sofort erschien ein Weib, welches ihn inständig um Erbarmen bat. Als er aber nicht nachgab, entfernte sich die Hexe und starb sogleich.

(245.) Nach einem Volksglauben in Dänemark wurde unter Kirchen, die man neu baute, zuweilen ein lebendiges Schwein begraben. Sein Nachts erscheinendes Gespenst hieß das Grabschwein. (H. C. Andersen's Märchen.)

(246.) Unweit Laas in Tirol steht auf einem Hügel, von halbverfallenen Mauern umgeben, das St. Sisinius-Kirchlein, einst angeblich hier ein prächtig Schloß, das mit Mann und Maus versunken ist. Ein junger Mensch, der im Laaser Moose Schweine hütete, sah öfters eine große Sau mit drei Jungen vom Gemäuer herabkommen, mit seiner Heerde weiden und Abends zurückkehren. Eines Abends folgte er ihr neugierig und sah sie unter einer großen Steinplatte verschwinden. Auf seines Beichtvaters Rath faßte er Muth, schloff ihr nach und kam nach einem langen dunkeln Gang abwärts zu einer Thüre, durch deren Spalten er mehrere altmodisch gekleidete Herren um einen Tisch herum sah. Er zog sich schleunig zurück, sah aber von da an die Sau und die Platte nie wieder. Ein betendes Weib sah inner der Mauern einen seltsam schimmernden Kohlenhaufen, nahm einige Stücke mit und hatte daheim Gold. Oft sieht man im Mondschein einen schwarzen Mann mit Degen und Hute den Hügel auf- und abspazieren. (Zingerle, 1859. S. 216, 217.)

d) Die Ziege.

Dieses milchreiche Thier war bei den Griechen die Amme des Zeus, dessen Gattin auf alten Bildern als Juno sospita eine Ziegenhaut trägt. In der dortigen Mythologie war die Chimära ein Ungeheuer mit drei Köpfen, zusammengesetzt aus Löwe, Ziege und Drache, und der Ziegenkopf spie Feuer. Eine Tochter des Typhon und der Schlangen-Jungfrau Echidna, verwüstete sie Lykien in Kleinasien, bis der Sonnenheld Bellerophon auf dem Pegasos sie erlegte. In Asgard, bei den nordischen Göttern, weidet die Ziege Heidhrun das Laub des Baumes Läradhr, wovon aus ihrem Euter der den Einheriar (gefallenen Helden) nöthige Meth fließt. Daher frißt die Ziege im Rübezahl-Märchen goldenes Laub, wovon sie einen goldenen Bart bekommt.

Der Ziegenbock war im Alterthum der Feind des fruchtbringenden Sonnengottes Dionysos, dem er die Weintrauben abfrißt, ja dessen Tod er herbeiführt. Daher erhielt der Monat, welcher im Süden aller Fruchtbarkeit und Sonnenwärme ein Ende macht, das Zeichen des Steinbockes. Es ist aber auch die Zeit des Wiederwachsens der Tage, der wiedererwachenden Zeugungskraft der Natur, daher der Bock als aufsteigender abgebildet wurde. Ja er wurde in dieser symbolischen Bedeutung zum Gotte. In Aegypten hieß er Mendes gleich der Stadt, wo er verehrt wurde, und wo man ihm Schafe schlachtete und opferte, und gehörte zu den acht höchsten Göttern als Gott der Erde. In Griechenland hieß er Pan, dessen obere Hälfte jedoch mit Ausnahme der von Ziegen entlehnten Hörner und Ohren menschlich gebildet wurde, wie auch die seiner Begleiter, der Pane, die in Italien Faune hießen. Eine Abart derselben, die Satyrn, hatten vom Ziegengeschlechte blos kurze Hörner, Ohren und Schweif; sonst sahen sie wie Menschen aus.

Im Norden zogen Böcke den Wagen des Thor, wenn er auszog, mit seinem Hammer die Winterriesen zu bekämpfen.

Im Christenthum erhielt der Teufel die Gestalt der Pane; es wurden daher demselben stets, wenn er überlistet werden sollte, Ziegen statt der Menschen preisgegeben (wie früher dem Ziegengotte geopfert).

In Norwegen ist jetzt noch ein Schimpfwort: Julebock, was sich auf das heidnische Julfest zur Zeit der Wintersonnenwende (im Sternbilde des Steinbocks) bezieht.

Sowohl Böcke als Ziegen, vorzugsweise schwarze, sind nun ebenfalls gleich vielen schon genannten Thieren Nachtgespenster. In Unterwalden erzählt man vom Reizibiel-Bock, der an der Stirn ein tellergroßes feuriges Auge habe (den Mond!).

(247.) Ein solcher Bock in Tirol geht erst freundlich mit den Leuten; dann aber, wenn sie sich nichts versehen, fährt er ihnen zwischen die Beine und trägt sie in Sturmeseile über Stock und Stein, bis er sie weit von der Heimat abwirft.

(248.) Im Kanton Schwiz, namentlich bei Einsiedeln und weiter herum, ist das Halten von Ziegenböcken in Pferdeställen seit alter Zeit als heilsam, noch immer üblich. In drei luzernischen Sagen sind Schätze dadurch gehoben worden, daß einer auf einem kohlschwarzen Ziegenbocke, zur Abwechslung auch

auf einem schneeweißen, über die Stelle ritt; in der einen heißt es „auf einem dreibeinigen", in der andern „rückwärts". Wenn die Pferde des Morgens schwitzen, so hat ein Teufel sie Nachts zum Höllenritte gebraucht. Dann hat man blos einen schwarzen Ziegenbock in den Stall zu thun. Der Satan zieht einen solchen dem besten Pferde vor.

(249.) Im Rotthale an der Jungfrau sind die „Thalherren", die früher dort lebten und Frevel übten, namentlich gegen Hirtinnen, zum Theil durch einen ungeheuren Bock vertilgt, zum Theil in Felsen- und Eisschründe gebannt und das Thal zerstört und mit Eis angefüllt. (Vernaleken.)

(250.) Da wo jetzt das Dorf Kozidyrek steht, stand vor Zeiten ein Felsen, von dem das Dorf seinen Namen erhielt. In diesem Felsen befand sich nämlich eine Höhle, wo sich alljährlich vor Weihnachten eine schwarze Ziege sehen ließ. Sie hatte feurige Augen, eine vorgestreckte Zunge, aus der die Funken sprühten, und der Schweif war ein Feuerstreifen. Ein Jeder, der die Ziege erblickte, dem widerfuhr über kurz oder lang ein Unglück. Daher beschloß ein tapferer Jüngling aus der Umgegend, das Volk von diesem Gespenste zu befreien. Er bewaffnete sich mit einem Haselnußstocke, auf dem drei Kreuze eingeschnitten waren und den er nebstbei weihen ließ. Als er in die Höhle trat, kam ihm zu seinem Erstaunen die Ziege ganz freundlich entgegen und sprach: Am Fuße dieses Felsens ist ein kleines, altes, von Moos überzogenes Kreuzchen; reinige es und pflanze es vor den Eingang dieser Höhle, dann werde ich erlöst sein. Der Jüngling suchte das Kreuzchen, reinigte es und steckte es vor die Höhle; da entstand ein großer Lärm in der Höhle, ein schwarzer Schmetterling flog heraus und als der Jüngling in die Höhle trat, war die Ziege verschwunden, ihre Hörner aber lagen noch da und waren von purem Golde. (Grohmann, Böhmen. S. 241.)

(251.) Zu Mykleby in Schweden ging Swen eines Sonntagsmorgens auf die Jagd und gewahrte bald einen großen Bock mit einem Ring um den Hals. In demselben Augenblicke rief eine Stimme aus dem Berge (das war ein Troll, ein Steinzwerg): „Sieh, der Mann schießt unseren Ringbock." „Nein, rief ein Anderer, das läßt er wohl bleiben, es ist Sonntag." Als der Schwede das hörte, schoß er den Bock. Jetzt entstand heftiges Lärmen und Schreien im Berge, und Einer rief: „Den will ich schon bezahlen!" Ihm antwortete ein Anderer: „Das wirst du wohl bleiben lassen, der weiße Bock (d. h. Gott, lawisch Bel-Bog) steht ihm bei!" Darauf erscholl ein mächtiges Geräusch und eine Menge von Trollen erfüllte den Wald ringsum. Swen warf sich zur Erde, kroch unter einen Wurzelhaufen und that ein Gelübde. Als er unbeschädigt heimgekommen, erfüllte er dieses; der Bocksring, aus einem unbekannten Metalle, bildete bis in's letzte Jahrhundert den Griff an der Myklebyer Kirchthüre, das Horn verwahrte man in der Torpkirche, das Fell in der zu Langeland.

(252.) In den Gewölben des ehemaligen Schlosses Aigremont im hohen Ormond=Thale liegen ungeheure Schätze in großen Käsekesseln. Der Herr von Pontverre, in voller Rüstung, sitzt mit hohlen Augen, die aus dem Helmgitter hervorblitzen, auf einem Lehnstuhle und zählt ohne Unterlaß die glänzenden Goldstücke, und ein schwarzer Bock, lang gehörnt, steht am Eingange Wache, bereit, jeden Tollkühnen zu durchbohren, der sich in die wohlverwahrte Felsen=kammer einzudrängen versuchen sollte. Jeden Quatemberabend hört man um Mitternacht ein fürchterliches Kettengerassel, Toben, Heulen und Stöhnen, wie wenn alle Berggeister und Drachen dort versammelt wären. Der erschrockene Wanderer erblickt auf den Zinnen schwarzgekleidete Frauengestalten, weißverschleiert, die im Kreise herumschweben und Geistertöne der Wehmuth hören lassen. (Kuenlin.)

(253.) Auf den zwei Pitalerhöfen am Katharinaberg in Schnals hüteten zwei Ziegenhirten, Beide beinahe gleich alt. Während des Weidens spielten sie, was ihnen einfiel. Dabei kamen sie einst in Unfrieden und stritten und fluchten gräßlich. Endlich rief der Aeltere, der einen sehr starken Bock hatte, auf dem er oft zu reiten pflegte: „Wäre mein Bock da, ich ritte auf und davon" Kaum gesagt, rannte der Bock herbei, der Hirt saß auf und wurde vom wilden Thiere zu einer Platte getragen, die über einen Abgrund hinaushing. In der Todesangst schrie der Hirt: „Ach, Teufel, nicht da hinab!" „Wohl, da hinab!" meckerte der Bock, welcher der Teufel selber war, und eilte mit dem Opfer hinunter. Die dem Steine eingedrückten Bocksfüße zeigt man noch. (Zingerle, 1859 S. 281.)

(254.) Zwischen Gansingen und Büren im Aargaue geht ein Fußweg längs dem dortigen Bache hin. Diesen wandelte oft ein zottelhaariger, großer schwarzer Ziegenbock, der die Thalbewohner unter vielen Gestalten, bald auch als Pferd, Esel, als Eber mit Feueraugen, als Schwein, welches einen kleinen Wagen mit sich führte, schreckte. Auch als riesiger Mann erschien er. Man kannte den Weg, den er machte, die Plätze, wo er sich gern aufhielt, bei eintretendem Ungewitter, die fünf Häuser der „Vorhölle" zwischen Ober= und Nieder=Büren u. a., wo er sein Unwesen zur Belästigung der Bewohner trieb. Sommers weidete er dort auf einigen Matten, wo Niemand Gras oder Heu zu sammeln wagte, weil er als Bock oder als Riese sie vertrieb, wie er Wanderer in den Bach warf oder sonst in Furcht jagte. Er stahl Säcke Hafermehl von den Wagen und Winters in den Scheunen Futter, Heu und Stroh. (Birrcher, das Fricktal.)

(255.) An der Straße zwischen Herzogenbuchsee und Langenthal, bei „Trubers Brunnen", hütete ein Geißhirt. Zu seinem Schrecken bemerkte er einst, daß er eine der Geißen verloren habe. Nach vielem Suchen fand er sie im nahen Walde, wie sie den Boden aufscharrte. Er nahm sie mit sich, aber sowie er sie frei ließ, war sie wieder in den Wald entwischt, wo sie auf's

neue scharrte. Als dies mehrere Male geschehen, fiel es ihm doch auf, er dachte an einen Schatz, fing an, aufzugraben, und kam auf eine schöne, große Glocke. Schnell eilte er in's Dorf, holte Leute und sie hoben die Glocke aus ihrer Gruft. Jetzt hängt sie im Kirchthurme zu Herzogenbuchsee. (Zuberbühlers Sammlung.)

e) Das Schaf.

Der Widder, das männliche Schaf, bezieht mit dem wiederkehrenden Frühling die erste Weide und ist daher das Himmelszeichen, in welches die Sonne mit der Frühlingsnachtgleiche eintritt. In Aegypten war dieses Thier dem Amon, dem dortigen Jupiter, dem „Fürsten der Götter und Schöpfer der Welt", welcher auch widderköpfig abgebildet wurde, heilig, und ward ihm geopfert. — Ein Widder hebt Abrahams Sohnesopfer auf, weil der Frühling, dessen Zeichen er ist, dem Menschen willkommen erscheint. — Durch dasselbe Thier wird auch der hellenische Phrixos gerettet, welchen sein Vater Athamas auf Anstiften der Stiefmutter Ino opfern wollte, und die wahre Mutter Nephele ließ ihre Kinder Phrixos und Helle auf diesem Thiere fliehen, dessen goldenes Fell (wieder ein Sonnenbild) zum Zuge der Argonauten Anlaß bot. Der Widder war von Poseidon und Theophane unter der Gestalt eines Widders und eines Schafes erzeugt worden. Es giebt aber auch Widder als Nachtgespenster.

(256.) Zu Martell in Tirol spukt Nachts der graue „Hurla-Widder", welcher die Begegnenden mit den Hörnern bedroht, ihnen Steine nachwirft und halb menschliche, halb Schaflaute erschallen läßt.

(257.) In der Gegend von Namiescht oder Namiest, in Mähren, ging ein Fleischer auf den Viehkauf und traf auf dem Markte ein Schaf, das ihm so gefiel, daß er es kaufte und heim brachte. Alles bewunderte das Thier, so daß er es nicht schlachtete, sondern der Herrschaft schenkte. Als des Gutsherrn drei Töchter über die Wiese kamen, folgte ihnen das Thier, ohne sich vom Hüter zurückhalten zu lassen. Da machten die drei Mädchen aus, sich zu trennen, um zu sehen, welcher das Schaf folge. Es folgte der jüngsten und verließ sie nun nicht mehr. Da sah es ein alter Jäger, erkannte einen Zauber dahinter und rieth ihr, dem Thiere mit dem Schlage Zwölf, Mitternachts, mit dem Oele, womit man die Glocken weihe, ein Kreuz auf die Stirne zu machen. Sie that es, da steht plötzlich ein Jüngling vor ihr, welcher klagte, daß sie seine Qual verlängere, indem er nach zwei Jahren erlöst gewesen wäre, jetzt aber wieder zur Hexe zurück müsse, welche ihn verwünscht. Damit verschwand er. Das Mädchen aber, sehnsuchtsvoll, verließ das Vaterhaus, den

Jüngling aufzusuchen, und erlitt viel Mühe und Mißgeschick, bis ihr ein Einsiedler rieth, an's Meer zu gehen, an dessen anderm Ufer die Zaubermutter auf einem hohen Berge wohne und er bei ihr. Sie kam an's Ufer, wo eine Kuh sie hinüber trug. Hier traf sie aber nichts als einen unersteigbaren Berg und Steine, weinte und hörte, nur mittelst geweihten Sachen aus dem heiligen Lande könne sie ihn ersteigen. Sie wanderte hin, stieg auf, ohne die bösen Geister im Wege zu achten, fand im Berge ein Schwert, wartete die zwölfte Stunde ab und enthauptete die um diese Zeit erscheinende Zaubermutter, worauf sich die Steine sogleich in Häuser, die Pflanzen in Menschen verwandelten und der Jüngling in der schönen Gegend in prächtigem Wagen heranfuhr und sie abholte. (Vernaleken, Myth. und Bräuche. 1859. S. 150 — 152.)

f) Das Rind.

Im Zodiakos folgt dem Widder der Stier als Bild der gekräftigten und nun Wachsthum befördernden Sonne. Dieses Thier war vermöge seiner starken Zeugungskraft bei allen morgenländischen Völkern Bild der Sonne und dem Sonnengotte heilig, in Persien als eines der erstgeschaffenen Wesen dem Ormazd, während in Indien das ganze Rindergeschlecht hohe Verehrung genießt und der echte Gläubige sich mit dem Urin und den Excrementen des Stiers und der Kuh reinigt (was auch in Eran geschah) und nur mit einem Kuhschwanz in der Hand stirbt. In den vedischen Hymnen wurde oft der Mond, dann aber, weil er sonst meist männlich war, auch die Morgenröthe, die Gewitterwolke, ja das ganze Himmelsgewölbe, kurz Alles, was Feuchtigkeit und damit Fruchtbarkeit spendete, als „die wohlthätige Kuh der Fülle" dargestellt, die Sonne aber, welche diese Himmelskuh fruchtbar und milchreich macht, als Stier. Der Kuh des Himmels entsprangen, nach derselben Quelle, die Winde (Maruts), die deshalb „Kinder der Kuh" hießen; ihrer waren 21, d. h. dreimal sieben, das Product zweier heiliger Zahlen, und sie wurden selbst wieder passend als brüllende Stiere gedacht. Indra, der Gott des Himmels, hieß daher „der Stier der Stiere", und die Donnerkeile waren seine Hörner, mit denen er das Schlangenungeheuer der Finsterniß bekämpfte. Auch in den Märchen und Sagen der turanischen wie auch der slavischen Völker spielen Stier und Kuh eine wichtige, auf kosmische Vorgänge zurückzuführende Rolle, über welche De Gubernatis in seinen „Thieren in der indogerm. Mythologie" Ausführlicheres bringt. Der

russische Sonnenheld Iwan Tzarewitsch ist der Sohn einer Kuh und hat Stiers Stärke. (Afanassieff's Märchen.) Namentlich aber in Aegypten wurden Rinder allgemein verehrt, in Hermonthis aufgezogen und in Atarbechis im Delta begraben. Die Kuh wurde in Aphroditopolis und im hermopolitischen Nomos verehrt und in Theben mumisirt; ihre Hörner waren Schmuck der Isis. Vor Allem aber genoß Verehrung der Stier als Apis, von einem Mondstrahl erzeugt, in Memphis und als Mnevis in Heliopolis. Von den Aegyptern ging die Rindverehrung auch auf die Hebräer über. Sie verehrten ein Thier dieser Gattung (ob den Apis, ist ungewiß) als „goldenes Kalb" in der Wüste, und als sich Israel von Juda trennte, errichtete Jerobeam zu Bethel und Dan zwei solche Bilder, um sich vom Tempel zu Jerusalem zu emancipiren. So oft auch fremder Götzendienst wieder abgeschafft wurde, die beiden Stierbilder blieben immer stehen, bis König Josia das eine, ihm erreichbare wegschaffen ließ.

Auch bei den Griechen war der Stier heilig, namentlich dem fruchtbringenden Sonnengott Dionysos und sein Opfer eine besonders heilige Handlung. Es war Arbeit des Herakles und Theseus, einen allgemein gefürchteten Stier einzufangen. Der aus Persien eingeführte Sonnengott Mitras tödtet den Opferstier in einer Grotte, und Theseus in einer solchen (dem Labyrinth auf Kreta) den stierköpfigen Minotauros. Zeus selbst verwandelt sich in einen Stier, um Europa zu entführen (weil er eben selbst früher als Stier verehrt wurde), und seine Hera hieß die „Kuhäugige", wie seine Geliebte Io in eine Kuh verwandelt wird. Auch in einem norwegischen Märchen (Kari Trästak) wird eine Königstochter von einem Stier entführt, doch um sie zu retten.

Man kann ferner, wenn man weiß, was der Stier bedeutet, die Liebe der Pasiphaë zu ihm (dem Sonnengotte) nicht mehr so anstößig finden. Die griechische Mythologie ist reich an ähnlichen Beispielen, welche diesen Cult, der dem der menschenähnlichen Götter voranging, bezeugen.

Im germanischen Norden finden wir die Kuh Audhumbla, die neben dem Riesen Ymir das älteste Wesen war. Aus ihrem Euter rannen vier Milchströme, von denen sich Ymir ernährte (s. oben S. 19—20).

Ein Ochsenkopf war Thors Angel-Lockspeise für den Midgardswurm, da nur die Sonne, welcher dies Thier heilig, den Drachen der Nacht aus seiner Ruhe bringt. Wie die deutschen Sprichwörter und Sagen, so haben auch die slavischen und keltischen zahllose Bezüge auf einstige Verehrung des Stieres und der Kuh; die Deutung aller Züge bis in's Einzelne kann aber zu weit getrieben werden, und es ist Vieles in diesem Sagenkreise der Freiheit menschlicher Phantasie zuzuschreiben.

In einem siebenbürgischen Märchen wird ein alter Mann im grauen Mantel (Odin) Pathe eines Kindes und schenkt ihm einen am gleichen Tage geborenen Stier, den er auf der Himmelswiese weiden läßt, so daß er zu ungeheurer Größe heranwächst und dem Pathenkinde zu großen Ehren verhilft. — Wenn Simrock (D. M. 209 f.) in Verlegenheit darüber ist, warum in Aachen ein Meteorstein das Badekalb genannt wird und nur den Zusammenhang zwischen Sonne und Bad, nicht aber den zwischen Sonne und Kalb versteht, so löst sich das leicht. Der Stier war stets der Sonne, die Kuh dem Monde heilig, ihr Kind, das Kalb, also beiden, wie man ja den Namen „Sonnenkalb" und einen Schimpfnamen „Mondkalb" hat. Daher wurde ein vom „Himmel" gefallener Stein nach dem Sonne und Mond heiligen Thiere und nach den der Sonne gewidmeten Bädern des Ortes benannt. Simrock (D. M. S. 479) giebt auch Beispiele von Verehrung der Kühe, welche nichts Auffallendes haben, wenn man sich an den Gedanken gewöhnt, daß der Thierdienst in älteren Zeiten überall herrschte.

Noch jetzt spricht der Stiercult aus Volkssagen.

(258.) Vor mehr als 130 Jahren erzählte der verdiente Züricher Naturforscher Scheuchzer aus dem Munde des Volkes der Urkantone: In den Surenenalpen, damals Uri und Engelberg gemeinsam gehörend, verliebte sich ein Aelpler so unsinnig in ein Schaf (nach Anderen ein Ziegenbock oder ein Kalb), daß er das Thier endlich frevelhaft nach christlichem Gebrauche taufte. Was geschah? Gott verwandelte das Lieblingsthier in ein grausames Unthier (die Sage nennt es „der Greis"), welches Tag und Nacht dem Vieh beider Antheilhaber so zusetzte, daß die Weiden eine öde Wildniß wurden und Engelberg seinen obern Theil um geringen Preis an Uri abtrat. Ein sogenannter „fahrender Schüler" habe darauf den Urnern einen guten Rath ertheilt. Sie ernährten ein silberweißes Stierkalb sieben oder neun Jahre lang mit Milch, das erste Jahr von einer Kuh, das andere von zweien, das dritte von

dreien und so fort. Nach verflossener Zeit ließen sie den Stier durch eine reine Jungfrau auf die Surenenalp führen. Die Sennen zeigen auf „Waldnacht“ den „Stierengaden“, wo der Stier genährt worden, dann die Spuren seiner Klauen, die er, während er mit dem „Greis“ rang, in den harten Stein drückte, und endlich den „Stierenbach“, die Quelle der Engelberger Aa, wo der erhitzte Stier nach dem erkämpften Siege begierig trank, worauf er aus Erschöpfung todt hinsank. Nach Einigen jedoch lebt und schadet das Unthier heute noch.

(259.) In Sargans erzählte dem Sammler der Nachbarssohn, Jakob Pfiffner von Mels, von einem Lindwurme, den er sich jedoch (wegen des Wortes lind, d. h. weich) wie einen großen dicken Regenwurm vorstellte, und von einem ganz ähnlichen Kampfe desselben mit dem Stier, der jedoch von des Wurmes Gift getödtet worden.

(260.) Auf der Grabseralp Naus war einst ein furchtbarer Lindwurm, lang und dick wie ein Baumstamm, der Leib blutroth. Weder Menschen noch Thiere waren sicher vor ihm und die Alpe wurde öde und leer. Niemand wußte Rath, bis ein Fremder (ein sogenannter „fahrender Schüler“) in's Dorf kam und ihnen den Rath gab, ein makellos weißes Stierkalb sieben Jahre lang zu säugen und es dann zum Kampfe zu führen. Als der Stier groß war, wollte Niemand das unbändige Thier, dessen Hörner man mit Stahlhaken gewaffnet hatte, auf die Alpe führen. Da bestimmte man dazu ein schönes Mädchen, welches den Tod verschuldet hatte (nach Anderen eine reine Jungfrau) und verhieß ihr das Leben, wenn sie entkomme. Sie ging es ein und machte sich auf den Weg. Als der Stier, den Feind witternd, zu brüllen begann, stieg das Mädchen auf eine Tanne, und sah von da, wie der Wurm herbrach und der Kampf anhob. Der Stier wühlte furchtbar in des Wurmes Eingeweide, welcher mit Schweif und Krallen den Gegner faßte, daß dessen Haar in die Luft flog, aber bald verblutete. Das Blut rann den Berg ab einem Bächlein gleich; der Sieger aber, vom Drachenblute vergiftet, sprang rasend an einen Felsen, bis er todt hinstürzte. Jetzt waren Alp und Jungfrau frei und die Bewohner froh. (Nikl. Senn u. Lehrer Joh. Vetsch von Grabs.)

All dies ist nichts Anderes als der Kampf der Sonne (welcher der Stier überall heilig) mit der Nacht (welche der Drache mit seinen vielen Augen bedeutet).

Bezeichnet der Stier die Sonne, so entspricht natürlich die Kuh dem Monde, dessen Viertelsgestalt ja gleich ihr zwei Hörner hat.

Wie Sonne und Mond Wegweiser der Menschen, so sind es daher in der Sage auch Stier und Kuh.

(261.) Wohl jedem Fremden muß es auffallen, wenn er die romantischen ...ften und Alpengelände von Reichenbach durchwandelt, die Kirche in einer ... merklichen Tiefe, statt auf einer der zahlreich herumliegenden Anhöhen zu ...den. Eine Sage, die jedem dort wohnenden Landmann wohl bekannt ist, ...chte das Räthsel lösen: Nachdem Reichenbach von Aeschi getrennt wurde ...d nun eine eigene Gemeinde bilden sollte, mußte auch eine Kirche erbaut ...rden, mit deren Plan man auf's eifrigste sich beschäftigte. Es wurde ...schlossen, dieselbe auf einer nahen Anhöhe, der Schärüte genannt, zu bauen. ...ld war Alles in Thätigkeit und lustig wimmelte es oben von emsigen ...beitern. Aber als schon der Grund gelegt war und einige Mauern den ...riß der Kirche zeigten, erstaunte man, als in einer Nacht die Angefangene ...rbeit ganz zerstört und dem Boden eben dalag. Niemand wußte sich ...ies erst zu erklären, allein man kam bald auf den Gedanken, daß da ein ...ser Geist spuke. Indessen ließ man sich darüber nicht abschrecken und der ...ihsame Kirchbau wurde von neuem angefangen. Wie erstaunte man noch ...hr, als auch diesmal das angefangene Werk an einem Morgen zerstört ...funden wurde, und noch mehr, da man zur Sicherheit drei Mann als ...acht ausgestellt hatte, die aber weder etwas gesehen noch gehört haben wollten. ...f gleiche Weise soll es noch einmal geschehen sein. Man sah nun ein, daß ...ht der rechte Ort gewählt worden sei, und um diesen zu erfahren, habe man ...ei Stiere aneinander gebunden und diese dann in einer Nacht frei gehen ...sen. Wo nun die Stiere am Morgen gefunden wurden, da sollte die Kirche ...ba't werden. Zum Erstaunen Aller sollen sie mitten in einem Erlengebüsch ...ben dem vorbeirauschenden Reichenbach liegend gefunden worden sein, wo dann ... Kirche wirklich gebaut wurde und noch heute dasteht.

(262.) Ochsen weisen auch an anderen Orten Plätze zu Kirchenbauten. ...itolf. S. 331.) Aehnlich im Alterthum: Eine Kuh ging dem Kadmos voran ...m Platze, wo er die Stadt Theben bauen sollte; eine „buntscheckigte" dem ...nige Ilos, als er in Vorderasien das berühmte Ilion oder Troia zu gründen ...sging. — In entsprechender Weise legte man nach der Tirolersage die Leiche ...r heiligen Magd Notburga auf einen Ochsenwagen, ließ sie ziehen, sah die Thiere ...er den tiefen Fluß gehen, ohne daß sie naß wurden, dann ausruhen und ...dlich am Kirchlein des heiligen Ruprecht stillehalten, wo unsichtbare Hände ...n heiligen Leib abluden. — So zogen zwei junge, noch unabgerichtete Stiere ...n Wagen mit der Leiche des Bruders Ulrich von Mussau durch den Bach und ...s dahin, wo heute die Kapelle steht. — Ein Stier stieß in Tirol beim ...rgwerke Falkenstein, an der Grube „zum Stier", mit den Hörnern einen ...sen auf, welcher schönes Glaserz entblößte. An einer andern Stelle deckten ...ihe einen Erzgang auf (wie Schweine vergrabene Glocken verriethen).

Es giebt ebenfalls Sagen von gespenstischen ungeheuerlichen ...ihen, die sämmtlich hierher gehören, weil sie die Bedeutung der Kuh ...s Nachtgestirn (Mond) nachweisen:

(263.) Im bernischen Dorfe Melchnau befand sich in alter Zeit eine riesige Kuh, so riesig, daß, wenn man sie molk, die vorderen Beine im „Guger“ und die hinteren im „Bottmet“ gestanden haben sollen, welche zwei Ortschaften etwa eine halbe Viertelstunde von einander liegen. Bei der Mühle lag ein Weiher, den die Kuh jeden Morgen und Abend mit Milch frisch füllte (wie die Ziege im nordischen Göttersitze Ströme ausgoß). Es fiel einst Einer hinein und ertrank, und man will ihn noch zuweilen um Hilfe schreien hören. Die Milch habe dem Dorfe den Namen gegeben.

(264a.) Bei Schlitters im tirolischen Zillerthale war einst ein See. Damals hörte man Nachts öfters eine Kuh muhen. Lief man nach dem Orte, so „plärrete“ es ganz anderswo, auf dem Berge, im See rc. Das Volk hieß es „die Seekuh“. Der See ist später ausgetrocknet worden und jetzt Moor; aber das „Plärren“ hört man noch immer.

(264b.) In der Freiburgeralp am Giblour komme, so oft es stürme, eine gehörnte Kuh dahergefahren, welche auf ihrem Wege Alles nieder und in die Schluchten des Giblour schleudere.

(265a.) Auf dem sogenannten Eselswege, von Weida nach Köckeritz zu, scheute einem Barbier, der im Mondscheine gegen 11 Uhr Nachts dahinging, plötzlich der Hund. Da sieht er im Liebiger, einem nahen Grunde, auch die Ursache: ein Kalb nämlich ohne Kopf. Eben bog es um eine Ecke. Wie er's weiter erzählte, wußten das gar Viele schon; ja um dort nicht irregeführt zu werden, macht man lieber einen weiten Umweg. Der Hund des Barbiers ist hernach selbst bei Tage nicht wieder an jene Stelle zu bringen gewesen. (Eisel, Voigtl. S. 130.)

(265b.) Oberhalb Lichtenberg treibt eine dreibeinige Kalbe ihr Wesen; sie pfeift so stark, daß die Umwohner dadurch in Angst und Furcht versetzt werden. (Ebendas.)

(266.) Als einmal der letztverstorbene alte Förster in Köckeritz Nachts den Eselsweg nach Weida gehen will, hatte in der Nähe des Gänsebergs eine weiße Kuh sich ihm quer über den Weg gelegt. Eine Täuschung war nicht möglich, denn es war der hellste Mondschein. Wie er nun zugeht, richtet sie sich auf und ist so groß, daß gar nicht auszuweichen war. Da nimmt der verwegene Mann sein Gewehr; hat aber, wie er losgeschossen, drei Viertelstunden lang völlig blind an der Stelle gestanden! Wäre sein Hund nicht davongelaufen gewesen und nach Hause gekommen — die Seinigen würden ihn gar nicht gefunden haben. (Eisel, Voigtl. S. 132.)

(267.) Unweit Buchsweiler im Elsaß grast am Mühlbache noch spät Abends eine schwarze Kuh mit silberner Halsglocke. Die Weidbuben gehen ihr aus dem Wege, obwohl sie wissen, daß sie Niemanden was thut, sondern verirrten Wanderern, die von ihrem Geläute angezogen werden, sich nähert,

ihnen die Hände leckt und dann sie auf den rechten Weg weist. Schlägt oder wirft man sie aber, so nimmt sie den Schuldigen wüthend auf die Hörner und wirft ihn in den Bach.

(268.) Zu Mölten unweit Glatz in Schlesien, als eines Winterabends das Gesinde beisammen um den warmen Ofen saß und fleißig spann, ging plötzlich ein Fenster auf und schaute ein Ochse eine Zeitlang in die Stube herein. Da er einem im Stalle befindlichen sehr ähnlich sah, ging eine Magd hinaus, die diesen losgekommen wähnte, und wollte ihn anbinden, fand ihn jedoch ruhig an seinem Platze. Kaum war sie wieder in der Stube, als ein Windstoß das Fenster abermals aufriß und dasselbe gespenstische Wesen den Kopf wieder hereinstreckte. (Drescher.)

(269.) Im Trub liegt südwestlich vom Napf eine Alp, Schinen genannt. Auf dieser war es schon lange Zeit nicht geheuer. Eine große schwarz gefleckte Kuh weidete dort mit den anderen, ging Abends mit ihnen bis zum Stalle, dann aber selbst auf das Dach, wo sie sich niederlegte, bis die anderen wieder ausgelassen wurden, wo sie wieder mitzog. Einmal sei es den Knechten gelungen, sie auch mit in den Stall zu bringen, wo das Thier aber zwischen den anderen durch und zu der Oeffnung hinaus lief, wo das Stallwasser abrann. Diese Kuh soll sie Abends und Morgens am Melken gehindert haben. (Zuberbühler's handschriftl. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850 und 51.)

(270.) In des Amerikaners Washington Irving Schilderung vom Wohnsitze des großen Dichters Walter Scott, Abbotsford, heißt es: „Der anziehendste Umstand jedoch, welcher, nach Scott's Behauptung, sich an diesen See knüpfte, war, daß er von einem Kobold in Gestalt eines Wasserstieres bewohnt war, der in den tiefen Theilen lebte und dann und wann auf das trockene Land hervor kam. Diese Geschichte war seit undenklicher Zeit in der ganzen Umgegend gäng und gebe.“ (Washington Irving, Abbotsford.)

(271.) Vor dem Entscheidungskampfe, welchen die jütische Halbinsel erwartet, soll eine rothe Kuh über die Brücke (welche?) gehen. (Müllenhof, Schlesw.-Holst. Sagen.)

Vergl. Grimm's Sagen 142 (der Stierenbach).

g) Das Pferd.

Das edelste Thier, das **Pferd**, das den Menschen in verschiedenen Lebenslagen und Berufsarten, als Zug-, Last- und Reitthier die wichtigsten Dienste leistet, verdiente vor allen anderen Thieren an den Himmel versetzt zu werden. Es wurde dies auch, und zwar nicht nur in seiner wirklichen Gestalt, als „kleines Pferd“, sondern auch, zum Beweise seiner Göttlichkeit und Sternähnlichkeit, als geflügeltes

Pferd, Pegasos; ja noch mehr, bei den Griechen ist auch die Sonne ein von Pferden gezogener Wagen. Bei denselben ist aber das Pferd auch das Thier des Poseidon, des Meergottes. Diese Verbindung zwischen Pferd und Meer wäre räthselhaft, wenn nicht mannigfache Verwandtschaft zwischen Himmel und Meer aus der ganzen Mythologie heraúsblickte. Was am Himmel war, das wurde sehr oft auch in das denselben abspiegelnde Meer versetzt, und umgekehrt, wie die Sternbilder des Walfisches, des Delphins, der Fische, des südlichen Fisches, des Schwans, der Wasserschlange und der Argo zeigen. Einen weitern Zug der Hochhaltung des Pferdes verräth auch seine Verbindung mit dem Menschen zu einem Wesen, dem Kentauren, welcher ebenfalls unter die Sterne versetzt wurde.

Noch bedeutender aber spricht dafür die Sage von den sprechenden Rossen des Achilleus, und nicht weniger von dem hölzernen Pferde zu Troja, offenbar die Erinnerung an ein Götterbild solcher Gestalt.

Im Norden hat Sleipnir, das edle Roß Odins, acht Füße. Andere Rosse der Asen haben alle den Beinamen Faxi (mähnig), so z. B. das Roß des Tages, Skinfaxi (das glanzmähnige) und das Roß der Nacht, Hrimfaxi (das thaumähnige). Die Glanzmähne aber, durch welche sich der Tag von der Nacht unterscheidet, ist die Sonne, und auch im Norden war das Pferd der Sonne geweiht, wo nicht gar ein Bild der Sonne selbst.

Wie die indischen Arier, wo ebenfalls Rosse Indras Sonnenwagen ziehen, und wie die eranischen, deren Rosse der Sonne entgegenwiehernd, Schicksalsmächte waren (bei Dareios), so veranstalteten auch die germanischen der Gottheit zu Ehren Pferdeopfer und steckten die Köpfe der geschlachteten Pferde auf die Dächer ihrer Häuser, wie in Grimm's Märchen von der verbannten Königstochter das Haupt des getödteten Pferdes Falada an das Thor geheftet wird und seiner Besiegerin wahrsagt. Odins Roß Sleipnir hatte Runen auf den Zähnen, das Roß Arwakr auf dem Ohre; dem Gotte Freyr waren weissagende Rosse geweiht.

Die alten Deutschen unterhielten nach Tacitus (Germ. 10) in ihren heiligen Hainen Pferde, die keinen irdischen Reiter duldeten und aus deren Wiehern und übrigem Benehmen man vor jedem Kriege

oder Zuge die Zukunft zu erfahren glaubte. — Im Kanton Bern sah man es als Glückszeichen an, wenn Einem auf der Reise bald ein Schimmel begegnete, erwartete aber einen baldigen Todesfall, wenn das eine Leiche ziehende Pferd rückwärts sah oder vor einem Hause stille hielt.

Die Pferdeköpfe auf den Häusern bestehen in Norddeutschland noch heutzutage, wirklich oder in Holz geschnitzt, wenn auch nur noch zu abergläubigen Zwecken.

Das Pferde-Opfer erhielt sich sogar noch unter der Herrschaft des Christenthums. Als Kaiser Karl IV. beerdigt wurde (1378), opferte man 26 Pferde und auf dem letzten derselben will ein wohl gewappneter Ritter unter „goldenem" Traghimmel und (wie, erfahren wir nicht) „opferte sich mit dem Roß". Bei der Leichenfeier Maximilians II. (1577), fünf Monate nach seinem Tode, wurden an seinem Grabe zu Prag die Pferde zwar nicht mehr getödtet, aber „als Oblate der Domkirche behalten". (Nork, Sitten und Gebräuche der Deutschen.) Nach der Sage ist Bayard, das riesige Pferd der vier Heimonskinder, trotzdem es Karl der Große ertränken ließ, nicht todt, sondern lebt im Ardennenwald, wo man es jährlich am Johannestage wiehern hört. (Grimm, deutsche Mythologie.)

Von den geweihten Rossen der alten Deutschen sagt Grimm: „Ihre Mähnen wurden sorgsam genährt, gepflegt und geschmückt; vermuthlich wand oder flocht man Gold, Silber und Bänder in die Locken." Die Namen der Pferde wurden sogar von Fürsten und Helden angenommen (Hengist und Horsa).

Auch die Verknüpfung der Pferde mit dem Meere oder wenigstens mit dem Wasser erscheint im Norden wieder.

(272) Es soll zuweilen am Meeresstrande ein schönes apfelgraues Pferd erscheinen, das man daran erkenne, daß es die Hufe verkehrt trage. In Schweden heißt es nennir oder nikar (Neck). Besteige es Jemand, so stürze es mit ihm in die Fluth. Doch könne man es auch fangen und auf gewisse Zeit zur Arbeit abrichten. Zu Morland warf einem ein Mann einen künstlichen Zaum über, daß es nicht entwischen konnte, und pflügte nun alle seine Aecker mit ihm. Als zufällig einmal der Zaum aufging, sprang der Neck wie rasend in die See zurück und zog die Egge mit hinunter.

(273.) Wie in Mähren sich böse Wassermänner aufhalten, welche den Pferden auf der Hutweide nachstellen, erscheint der Wassermann selbst (wie der

Meergott Poseidon gethan) als Pferd. In einer Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ging ein Pferdehirt am Flusse auf und ab und sah plötzlich einen schönen Fuchs, vom Hufe bis an's Knie weiß. Er fing ihn auf, entdeckte aber sogleich mit Schrecken — ein hölzernes Maul, warf dem Thiere eine geweihte Halfter um und ritt es nun bis Früh 3 Uhr. Als er es frei ließ, verwandelte es sich plötzlich in einen Menschen und rief in einem sonderbaren Nasentone: „Das hat dir der Teufel in die Nase gesteckt!" und sprang in's Wasser. Andere brauchten solche Pferde schon zum Ackern und gaben ihnen Steine statt Hafers.

Aber nicht nur Sonne- und Tagesthier ist das Pferd, sondern auch, namentlich als schwarzes, ein solches der Nacht und des Mondes. Der Nacht- und Feuergott Loki verwandelt sich in eine Stute und gebiert Sleipnir, das Roß des Sonnen- und Himmelsgottes. Die ursprüngliche Mondgöttin Brunehild hatte nach der Sage an ihrem Wohnsitze zu Segard eine Heerde von Rossen, aus welcher die Helden der Mythe, Dietrich, Heime u. A. ihre streitbaren Hengste erhielten. Diese Nachtrosse scheinen sich denn in unzähligen Exemplaren, als gespenstige Teufels- und Hexen-Thiere, gleich den oben erwähnten Schweinen, Ziegen u. s. w., über das ganze sagendichtende Gebiet des deutschen Volkes vertheilt zu haben, und wachsen oft, was nur auf überirdische Wesen paßt, zu riesenhafter Größe empor. Der Luzerner Cysat schreibt im sechszehnten Jahrhundert von „teuflischen Rossen", welche Nachts am Pilatus haufenweise in vollem Laufe dahin galopiren, wo niemals ein Pferd hin gelangen konnte, so daß das Gebirge davon erzitterte.

(274.) In Dänemark herrscht ein Volksaberglaube, es müsse unter jeder Kirche, die man baut, ein lebendes Pferd eingegraben werden. Dessen Gespenst ist das Todtenpferd, das jede Nacht auf drei Beinen nach dem Hause hinkt, in welchem Jemand sterben soll. (H. C. Andersens „Sämmtliche Märchen".)

(275.) Nach Sonnenuntergang geht auf der Gemeindewiese zu Kamaik ein feuriges Pferd um, das auf den Feldern vielen Schaden anrichtet. Nähert sich ihm Jemand, so wirft es Blitze nach allen Seiten und tödtet den Menschen. Schon mehreren Menschen soll dies Unglück begegnet sein, so einem Knechte, der zufällig vorüberfuhr. Daher droht man noch heute den Kindern mit dem feurigen Pferde. So erzählte mir ein Mitschüler aus dem Orte. (Grohmann, Böhmen. S. 239.)

(276.) Anno 1624 wollte Andreas Illnig's Vater am Willenauerberge mit seinem Pferde arbeiten, da kam ein fremdes, weißes Pferd mit allem

dürr zugelaufen und spannte sich selbst an, und nachdem es eine Weile hurtig
gangen, ahnet dem Ackersmann nichts Gutes, er will ausspannen und Mit-
machen. Damit reißt das wilde Pferd mit Hacken und dem andern Pferd
den Tümpel zu. Der Ackersmann hänget sich an sein Pferd, schreiet und
t gute und böse Worte, bis das Gespenst sich verloren und er mit seinem
rde in großer Bestürzung gelassen worden. (Gebhard, Oest. Sag. S. 229.)

(277.) Bei Arnau nahe am Klingenberge wohnte einst eine arme
we, die war blind. Da erschien ihr einmal im Traum ein weißes Pferd,
; fleckenlos, mit feurigen Augen. Das sagte ihr, sie solle des andern Tages
die zwölfte Stunde zu der Birke gehen, die am Klingenberge steht, und
einige Fuß unterhalb des Wurzelstockes derselben graben. Sie werde auf
Wässerlein kommen, mit dem solle sie die Augen bestreichen, davon werde
sehend werden. Die Frau erwachte über den Traum, aber sie befolgte ihn
t. Erst als ihr in den folgenden Nächten das Pferd zum zweiten und
ten Male erschien, ging sie an den bezeichneten Ort und fing an, zu graben.
s Wässerlein sprang hervor und als sich die Alte ihre blinden Augen damit
etzte, erhielt sie das Gesicht wieder. (Grohmann, Böhmen. S. 246.)

(278.) Es war einmal ein junger Mensch in Penzlin, der hatte eine
ut in einem benachbarten Dorfe. Wenn er hinging, sie zu besuchen, machte
ich gewöhnlich einen Richtsteig durch die Pferdekoppel.

Als er nun einst des Abends hier durchkam und wieder seinen alten
g vor sich hatte, sah er nicht weit von sich ein schwarzes Pferd. Da dachte
Reiten ist besser als Gehen, und springt schneller zur Stelle. Was schadet
du leihst dir das Pferd und auf dem Rückwege giebst du's hier wieder
Damit griff er zu, hatte das Pferd gefaßt und saß bald oben darauf,
fort ging's wie toll und besessen, denn der Bräutigam hatte Eile zu seiner
utfahrt, und auch der Schwarze schien sich nicht aufhalten zu wollen.

Als aber das Pferd anfing, seinen Mund aufzuthun und sagte: „Der
nd, der scheint so hell, die Todten reiten so schnell; mein Liebchen, graut
auch?" da sah der erschrockene Reiter unter sich und ward gewahr, wie
nicht mehr auf ebner Erde, sondern hoch durch die Lüfte dahinsausten.

Nun dachte er: Besser hart gefallen, als so geritten, und sprang eilig
seinem Roß, kam auch glücklich unten an. Aber ein Pferd hat er sich
t wieder zur Nachtzeit stillschweigend geliehen. (Niederhöffer, Mecklenb. IV.
205.)

(279.) Ein Mann aus Witerswil im Kanton Solothurn kaufte von
m Fremden ein Roß, das ihm sehr gefiel und ungewöhnliche Kraft und
nelligkeit bewies. Später bethörte ihn der Geiz, es zu verkaufen. Er wollte
nach Basel führen, gelangte aber kaum an das Benkener Moor, als ihn
rasend ausreißende Thier in den Sumpf warf, worauf der Mann, der es
früher verkauft, auf dasselbe sprang und mit ihm verschwand.

(280.) Ein Solothurner Bauernbursche, der mit Anderen Sonntags in St. Wolfgang beim „Kilten“ gewesen war, traf im Heimgehen nach Balsthal in stockfinsterer Nacht auf einer Wiese unter dort weidenden Pferden auch das, wie er am frohen Wiehern zu erkennen glaubte, des Dorfwirthes, lockte und bestieg es, um schneller heimzukommen als seine Kameraden. Erst ging's in sanftem Trabe, aber bald mit leiserm und immer leiserm Hufschlage, bis es sich erhob und Roß und Reiter über den Bäumen hinschwebten. Entsetzt sah er unten das „ewige Licht“ aus den Fenstern eines Kirchleins blicken und endlich hundert Klafter hoch sich am Schlosse Falkenstein vorbeigleiten, in dessen Stube er den Schreiber des Landvogtes beim Lichte sitzen sah. Des Burschen Blut und Athem stockten, er war keines Lautes mächtig, bis seiner Kehle der Angstruf: Jesus Maria! entfuhr. Plötzlich verschwand der Gaul unter ihm und er fiel unweit Oensingen nieder. (Lehrer Bernh. Wyß in Solothurn.)

(281.) Zwischen Charmey im Greierzerlande und le Pont-du-Vani (Felsbrücke) liegen mehrere Moos- oder Sumpfmatten, genannt les Bourliandé, wo man jedes Spätjahr viele Pferde weidet. Vor etwa 100 Jahren gesellte sich jeden Abend ein Thier zu diesen, welches ihnen ähnlich sah und das man im Thale „das wilde Pferd“ Zavudschavu hieß. Ging Jemand Nachts dort vorüber, so war das dem Anscheine nach zahme Thier stets bereit, sich reiten zu lassen; allein kaum saß man darauf, so sprang es wie wüthend in den daneben fließenden Jaun und schwamm blitzschnell mit dem Reiter stromaufwärts, bis es ihn halb erstarrt an's Ufer warf. (Kuenlin.)

(282.) In Mels im Sarganserlande kannte man und kennt noch das „Nachtfüllen“, das von Plons hinauf bis zum Schützenhause wandert, aber nicht aufsitzen läßt, sondern Wandernden aufsitzt und sie müde reitet Hingegen das im Ried gegen den Rhein hinaus ließ reiten, fuhr aber mit Einigen, die dies versucht, wie der Blitz in die Nacht hinaus, wo sie sich, als es „lüterlete“ (morgendämmerte), über'm Rhein im Lichtensteinischen auf einer Scheiterbeige fanden und beinahe als Nachtschwärmer eingesteckt worden wären. Noch andere Melser, die von der „Stubeti“ heimkehrten, fanden sich plötzlich unter lauter Nachtrossen, wurden aber bald tüchtig abgeworfen, worauf die muthwilligen Thiere auf und davon stoben.

(283.) Hinter Wasen in der Bernischen Pfarrei Sumiswald befindet sich auf einem Hügel das Bauernwesen Bärhegten. Einst war darauf ein Ritterschloß, dessen Eigenthümer die Umgegend lieblos mißhandelte. Als nun ein Paar, im Thale hoch geachtet, sich ehelich verbinden wollte, ging der Vater der Braut zum Junker, um jenes in alten Sagen berüchtigt gewordene Herrenrecht loszukaufen, welches der Zucht einer unschuldigen Braut wie der Menschennatur gleich bitter Hohn sprach. Aber das Mädchen war von so gepriesener Schönheit, daß der Feudalherr den Alten trocken abwies. Kummervoll begab

er sich aus der Burg und begegnete unweit davon ein Männchen, welches ihn fragte, was ihn drücke. „Du kannst mir doch nicht helfen!“ entgegnete der Vater unwillig. Aber der Kleine ließ nicht nach mit Anhalten, bis er Alles erzählte. Nun hieß ihn das Männchen gleich nach dem Schlosse zurückkehren und den Herrn um den höchsten Loskaufspreis fragen. Dieser, um ihn für immer los zu werden, erklärte: nur wenn Du mir eines Morgens die größte Buche aus dem Hornbachgraben herbringst und mit ihren Aesten hier im Hofe aufstellst. Niedergeschlagener als das erste Mal verließ der Vater den gefürchteten Ort und berichtete dem seiner harrenden Männchen trostlos den Hergang. Dies aber hieß ihn lachend gutes Muthes sein und sprach: Höre, diesen Abend noch wollen wir die größte Buche des Thales aussuchen, die fällst Du morgen früh, und für Zug will ich schon sorgen.

Richtig, als der Landmann am folgenden Morgen die Buche mühevoll aus dem Boden hatte, erschien der Kleine mit drei mageren Gäulen, spannte an und fuhr straks den Hügel hinan und der Burg zu. Als sie dort schnaubend anlangten, entsetzte sich der Junker, kam aber schnell und bewundernd zum Zuge herunter, und fragte den Kleinen, wo er die Wunderthiere herhabe. „Herr, entgegnete er spöttisch, de i de Stange isch din Urgroßvater, de i de Bäuma din Großvater, de vorus din Vater, und wenns nit wär gangen, so hätti dich no derzuo i'gspannt.“ Bei diesen Worten geschah ein Knall und die Burg sammt dem Junker und dem räthselhaften Zuge war in's Innere des Hügels versunken. (Zuberbühlers handschr. Sagensammlung von Münchenbuchsee.)

(284.) Zu Buchsweiler im Elsaß erzählt man: Einst wurde ein Mann durch ungewöhnliches Lärmen aus dem Stalle geweckt. Er eilte hin und sah zwischen seinen zwei Pferden, die unruhig umherfuhren, ein drittes kohlschwarzes, mit struppiger Mähne, welches er nicht wegbrachte, so schlug es aus. Am Morgen war es verschwunden. Etwas Zeit darauf fiel das Gleiche vor. Als er bemerkte, daß es keine Hufeisen habe, rief er den Nachbar Schmied und ließ es beschlagen. Am Morgen vernahm man lautes Geschrei aus einem Nachbarhause, die Nachbarin lag zu Bette und war an Händen und Füßen beschlagen. (Stöber d. S. d. E.) Verwandlungen von Hexen in schwarze Pferde kommen auch anderwärts vielfach vor.

(285.) In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts hatte Graf Ludwig zu Rieneck im Spessart auf Wildenstein einen schlimmen Nachbar im Thurme im Krausenbacher Thale. Um den Grafen, der seine Unthaten häufig bestrafte, und ihn selbst einmal ein Jahr lang gefangen gehalten, zu verderben, schloß er einen Bund mit dem Teufel, baute im „Höllenthale“ den „Höllenthurm“, wovon er selbst beim Volke „Höllenhans“ genannt wurde, und machte dem Grafen, der oft auf seinem Lustschlosse Wohlberg wohnte, einen besonders schönen Grauschimmel, den er angeblich aus dem Morgenland mitgebracht,

zum Geschenke. Das Haar des Thieres war wie Eisen anzufühlen, weshalb es „das eiserne Pferd" hieß, und brachte Jedem, der es bestieg, den Tod.

Der Rienecker erfuhr das bald, als ihm seine drei Söhne, die das Pferd ritten, einer nach dem andern elend umkamen, worauf das Ungethüm, wie im Hohne wiehernd, durch den Hochwald, dessen Bäume vor ihm brachen wie Rohrstengel, über den Höllengrund hinüber, zu seinem frühern Herrn zurückbrauste.

Der in Gram gealterte Graf stiftete im Jahre 1233 das Schloß Wohlberg zum Kloster „Himmelthal" für Nonnen und schloß mit seiner Gattin darin sein Leben.

In der Adventzeit hört man im obern Elsavathale manchmal Mitternachts hastige, kurz abgestoßene dumpfe Töne, wie das Pochen eines Eisenhammers; es ist das eiserne Pferd, das im Brausen der Adventstürme schnaubend und pustend das Thal hinunter stürmt, am Schloße vorbei, dessen junge Herren es einst in den Tod getragen und bis an die Marke des Klosters, wo es, seinen Lauf endend, im Nebel verschwindet. (Herrlein, Die Sagen des Spessart, S. 232.)

Mehrere Sagen und Märchen deuten aber ganz klar und ohne Umschweife und Verhüllungen auf die mythologisch-astronomische Bedeutung des edlen Thieres hin, um das es sich handelt. In den russischen Märchen erscheinen Pferde, deren Augen Flammen sprühen und deren Nüstern Dampf schnauben, und ein Rappe, der unter der Erde verschwindet, worauf die Nacht hereinbricht. Ein weißer Reiter auf einem Schimmel erscheint mit dem Tage, ein rother auf einem Fuchs mit der Sonne.

Noch schöner aber bekräftigt diese Thatsache folgendes Märchen „das Pferd Tatos" (so heißt das mythische Pferd der Magyaren).

(286.) Es war einmal, erzählt man in Ungarn, ein alter grauer König, der drei Söhne und drei Töchter hatte. Der älteste Sohn war schön wie der reife Herbst, der zweite glühend wie der Sommer, der dritte aber blühend wie der Lenz; womöglich noch schöner waren die Töchter: die älteste mit einem Stern an der Stirne, die zweite dem Monde, die dritte der Sonne. Der Ruf von der Weisheit des Vaters und der Schönheit der Kinder war über sieben Reiche und sieben Meere kund. Tag und Nacht abwechselnd pflegten die Kinder des gebrechlichen Greises, was jedoch nicht hinderte, daß er oft mitten in der Freude in Thränen ausbrach. Fragten sie ihn um die Ursache, so seufzte er blos, sie werden das noch früh genug inne werden.

Nachdem dies so jahrelang gedauert und die Kinder immer größer, der König aber immer grauer wurde, bemerkten jene eines Morgens beim

Erwachen, daß der König noch bitterer weinte als sonst, und die Stadt mit schwarzem Tuch ausgeschlagen war. Jetzt eröffnete ihnen der Greis: Ein zwölfköpfiger Drache wüthe seit Langem im Lande; man habe ihm jeden dritten Tag eine Jungfrau geben müßen; seit sechs Tagen habe er keine mehr bekommen, weil sie alle vertilgt seien, und nun habe er alle Gewässer ausgetrunken und das Land verdurste. Jetzt komme die Reihe an seine Töchter. Das ganze Land war ein Klagen und Weinen. Die erste, dann die zweite Tochter wurde ausgeliefert und am neunten Tage auch die Jüngste. Zum Unglücke kam, daß nun keine Sterne, kein Mond Nachts und Tags keine Sonne mehr leuchteten. — Nun ermannten sich die Königssöhne, gegen den Wurm auszuziehen, und der Vater weinte nun noch mehr, da bereits die besten Helden des Reiches sich an ihm versucht hatten und umgekommen waren. Der Jüngste hatte aber ein Tatospferd, das er selbst fütterte und mit dessen Füllen er spielte. So heißt in der Ungarnsage ein aus einem Ei ausgebrütetes Zauberpferd, erst mager und häßlich, sobald es aber von dem um dieselbe Zeit zur Welt gekommenen Taltos (Weiser, Zauberer) erkannt und von ihm gewaschen und gestriegelt ist, bald weiß, bald goldfarbig, goldmähnig, oft neunfüßig, dreiköpfig, mit Menschenstimme redend, über Wasser und Wolken fahrend mit dem Zauberspruche: „Nebel vor mir, Wolken hinter mir, mich soll Niemand erblicken!“ worauf es unsichtbar wird und hingelangt, wo es wünscht. Es speit Feuer aus Nase und Mund und saugt Feuer auf, sich abzukühlen, klug und der Zukunft kundig. In der Noth des Tages hatte der Königssohn des Tatos vergessen und dieser wieherte ihm beim Eintritt in den Stall entgegen, wo er so lange geblieben und warum es draußen am Tage nachtfinster sei? Da sah der Prinz im Stalle mehr als Tag, ja echte Feuerhelle, und klagte nun, was vorgefallen. Der Tatos tadelte, daß der alte König nicht bedacht, daß sein Tatos die Sonne an der Stirne trage und das Füllen den Mond. Der Prinz meldete das dem Könige schnell, welcher den Tatos satteln ließ. Der Sohn bestieg ihn und nahm das Füllen für die Nacht mit und ritt so durch das ganze Reich. Gleich hatte man wieder Sonnenschein, wie er in die Mitte des Landes kam, Mittag und an das Ende, Abend; hier setzte er sich auf das Füllen und ritt zurück und brachte Mondschein. Aber kalt war es und nichts wollte auf dem Felde reifen. Jetzt waren die Söhne nicht mehr zurückzuhalten. Der Aelteste ging hinaus gegen den Wurm, kehrte aber nicht mehr zurück; dann der Zweite, trotz des Vaters Wehren.

Jetzt blieb noch der Jüngste allein; der Vater wollte nichts mehr hören, aber der hatte es bereits mit dem Tatos verabredet und zog geheim und Nachts aus, indem er das Füllen leuchten ließ, bis die Menschen schliefen. Hierauf beschied er es zu sich und bestieg den Tatos, welcher ihm rieth, den Drachen ja nicht zu fürchten, sondern ihm „wolfsaugig“ in die Augen zu schauen. Als der Drache sie von Weitem erblickte, spie er Feuer und

Flammen; aber der Tatos lief so schnell, daß das gespieene Feuer immer neben das Ziel und in's Meer fiel, so daß das Unthier verblüfft dastand, als es den Prinzen ganz heil vor sich sah. Nun versuchte es, diesen zu packen, aber der Tatos erhob sich jedesmal in die Luft, wo es sie nicht erreichen konnte, während der Prinz im Fluge ihm einen Kopf nach dem andern und so alle zwölf abhieb. Jetzt dachte er an Befreiung seiner Geschwister und wollte sich gleich in das Drachenloch hinablassen; aber der Tatos warnte ihn vor des Drachen noch gewaltigerm und listigerm Weibe, der Hexe Eisennase. Sobald er ihn wiehern höre, solle er schnell wieder herauf, damit es nicht zu spät werde. Der Prinz nahm Abschied von dem treuen Thiere, küßte das Füllen und war mit einem Sprunge mit dem Füllen im Drachenloche. Hier sah er sich klug um und streckte sich bald mit dem Thierchen, um auszuruhen. Plötzlich hörte er den Tatos wiehern, denn die Hexe kam durch die Luft geflogen, setzte sich auf den Tatos, und einmal Zaum und Halfter in der Hand und den Zauber ausgesprochen: „Hip, hop, dort soll ich sein, wo ich will!" war sie in der Luft, und der Prinz herausspringend, sah weder Tatos noch Füllen mehr.

Jetzt war Alles dahin und der Greis saß mit dem Volke trauernd in der schauderhaften kalten Nacht. Der Jüngling aber beschloß, den Tatos und das Füllen aufzusuchen, und ginge es an's Ende der Erde. Da er in dem Dunkel die Drachenhöhle nimmer fand, ging er über Berg und Thal in die weite Welt, bis seine Schuhe in Fetzen waren. Endlich langte er in einem Walde an, der aus Kupfer war, und da war in der Mitte eine Hütte und in der Hütte eine uralte Frau. Die grüßte er schön und fragte nach dem „sonnigen" Tatos und der Hexe Eisennase. Nein, erwiderte sie, obschon sie über 1000 Jahre hier wohne, habe sie von den zweien nie gehört; vielleicht aber ihre Mutter, die noch 1000 Meilen weiter im „silbernen Haine" hause und 100 Jahre älter sei. Er ging unermüdet bis dahin; aber auch diese wies ihn an die 3000jährige Großmutter im „goldenen Haine". Auch hier langte er an, richtete von Tochter und Enkelin Grüße aus und legte sein Gesuch vor. Lange besann sie sich und sagte ihm dann, wer er sei, und reichte ihm einen Ring, den er mitnehmen solle. Sehe er, daß der Stein darin licht werde, so sei das ein Zeichen, daß er der Hexenwohnung nahe sei; leuchte er ganz, so stehe er vor ihrem Palaste, wo er aber Acht zu geben habe. Erblicke sie ihn, so sei er dahin; dann solle er den Ring schnell umdrehen, was ihn unsichtbar machen werde.

Alles geschah so und er stand vor einem herrlichen Palaste und sah aus dessen Fenstern Sonne, Mond und Sterne glänzen; sogleich erkannte er seine gefangenen Geschwister. Schnell machte er sich unsichtbar, schlich unter die Fenster und hörte wie die Hexe drinnen herum waltete und unter fürchterlichen Schlägen die drei armen Schwestern von Fenster zu Fenster jagte, ruhelos von einer Seite zur andern. Er vernahm ihr todtmüdes Aechzen und war kaum mehr vor Wuth zurückzuhalten. Aber ihm fiel ein, sein kluger Tatos müsse

da sein; er suchte an allen Thüren, bis er es aus einem Schlüsselloche hervorstrahlen sah. Der Tatos fühlte des Prinzen Nähe und wieherte. Das vernahm die Eisennase, roch, daß was Fremdes da sei, schlug die Königstöchter um so heftiger, damit sie heller leuchten, und schaute vergebens zu allen Fenstern heraus. Der Tatos rieth ihm aber, bis Mitternacht zu warten, wo die Hexe beim Tageswechsel einen Augenblick einnicke, und was weiter zu thun sei. Er that es, zeigte sich den Schwestern, damit sie den Schlüssel aus dem Gürtel der Hexe hinabwerfen, mit welchem sie selbst hinabsprangen. Augenblicklich war der Tatos befreit und erhob sich mit dem Prinzen und den Schwestern in die Luft. Der vor den Augen der Hexe aufblitzende Lichtstrahl weckte diese. Sie merkte gleich, was vorgefallen sei, sattelte das Füllen und eilte den Flüchtlingen nach. Bald holte sie sie ein und der Tatos rief hinter sich: „Mein liebes Füllen, habe ich dich denn geboren, damit du die Hexe Eisennase trägst? Wirf sie ab!" Gesagt, gethan. Die Hexe fiel schwer wund zur Erde. Sie aber kehrten zurück, befreiten die Brüder und eilten zum trauernden Vater. Als sie nahten, kam mit ihnen der Tag, der Sommer und die Wärme, und als der Greis vor Freude starb, theilten sie das Reich und heirateten sich. (Arnold Ipolyi in Wolf's Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 262—288.)

h) Der Esel.

Dem um seiner unverschuldeten Häßlichkeit willen verkannten und verstoßenen Stiefbruder des Pferdes, dem **Esel**, that das Alterthum, wohl wissend, daß das gute, nützliche Thier nicht dumm, sondern blos hartnäckig ist, entweder die Ehre an, ihn zu hassen und zu verfolgen, oder es verehrte den Meister Langohr sogar göttlich. Dieses sonderbare Auseinandergehen der Ansichten rührt daher, daß der Esel dem Nomaden von äußerster Wichtigkeit war, der ihn daher verehrte, von dem Ackerbauer aber, der ihn nicht brauchte und den Stier über Alles hoch hielt, angefeindet wurde. Daher sank der Esel stufenweise mit dem Ueberhandnehmen des Ackerbaues und dem Zurücktreten des Nomadenthums, von seiner frühern Verehrung zu einem verachteten Thiere herab, und nicht ohne Recht glaubt wohl De Gubernatis (die Thiere S. 281 ff., wo interessante Esel-Sagen aus Indien und anderen Ländern erzählt sind), dieses Thier habe früher auch äußerlich höher gestanden und sei durch Vernachlässigung seiner Zucht heruntergekommen. In der That sieht der Esel des Morgenlandes noch immer weit stattlicher aus als der europäische. Das ackerbauende Aegypten hielt daher den Esel für ebenso unrein wie das Schwein

und weihte ihn dem schädlichen Princip seiner Mythologie, dem „rothen“ Typhon, dem personificirten Wüstensand, dem Feinde seines Nils und seiner Sonne, des Osiris. Aus Haß gegen die nomadischen Hebräer, die einst in Aegypten eingefallen und wieder daraus vertrieben waren, dichteten daher die Aegypter die Sage: Typhon sei auf einem Esel aus der Schlacht mit den Göttern geflohen und habe den Hierosolymos und den Judäos erzeugt (Plut., Isis et Osiris 31), und ferner: Moses sei der Spur einer Heerde wilder Esel gefolgt und habe reiche Quellen entdeckt. (Tac. hist. V. 3.) Diodor sagt: Antiochos von Syrien habe, nachdem er Jerusalem erobert, im Allerheiligsten des Tempels das steinerne Bild eines auf einem Esel reitenden Mannes mit langem Barte gefunden, welches er für dasjenige des Moses gehalten. (34, fragm.) Diese Sagen könnten als bloßer Ausfluß des ägyptischen Judenhasses gelten, wenn nicht die heiligen Schriften Israels selbst ganz auffallende Spuren der Hochachtung des Esels verriethen. Die dem Moses zugeschriebene Gesetzgebung achtet, was höchst merkwürdig ist, die Lösung der Erstgeburt (d. h. die Befreiung des Erstgebornen vom Opfer) des Esels, als eine ebenso wichtige Angelegenheit wie die Lösung der Erstgeburt des Menschen; beide sind immer neben einander genannt. (2. Mose 13, 12; 34, 19.) Ebenso merkwürdig ist, daß nach der jüdischen Ueberlieferung der Messias auf einem Esel reitend erscheinen werde. Nach dem rabbinischen Buche Jalkut Chadasch bedeutet der Stier den ersten Messias aus dem Volke Israel, den Sohn Josefs, der für die Sünden der Hebräer den Tod erleiden mußte, der Esel aber den eigentlichen, wahren Messias, den Sohn Davids und Gründer des jüdischen Zukunftreiches (daher die Abbildung von Ochse und Esel an der Krippe, in welcher Jesus geboren). Hierher gehört auch das Sprechen der Eselin Bileams und die Gewalt, welche dem Eselskinnbacken Simsons (d. h. wahrscheinlich einem den Esel darstellenden Panier seiner Truppen) zugeschrieben wird, wie in der frühern Zeit der Richter dem Ochsenstecken Samgars (d. h. wohl einem Panier mit dem geheiligten Stierbilde). Sogar in das Christenthum hinüber spielte der Esels-Cult, in Anknüpfung an Jesu Reiten auf einem Esel, in den berüchtigten Eselsfesten des Mittelalters.

Auch in Griechenland erscheint der Esel, und zwar im Cult des Dionysos, als Reitthier des Seilenos, als Wegweiser des Dionysos nach Dodona zum Orakel, ebenso im Cult der Göttermutter Kybele (deren Sohn Midas daher Eselsohren trug), in dem der Vesta zu Rom, wo er in Processionen erschien u. s. w.

Im deutschen Norden erscheint der dort nicht häufige Esel, der gleich dem Pferde Opferthier war, auch in der Sage als wegweisendes Thier. (Simrock, D. M. S. 336.) Man sehe auch bei Grimm: Tischchen, Esel und Prügel (wo auch eine gespenstige Ziege erscheint), welches ganz ähnlich in Sicilien erzählt wird. (Laura Gonzenbach, sicil. Märchen Nr. 52.) Wir fügen noch zwei kleinere bei.

(287.) Als die Herzogin Uta von Schauenburg, Gemalin Welfs II. von Spoleto, das Kloster Allerheiligen stiften wollte und über den Ort verlegen war, wo sie es erbauen sollte, ließ sie einen Esel, mit Geld beladen, ausziehen. Wo dieser, müde und durstig, den Boden stampfte, erquoll der Eselsbrunnen, und wo er vom Felsen den Geldsack in die Tiefe warf, baute die Herzogin im Jahre 1196 das Kloster. (Ed. Brauer, „Sagen und Geschichten der Stadt Baden".)

(288.) Ein aus seinem Lande vertriebener schöner Prinz irrte in der Fremde herum und schlief in Wäldern und Höhlen. Einst sah er in einer solchen, als er erwachte, einen garstigen Zwerg neben sich liegen und dessen Esel draußen stehen. Der Zwerg bot dem Prinzen sein Thier zum Reiten an und so gingen sie zusammen und kehrten in seiner Hütte ein. Eine Räuberschaar brach herein und wollte Beide tödten, als der Esel in allerlei Stimmen so seltsam und laut schrie, daß die Räuber entsetzt flohen und ihr Geld zurückließen. Der Zwerg lud dieses dem Esel auf und sie kamen in eine Stadt, wo große Trauer herrschte, weil die schöne Königstochter erblindet war. Wer ihr das Augenlicht wieder gab, solle sie zur Frau erhalten. Da ließ der Zwerg den Prinzen köstlich kleiden und hieß ihn mit Koth vom Esel an den Hof gehen und die Blinde heilen. Es geschah, er würde der Prinzessin Gemal, fand aber den Zwerg, als er nach ihm umschaute, nirgends mehr. (Schönwerth.)

V. Die Ansammlungen von Thieren.

a) Die wilde Jagd.

Wir haben gesehen, daß die meisten der Thiere, welche wir bisher in der Sage auftreten sahen, als Gespenster der Nacht erscheinen, und dies hätte keinen Sinn, wenn es nicht deshalb der Fall wäre,

weil sie eben unter die Gestirne versetzt sind, welche Nachts am Himmel dahin ziehen. Der Anblick des Sterneheeres ist aber ein so überwältigender, daß die Sage sich nicht auf ein Wandeln, Irren und Spuken einzelner Thiere beschränken konnte, sondern dieselben auch insgesammt zu ihrem Gegenstande nahm. Dies konnte indessen erst geschehen, als der Mensch mit den Thieren wirklich in größerer Menge zu thun bekam. Die erste Beschäftigung dieser Art und die nothwendige Bedingung dieses weitern Verkehrs mit den Thieren ist aber die Jagd. Ohne diese konnte der Mensch weder das Fleisch der Thiere genießen, noch dieselben, die ja ursprünglich alle wild waren, zähmen und zu seinem Nutzen verwenden. Der Jägerberuf ist daher der erste in der Culturgeschichte, er ist die nothwendige Voraussetzung des Hirtenlebens sowohl als des Ackerbaues, welche beide Berufe zahme Thiere nothwendig haben. Die Völker der ältesten Culturstufe, als Jägervölker, versetzten daher auch ihren sie ganz erfüllenden Beruf an den Himmel, daher das Vorherrschen der Jagdthiere, des Löwen, Bären, Wolfes, Fuchses, (wilden) Stiers und Ebers und des zuerst gezähmten und zur Verfolgung des übrigen abgerichteten Hundes, sowie des den Jäger tragenden Pferdes unter den Sternbildern. Dazu kam der Jäger selbst. Schon im grauesten Alterthum prangte der riesige Jagdheld Orion als glänzendstes Sternbild, von den beiden Hunden umgeben, am Himmel, und es ist bezeichnend, daß es gerade der Winter, die Jagdzeit ist, während welcher in Europa Orion die Nacht hindurch leuchtet. (Grimm, Deutsche Myth., Ende von Kap. 24.)

Der Winter ist aber zugleich die Zeit der Stürme, und weil diese unsichtbar sind, so verschmolz in der Phantasie des Volkes, und zwar vorzugsweise des deutschen, das sichtbare aber geräuschlose Heer der Jagdthiere am Himmel mit dem unsichtbaren, aber geräuschvollen Wesen der Stürme zu einer Sage, nämlich zur Sage von dem unsichtbaren und lärmenden, durch die Lüfte dahin brausenden Heere der Nacht, — es entstand die altdeutsche Sage von der wilden Jagd oder dem wüthenden Heer (auch Wodans Heer; von der Verknüpfung dieses Namens mit dem „wilden Jäger" und von dessen Metamorphosen überhaupt später! Von ähnlichen Erscheinungen in der Einbildungskraft anderer Völker müssen wir hier absehen). Blitz,

Donner und Wolken mögen auch das ihrige zur schrecklichen Ausmalung der wilden Jagd beigetragen haben; aber ohne Zuziehung der Sternbilder läßt sich die individuelle Gestaltung der einzelnen Theilnehmer an diesem gespenstigen Treiben nicht erklären. (Wuttke, Volksaberglaube, S. 17, 18; Nork, Myth. der Volkssagen S. 23 ff.) Komisch ist Justinus Kerner's Vermengung dieser Mythe mit seinem Geisterwesen. Simrock (Deutsche Myth. S. 187) glaubt das „wüthende Heer" und die „wilde Jagd" als Bilder von Krieg und Jagd auseinander halten zu müssen; ersteres komme mehr in Süd-, letztere in Norddeutschland vor, jenes zu unbestimmten, diese zu bestimmten Zeiten. Er ist hierbei entschieden im Irrthum. Keine das „wüthende Heer" nennende Sage, von welcher wir bisher gehört, verbindet mit demselben die Vorstellung eines Kriegsheeres, sondern dasselbe, heiße es wüthendes, Wode's, Guenis-, Guotis-, Wüetis-, Multis-Heer, oder wie immer, besteht überall vorzugsweise aus Thieren, ist oft genug deutlich als Jagd bezeichnet und heißt nichts Anderes als „Wodans Heer", d. h. eben die wilde Jagd (in Schonen nennt man ein in Winternächten von Seevögeln verursachtes Geräusch „Odens Jagd"). Beide Ausdrücke kommen in Süd- und Norddeutschland, beide mit Bezug auf bestimmte und unbestimmte Zeiten vor, wie folgende Beispiele klar zeigen:

(289.) Auf der Nordseite des Berner Dorfes Ichertswil hat einst ein Zwingherrenschloß gestanden, dessen Besitzer die Landleute drückte, bis sie ihn vertrieben und das Haus zu einem Schutthaufen machten. Nach und nach wuchs Gesträuche darauf und endlich ein Buchenwald. Das Volk der Umgegend scheute letztern, weil er der Aufenthalt war von zwölf kleinen Jagdhunden, die Nachts Feld und Wald, Berg und Thal durchtobten und bellten, und oft bis nahe zu den Wohnungen kamen. (Zuberbühler's handschr. Sagensammlung.)

(290.) In Werdenberg kennt man, wie überall, örtliche Gespenster. Ein solches ist das Wüetiheh, Wüetihöh oder sarganfisch Gräággi (der Schreier, von „gräággen", schreien, krähen), ein Thierchen von der Größe eines Kürbis, welches aber bald fliegt, bald blos hüpft, läuft, kollert und in allerlei Stimmen verwunderlich und unheimlich schreit. Es ist in Berg und Thal. Einer aus der Burger-Au sammelte in der Rhein-Au Mist und wollte eben einen Haufen Pferdekoth aufnehmen, als derselbe davon lief und jämmerlich heulte. Es war ein „Wüetiheh". Zwischen Altendorf und Räbis hört man

auf den Wiesen, wo es heißt „auf Sax“, oft ein unheimlich kläglich Schreien in der Luft, und nennt dieses ebenfalls „das Wüetihöh“. — Noch mehr entstellt findet man den Namen in Ebnat als „Wuothäne“. (Lehrer Joh. Inhelder in Kappel, handschriftl. Beschreibung der Gemeinde Ebnat. Nikl. Senn.)

(291.) Im Wäggithale gilt „das Muotiseel“ als ein wilder Sturmgeist, der auf einem Drachen den plötzlich losbrechenden Waldwassern vom Gebirge herab voran reitet. Hören die Thalleute dies Tosen aus der Höhe, so erwarten sie Schutt oder Wasserausbrüche. (Rochholz II. S. 13.) — Im Uznachischen sagt man unruhigen Kindern: „Du thuest wie-n-es Muotiseel“ (erzählte der greise Pfarrer Schubiger in Gallenkappel). Im Luzernischen (Großdietwil) „Mueteseil“. (Lütolf S. 454). In Glarus heißen die nächtlichen Hexentänze Muotisen und ein Gespenst Muotisee. — Am Oberrieterberge in Freienbach heißt die wilde Jagd „das Muoltahee“ (auch Multahee). Du thust wie's Multahee, sagt man auch hier zu einem Wildfange. Von der nach Rehag hinabziehenden Anhöhe „Nord“ oder dem Norder Knörra (Felsen) zieht das Muoltahee mit graunvollem Lärmen Nachts aus. Wer in seinen Bereich geräth, füllt sich plötzlich hinten an den Zug gefesselt, muß mitziehen und oft jahrelang mitmachen, nämlich bis er der Vorderste an der Reihe wird, wo er dann erlöst ist und wieder heim kann. (Erzählte des Sammlers gewesener Schüler, Regierungsrath und Oberstlieutenant Zäch von Freienbach.) — In Balgach kommt das „Wuotihee“ vom Berge das Dorfbächlein herunter und thut, als wenn viele Kinder schrieen. (Nikl. Senn.)

Bei Büchel am Rhein, unweit Rüti, gewahrt man zuweilen ein thierartiges Wesen, welches, zur Nachtzeit ein furchtbar widriges Geschrei ausstoßend, neben dem Wandernden auffliegt. Es heißt „das Wüetihö“. (Nikl. Senn.)

(292.) In J. K. Toblers von Wolfhalden „Die Wege des Herrn“ 1861, S. 43 erzählt ein launiger Hausirer: „Fern (letztes Jahr) am heiligen Weihnachtsabend, als ich um Mitternacht beim Bächlein am Lindenberg ankam, wurde ich plötzlich von einem entsetzlichen Höllengeschrei, das vorüberfahrende Gespenster und höllische Koboldsgestalten ausstießen, dermaßen erschreckt, daß ich vor Schrecken bis am hellen Morgen stehen bleiben mußte. Man hat mir schon viel von diesem Wuthheer erzählt, aber ich habe es nicht geglaubt. Jetzt glaube ich es.“

(293.) In der Eifel nennt man die „wilde Jagd“ das „Wudesheer“. Vor dem Ausbruche der französischen Revolution vernahmen die Einwohner von Hinter-Emler, als sie Abends zwischen Tag und Nacht aus der Kirche kamen, von Dockweiler her ein Getümmel in der Luft immer näher und deutlicher, Wagengepolter, Lachen von Männern, Musik, Tanz, Jauchzen von Weibern, Katzenschreien, Hundebellen, Rossewiehern, kurz ein

unbeschreibliches Durcheinander der verschiedensten Stimmen und Töne. Die Leute suchten so schnell als möglich ihre Häuser zu erreichen; nur ein Mann, der seine Zuflucht in eine alte Scheune genommen hatte, lugte mit dem Kopfe aus einer Oeffnung hervor und rief dem anscheinend weiblichen Wesen, welches lärmend den Nachtrab bildete: „Lappzol hannen noh!" Die Antwort war: „Krank sieben Jahr!" Von da an hatte er sieben Jahre lang eine sehr unangenehme Krankheit. Andere bemerkten beim Wudesheere, wie ein furchtbarer Sturm die Bäume zu entgipfeln schien und eine Menge Katzen schrieen, oder erzählten vom Gekrache, als wenn viele hundert Männer Holz fällten, von Wagenrasseln, Peitschenknallen und Stimmen. (Wolf's Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 315.)

(294.) Ein Hirtenbube hütete einst um die Erntezeit auf dem Aarauer Homberge und wurde nach Mitternacht durch schönes Singen und Spielen aus seinem Schlaf in einem der zahlreichen Heuhäuschen aufgeweckt. Er dachte erst an ziehende Schnitter; es kam immer näher herauf, aus Westen nach Norden hin, eine Musik, an der kein Instrument zu fehlen schien. Sogar aus den Lüften herab tönte leiser, sonderbarer Gesang. Als der Thurmwächter in Aarau zwei Uhr blies, verlor es sich. Das heißt man im Aarauer- und im nächsten Theile des Fricktthaler-Jura 's Guetigs Gheer und den Anführer Guenishirt. Es ging auf dem linken Aare-Ufer stets in der Richtung von West nach Ost und verkündete ein gesegnetes Jahr. Wenn es von der Schafmatt durch das hintere Thal von Küttigen gegen Lenzburg hinüberzog, hörte man das Klingen und Tönen wie von tausend Instrumenten. In Küttigen nennt man es noch „das Glücksheer" und sagt von schlechter Musik scherzhaft: „Es goht wie's Guetisheer" oder „Das ist Guetigsgheer". So um Lütwil: „Das Guetis- oder Guenischheer". Nicht blos in den Hundstagen, auch in der Fastnacht zog es einher und es heißt: „So viel Sterne in der alten Fastnacht am Himmel stehen, so viel Schnitter stehen in der Ernte". Gunisheer sagt man auch um Birmensdorf an der Reuß und „Guetis-Ee" heißt im Freienamte das wilde Heer, dessen Rauschen durch die Lüfte Manche dem Flügelschlage mächtiger Raubvögel zuschreiben möchten. (Rochholz I. S. 91.)

(295.) Der Name Wodan im „Wüetiheh, Muotisee", der bei den Alamannen noch heute lebt, ist im echt Rhätischen unbekannt (außer daß im Grafenschlosse Sargans und dort herum „der Mann mit dem breiten Hute" wandert, es ist der auch in Wildhaus oben Spukende „mit dem Lamphute", bei dessen Anblicke man einen geschwollenen Kopf davon trägt). Im Sarganserlande vertritt seine Stelle in Mels u. a. „das Bachgeschrei", vor Allem aber „das Gräággi", d. h. der Schreier, welcher Nachts bald als Baumstamm, als Hund, als Schwein, als Kalb im Wege liegt, oder von einem Baume herab Einem anschreit, bald als Laubsack sich heranwälzt, mit den verschiedensten Stimmen schreit und mit einem Lärm, wie an anderen Orten die wilde Jagd, über Weinberge und Wälder hinbraust, daß man glauben möchte, kein Reben-

stickel und kein Baum bleibe unzerbrochen, obschon am Morgen keine Spur von Allem wahrzunehmen ist.

Von einer meist aus Fronfastenkindern bestehenden Familie (die schottischen „Schenden") wußte man, daß sie in freundschaftlichem Verkehre mit dem Grääggi stand, welches den Söhnen Nachts, während sie schliefen, die Rosse hütete, und wenn diese einen Kreis abgeweidet, den Pfahl („Stumpen") weiter schlug. Es ließ alle möglichen Stimmen hören. (Sargans.)

(296.) Im Pusterthale Tirols nennt man das wilde Heer oft „wild's G'riht" (wildes Geritte), wobei Teufel, Jäger und allerlei Spuk unter Höllenmusik durch die Lüfte fahren, d. h. Geschrei von Jägern, Hunden, Katzen, Füchsen. Am vierten Tage nach Michaelis pflegt man das Alpwiesenheu des Iselberges dort einzuführen und beginnt schon früh 2 Uhr. Da stürmte einst „das wilde G'riht" mit so viel Teufeln über die Fuhrleute weg, daß die Peitschen und Stecken und alles höher Aufragende von oben herab glühend wurden. (Alpenburg. S. 420.)

Reich ist in der baierischen Oberpfalz die Sage vom „wilden Gejag", Nachtgjoid, Nachtgload, Nachtgschrei. Oft ist es der Wirbelwind (der „Säudreck"), der den Spuk verkündet. Entsteht ein solcher, so heißt's: der Säudreck jagt, oder bei Stadt Eschenbach: der Homann jagt. Ihm folgen Hexen, geisterhafte Thiere, Verdammte und arme Seelen, weshalb sie in der Gegend um Büchersreut die wilde Jagd „das Armensünderjagen" nennen. Bisweilen jagt der Hoimann allein mit seinem Hund im Walde.

(297a.) Ein Bursche ging von Sandsee nach Reisach. Als er mit Anbruch der Nacht gegen Kemnaten auf's freie Feld in den s. g. Arbergraben kam, hörte er hinter sich wie Katzengeschrei. Das wuchs allgemach an und zuletzt tönten Hundegebell und alle möglichen Thierstimmen drein, so daß den Burschen die Angst schüttelte. Plötzlich wehte vom Boweiher ein scharfer Windstoß her, der ihn nach vorne zu Boden warf, nun ging's über ihn weg mit Gejohl und Geschrei, mit Hundeheulen und Peitschenknallen. Es war „das Gejag" und der Windstoß sein Retter gewesen; denn sonst wäre der Bursche zerrissen worden oder hätte mitjagen müssen. Er kam verstört und schweißtriefend daheim an und mußte den Bader holen lassen. Nur wer auf den Gesicht am Boden liegt, über den geht „das Nachtgjoid" schadlos weg.

Ein Knecht am Bärenstein, unweit Waldthurn, hörte einmal, da er schon im Dachstübel war und eben zu Bette gehen wollte, die Jagd vorbeisausen; beherzt, wie er war, schaute er zur Dachlucke hinaus und rief dem Gejage spottend nach: Hui, hui, mein Theil auch mit! Am dritten Tage lag er „am Schragen". (Globus 1863. S. 44.)

(297b.) Zu Moosburg in Ober-Baiern erzählt man: Ein Mann stand am Kreuzwege, als „das wilde Gjaig" vorüberzog. Plötzlich fuhr ihm ein Messer in die Achsel, welches Niemand herauszuziehen vermochte. Da stellte er sich, auf erhaltenen Rath, abermals an denselben Weg, als das Heer wieder kam. Hier hörte er Einen sprechen: Gestern hab' ich mein Messer in diesen Holzblock gesteckt, nun nehm' ich es wieder mit. Wirklich war der Mann befreit. (Panzer.)

Ein anderes Beispiel bei Panzer und ebenso bei Vernaleken, weiß von einem in den Rücken getriebenen Beil und ein solches bei Vonbun (Vorarlberg) von einem in das Knie gestoßenen Messer mit demselben Ausgange, und so allerwärts in den verschiedensten Abänderungen.

(298.) Der Freiburger Peter Noth kam einst um die Mitternachtsstunde von einem „Abend" nach Hause und hörte auf der Brünisrieder Almende Jagdgeschrei und Hundegebell des „Nachtjägers". Bald näherte sich dessen Zug, allerlei „kleine Thiere", Hasen, Kaninchen, Murmelthiere u. dgl., und Jagdhunde, die sich um ihn her sammelten. Er fand besonderes Wohlgefallen an einem kleinen gefleckten Hündchen, nahm es liebkosend zu sich und steckte es in die Rocktasche, um es daheim aufzuziehen. Dort aber fand er an dem ihm zum Lager bereiteten Orte nichts als — Pferdekoth, und kein Thierchen mehr. (Kuenlin.)

(299.) Die wilde Jagd zieht um Merklin in den Wintermonaten, besonders im December. Da hören die Leute Abends nach zehn Uhr Hundegebell, lautes „Halloh" und die Töne der Jagdhörner. Niemand traut sich dann in den Wald, weil der wilde Jäger Jeden, dem er begegnet, erschießt. Am Waldrande ist eine alte Hütte, dort wohnte der Heger des Forstes. Als nun einmal wieder die wilde Jagd vorüberzog, öffnete der Heger das Fenster und rief: Halloh, Halloh! Nach einer Weile, als die wilde Jagd schon verbraust war und der Heger das Fenster wieder geschlossen hatte, kam ein Mann zum Fenster, der hielt einen Hasen in der Hand und rief den Heger hinaus, indem er sagte, er bringe ihm einen Hasen, weil er mit habe jagen helfen. Als aber der Heger sich weigerte und das Fenster nicht öffnete, zerriß der Fremde den Hasen und sagte: „Du hast wohl gethan, daß Du nicht herausgekommen bist; was mit dem Hasen geschehen ist, wäre mit Dir auch geschehen." Er warf ihm den Hasen vor die Thür und verschwand. (Grohmann, Böhmen. S. 81.)

(300.) Auf dem Wege von Ratenic nach Kamenk begegnen die Leute in der Nacht gegen 11 Uhr eine große Schaar von schwarzen Katzen und Hunden, die einen solchen Lärm machen, daß einem die Haare zu Berge stehen. Im Advent des Jahres 1828 ritt der Richter von Hola, Polatschek, in der Nacht nach Hause. Er kam bis zu dem Berg Hagnic. Dort war ein Birkenwald und in demselben ein wunderbarer Brunnen. Wenn der Brunnen voll war, so deutete das auf ein theueres Jahr, hatte er aber Wasser, so durfte

man ein fruchtbares Jahr erhoffen. An dieser Stelle nun begann das Pferd zu schnaufen. Der Richter stieg ab und erblickte einen großen schwarzen Fleischerhund. Auf einmal nahte ein großes Getöse, wie von einem Wasserfall, und in demselben Augenblicke sah er sich von Tausenden von Katzen und Hunden umgeben, so daß er halten mußte und das Pferd sich bäumte. Es dauerte wohl eine Stunde, ehe der Zug vorüber war. Dasselbe begegnete auch zur selben Zeit (Advent) und am selben Ort dem Josef Wischin und dem Heger Franz Matern, die von Okoř nach Hause gingen, nur mit dem Unterschiede, daß Wischin sah und hörte, Matern aber blos das Getöse vernahm und im Tuchomeřitzer Walde Licht erblickte. (Ebendas. S. 230.)

Oft verschwimmt auch, wie wir bereits oben gesehen, die wilde Jagd in der Sage zu ganz nebelhaften Vorstellungen von einem „Ungeheuer“ oder zersplittert sich zu localen Ungethümen, die bald in bestimmterer Form an die schon erwähnten gespenstigen Hunde, Katzen, Ziegen, Pferde u. s. w. erinnern, bald ihre Gestalt mannigfach wechseln, immer aber in dem Lärm, den sie verursachen, ihren Ursprung aus den Stürmen, in Verbindung mit der Thiergestalt der Gestirne, verrathen.

(301.) Wo um das Jahr 1269 die Leute der zwei Adeligen, des von Wädenswil und des von Wildenburg im Winzweiler-(Winzeler) Holz und am rothen Bächli blutig stritten und Freund und Feinde in großer Zahl im grundlosen Egel-Seeli versanken, zu dessen Andenken ein Kapellchen hingebaut wurde, „ghört man bei Nachts und heiligen Zeiten vil Ungeheurs alda wandlen und begegnet Geister in Menschengestalt und Kuogestalt und Roß und Veh und andere Formb, däs es den Menschen die Straß von Menzingen nach Brätigen verhaltet“. (Zuger Chronik.)

(302.) Was an anderen Orten Wüetihch, Muotisee oder Grääggi heißt, nennt der Toggenburger das Thurthier. Es wälzt sich in Gestalt eines weißen dreieckigen Laubsackes daher, fährt Wanderern in die Beine und grunzt sie an wie ein Schwein. (Lehrer Inhelder in Ebnat.) Aus Wildhaus hört man, das Tubthier (ganz wie das Grääggi) habe neunerlei verschiedene Stimmen und erscheine zuweilen als ein „chrosender“ (rauschender) Laubsack; es seien neun wegen Freveln verwünschte Buben. (Lehrer Hardegger.) Wenn in Toggenburg Nachts ein gewisses Gespenst im Walde rumort, jauchzt und jubelt, folgt morgen ein furchtbar Unwetter und besorgt man Ueberschwemmungen. (Lehrer Inhelder in Ebnat.)

(303.) Südlich von Tannheim, fast in Mitte des Bogner Berges im Elsaß, hauste ein Ungeheuer, welches sich immer beim Anzuge eines Hochgewitters durch ein dumpfes, wehmüthiges Geheul auf ziemlich weite

Entfernung vernehmen ließ. Außerdem warf es neckend am Bergesfuße vorbeifahrende Fuhrwerke über den Haufen oder schob sie seitwärts aus dem Wege. (Stöber.)

(304.) In Pfävers heißt ein gespenstisch Nachtwesen „das Bachgeschrei", weil es oft, einem Wasservogel gleich, den Wasserfall dem Kloster gegenüber mit dem Wasser hinabstürzt.

(305.) In Bern (und Langenthal) läuft alle Monate einmal Nachts von der Schal, d. h. Metzge aus, ein abscheulich verstümmeltes Kalb, das Schalthier, rings um die Stadt, so auch mitten durch dieselbe, wobei es auf eine schauderhafte Art, mit keinerlei Thierstimme vergleichbar, brüllt. Es sei beim Leben ein Metzger gewesen, der den erkauften Kälbern herzlos muthwillig beide Augen ausstach, damit sie nicht vom Wege ablaufen und beim Schlachten ihnen bei lebendigem Leibe die Haut über den Kopf abzog, die er an abergläubige Leute verkaufen konnte. (Rochholz, Naturmythen und allgemein bekannte Stadtsage.) — Beim Schlachthause in Basel spukt das „Spalenthier", das „so furchtbar als immer ein Rübenzagel herrschet". (Spreng, Basels Ursprung.) In Kolmar spukt das Nachtkalb, in Ingweiler das Stadtkalb, in Wangen der Dorfhammel, in Wolfartsweiler drei Kälber. (Rochholz.)

(306.) Beim Käfigthurme in Bern hörte man früher zuweilen in finsteren Nächten eine schwere Masse vom Dache auf das Pflaster herunterfallen. Sah man nach, so gewahrte man, wie sich dieselbe als ungeheuerliches Kalb aufrichtete, wiederholt zwischen dem Thurm und dem Seilerbrunnen hin und her rannte und Wasser schöpfte und dabei ein Mark und Bein durchdringendes Geheul ausstieß. Das ist das Käfithier, ein ehemaliger Gefangenwart, der die Verhafteten auf jede Weise mißhandelte und ihrem Durst nur schmutziges Wasser reichte. (Pabst, über Gespenster in Sage und Dichtung. Bern. 1867. S. 58.)

b) Der lockende Spielmann.

Mit der Sage von der wilden Jagd stehen ohne Zweifel jene Sagen im Zusammenhange oder sind eine Abänderung davon, in welchen dem Thierzuge nicht ein Jäger folgt, sondern ein **Spielmann** oder **Pfeifer** vorangeht, dessen Musik die Thiere nach sich zieht. Diese Musik ist eine ruhigere und sanftere Stellvertretung des scheußlichen Lärms, welchen die Jagd Wodans verursacht. Im Alterthum haben wir Vorboten zu dieser Mythe in Orpheus, der durch seinen Gesang und sein Spiel Steine und Bäume in Bewegung setzte und (als Sonnengott) seine todte Gattin (den Mond) aus der Unterwelt

holen wollte, die aber (natürlich) bei seinem Anblicke wieder in das Reich der Schatten zurückkehrte, — und in Amphion, dessen Leierklänge die Steine zur Mauer Thebens aufeinander thürmten.

(307.) Der Sänger Horant in der Gudrun fesselt nicht nur alle Menschen, Gesunde wie Kranke, sondern

„diu Tier in dem Walde ir Weide liezen steen,
die Würme die da sollten in dem Grase geen,
die Fische die da sollten in dem Wage vliezen,
die liezent ir Geverte." (Gudr. 383. Str.)

Des Hiarrandahliod gedenkt auch die Saga Herrauds ok Bosa (Fornald. Sög. 3, 223) neben dem entzückenden Gygjar slagr (Riesin-Harfenschlag). (Grimm.)

(308.) Im Dorfe Drancy-les-Nouis in der Nähe von Paris fand sich im Jahre 1240 eine solche Menge Ratten und Mäuse ein, daß weder Feld noch Vieh noch Menschen sicher vor ihnen waren, und kein Mittel half. Da verschrieb man einen berühmten Magier, den Kapuziner Angionini, mit dem man um bestimmten Lohn übereinkam. Sogleich nahm er aus seinem Mantelsack einen kleinen Dämon und ein Büchlein, machte damit allerlei und im Nu versammelten sich zahllose Ratten und Mäuse. Er führte sie an den Fluß, warf sein Kleid ab und sprang hinein, was ihm das ganze Rudel nachmachte, und ertrank. Als man ihm aber das Versprechen nicht hielt, holte er ein kleines Horn hervor und blies. Alsobald versammelten sich alle Kühe, Schweine, Hämmel, Pferde, Ziegen, Gänse, Enten, folgten dem Magier, und der führte sie aus dem Lande, Niemand weiß wohin. (Hagen's Jahrb. IV. S. 56, 57.)

(309.) Zu Hameln in Niedersachsen an der Weser war einst ein solcher Ueberfluß an Mäusen, daß sie alle Baum- und Feldfrüchte zernagten. Kein Mittel wider sie verfing, bis ein Mann von wunderbarem Aeußern erschien und sich anheischig machte, die Stadt um bestimmten Lohn von dem Gethiere zu befreien. Dann blies er auf einer Pfeife und die Thiere rannten aus allen Winkeln und Löchern herbei und folgten ihm in den Fluß, wo sie ertranken. Als man ihm jedoch den Lohn weigerte, erschien er folgenden Tages in Jägertracht, schrecklich blickend, einen fremdartigen rothen Hut tragend, pfiff wieder, und diesmal folgten dem Zaubertone alle Knaben der Stadt, vom vierten bis zwölften Jahre, außer die Stadt und in eine Berghöhle, worin sie für immer verschwanden. (Wilh. v. Humboldt hörte ein diesem ganz ähnliches Märchen unter den Basken erzählen. Ueber die Kawisprache I. B. 1836. S. CCLVIII.)

(310.) In Irland, und zwar zu Belfast, erzählt man: Ein zauberischer Pfeifer, nur halb und scheel blickend, habe einst seinen Dudelsack auf neue

Weise ertönen lassen. Das junge Volk habe angefangen, sich im Tanze zu drehen und ihm zu folgen, bis er sie in einen nahen Berg, der sich plötzlich aufthat, einschloß, wo Gläubige noch immer die Zaubertöne des Tanzes vernehmen. (Hagen's Jahrbuch. IV S. 55, 56.)

(311.) In der Göschener Alp gab es viele Kröten und Schlangen, die in die Häuser drangen oder Leuten über Milch- und Eßwaaren gingen. Ja diese selber waren des Lebens bald nicht mehr sicher. Da kam ein „fahriger Schüler" des Weges und versprach den Bewohnern der Alp, das Ungeziefer zu vertreiben, wenn jeder Haushälter ihm eine Geis gebe. Die Gemeinde sagte das freudig zu. Da nahm der Fahrige ein Pfeiflein aus der Tasche, that dreimal einen Pfiff und alle Kröten und Schlangen kamen hervor und folgten ihm über eine Stunde weit bis zur St. Niklausen-Kapelle, bis über die Marken der Göschner Alp. Hier verbot er ihnen, diese je wieder zu überschreiten, und von da an ist die Alp frei. (Lütolf. S. 243.)

Die Sage vom **Rattenfänger** ist eine tief bedeutsame. Die Ratte, oder vielmehr ihre Verwandte, die Maus ist ein Thier des Todes und der Verwesung, hütet Gold, das vielfach mit ihrem Koth in Verbindung gebracht wird (S. I Sam. 6, 1 ff.), erscheint auch in vielen Volkssagen als Bild der menschlichen Seele und schlüpft als solches Schlafenden durch den Mund ein und aus, wodurch Träume von fern liegenden Orten erklärt werden. Die Hexen werden mit besonderm Nachdrucke des Mäusemachens beschuldigt, und es wurde früher geglaubt, daß die Mäuse im Gewitter geboren würden. (Grohmann, Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse, Prag 1862, S. 7 und Simrock, D. M. S. 444.) In Mäuse verwandeln sich auch die Zwerge und Elben, und halten zur Julzeit in dieser Gestalt ihren Umzug, wo man dann die Mäuse nicht bei ihrem Namen, sondern „Bodenläufer" nennen soll. In christlicher Zeit tritt der Teufel oft an die Stelle der Elben. Ueberhandnehmen der Mäuse bedeutet Krieg, weil solcher die „Seelen" vermehrt. Weil die Mäuse Seelen sind, bestrafen sie auch den grausamen Bischof Hatto, der seine Unterthanen verbrennen ließ, indem sie aus dem Feuer hervorlaufen und ihn auffressen (im Mäusethurm bei Bingen). Daher treten denn auch die Kinder (die man u. A. Mäuschen nennt) als Seelen an die Stelle der Mäuse und werden vom Rattenfänger, dem Hermes Psychopompos der deutschen Sage, in die Unterwelt geführt; damit hängen denn auch die Sagen von Verwandlungen

der Menschen in Thiere zusammen. Sie alle beruhen auf dem eingewurzelten dualistischen Glauben an die Seele als ein vom Körper unabhängiges, in demselben ein- und aus ihm heraus wanderndes Wesen. Eine Abschwächung dieser Art Sagen ist, wie Maurer (nach Simrock D. M. S. 447) mit Recht vermuthet, die nordische Berserkerwuth, wo an der Stelle der Verwandlung in wilde Thiere noch dies wilde Gebahren übrig geblieben ist.*)

(312.) In einem Dorfe bei Eger lebte ein Schäfer, der alte Martin, der bei den Landleuten rings umher in großer Achtung stand und stets um Rath gefragt wurde.

Es war um jene Zeit, als Napoleons Glücksstern noch in stetem Steigen begriffen war und der Kaiser wieder einmal Deutschland mit Krieg bedrohte. Man wußte aber nicht, wohin sich der große Eroberer diesmal wenden werde.

Zu Weihnachten nun, als alle Hausgenossen das Haus verlassen hatten, um in die Mette zu gehen, blieb der alte Martin allein zu Hause, nahm eine Schüssel mit Sand und bestreute damit unter Beschwörungsformeln den Boden des Zimmers. Hierauf machte er in den Sand Punkte und sagte bei dem einen Punkte: das ist Straßburg; bei dem andern: das ist Dresden, und so ging es fort, bis er die bedeutendsten Städte Deutschlands verzeichnet hatte. Hierauf setzte er sich auf den Backofen und wartete bis Mitternacht. Da kam plötzlich zur Thür eine große Schaar weißer Mäuse herein, welche in geordneten Reihen auf dem Sande umherliefen und nach einer Weile wieder zur Thür hinausschlüpften. Der alte Martin stieg nun von dem Backofen herab, sah nach, welche Städte die Mäuse berührt hatten, und räumte dann den Sand wieder hinweg. Als seine Hausgenossen aus der Mette kamen, sagte er ihnen, welche Städte der Krieg im folgenden Frühjahre berühren würde, und wie er es ihnen gesagt hatte, so traf es auch ein. (Grohmann, Böhmen. S. 231.)

(313.) In der Nähe von Jungbunzlau zeigt man noch jetzt längst verfallene Schachte, von denen man folgende Sage erzählt: Einst soll hier ein Graf gelebt haben, der sein Lebelang nichts that, als nach Schätzen graben. Da es ihm nicht gelingen wollte, welche zu finden, so beschloß er, sich dem Teufel zu verschreiben. Er zog daher um Mitternacht einen Kreis um sich, räucherte mit verschiedenen Kräutern und beschwor den Teufel. Statt des Teufels aber sprang aus dem Feuer ein Mäuslein hervor, das dem Grafen befahl, ihm zu folgen. Sie kamen in ein unterirdisches Gewölbe, wo Alles von aufgehäuften Schätzen erglänzte. Hier sagte das Mäuslein: Wenn Ihr mir bei Eurem Tod Eure

*) Hierher gehört die Sage von den Werwölfen und Vampyren (davon unten) und von den Hexenverwandlungen (an verschiedenen Stellen dieses Buches).

Seele gebt, so könnt Ihr Euch von diesen Schätzen nehmen, so viel Ihr wollt. Der Graf willigte ein und bei seinem Tode soll man ein Mäuslein vor der Thür raspern gehört haben. (Ebendas. S. 232.)

(314.) Drei Handwerksburschen hatten sich im Walde verirrt. Vom Durste gequält, suchten sie nach einer Quelle. Als sie lange keine finden konnten, legte sich der eine nieder und schlief ein. Die anderen aber suchten weiter, fanden unfern Wasser und tranken. Als sie zurückkehrten, legten sie sich zu ihrem Kameraden in's Gras. Da sahen sie, daß aus dessen offenem Munde eine weiße Maus schlüpfte, die lief zum Brunnen und nachdem sie dort getrunken hatte, kehrte sie in den Mund des Schlafenden zurück. Da weckten sie den Schläfer und sprachen: Du bist so faul, daß deine Seele selbst nach Wasser gehen muß, wir mögen mit dir nichts zu thun haben. (Grohmann, Apollo Smintheus S. 22.) Vergl. oben Nr. 166.

c) Die Viehheerde und das Alprücken.

Nachdem der Mensch diejenigen Thiere, deren Nutzen ihm einleuchtet, eingefangen und gezähmt und an ein regelmäßiges Leben gewöhnt hat, wird er aus dem Jäger ein Hirte und sein Eigenthum an Vieh zu seiner Heerde. Seine Gewohnheiten und Anschauungen werden geregelter und gesitteter, und damit halten auch seine Götter und seine Sagen Schritt. Seine Vorstellungen von den verehrten Gestirnen gestalten sich, seinem neuen Berufe gemäß, um; statt einer Jagd sieht er darin nun eine Heerde. Statt des düsteren Winterjägers steht an ihrer Spitze der heitere Sommerhirt. Und wirklich sehen wir als auffallendstes Sommersternbild für Europa den statt des versinkenden Orion heraufsteigenden Rinderhirten, Bootes; denn die Zeit des Viehnutzens ist der Sommer; im Winter verschwindet die Heerde im Stalle. Die Vorstellungen von mythischen Viehheerden sind daher so alt wie das Hirtenleben, und daß dieselben nicht irdische, sondern himmlische sind, zeigt uns der Umstand, daß sie Sonnengöttern und Mondgöttinnen gehören. Homer erzählt uns von der auf Trinakia weidenden Heerde des Helios (Odyss. XI, 106 ff. und 260 ff.; XII, 127 ff.) und Apollodor von der goldwolligen Schafheerde des Hesperos und Atlas in Hesperien. Bekannt ist der Rinderdiebstahl des Götterboten Hermes an der Heerde, welche Phoibos Apollon dem Admetos hütete, und die Entführung der Heerde des Geryon durch den Sonnengott Herakles, welche ihm Kakos wieder zu stehlen ver-

sucht. Daß diese Heerde von Iberien nach Hellas kommt, ohne daß die beiden zwischenliegenden Meere sie stören, zeigt eben, daß eine Heerde gemeint ist, welche einen wasserlosen Ocean, den Himmel, durchwandert. Dieselbe Heerde ist es auch, durch deren Stall der Sonnengott Herakles den Strom seiner Strahlen leitet, um ihn zu säubern. Dahin gehört auch die schon erwähnte Roßheerde der Mondgöttin Brunhild.

Und diese Heerdensagen ziehen sich denn auch durch den Glauben unserer nordischen Völkerschaften hin:

(315.) Im Berner Oberland wird erzählt: Die Walliser haben einst die Lenker-Alpen überfallen und eine Menge geraubten Viehes fortgeführt, die bernischen Weiber und Greise seien ihnen nachgeeilt, haben die Räuber zechend getroffen, die Alten darauf stille den Thieren die Glocken von den Hälsen gelöst und damit fortgeläutet, während die Weiber die Heerde rückwärts über die Grenze trieben. (Kasthofer.)

(316.) Nach einer Sage in der Oberpfalz weiden jene bösen Geister, die noch erlösbar sind, in Gestalt schwarzer Wildschweine, Stiere und Pudel auf einer Wiese und der Höllenbube hütet sie — aber nur an Feiertagen, wo sie vor den alten Teufeln Ruhe haben. (Schönwerth.)

(317.) Im Birkwalde bei Leobschütz in Schlesien treibt ein Nachthirte von riesiger Größe sein Wesen. Seine Heerde besteht aus dreibeinigen Schafen. (Vernaleken.)

Die Heerdensagen beschränken sich aber nicht auf Heerden gezähmter Thiere, die Phantasie des Volkes schweift weiter und sieht in den wild über die Alpenhöhen dahinjagenden Truppen der zierlichen und verführerischen Gemsen Heerden im Besitze übermenschlicher Wesen, welchen letzteren wir später mehr begegnen werden.

(318.) In den Urkantonen oder im Glarner Lande lebte ein leidenschaftlicher Gemsenjäger. Einst, als er gerade losdrücken wollte, trat aus der Felsenspalte ein furchtbarer alter Bergzwerg und redete ihn zornig an: die Gemsen seien der Zwerge Heerde und er habe den Tod verdient. Als der Jäger beweglich um Gnade wegen seiner Unwissenheit bat, schonte der Alte seiner und verhieß ihm, wenn er nicht mehr jage, jeden siebenten Morgen eine getödtete Gemse an die Hütte zu hängen. Dies geschah. Im Lauterbrunnerthale gab der Zwerg dem Waidmanne ein sogenanntes Gemskäslein, das, so viel man davon schnitt, nie abnahm. Als er jedoch, oder ein unvorsichtiger Gast, es ganz aufaß, oder nach der Glarner Sage, das Jagdgelüste nicht zu bezähmen vermochte und wieder in's Gebirge zog, stürzte ihn

der wieder erscheinende Fürst der Berge in den Abgrund. (Wyß, Id. u. Volksf. a. d. Schw., vergl. Lütolf. S. 484.) Das Nämliche wird im Paznaun-Thale (Tirol) erzählt. (Zingerle. S. 66.)

(319.) Ein Jäger, der den ganzen Tag gejagt, kam Abends spät in eine leere Sennhütte, wo er zu übernachten beschloß, nachdem er eine geschossene fette Gemse auf dem Dache abgelegt hatte. Als er bei einem angemachten Feuer sich wärmte und die Abendkost rüstete, hörte er plötzlich vor dem Hause jammern und sagen: „Da liegt unsere schöne Kuh, sie ist todt, ja todt." Gleich darauf kam ein wunderschönes Weib, eine Fanga, in die Hütte, schalt, er habe ihre Kuh getödtet, und drohte, ihn zu Stücken zu zerreißen, er aber, sie zu erschießen. Da fürchtete sie sich und lud ihn ein, in ihren Stall zu kommen. Der Schütze folgte ihr in eine unterirdische Höhle, wo ringsum Krippen standen, an jeder eine Gemse, nur eine war leer. Diese, sagte die Fanga, seien ihre Kühe, und die fehlende von ihm erschossen. Dann bedrohte sie ihn, falls er wieder eine tödte. Seither schoß er keine Gemskuh mehr. (Tiroler Sage in Wolf's Zeitsch. f. d. Myth. I. Bd. S. 463. Zingerle.)

Dieselbe Sage lebt auch im Norden, der keine Gemsen kennt; wir erinnern an Walter Scott's „schwarzen Zwerg".

Höchst merkwürdig ist folgende, von Grimm (Sagen 300) aus Oberwallis gebrachte Erzählung, welche an Deutlichkeit ihres Bezuges auf die Heerde am Nachthimmel nichts zu wünschen übrig läßt.

(320.) Oben auf den hohen und unersteiglichen Felsen und Schneerücken des Mattenbergs (Matterhorns) soll ein gewisser Bezirk liegen, worin die schönsten Gemsen und Steinböcke, außerdem aber noch andere wunderbare und seltsame Thiere wie im Paradies zusammen hausen und weiden. Nur alle zwanzig Jahre kann es einem Menschen gelingen, in diesen Ort zu kommen, und wieder unter zwanzig Gemsenjägern nur einem einzigen. Sie dürfen aber kein Thier mit herunterbringen. Die Jäger wissen Manches von der Herrlichkeit dieses Ortes zu erzählen, auch daß daselbst in den Bäumen die Namen vieler Menschen eingeschnitten standen, die nach und nach dort gewesen wären. Einer soll auch einmal eine prächtige Steinbockhaut mit heruntergebracht haben. — (Die Leute dürfen nicht hinauf, weil sie nicht können, und die Namen Bevorzugter sind im Himmel angeschrieben. Die Steinbockhaut erinnert an das gleichbedeutende goldene Vließ.) In einer Tiroler Sage bei Zingerle (S. 414) wird das Vieh „die Wände hinauf" getrieben, wo keine Geis stehen kann.

Die Erinnerung an die wilde Jagd ist indessen auch bei dem Heerdenbesitzer nicht geschwunden und wird daher mit der Heerdensage oft verschmolzen. Namentlich ist dies der Fall, wo, wie auf den

Alpen, die Stürme besonders stark toben und die ohnehin kurze Zeit, während welcher den Heerden der Aufenthalt auf den saftig grünen Bergwiesen vergönnt ist, durch die Unbilden des Wetters vielfach gestört und beschnitten wird. Dieses unsichere und gefahrvolle Leben findet seine den Sagen von der wilden Jagd auffallend ähnliche Verbildlichung in der Mythe vom **Alprücken,** d. h. von der nächtlichen geheimnißvollen Entrückung der Viehheerden von ihren Weideplätzen durch unbekannte, überirdische Mächte, was indessen ursprünglich nichts Anderes bedeutet als das nächtliche Hinziehen der aus Thieren gebildeten Sternbilder an der hohen Alp des Himmels.

(321.) In der Alp Laasa ob Valens (St. Gallen) hörten die Sennen früher Abends oft von oben zwischen Vasana und den Laufböden herab den lauten Kühe-Zuruf „Hoi, hoi!" und wie wenn ein ganzes Sennthum durch die Luft getrieben würde. (Erzählte dem Sammler 1866 M. Anna Zupp aus Vasön aus dem Munde ihres Sohnes, der in Laasa Zusenn war.)

(322.) Auf der Seveleralp Altsäß ist eine dem Vieh gefährliche Stelle, die darum heißt „im Fall". Sie muß umzäunt werden. Dorthin führte einst ein böswilliger Senn häufig das Vieh, um Unglück zu stiften. Dafür fand er nach dem Tode keine Ruhe, sondern erscheint noch jetzt auf der Alp, treibt Nachts das Vieh umher, pfeift, jauchzt, jodelt und ruft: „Hoi, hoi" 2c. wie ein Aelpler, so daß Alles in Unruhe geräth. Darum heißt er der „Fallmann". Erscheint er, so giebt es Regen oder sonst „schlimm Wetter" (Nikl. Senn.)

(323.) In Alpen des Sarganserlandes, z. B. im Kohlschlag, kennt man dieselbe Sage, daß, meist Abends beim Melken, das Vieh vor dem „Stafel", von etwas Unheimlichem ergriffen, wie nach etwas Geheimnißvollem umschauend, die Hälse gedreht, sammt dem Melkenden, weiter gerückt wird und sich an einer andern Stelle befindet. (Erzählte des Sammlers Mutter und viele Andere.)

(324.) Auch auf der Seveleralp Farnboden sahen die Sennen, wenn das Vieh auf dem „Stofel" war und Alle am Melken, oft urplötzlich unter den ruhigen Thieren eine Bewegung entstehen. Ehe man daran denken konnte, waren alle Kühe über den Stofel hinaus, ohne daß man den geisterhaften Treiber gewahr werden konnte. Das heißen sie „das Stofelrucken" (Rücken) und den Treibenden „den Stofelrucker". So was geschah nur, wenn gerade kein Wort gesprochen wurde; redeten die Melkenden, so fand nichts statt. Jedesmal fiel „wüstes" Wetter ein daraufhin. (Nikl. Senn.) Aehnlich wird dies in Wildhaus erzählt. (Lehrer Hardegger.)

(325.) In der Alp Sevinen in Lauterbrunnen geschah es oft, daß alle Kühe plötzlich mäuschenstill standen, wie von einem Zauber gebannt, den Kopf zur Erde hängten und alle Glocken stille wurden. Es war als wenn die Thiere einen Anschlag im Schilde führten und plötzlich „rückten" sie und kamen weg, Niemand wußte wohin. Merkten das die Sennen nachher frühe genug, so riefen sie blos: „Standit in Gottes Nama still!" Dann war der Zauber gelöst und sie fingen wieder an zu grasen. Waren die Thiere aber, von unsichtbaren Mächten getrieben, bereits in Bewegung, so konnten die Knechte nur mit Rufen und Pfeifen ihnen nachrennen und alle Kühe, über welche sie den Melkstuhl zu schleudern vermochten, blieben stehen; die anderen „rückten". Auch hier blieb den Sennen nichts übrig, als fortzusennen, bis nach drei Tagen die Thiere unter fröhlichem Glockenspiel und Muhen wieder heimkehrten. Einer der Bauern, die auf Sevinen Sömmerungsrecht besaßen, hieß einst die Knechte, wenn das „Rücken" beginne, nur gehen lassen, „sie werden nicht zum Teufel fahren". Die Sennen befolgten das und riefen: „In Gottes Namen standit still, nur Hansen Peters chennen gan". Wirklich blieb sämmtliches Sennthum stehen, nur Peters zwölf Stücke verschwanden. Am Frühling, als die Hirten auf Sevinen anlangten, fand man die Abhandengekommenen unter der Obhut eines Zwerges wartend und weidend. Zum Zeichen, wie trefflich sie besorgt waren, trug jede Kuh am Horn eine schöne Fluhblume, am andern eine schwere Kornähre und zwischen beiden in einem Säcklein als Zins fünf Neuthaler. (Wälti.)

(326.) Die Zwerge am Pilatus waren, nach dem alten Cysat, nicht blos als gutmüthig und hilfreich bekannt, sondern, wie sie zuweilen drohten und straften, auch dämonische, schadenfrohe Wesen. Unterließen es die Sennen, Abends den Alpsegen und das Ave Maria auszurufen, so erschien unfehlbar ein langbärtiger Zwerg mit einer Salz- oder Lecktasche über die Achsel und einer Ruthe in der Hand und trieb das Vieh fort in die Lüfte, wie Leute es im Momente des Erhebens gesehen haben wollen. Erst am dritten Tage kamen die Thiere wieder zurück, mager, elend und „vergeltet" (von der Milch gekommen) zum Schaden der Aelpler. (Cysat Collectan. C. Fol. 220. Lütolf S. 50.)

(327.) In Ulten glaubte man, es gebe am Kirchberge Plätze, an denen es Nachts kein Vieh leide. Das dort ruhende raffe sich plötzlich auf, werde wild und springe wüthend und schellend über Stock und Stein, ja über abschüssige Stellen hinunter, ohne daß ein Stück todt falle. Der Lärm möge noch so groß sein, die Hirten merken nichts davon; und wenn sie zufällig aufwachen, dem davongesprengten nachlaufen und ihm rufen, stehe es stille und Alles sei wieder in Ordnung. (Zingerle 1859. S. 171.)

(328.) Auf der Thaller Alm, erzählt man in Passeier, war ein boshaftes Nörgl, welches mit Hirten und Vieh viel Streiche vornahm. Einmal trieb

es das Vieh in die Wände hinauf, wo keine Geis stehen kann. Wie der Hirte dies sah, eilte er zu den Kapuzinern nach Meran um Rath und Hilfe. Ein alter Pater hieß ihn hingehen, das erste Rind anrühren und ohne umzuschauen, bergab gehen, bis es „durch die Luck" in den Garten herein sei. Der Hirte stieg die Felswand hinauf, rührte das erste Stück an und ging ohne umzuschauen voraus, bis er wähnte, das Vieh sei auf ebenem Boden. Als er aber rückwärts schaute, versank ein Stück um's andere in die Erde. (Zingerle. S. 414.)

(329.) Auf dem Oldenberge, zwischen Bern und Wallis, hausten einst, heißt es im Wallis, wilde Bergleute, welche den Hirten beim Hüten u. a. halfen und dafür Nidel, geronnene Milch oder Ziger erhielten, was man ihnen auf die Hüttendächer hinstellte. Kein Thier kam in Gefahr, so lange das dauerte. Als aber muthwillige Hirten in eines der Gefässe Koth warfen, blieben die Wilden aus und seither kam das Vieh nicht mehr ordentlich heim, geschah lauter Ungefäll und wurde zuweilen in einem Zuge den westlichen Abhang im Oldenthale bis in die schwindelnde Höhe ob dem Bödemli hinuntergezogen, wo sie bis zum dritten Tage blieben, aber Niemand zu ihnen konnte, bis sie erschrecklich mager, „beinahe ergustet" heimkamen, faul Fleisch zwischen den Klauen. In der Verlegenheit riethen ihnen Kapuziner, neben natürlichen Mitteln und Milde gegen Arme, einen schwarzen Hahn auf dem Berge zu halten. Das half. (Vernaleken. S. 203)

Auf einigen Sarganser Alpen herrscht noch die alte Sitte, daß, wenn das Vieh auf dem „Obersäß" ist, der Senn nach beendigter Tagesarbeit und dem gemeinsamen Abendgebete, den Hut und den Hirtenstock in der Hand, vor die Hütte auf eine Anhöhe hinaus geht und den alten „Alpruf" in die Nacht hinaus thut, so laut, daß man es auf den benachbarten Alpen hört. Dafür bezieht er im Herbst den „Ruofchees" (Rufkäse). Unterließe man's, so würde, glaubt man, Unglück erfolgen. Eine Variation lautet dort, wie sie zum Theil Joh. Ant. Natsch in Mels aus eines Sennen Mund aufgezeichnet hat, folgendermaßen:

„Ave Maria!
Bhüet Gott und unser lieba Herr Jesus Christ
Lib, Hab und Guot und Alles was do ummen ist!
Bhüets Gott und der lieb heilig sant Jöri (Georg),
Der hie woll ufwachi und höri.
Bhüets Gott und üsera lieb heilig sant Marti,
Der do woll ufwachi und warti!

Bhüets Gott und der lieb heilig sant Gall
Mit sina lieba Gottesheiligen all!
Bhüets Gott und der lieb heilig St. Peter!
Sant Peter, nümm di Schlüssel woll in di rechti Hand,
Bschlüß woll uf dem Bära si Gang,
Dem Wolf sie Zah, dem Lux si Chräuel,
Dem Rapp si Schnabel, dem Wurm si Schweif,
Dem Stei der Sprung!
Bhüetis Gott vor solcher böser Stund!
Daß solche Thierli mügend weder chratzen noch bißen,
So wenig als di falschen Juden unsern lieben Herr Gott bschißen (betrügen).
Bhüets Gott Alles do in üserm Ring
Und di lieb Muoter Gottes mit irem Chind.
Bhüets Gott alls in Berg und Thal
Allhier und überal!
Bhüets Gott
Und es walti Gott
Und das thüe der lieb Gott!"

(Das „Ave Maria!" und die Rufe an die Heiligen werden dreimal gesprochen, die Verse sind uralt, denn „Hand und Gang, Sprung und Stund, Ring und Kind" ꝛc. reimen wohl im Bernischen, aber in der Ostschweiz Jahrhunderte lang nicht mehr.)

Auf mehreren Alpen am Pilatus zwischen Luzern und Unterwalden lautet der oft durch einen Milchtrichter gesprochene Abendruf:

Ho-ho-ho-oe-hoh!
Ho-oe-ho-ho!
Ho Lobe, ho Loben Amen!
Nehmid alli Tritt in Gottes Namen,
In unserer lieben Frauen Namen!
Lobi Jesus, Jesus, Jesus Christ!
Ave Maria, Ave Maria, Ave Maria!
Ach lieber Herr Jesus Christ,
Behüt Gott aller Lib, Seel, Ehr und Guot,
Was in die Alp gehören thuot!
Es walt' Gott und unsere herzliebe Frau,
Es walt' Gott und der heilig sant Wendel au!
Es walt' Gott und der heilig sant Antoni!
Es walt' Gott und der heilig sant Loy!
Ho Lobe, Lobe, Lobe!
Ho-ho-hoe-ho!

(Vergl. Cappeler Pilatus mons II. p. 11. Ein weitläufiger, dem Jesuiten Dillier († 1745) zugeschriebener Alpruf bei Lütolf S. 248 klingt wie eine Ueberarbeitung dieses echt alten. — („Lobe" ist der schweizerische Kindername für Kuh.)

(330a.) Ein Senne, sagen die Flumser, war zu faul, den üblichen Alpruf zu thun. Da sah man Abends etwas gegen die Hütte kommen und hörte es endlich klopfen. Als der Senn öffnete, hieß es ihn drohend den Ruf thun. „Sonst werde er nie mehr rufen." Er that es; hätte er ein Wort darin gefehlt, so wäre er umgebracht worden. (Rud. Stucki, Kantonsschüler.)

(330b.) Auf einer andern Alp, Melserseits, traf der Alpruf, wofür man einen eigenen Käse, den „Rufkäse" bezog, einst einen jungen Hirten, und da ihm den Tag hindurch, wie schon oft, ein Schimmel beim Weiden vielen Aerger gemacht, rief er unbesonnen: „Bhüet Gott alls as (als) der alt Schimmel nit!" Am Morgen sahen die Sennen mit Entsetzen das arme Thier geschunden, kohlschwarz auf dem Hüttendache liegen. (Erzählen Viele und hörte der Sammler schon als Kind.) Fast wörtlich gleich auf einer Alp bei Escholzmatt. (Entlebuch, Lütolf.)

d) Das Nachtvolk.

Noch weit deutlicher aber spricht der Zusammenhang des Heerdenlebens mit der wilden Jagd aus den Sagen, in welchen nicht das wirkliche Vieh sich fortbewegt, sondern geisterhafte Hirten oder Heerden („das Nachtvolk") über die Alpen sowohl, als durch Thal und Ebene ziehen und wirthschaften, gerade wie das wüthende Heer.

(331.) Josef Offner vom Kloster hinter Plaffeien, Kantons Freiburg, als er in Mitte des letzten Jahrhunderts Gustihirt (Rinderhüter) in der Sommerweide Bircherra oder Muschera war, hörte einst um Mitternacht herum einen „Zügel" (Zug) Vieh mit „Trihelen" (Glocken aus geschlagenem Stahl und Eisen) von oben her gegen den Stafel ziehen. Ueber das Ungewohnte, da hier nie ein Weg zum Durchfahren gewesen, verließ er sein Lager und trat im Hirtenhemde zur Thüre hinaus bis unter die Dachrinne und schaute. Da zogen sechzig Kühe und drei Männer, alle rabenschwarz mit dem üblichen Lärmen vorbei, welchen er noch bis zur Spital-Ganterisch-Sense (Singine) zu hören glaubte. Aber am Morgen war der Schenkel, der außerhalb der Dachrinne (im Geisterbereiche) gestanden hatte, schwarz und sehr schmerzhaft angeschwollen, während am andern sich nicht das mindeste zeigte. (Kuenlin.)

(332.) Ein Freiherr von Weißenburg im Simmenthale hatte in seinem Testamente 100 weiße Kühe und eine Almende für 1400 Kühe den Armen vermacht. Die Reichen im Thale brachten es jedoch dahin, daß der größte

Theil vom Erbe ihnen, den Armen aber sehr wenig zufiel. Seit der Zeit geht jedoch der Freiherr als Geist bei Nacht und oft auch bei Tag auf jener Almende herum und giebt dem Vieh aus seiner Lecktasche Salz. Leckt das Vieh der Reichen, so magert es ab und stirbt, das von Armen jedoch wird fett und ihm bleibt jede Sucht fern. (Alpenrosen 1815.)

(333.) Im Sarganser Oberlande herrschte, wie fast überall bei uns, der Volksglaube, nach dem Abzuge aus den Alpen nehmen Geister von den verlassenen Hütten Besitz und treiben ihr Sennenwesen. Auf einer Weißtanner Alp ging Einer noch Abends spät in eine solche hinauf, um etwas Vergessenes zu holen. Kaum hatte er sich auf der Tril oben schlafen gelegt und sein Abendgebet verrichtet, als er die Thüre öffnen, kommen und unten reden hörte. Dann sah er, hervorschauend, deutlich Feuer anmachen, das „Kessi" einhängen, Milch „überthun", kochen, käsen und hörte Lachen und Schwatzen. Als Alles fertig war, rief es hinauf zur Tril: Christen Chüng, chumm mitis ge Schotten essa! — Er aber zog sein Gesicht zurück, schwitzte vor Angst, bis er in Schlaf fiel, fand aber am Morgen keine Spur mehr von den nächtlichen Sennen. (Des Sammlers Mutter aus dem Munde der Katharina Aggeler von Weißtannen, welche den Küng noch wohl gekannt hatte.)

(334.) Einen Andern auf der Ragazer Alp Bardiel luden die Nachtsennen ebenfalls zur Schotte ein, indem sie ihn wählen hießen zwischen rother, weißer und grüner. Als er letztere nannte, erwiderte einer: das kommt dir gut, denn sonst wärest du „verrupst worda wie ds Gstüpp (Stuppe, Abwerch) in der Sunna". Dann ließen sie ihn sich eine Gabe ausbitten, und er bat, ihn so singen zu lehren wie er Einen aus ihnen vor dem Käsen singen gehört. Es geschah und das war der erste Kuhreigen. (Erzählte Küfer Rosenkranz aus Ragaz.)

(335.) Im Berner Emmenthale kennt man unter'm Namen „Nachtvolk" jenen mit einem Rauschen wie Adlerflug Nachts durch die Luft fahrenden Zug düstergrauer Schatten, die im Herbste, wenn die Aelpler in's Thal gezogen sind, die verlassenen Sennhütten beziehen und dort ein lautes lustiges Sennenleben führen.

Nach der Abfahrt von der Alp Rämisgummen, als man schon mehrere Stunden weit war, bemerkte der Senn, daß ihm eine Kuh fehle. Da man derselben wenige Tage vorher das Kalb weggenommen, nahm er an, sie sei vom Zuge zurück, um' oben ihr Junges zu suchen, und sandte einen Knecht zurück, das Thier zu holen. Richtig fand er es, mußte aber, da es schon spät Abends war, in der Alp übernachten, trieb die Kuh in den Stall und begab sich in das gewöhnliche Hirtenbett, die „Gastern" (castrum).

Bald hörte er aber das Nachtvolk mit wildem Lärm in die Hütte brausen und sah alle Anordnungen zu einem Mahle treffen, seine Kuh herführen, schlachten und kochen, während Halloh die Hütte füllte. Der Knecht,

obwohl er vor Angst die Bettdecke über das ganze Gesicht zog, mußte dem Tumulte zuhören und war nur froh in dem Gedanken, daß die Nachtgäste von ihm nichts wissen. Als aber das Volk nun am Essen und im Besten dran war, rief Einer: Man muß dem da oben im „Karrbette" (das des Karrers in einem Pferdestalle, was auf fremdes Herkommen der Geister deutet) auch was geben. Der erschrockene Knecht kroch noch tiefer in sein Bett und wäre fast lieber unter Wilden gewesen. Als aber Jemand die Leiter hinan stieg und ihm ganz friedlich ein duftendes Stück Fleisch bot, bekam er Muth und dachte: Muß die Kuh mit Stumpf und Stiel aufgegessen sein, so will ich doch auch mithelfen. Er nahm und das Stück war so trefflich zubereitet, wie er sein Leben lang nichts gegessen hatte.

Als der Morgen nahte, erstillte es und der Spuk verschwand. Der Knecht dachte bang an des Meisters Vorwürfe, wenn er die Kuh nicht heimbringe, wurde aber freudig überrascht, als er sie im Stalle deutlich muhen hörte. Da stand sie denn auch und ihr fehlte nichts, als daß sie hinten lahm ging, da ihr an einem Schenkel jenes Stück Fleisch fehlte, welches er verzehrt. (1850 von Lehrer Wälti mitgetheilt.)

(336.) Genau wie es Odysseus erfährt, als den erhaltenen Warnungen zum Trotze, seine Schiffsleute die Heerde des Sonnengottes angreifen und davon schlachten, wo aber das Geschlachtete an den Spießen zu ihrem Schrecken zu zappeln, zu blöken anfängt und fortlebt, so kommt dasselbe in unserm Norden vor.

Thor fuhr einst mit seinen Böcken aus, mit ihm Loki. Abends kamen sie zu einem Manne und fanden Nachtlager. Hier nahm Thor seine Böcke, schlachtete sie, ließ sie abziehen und in den Kessel stecken. Als gekocht war, hieß Thor den Mann und seine Kinder, Thialfi und Röska, mitessen, legte die Felle am Herde beiseits und befahl, die Knochen sorgfältig darauf zu werfen. Das geschah, nur hatte Thialfi ein Schenkelbein zerschlagen, um das Mark zu essen. Am Morgen stand Thor auf, ergriff seinen Hammer, hob ihn in die Luft und bezauberte damit die Felle. Die Böcke erhoben sich, aber der Eine war am Hinterfuße lahm. Da runzelte Thor die Stirne und faßte den Hammerstiel so, daß die Knöchel seiner Finger weiß wurden. Der Mann und seine Leute thaten alles Mögliche und boten Ersatz. Als Thor ihre Furcht sah, verschwand sein Zorn. Er nahm als Sühne Thialfi und Röska zu Dienern und reiste ab. (Edda, Gylfaginning 44.)

(337a.) In Tirol weiß man von einem Jäger zu erzählen, er habe Nachts in einer Alphütte Feuer brennen und darin große mächtige Männer sitzen, aus einem Rinde Fleisch und Fett herausschneiden und kochen sehen, worauf sie das Gerippe wieder laufen ließen. Er schaute jedoch nicht weiter, als aus dem Innern zwei Augen, groß wie Glasscheiben, ihn anglotzten, und floh entsetzt, als ein Riese ihn mit lauter Drohung verfolgte.

(337b.) In der gleichen Gegend mußte einst ein Geiger, auf dem Berge von der Nacht überfallen, in einer leeren Alphütte übernachten. Eben war er im Einschlafen, als es plötzlich laut daher fuhr, Männer und Weiber in die Hütte traten und eine Kuh vor sich hertrieben. Jetzt sah er anfeuern, unter allerlei Sprüchen dem Thiere lebend die Haut aufschlitzen, Stücke Fleisches herausschneiden und dann sieden und braten. Der Geiger wurde auch zum Schmause geladen und ließ sich den duftenden Braten trefflich schmecken, wobei er aber gemahnt wurde, ja kein Beinlein zu verrücken. Als Alles satt war, nähten sie der Kuh, nach Einsetzen der Knochen, die Haut wieder zu und fuhren lärmend wieder fort, wie sie gekommen waren. Als der Mann früh Morgens heim kam, klagte sein Nachbar über das Befinden seiner Kuh, und es fand sich, daß sie das sogenannte Schwinden habe, d. h., daß ihr Fleisch sichtbar abnahm. Der Geiger erkannte das Thier als dasjenige, von welchem er essen geholfen hatte.

(338a.) St. Garmon (Germanus, Bischof von Auxerre, Bekämpfer der Pelagianer in Britannien), Sohn des Rhedyw (Ridicus, Rusticus) eines armorischen Fürsten, wollte den König Belinus bekehren, der ihn aber nicht in die Stadt ließ. Hierauf ließ Germanus ein Kalb schlachten, befahl aber seinen Gefährten, daß sie ja keinen der Knochen zerbrechen. Am folgenden Morgen, wie es Tag war, fand man das Kalb ganz und gesund. Auf dieses Wunder verbrannte himmlisches Feuer die Königsburg. (Nennius. Mone in der Creuzer'schen Symbolik. VI. Thl., S. 458, 459.)

(338b.) Bollandus erzählt in den Heiligenlegenden am 1. Jan. (I. p. 45 f.) die Leben zweier Heiligen, Beide beim irischen Volke sehr beliebt, Namens Mochua, der eine beigenannt Cuanus, der andere Cronanus, Beide Aebte und ursprünglich vielleicht eine Person. Als der heilige Kienan in Hibernia die erste steinerne Kirche bauen will, aber durch Regenwetter gehindert wird, sendet er an Mochua Cuanus, und dieser kommt, fängt auf dem Weg auf dem Berge Mairg zwölf Hirsche, die er mit Holz beladen mitbringt und dann schlachten heißt, jedoch die Knochen sorgsam aufbewahren. Nachdem Alles und die Armen satt worden, läßt er am andern Morgen die Knochen sammeln, belebt sie, reist heim und läßt sie auf dem Mairg wieder frei, wo sie, sagt die Legende, „wie Viele melden, noch zu verschiedenen Zeiten gesehen worden sind". Als einst auf einer Reise dem Pferde, das Mochua's Wagen zog, ein Fuß gebrochen war, hatte er einen Hirsch vom nahen Berge gerufen, den er anspannte und sich weiter ziehen ließ bis heim. (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. I. 205 f.)

(339a.) In der Haupthütte einer Melseralp war beim Heimfahren ein Melkstuhl vergessen worden. Einer, das Schwierige kennend, eine verlassene Alphütte, den Berggeistern anheimgefallen, zu betreten, aber muthig, wettete eine Zeitgeis (die im zweiten Jahre noch nicht gekitzet), er werde ihn holen.

Er nahm mit sich ein Feuerzeug, einen Hund mit Sporen, ein Messer mit eingegrabenen Kreuzzeichen und Agathabrot. Als er den Melkstuhl berührte, rief eine sonderbare Stimme: „Hettist du nit Fürli heiß, und Hundili beiß, und Messerli spiz, i wett der helfen d' Zitgais gwünnen". — (Erzählte des Sammlers Großmutter.)

(339b.) Auf der Seveleralp „Altsäß" kam den Sennen ein Melkstuhl, so oft man ihn im Untersäß (Unterweide) einstellte, Niemand wußte wie, jedesmal wieder auf's Obersäß. Da hieß einst der Senn den Buben den Stuhl vom Obersäß herabholen und versprach ihm seine schöne Glockengeis, wenn's ihm gelinge. Der Bube lief, schlich, wie er oben ankam, zur Hütte, schaute durch eine Spalte hinein und sah auf dem Stuhle einen riesigen Mann am Kessel sitzen und feuern. Furchtlos, wie der Bube war, rannte er in die Hütte, riß den Melkstuhl unter dem Großen weg, welcher rücklings niederstürzte, und lief mit seiner Beute dem Untersäße zu.

Statt ihm aber Wort zu halten, lachte ihn der Senn aus. Da kam in der Nacht der Riesige auf's Hüttendach und rief mit schrecklicher Stimme durch die Schindeln herunter:

Dem Buoben gehört die Glockengeis,
Wären aber nit gewesen,
Die Hitz und der Witz
Und die Beiß, die Glockengeis,
Wär' din geblieben.

(340.) Auf einer Alp des Emmenthales mußte der Senn bei jeder Abfahrt eine Kuh zurücklassen, wenn es gut gehen sollte. Im Lenze fand man von ihr nur noch das stehende Gerippe. Ein frischer Knecht, der sich hierüber höchlichst verwunderte, bat den Meister, die Kuh herabholen zu dürfen, sie reute ihn. Der Senn mahnte ihn erst davon ab, als der Knecht jedoch darauf bestand und nur um Erlaubniß bat, den großen Hund mitzunehmen, zuckte er bedenklich die Achseln und ließ ihn endlich gehen.

Abends bei der Sennhütte angekommen, machte der beherzte Bursche ein Feuer, um etwas zu kochen, und behielt den Hund stets bei sich. Auf einmal verlöschte das Feuer und begann im Kamin ein mächtiger Lärm. Vergebens versuchte er das Feuer anzufachen und begab sich endlich, allerlei gewärtig, zur Schlafstelle, wo er sich auf's Stroh legte. Bald hörte er deutlich Jemanden käsen und konnte jedes kleine Tempo des bekannten Geschäftes unterscheiden. Unerschrocken ging er zum Herde und fragte, wer da sei. Keine Antwort erfolgte, und auch vom Käsen war weder Geräthe noch irgend was zu sehen. Der Knecht begab sich wieder auf sein Lager, den weitern Verfolg abzuwarten. Als er wieder „abgelegen" war, vernahm er das Sennen wieder, bis der Käse unter der Presse war. Jetzt trat eine schwarze Gestalt vor ihn und fragte, ob er nichts essen möge? Gott Lob und Dank, erwiderte unser

Bursche, ich habe weder Hunger noch Durst. Bald wurde ihm in einer Gelte Milch zum Trinken angeboten, was er mit den gleichen Worten abwies; endlich ließ er sich bereden, etwas anzunehmen. Eine Weile nachher bot ihm der Schwarze Fleisch an; der Knecht nahm endlich ein Stücklein in Form und Größe eines Feuersteines, was er wieder mit der Aeußerung aß: Gott Lob und Dank, jez hani gnuog.

Da ward es ruhig. Früh Morgens zündete der Knecht eine „Fachel" (Fackel) an, ging in den Stall und fand seine Kuh noch lebend und unversehrt, außer daß ihr am Hintertheile just das Stücklein Fleisch fehlte, welches er verzehrt hatte. Jetzt erst war er froh, daß er nicht mehr genommen. Er nahm sie ohneweiters an der Halfter und führte sie weg, ohne das entsetzliche Gepolter zu achten, welches in der Sennhütte herumfuhr, wo alle Furien der Hölle los schienen. Furchtlos, aber stets mit der brennenden Fackel und dem Hunde, welcher sich wie wüthend geberdete, verließ er den Stall und ging durch die Weide. Als er zum Thürlein gelangte, welches aus der Alp führte, „verführte" es erst recht ein Gerassel, Gepolter, Heulen, Surren, Schnurren und Schneuzen, daß ihm fast Hören und Sehen verging. Alle Kobolde der finsteren Mächte schienen ihr Wesen zu treiben und auch die gestrige schwarze Gestalt erschien und rief ihm mit grimmigen Geberden zu: „Wenn du nit Bissigs und Brönnigs bider hättisch, thäti di i tusig Stückelni zerrißen".

Noch eine Weile von dem höllischen Spektakel verfolgt, ging der Knecht ruhig seinen Weg, bis das Wüthen aufhörte, und langte wohlbehalten beim Meister an. Seitdem war die Alp aus der Gewalt der bösen Mächte befreit. (J. Dennler, Seminarist in Münchenbuchsee, in Zuberbühler's Sammlung.)

(341.) Ein Hirte auf dem Moléson erzählte im Jahre 1832: Ich bestieg eines Tages im Spätherbste den Berg, um Gemsen aufzulauern. Die Nacht rückte heran, ohne daß ich was geschossen hatte, und ich mußte in einem Stafel auf der Seite von Villars-sous-Mont übernachten, welchen ich seit mehreren Wochen unbewohnt wußte. Desto eher war ich erstaunt, als ich näher trat, drinnen die bekannten Laute der Kuhglocken und Menschenstimmen zu vernehmen. Ich öffnete die Stafelthüre und erblickte mit Verwunderung in der Küche Wesen um das Feuer, wie ich sie nie gesehen: der eine lahm, der andere halbblind, der dritte vorn und hinten bucklich, der vierte aussätzig. Ihre Gesichtsfarbe war dunkelgelb und runzlich wie altes Schreibleder, und jedem fehlte der Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand. Ihre mir völlig unverständliche Sprache glich dem Lärmen von Elstern. Sie sahen mich schief an, gaben mir aber ein Zeichen, mich auf einen Klotz neben dem Herde zu setzen. Ich that es, hielt jedoch meinen geladenen Stutzen zwischen den Füßen. Ohne meiner weiter zu achten, setzten sie ihre Sennenarbeit fort, kochten erst Käse, dann Nahscheid, wovon schon mehrere Laibe im Boden sich auf einem Brete befanden. Der Buckliche reichte mir harten, dünnen

Zwieback und ein Stück Rindfleisch, das ich aber, so hungerig ich war, so zäh und unschmackhaft fand, daß ich halblaut sagte: da ist das Salz vergessen. Bei diesen Worten knirschten die Männer und schleuderten Blicke auf mich, als wollten sie mich mit Haut und Haaren verzehren. Ich machte in Angst das Kreuzzeichen und sah plötzlich Alles verschwunden und mich in tiefem Dunkel allein. Am Morgen erwachte ich matt vor Hunger auf gelöschten Kohlen, der Käse war ein Stein, der Nahscheid getrockneter Mörtel, der Zwieback ein Stück Schindel. Daheim angekommen, vernahm ich, die Nacht sei unserer schönen Spiegelkuh ein Stück Fleisch aus dem Leibe geschnitten worden, ohne daß Fremde im Stalle geschlafen hätten. (Kuenlin.)

(342.) In einem Berichte aus Graz in der Steiermark wird die Sage von der wilden Jagd, der „wilden Fahre" aus dem Lesachthal erzählt. Sie lasse sich in gar vielen Nächten vernehmen; namentlich aber höre man „in den Zwölften" um Mitternacht am Berge oben jauchzen (was man beileibe nicht nachmachen darf) und bald darauf erhebe sich ein furchtbarer, immer näher kommender Lärm, Hundegebell, Kettengerassel und Pferdegetrabe am deutlichsten. Wie sie an einem Berge herabgefahren ist, fährt sie am andern hinauf und es wird still. Wer sie hört, muß ganz ruhig sein, kein Kind darf weinen; sonst kommt die Fahre und nimmt es mit fort. Wen sie am Wege überrascht, der muß sich auf den Bauch legen und sie über sich hinwegfahren lassen; trägt er dennoch was davon, so soll er über Jahr und Tag sich an die nämliche Stelle legen.

Ein Hirt aus dem Dorfe St. Laurenzen vernahm in einer mondhellen Nacht jenes Jauchzen und den auf das Dorf zu kommenden Lärm. Dann sah er voran drei große Männer reiten. Jeder eine Stange emporhaltend, auf welcher eine Leiche angebunden war. Auf sie folgte eine Menge wild aussehender Leute. Man lagerte sich auf dem Dorfplatze, machte ein Feuer, führte aus dem nächsten Stall einen Ochsen, schlachtete, briet und verzehrte ihn. Dann wurden die Knochen in die Haut zusammengelegt, diese mit Ruthen gepeitscht und der Ochse wieder belebt und in den Stall zurückgeführt, worauf sie mit gräßlichem Lärmen weiter zogen. Nächsten Tag aber verdorrte der Ochse. (Wolfs Zeitschrift f. d. Myth. III. Bd. S. 33, 34.)

(343.) Ein Geist des Berges Ecojalat, südwestlich von Albeuve, am linken Ufer der Saane, schützte die dort weidenden Kühe, daß sie nicht den jähen Abhang hinabstürzten. Abends und Morgens trieb er sie zur Melkzeit in den Stafel, und geleitete sie nachher wieder auf höhere Weideplätze. Der einzige Lohn des treuen Hüters war frischer Rahm, in einem hölzernen Gefäße jedesmal auf das Dach der Sennhütte hingestellt, sowie die Sonne niedergegangen war, und der Obersenn hatte den Alpknechten ernst auf die Seele gebunden, dies Geschäft ja nie zu vergessen. Aber einer davon, weniger gewissenhaft, hatte die Unbesonnenheit, eines Abends das Gefäß, statt mit Sahne, mit

Unrath zu füllen. Um Mitternacht, während die Sennen sorglos schlummerten, weckte sie eine furchtbare Stimme, welche rief: Droles écorchez! Droles écorchez! (Bursche, schindet!) Entsetzt sprang man auf und fand mit Schrecken elf der schönsten Kühe leblos und geschunden auf dem Boden ausgestreckt. Davon heißt der Boden, welcher den jähen Abhang des Ecojalat durchschneidet, romanisch le plian-dei-s-écorchiaou (le plan des écorcheurs, Schinderboden). (Kuenlin.)

(Vergl. auch zahlreiche Sagen bei Lütolf, Zingerle und Vonbun.)

Die in den Sagen vom Nachtvolk spielende sonderbare Anatomie und Physiologie, welche aus Haut und Knochen einen lebenden Körper zusammensetzt, ist einerseits eine Uebertragung der Sternsage von der Viehheerde auf die einzelnen Theile eines Thieres. Die Knochen bedeuten die Sterne, welche in der Haut, dem Nachthimmel, versammelt sind, von denen keiner verloren gehen darf, und die dann auch, obschon nach Ablauf der Nacht sämmtlich verschwunden, in der folgenden alle wieder da und von neuem belebt sind. Die nähere Ausschmückung ist Sache der Phantasie, welche an die Bedeutung nicht mehr denkt. Anderseits aber ist dieses Wiederaufleben todter Thiere ein neues Zeugniß für die Thierverehrung unserer Vorfahren, welche diese Wesen für unsterblich hielten und daher dem erfahrungsmäßigen Sterben derselben eine Wiederbelebung folgen ließen. Wie sie dann in ihrem Drange nach Unsterblichkeit auf Wesen verfielen, welche überhaupt nicht sterben, gleich den Gestirnen, von denen sie abgeleitet sind, nämlich auf die sog. Dämonen, wird unser zweites Buch zeigen.

Zweites Buch.

Die Dämonenwelt.

Allgemeines.

In den Gestalten der Dämonen, welche die Volkssage schuf, und welche den Uebergang von den verehrten Thieren zu den eigentlichen Göttern bilden und mehr gescheut und gefürchtet als angebetet wurden, lebten die Thiere noch fort; aber sie wichen immer mehr und zuletzt völlig von der menschlichen Form. Die Dämonen haben vom Thiere bald einzelne Körpertheile, bald nur rohe ungeschlachte Kraft, bald nur noch gewisse Züge, die dem Thiere als Bild der Gottheit angedichtet wurden. Der Dämonencult, welcher als solcher nur noch bei wilden barbarischen Völkern vorkommt, ist in seiner Geschichte dunkel und unenträthselt. Sein Dasein bei später oder jetzt civilisirten Völkern geht nur noch aus deren Mythen hervor; die Erinnerung an die Verehrung der Dämonen selbst ist geschwunden. Wir können daher auch in wissenschaftlicher Hinsicht nur insofern von den Dämonen sprechen, als sie Gegenstand der Mythe sind. Das Dämonische war in den Thieren als geheiligten Wesen mit dem Thierischen, d. h. Natürlichen gemischt; in den Dämonen, welche in der Regel keine wirklich vorkommende Gestalt besitzen, herrscht es allein; die Dämonen haben eine geheimnißvolle Herkunft, Wohnung und Macht; Alles ist unbegreiflich und räthselhaft, was sie thun und treiben, nichts entspricht bei ihnen den Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen lebender Wesen. Sie sterben zwar, aber erst nach einem Leben von Jahrhunderten, ausgenommen soweit wirkliche Menschen Dämonenstelle vertreten. Auch haben sie nach dem Volksglauben keine Seele und doch höhere Geistes-

gaben als die Menschen, denn soweit sie nicht mehr geachtet und gefürchtet, sondern verspottet und gefoppt werden, ist der Einfluß des Christenthums und dessen Tendenz, den alten heidnischen Glauben zu discreditiren und lächerlich zu machen, nicht zu verkennen.

Die Dämonen, welche in der uns zunächst beschäftigenden mythischen Volkssage der germanischen Völkerstämme eine Rolle spielen, sind nach den Elementen, in welchen sie leben und weben, und nach ihrer angenommenen äußern Erscheinung in mehrere Klassen zu unterscheiden. Vor Allem zerfallen sie in Wasser- und in Landwesen. Eigentliche Luft- oder Feuerwesen, welche von den Erdwesen zu trennen wären, kennt die deutsche Volkssage nicht. Die Wasserwesen, vom deutschen Volke Nixen genannt, sind ursprünglich aus der Gestalt von Wasserthieren und Menschen zusammengesetzt, wurden aber im Verlaufe der Zeit ganz menschenähnlich und auch in der Größe vom Menschen nicht wesentlich verschieden gedacht. Ganz anders verhält es sich mit den Land-Dämonen. Solcher giebt es nicht nur, welche an Größe den Menschen entsprechen, sondern auch solche, welche darin unter — und solche, welche über ihnen stehen — Zwerge und Riesen. Erstere haben in der Volkssage von den Thieren nicht mehr die untere Körperhälfte wie die Nixen, sondern nur noch die Füße, die sie daher niemals zeigen und deren Entdeckung sie aus der Welt der Menschen treibt. Die Riesen dagegen haben keine dem Menschen nicht angehörende Körpertheile, sondern nur thierische Stärke und Kraft und allenfalls Behaarung. Offenbar jüngsten und bereits von ausgebildeter Mythologie oder gar vom Christenthum beeinflußten Ursprungs sind die Dämonen der Volkssage, welche gar nichts der menschlichen Gestalt und Größe Widersprechendes mehr an sich tragen, sondern sich von den Menschen nur noch durch das Dämonische selbst unterscheiden. Es sind dies die in der Sage auftretenden Geistesriesen oder Schicksalsmächte, welche des Menschen Lebensmomente bestimmen und beherrschen, so: die Macht des Lebensuntergangs, der Tod, die Macht des Bösen, der Satan, die Mächte des Zaubers, dem das Menschenleben in allen seinen Lagen unterworfen ist — Hexen, Zauberer, Hexenmeister. Von der letztgenannten Regel macht indessen der Teufel eine Ausnahme, sofern

er in seiner angeblichen körperlichen Erscheinung Eigenschaften der alten Pane, Satyrn oder Faune erhalten; aber er ist eben kein ursprüngliches Erzeugniß der deutschen Volkssage, sondern trat nur durch christlichen Einfluß an die Stelle einheimischer Dämonen. Auch der Tod weicht insoferne von jener Regel ab, als er meist in der Gestalt eines bloßen Gerippes erscheint, — während die Hexen und Zauberer gar keine eigentlichen Dämonen mehr, sondern von Dämonen beherrschte Menschen sind.

Diese Hauptklassen der Dämonen durchkreuzen und spalten sich jedoch einerseits vielfach in ihrem Charakter, während anderseits mit ihnen noch nicht alles dämonische Wesen der Volkssage erschöpft ist, so daß die angegebenen Hauptregeln noch mehreren Ausnahmen unterliegen. Da ist z. B. vorerst nicht zu verkennen, daß die Zwerge unter den Landdämonen in ihrem Thun und Treiben den Wassergeistern näher stehen als anderen Land-Dämonen, namentlich den Riesen, indem beide mit den Menschen oft in freundschaftlichen Verkehr treten, — die Riesen aber selten, und jene in der Regel ebenso harmlos erscheinen, wie die Riesen gewaltthätig. Bei näherer Betrachtung der Sagen müssen wir jedoch wieder auf eine Zwischenklasse stoßen, die mit den Zwergen Vieles gemein hat, aber nicht immer zwerghaft, sondern oft von Menschengröße erscheint, nämlich die Waldgeister, während die durch das Pflanzenreich mit diesen verwandten Feldgeister oder Korndämonen wieder in ihrem boshaften Charakter mehr den Riesen oder Schicksalsdämonen ähneln, ja sogar zu den Thiergespenstern hinabsteigen. Letzteres hinwieder gilt von weiteren Dämonen, welche in der Größe und im Verkehr mit den Menschen den Zwergen oder Waldgeistern, aber in schädlichem Wirken den Hexen gleichen, nämlich die Alpe, Maren oder Truden, und mit diesen sind wieder nahe verwandt zwei Gruppen von Dämonen, welche ebenfalls dem Menschen in schlimmer Weise mitspielen, aber theils in Dämonen verwandelte Menschen sind, wie die Vampyre, theils in Thiere verwandelte Menschen wie die Wärwölfe. Ferner kennt die Sage einzelner Gegenden besondere Dämonen, welche bald wohlthätig wirken, bald muthwillige Schäcker sind, bald an Wildheit und Bosheit, wie auch an Größe den Riesen, denen sie im Ganzen am nächsten stehen,

nichts nachgeben. Endlich kommt Freundlichkeit gegen die Menschen einer Art von Wesen zu, welche nicht in Gruppen oder Familien, wie Nixen, Waldgeister, Zwerge und Riesen, sondern vereinzelt leben, aber in ihrem mythischen Charakter als den Hexen verwandt betrachtet werden müssen; es sind das die der eigentlich deutschen Volkssage fremden und nur an den Grenzen des deutschen Stammes eine Rolle spielenden Feen oder Faien. Wir werden im Nachfolgenden diese verschiedenen Dämonen nach ihrem natürlichsten Zusammenhange gruppiren und behandeln daher:

1. Die Wassergeister, sowohl die Nixen, als andere im oder auf dem Wasser wirkende Dämonen.

2. Die mit den Pflanzen zusammenhängenden Dämonen, und zwar:

a) Waldgeister,

b) Feldgeister oder Korndämonen.

3. Die eigentlichen Zwerge, d. h. die arbeitenden und meist freundlichen Berggeister sammt den von ihnen stammenden Hausgeistern oder Kobolden.

4. Die Riesen sammt den wilden und zerstörenden, sowie neckischen Berggeistern.

5. Die Schicksalsdämonen, und zwar:

a) Die schlechthin verderblichen, Tod und Teufel, Krankheitsgeister, Alpe, Vampyre und Wärwölfe und

b) die zauberischen Wesen, Hexen und Zauberer sammt den Feen.

Eine merkwürdige Dämonogonie oder Sage vom Ursprung der Dämonen kennt das böhmische Volk in folgendem Wortlaute:

(344.) Als Gott die übermüthigen Engel aus dem Himmel verstieß, wurden aus ihnen die bösen Geister, welche den Menschen bei Tag und bei Nacht beunruhigen, ihn necken und schädigen. Die in die Hölle stürzten und in die Löcher und Abgründe, das sind die Teufel (čertové, d'ablové) und die Todmädchen (Moreny) Aus denen aber, die auf die Erde fielen, wurden die Kobolde (Šotkové), Schrätlein (Škratkové), die Zwerge (Trpaslici), Däumlinge (Palečkové), die Alpe (Můry a Můračky), die Mittags- und Abendgespenster (Polednice, Klekanice) und die Irrlichter (Bludice). Die in die Wälder fielen, wurden zu Waldgeistern, als da sind: die Hehmänner (Hejkalové), die wilden

Männer (divi mužove), die Waldmänner (lesni mužové, Lesoňové) und die wilden Weiber und Waldfrauen (divé ženy, Lesnice). Jene endlich, die in's Wasser fielen, wurden zu Wassergeistern, zu Wassermännern (Vodnikové č. Hastermanové), zu Meerjungfern (mořké panny) und Wasserfrauen.

Wer sich diesen Geistern mit seinem Blute verschreibt, der leidet an nichts Mangel; was er wünscht, das bringen sie ihm und thun sie ihm. Aber bei seinem Tode ist er dann diesen dämonischen Mächten verfallen. Weil nun diese Geister nicht aufhörten, den Menschen zu necken und zu quälen, so wurden gute Geister bestimmt, gegen sie zu wirken und die Menschen zu beschützen. Von diesen lernten dann einzelne auserlesene Männer und Weiber das Beschwören der bösen Geister; das sind die Geisterbeschwörer (zaklinaci), die in verschiedenen Fällen um Hilfe angerufen werden.

Der Cult dieser niederen Elementargeister muß in Böhmen zur Zeit des untergehenden und sich zersetzenden Heidenthums bedeutend hervorgetreten sein; denn gerade er wird in den christlichen Denkmälern jener Zeit am deutlichsten berührt. Cosmas von Prag, der als 80jähriger Greis im Jahre 1125 starb, sagt von den alten Böhmen: Tetka, Libussas Schwester, lehrte das dumme Volk die Berg- und Wald-Nymphen (Oreades, Dryades und Hamadryades) anbeten und verehren, wie noch heute viele Bauern es den Heiden gleich thun, indem dieser die Gewässer oder das Feuer verehrt, jener den Bergen und Hügeln opfert, ein anderer die tauben und stummen Bilder, die er selbst gemacht hat, anbetet, daß sie sein Haus und ihn selbst regieren. Im Jahre 1092 verwies Břetislav nach einem großen Land- und Kirchentage alle Zauberer und Zeichendeuter aus dem Lande, ingleichen ließ er die Haine und Bäume, die das gemeine Volk an vielen Orten verehrte, aushauen und verbrennen. Auch verbot er streng die abergläubischen Gebräuche, welche die Bauern, bisher noch halbe Heiden, am Pfingstdienstage und Pfingstmittwoch beobachteten, indem sie über den Quellen opfernd Opferthiere schlachteten und den Dämonen darbrachten. In einer Sammlung lateinischer Predigten aus derselben Zeit wird dem Volke verboten, irgend ein Geschöpf göttlich zu verehren, noch an irgend ein Phantasiegebilde zu glauben. Ebenso die Verehrung von Götzenbildern oder Thieren, und die Opfer bei Bäumen und Quellen, der Cult der Verstorbenen, der Cult der Dämonen. Der altböhmische Glossator Wacehrad nennt in seinem Wörterverzeichnisse die Běsi (daemones) böse Geister, Plagegeister, Skřeti Hausgeister (penates intimi et secretales), Dás den Genius, Šetek den Hausgott, Morusi den Alp, Poludnice, Waldnymphen (Dryades) und Vlkodlaci Waldgeister, die Faune der Römer. (Grohmann, Böhmen. S. 108.)

Auch hier verschwimmen manche Dämonenklassen unter einander und es zeigt dies auf's neue, daß das Volk in der Mythenbildung kein System befolgt, sondern schrankenlos seine Phantasie walten läßt. So werden z. B. in Schweden und Norwegen unter dem Namen der

Trolle zwar vorzugsweise Riesen, aber auch andere Dämonen, sowohl Nixen als Zwerge verstanden. Auch in der Schweiz giebt es, wie folgende Mittheilung zeigt, dämonische Wesen von zweifelhaftem Charakter.

(345.) Im Glarnerlande bezeichnet der Name Geisler (der auch der mit ihrem Weherufe Seuchen und Tod verbündeten Eule angehört), die wilden Männer, wie alle „Verwünschten", welche die Gletscher und Bergeinöden mit ihrem Geheul erfüllen. Sie hatten sich, wegen ihres Uebermuthes, aus dem Linttthale zurückziehen müssen, und nahmen ihren Aufenthalt auf Oberblegi, wo der kopflose Schwimmer (Nr. 75) zu ihnen gehört. Den Sennen erwiesen sie ehemals viele Dienste durch Hilfe beim Arbeiten und Hüten, und Wohlthaten, wofür man ihnen Abends ihren Topf mit Rahm als Lohn hinstellte. (Rochholz, Nat. Mythen. S. 149.)

Erster Abschnitt.

Die Wassergeister (Nixen).

I. Die Eigenthümlichkeiten der Nixen.

a) Der Nixen Herkunft.

Der Himmel gleicht einem unendlich großen, uferlosen, unergründlichen Ocean, in welchem nach der Vorstellung der Alten die Erde als eine Insel schwimmt. Mannigfach sind daher die Beziehungen zwischen Himmel und Meer oder Wasser überhaupt. In jedem klaren Wasser spiegelt sich ohnehin der Himmel mit seinen Gestirnen und seinen Wolken; was am Himmel, das sieht man daher auch im Wasser; tauchen ja Sonne, Mond und Sterne sichtbar aus dem Meere auf und in dasselbe unter! Aehnliche Vorstellungen, wie an die Gestirne, die den Himmel schmücken, müssen sich nothwendig auch an diese Wesen knüpfen, wie sie aus dem Wasser wiederscheinen, nur erhalten sie im letztern natürlich die Eigenthümlichkeit der Wasserwesen, nämlich die Fähigkeit zu schwimmen, zu tauchen und im Wasser zu leben. Solcher Wesen giebt es wenige außer den Fischen, und auch diese wenigen (Amphibien) sind entweder gleich den letzteren dumm und stumm oder dem Menschen widerwärtig (Schlangen u. s. w.) und beinahe ohne irgend einen Punkt der Anknüpfung dichterischer Vorstellungen. Um letztere zu bilden, mußte die menschliche Gestalt zu Hilfe genommen werden. Wir haben gesehen, daß sie bereits zu der Zeit der Ausbildung des Jäger- und Hirtenberufes als Orion und Bootes an den Himmel

versetzt war. Da nun das Wasser das meiste Interesse für Fischer und Schiffer hat, so bildeten sich wohl zur Zeit der Entstehung dieser Berufsarten Vorstellungen von Wasserwesen, die zugleich von den Fischen und von den Menschen etwas an sich hatten, und doch weder das eine noch das andere waren. Man dachte sie sich als Halbgötter, d. h. als Wesen, welche weder die Macht der Götter, was immer noch die Gestirne waren, noch die Schwäche der Menschen hatten. Diese Vorstellung kann erst nach dem Ausleben der Thierverehrung aufgekommen sein; denn die Wassermenschen, wie sie insgesammt genannt werden können, erscheinen von einer Schönheit und Feinheit der Organisation, die weit über den Thieren steht. Schon die alten Inder kennen Wesen, die halb Mensch und halb Fisch sind; klarer aber und plastischer erscheinen sie in der Phantasie der kunstsinnigen Hellenen, und zwar in mannigfaltigen Formen. Da waren vorerst die Flußgötter, deren jeder bedeutende Fluß einen hatte. Man bildete sie aus weißem Marmor (nur den Nil aus schwarzem), und zwar als alte bärtige Männer, auf eine Urne gestützt, aus welcher der Strom hervorbricht. Dann die Nymphen, von deren vielen Klassen (Baum-, Wald-, Berg- und andere Nymphen) nur die des Wassers, Najaden, Naïden, hierher gehören, unheimliche, den Menschen feindliche Wesen, denen man nachsagte, daß sie die Menschen in ihr Reich hinabzögen und daß ihr Anblick wahnsinnig mache, und von deren Alter Hesiodos sang:

Neun Geschlechter durchlebt die geschwätzige Krähe von Männern
Frischausdauernder Kraft, und der Hirsch drei Alter der Krähe;
Drei Hirschleben hindurch wird der Rab' alt; aber der Phönix
Dauert neun Rabengeschlecht, und wir zehn Alter des Phönix,
Wir schönlockige Nymphen, des Aegiserschütterers Töchter.

Was die Najaden in den Flüssen, das waren die Nereïden, Töchter des Nereus, auf dem Meere, Nereus war Sohn des Poseidon und seine Gattin Doris Tochter des Okeanos; der Nereïden waren vierzig an der Zahl, unter ihnen Kalypso, Thetis u. s. w.; sie hatten die Gabe, sich in verschiedene Gestalten zu verwandeln, gleich Proteus, dem Meerheerdenhüter des Nereus, und verschiedenen Flußgöttern. Thetis, was sehr wichtig ist in Bezug auf ihre Nachfolgerinnen, die deutschen

Nixen, vermälte sich mit dem Menschen Peleus, Sohn des Aiakos, verließ ihn aber, nachdem er sie belauschte, wie sie ihren Sohn Achilleus, um ihn unsterblich zu machen, in's Feuer legte, über welchen Anblick der Vater erschrak. — Die männlichen Begleiter der Nereïden waren die Tritonen, fischschweifig, auf Meermuscheln blasend und der Zukunft kundig, oft auf Seepferden mit Fischschweifen und Schwimmfüßen reitend.

Auf einer Insel der Thalatta aber hausten die Seirenen, Töchter des Stromgottes Acheloos und der Muse Melpomene, geflügelt und in verführerischer Musik gewandt, die sie aber nur mißbrauchten, die Menschen anzulocken und zu verschlingen, daher im Vorbeifahren mit den Argonauten Orpheus ihren Gesang durch den seinigen übertäubte, Odysseus aber seiner Genossen Ohren verstopfte und sich selbst an den Mast binden ließ. Eine solche verlockende und wild-leidenschaftliche Seirene ist die keltische Melusina, deren Unterleib nach Einigen Fisch-, nach Anderen Drachengestalt hatte.

Anders die deutschen Nixen. Ihre Männer sind zwar ernst und streng und halten unerbittlich die Ehre ihres Volkes aufrecht, doch nicht unempfindlich gegen der menschlichen Frauen Schönheit, die Weiber aber anmuthig und zu schönen Menschenjünglingen hingezogen, doch stets voll sehnsüchtigen Heimwehs nach der kühlen blauen Fluth, in die sie die Geliebten eher hinein ziehen, als daß sie ihnen aus derselben auf das trockene Land folgen. Ihre Zeit, zu der sie den Menschen erscheinen, ist Mittags oder Mitternachts, bei Sonnen- oder Mondlicht, ein Beweis, daß sie von dem sich im Wasser spiegelnden Gestirnen stammen, daher auch ihr Alter, wie das angegebene der Nymphen, unberechenbar hoch ist. Nach Auffassung der Volkssage sind die Nixen die nächsten Verwandten der Zwerge oder Elben.

(346.) Einst, ehe noch trockenes Land bestand, waren alle Zwerge im Wasser. Dann schlug der Blitz in's Wasser, dies zischte empor, wodurch ein Theil der Zwerge, Männer und Weiber, hinausgeschleudert wurde auf das Land, und weil sie ihre Hütchen unten gelassen hatten, konnten sie nicht mehr in der Fluth wohnen und sind jetzt Land- und Bergzwerge. (Schönwerth.)

Zu diesem hohen Alter der Nixen paßt auch ihre Kunst des Wahrsagens. Man denke an die Warnung, welche die Wasserfrauen

im Nibelungenliede dem Hagen auf dem Zuge nach Hunnenland zu Theil werden lassen.

Ueber die verschiedenen Namen der Nixen (althochd. Nihhus, Nichus, mittelniederl. Nikker, schwedisch Neken, dänisch Nöken u. s. w., in der deutschen Volkssprache Nikel, Wassermänner, Seefräulein, Mummelchen, Wasserzwerge, Meerminnen, Meerfaiien (Meerfeen) Holden u. s. w.) verweisen wir auf Grimm's deutsche Mythologie. Das Volk nennt die Nixen auch oft „Nonnen“, wohl nach den nordischen Nornen, welche an einem Brunnen ihren Wohnsitz hatten.

b) Der Nixen Kennzeichen.

Ihre Abkunft von Sternen verrathen die Nixen, namentlich bei den keltischen Völkern, durch den Mangel der Füße. Bei den humaneren und kunstsinnigeren Deutschen kommt der häßliche Fischschweif höchst selten vor; es ersetzen ihn höchstens Schwimmfüße, bisweilen nur Schwimmhäute zwischen den Zehen, oft sogar, in höchster ästhetischer Ausbildung, blos nasse Kleider. Oft sind es dagegen die Zähne, welche, durch ihre spitze Gestalt oder grüne Farbe, an das Reich der Gewässer erinnern; bisweilen sind auch die Haare und Kleider, oft die ganze Gestalt grün. Die Abkunft der Nixen von den Sternen verrathen die Schätze, über die sie verfügen, ferner rothe Kleider, weit öfter aber rothe Mützen; an deren Stelle treten bisweilen grüne Hüte. Die Nixen erscheinen gerne auf den Märkten; je nachdem sie dort hohe oder niedrige Preise bezahlen, folgt theure oder wohlfeile Zeit. Ihre Gestalt und Gesichtsbildung wird in der Regel als schön geschildert. Auch haben sie meistens die Größe der Menschen. Doch giebt es auch Sagen, in welchen sie (z. B. in Böhmens Fischteichen, nach Vernaleken) zwerghaft erscheinen. Sehr oft sind sie stumm oder stellen sich wenigstens so, und sie zum Sprechen zu nöthigen, ist ihr Verderben. Die männlichen Nixen sucht die Sage meist ebenso häßlich und abschreckend zu malen wie die weiblichen schön und anmuthig. Die Letzteren verwandeln sich auch zu Zeiten in Robben oder Fische, sogar in Kröten, aber auch in manche andere Thiere. Näheres theilen folgende Sagen mit:

(347.) In Neuhammer schildert man den Wassermann groß und hübsch, mit wunderschönen Wasseraugen, die Haare blond und lang, nur der Mund groß, die Zähne lang; also hinten schöner als vorn. Mädchen, die er liebt, erscheint er im Hemde, welches ein gläserner Gürtel festhält, die den Rücken hinablaufende Reihe glänzender Fischschuppen zu verbergen. Der Geliebten schenkt er Perlen und edle Steine. Anfangs ist er kalt wie Wasser, bis er am Menschenleib erwärmt. Dem Menschenauge bleibt des Mädchens Zustand, die von ihm in der Hoffnung ist, verborgen. Bei der Entbindung ist er gegenwärtig, nimmt das Kind zu Handen und trägt es mit sich in's Wasser. (Schönwerth.) — In der Ostschweiz sitzt der Wassermann finster und lauernd in der Tiefe von Sod- (Galt-)brunnen und Bächen, und zieht mit seinem Haken Kinder hinunter. (Am Oberrhein der „Hoggamaa" und ganz so in Obwalden. Lütolf S. 291.)

(348a.) In der westlichen baierischen Oberpfalz heißen die Zwerge Zwargel und kennt man Wasserzwerge. Aus einem Gehölze bei Neuhaus sieht man oft schwarze Männchen hervorkommen und in die Nab springen, wo sie verschwinden. Bei Neustadt nennt man sie Wassertreter. (Globus IV. Bd. 1863. S. 171.)

(348b.) In der Oberpfalz sind die Wassermännchen wie die Erdmännchen, geisterhafte Wesen, begünstigen aber die Menschen, verkehren mit ihnen und lieben oft menschliche Jungfrauen. Sie wohnen nur im klaren Wasser, während der Wassermann, der Kobold, in Brunnen und schwarzem Wasser und Tümpfeln haust. Dort haben sie ihre Krystallpaläste mit Gemächern und Gängen. Sie leben von Fischen und Krebsen, trinken auch Wein von untergegangenen Schiffen. Ihre Kleidung sind spitze, glasartig glänzende Hütchen und weiße oder mausgraue Röckchen. Sie fertigen edle Perlen und Glasgeschirre. Mit den Unterirdischen und Bergzwergen gehen sie um und Beider Wohnungen stehen durch Gänge unter der Erde miteinander in Verbindung. Sonderbar ist dieser Wesen Abhängigkeit von den Menschen, indem sie Mangel an Speise haben und diese von letzteren zu erhalten suchen müssen. (Schönwerth II. S. 179, 180, 181.)

Auf der Naab sah man Frühlings oft kleine, junge Männlein nackt hin und wieder laufen, von Stein zu Stein hüpfen und verschwinden, wie man ihnen nahe kam. Als ein Weib von Maltschiz Butter und Milch nach Krumau auf den Markt trug, saß ein grünes Männlein, dem aus dem linken Rockschosse Wasser troff, auf dem Damm eines der Teiche und kämmte sich. Wie er das Weib bemerkte, sprang er in's Wasser, erschien jedoch sogleich wieder, nur größer und anders gekleidet, und bat, sie möge die Butter ihm verkaufen und auf dem Rückwege wieder vorbeikommen. Erschrocken ließ sie die Butter zurück und fand auf dem Rückwege das Gefäß sammt vielem Geld auf dem Damme. (Vernaleken, Mythen und Bräuche. S. 196.)

(349.) Sieht einmal ein Jäger unfern der großen Zwerghöhle bei Stublach im Elsterwasser einen gar schönen Fisch und läßt sich beifallen, nach ihm zu schießen. Da hat sich eine Stimme erhoben, die hat gejammert: Mein Kind! Du hast mir mein Kind getödtet! Und so sehr, von Grausen erfaßt, der Schütze auch gelaufen ist, ehe er noch sein Haus erreicht gehabt, ist die Nixe schon bei ihm gewesen und hat ihm den Hals umgedreht. (Eisel, Voigtl. S. 37.)

(350.) Unweit Nepomuk befindet sich ein kleiner See, der mit Erlengebüschen bewachsen und von einem Wasserfräulein bewohnt ist. Ein Bauernbursche ging in einer mondhellen Nacht am See vorüber und sah das Weibchen, wie es auf zwei Schwänen saß, mit einem sehr langen Schilfrohr in der Hand, langen herabfallenden Haaren mit weißem Kleide und einem Blumenkranz auf dem Haupte. So schwamm es nahe am Ufer. Als es den Burschen erblickte, brach es einen Erlenzweig und warf ihn an's Ufer. Der Bursche staunte über die schöne Gestalt, nahm den Zweig und eilte nach Hause, ohne irgend Jemand etwas davon zu sagen. Am andern Morgen fand er, daß der Erlenzweig von besonderer Schönheit war und wie Silber glänzte. Um seine Verlobte endlich als Braut heimzuführen, verkaufte er den Zweig. Am Hochzeitstage aber trat das weißgekleidete Weibchen mit einem zwergartigen Knappen zur Thür herein, schritt feierlich auf die Braut zu, nahm eine Perlenschnur vom Halse und hängte sie der Braut um. Dann entfernte sich das Weibchen wieder, die Perlen und die Wasserspuren ihres Kleides zurücklassend. Da nun unter dem Bauernvolke der Glaube herrscht, daß Perlen Thränen bedeuten, so wurden die Perlen sogleich dem Muttergottesbilde der Kapelle am See geopfert. (Vernaleken, Mythen und Bräuche. S. 196.)

(351.) Geht man von Eisenberg am Erzgebirge auf dem Fußwege nach Kunersdorf, so kommt man auf die Heide, die „Hoderwiese" und den alten Seeberg. Neben dem Eisenberger Walde liegt der kleine, schilfbewachsene Hoderwiesteich. Die Seebergjungfer kam oft herab, in ihm zu baden, wo Hütbuben sie oft, halb Fisch, halb Mensch, erblickten. Einst, als nur ein Junge da war, fragte sie ihn, ob er sie erlösen möchte, wofür sie ihm so viel Geld geben würde, die Hoderwiese zu kaufen. Er that, als sei er's zufrieden. Sie hieß ihn warten, bis sie ihm winken werde, aber beileibe nicht früher kommen. Dann badete sie und winkte ihm dann. Er aber schimpfte auf sie und warf Steine nach ihr. Sie kehrte weinend nach dem Seeberge zurück und in der folgenden Nacht hörte man sie bis hinab nach Barthelsdorf jammern und klagen. Einem Eisenberger Weibe erschien sie am Seeberg oben als altes Weib, einen Fetzen des Kleides nachschleppend. (Ebendas. S. 197.)

(352a.) Auf dem Turniere bei Schweinfurt nahm ein fremder Ritter unter den Damen eine wahr, deren Schönheit ihm auffiel. Er weihte sich zu ihrem Kämpen und blieb in jedem Gange Sieger. Als er sich der meergrün Gekleideten nahte, den Dank zu empfangen und sie ihn hold anlächelte,

erschrak er, wie er wahrnahm, daß sie grüne Zähne hatte, so daß er zurückbebte. Sie aber stieß einen Schrei aus, verwandelte sich in ein Seeweibchen und rutschte auf dem Schlangenleibe dem Main zu, auf dem sie eine Weile fortschwamm, bis sie niedertauchte. (Panzer I. S. 173.)

(352b.) Die aus dem Tittiloche (Titti heißt kleines Kind, Puppe, im Badischen ist der Tittisee) des „Herdflühli's" unweit Thalheim im Aargaue zu dortigen Leuten mit ihren Kunkeln und Spinnrädchen oft „zu Stubeten" kommenden „Herdweibchen" hatten, als ihre Fußtritte in gestreuter Asche kundbar wurden, „Schwimmfüße". (Rochholz, Naturmythen. S. 109.)

(353a.) Ein Wassermann kam in Moldautein in die Stadt, Einkäufe zu machen. Er begehrte Fleisch. Der Fleischer, da man den Käufer an Kleidung, Haaren und der tropfenden Rocktasche erkannt, hieß ihn ihm zeigen, welches Stück er verlange und hieb, als der Mann auf eines wies, ihm zwei Finger von der Rechten ab. Ein durchdringendes Geschrei ausstoßend, rannte der Verwundete der Moldau zu, wo er mit wunderbarer Schnelligkeit sich über's Geländer in die Tiefe stürzte. Später zeigte er sich am Jahrmarkte auf dem Standplatze der Hafner, wo er eine Menge kleiner Töpfe kaufte. Auch hier erkannt und verfolgt, rannte er nach der nahen Mühle und verschwand im Wasser für immer. (Vernaleken, Mythen und Bräuche. S. 177, 178.)

(353b.) Als in Wessely ein Fleischer dem Wassermann ein Gleiches that, wurde er später, als er über einen Steg ging, von ihm in's Wasser gezogen. So zu Dwory in W.-Galizien u. a. (Ebendas. S. 194, 195.)

(354.) Am 1. Julisonntag (welcher Monat im Heidenthum mit der Sonnenwende begann) 1547 versammelte sich nach altem Brauche zu Laibach das Volk der Umgegend auf dem Marktplatze neben der Quelle, welche von einer alten Linde beschattet war. Sie nahmen unter Musik ihr Mahl ein und begannen den Tanz. Nach etwas Zeit erschien ein wohlgestalteter und wohlgekleideter Mann, grüßte die Versammlung höflich und reichte Jedem seine Hand, die sehr weich, aber eiskalt war und bei der Berührung einen seltsamen Schauer erregte. Dann forderte er ein schönes und reichgeschmücktes junges Mädchen zum Tanze auf, ein frisches und leichtfarbiges Ding. Sie wußte sich trefflich in seine Art zu finden und auf seine belustigenden Späße halb und halb einzugehen. Nachdem sie einige Zeit leidenschaftlich getanzt, wirbelten sie vom Tanzkreise weg und immer weiter, erst von der Linde bis Sittichenhof, dann noch weiter bis zur Laibach, wo er mit ihr hinabsprang und Beide vor den Augen vieler Schifferknechte verschwanden. Es war der in der Laibach hausende Nix oder Wassermann. (Heine's sämmtliche Werke, 1861. Bd. 7. S. 42.)

(355.) Shellycoat (Muschelmann) heißt ein Wassergeist in Schottland, der manchem Felsen und Stein an der Küste seinen Namen gegeben hat. Erscheint er, so ist er mit Muscheln und anderen See-Erzeugnissen bedeckt;

das Klappern derselben verkündigt seine Annäherung. Zwei Männer nahten sich in dunkler Nacht dem Strande des Ettrik und hörten aus dem Wasser eine wehmüthige Stimme: „Verloren, verloren!" Sie folgten dem Tone und so während einer langen stürmischen Nacht fort, bis sie am Morgen erstaunt an der Quelle des Flusses standen und die Stimme jetzt von jenseits des Berges vernahmen. Nun gaben sie getäuscht ihr Vorhaben auf und hörten das laute Gelächter des Shellycoat.

(356.) Ein anderer, weit schlimmerer Geist ist Kelpie, Wasser-Kelpie, der den Untergang von Personen, die in seinem Gebiet umkommen, durch übernatürliches Geräusch und Licht zu erkennen giebt; auch ist er geschäftig, sie herabzuziehen. Zuweilen erscheint er als Mann von furchtbarem Anblicke, bisweilen als Pferd. (Rüh's Edda S. 25, 26.)

Hier erscheint wieder der schon (Nr. 272) erwähnte merkwürdige Zusammenhang des Pferdes mit dem Wasser. Solche Wasserpferde kommen in Sagen öfter vor; bisweilen paaren sie sich mit Landpferden. Irlands und Deutschlands Sagen kennen auch Wasserstiere.

c) Der Nixen Wohnung.

Die Nixen leben im Meere sowohl, als in Flüssen und Seen, selbst in den kleinsten Alpenseelein und Weihern und in den unbedeutendsten Bächen, sogar in bloßen Brunnen; ja wir glauben, die Heilkraft, welche vielen der letzteren zugeschrieben wird, beruhe großentheils auf ihrer Verbindung mit höheren, früher göttlich verehrten Wesen, die darin wohnend gedacht wurden. Im Zürcher'schen Dorfe Pfungen ist ein lieblicher Quell, beim Volke beliebt und heilsamen Wassers, bei dessen Trinken alte Leute nicht selten sagten: segne mir's Gott und der heilige Pirminius. Dieser Heilige soll hier gelebt und die Gegend von bösem Gewürme und die Fluren von Schwämmen gereinigt haben. Wenn der Brunn aber „Aekelmümmelisbrünneli" heißt, so haben wir an den Wohnsitz jener Geister zu denken, die männlich „Mümmen" (Buzimummen) und weiblich als Wasserfrauen „Mümmeli" hießen, in Westfalen „Wettermöme". Unstreitig ist der erste Theil des Namens Eines mit Aegir, dem nordischen Meergott, und mit Nekken. Auch im Nibelungenliede nennt ein Donauweib das andere ihre „Muome". Wo die Phantasie des sagendichtenden Volkes lebhafter ist, besitzen die Nixen auch krystallene

Paläste unter dem Wasser, die an Pracht denen auf der Erde nichts nachgeben und in denen die „Wasserkönige“ thronen und ihre reichen Schätze hegen. In manchen Sagen hat die Wohnung des Wassermanns sogar einen Garten, in welchem die schönsten Bäume mit köstlichen Früchten stehen. Ein Baum trug lauter gelbe Blätter. Es sind deutlich die im Wasser sich spiegelnden Sterne. Im Orient glaubte man an das Dasein großer Reiche von Wassermenschen auf dem Meeresboden. Man vergleiche hierüber das orientalische Märchen vom Prinzen Beder von Persien (dem Sohne der Meerfrau Gülnare) und der Prinzessin Giauhare von Samandal (ein Reich auf dem Meeresboden). In diesen Wohnungen befinden sich auch, in der deutschen Sage, die in umgestürzten Gläsern oder Töpfen eingeschlossenen wimmernden Seelen der Ertrunkenen, welche davon fliegen, wenn man ihre Behältnisse umwendet. Auch werden dahin in der Sage oft Hebammen berufen, um den Nixenfrauen Dienste zu leisten.

(357.) Unweit Kloten, gegen Bülach zu, liegt ein kleiner Weiher, „das goldene Thor“, mit einer Menge angeblich bodenlostiefer Löcher. Ein Knabe, der Schafe hütend, am Ufer lag, sah einst die Wellen unruhig werden, einen Wall Goldsand heraufdringen, dann die Fluth sich zertheilen und eine schöne Jungfrau vor sich, die ihm lächelnd einen Goldring entgegenhielt. Als er ihn haschen wollte, zog sie die Hand immer weiter zurück, bis der Nachlangende in's Wasser fiel, umschlang ihn und fuhr mit ihm zur Tiefe. Auf sein Schreien eilte ein Bauer herbei, konnte jedoch, obwohl der Weiher klar war, nichts mehr gewahren, und wollte schon weg, als der Knabe wieder emporschoß und bewußtlos von ihm aufgefaßt wurde. Als er zu sich kam, erzählte er, er habe sich mit der Jungfrau plötzlich in einer schönen Gegend befunden, wo eine Burg mit goldenem Thor stand. Aus dieser seien andere Jungfrauen getreten, und als die, welche ihn getragen, ihre Arme geöffnet, habe ihn etwas mit Blitzschnelle wieder emporgeschnellt. (Reithard.)

(358.) Nicht weit von den Resten der Burg Bischofsstein, am Fuße der Sissacher-Fluh, ist der St. Margarethenbrunn, der sich in die Ergolz ergießt Hier sah man im letzten Jahrhundert noch oft eine Jungfrau, fein und zart von Antlitz und weiß gekleidet im Sonnenscheine lustwandeln. Dann ließ sie sich am Brunnen nieder, löste und kämmte ihr goldglänzendes Haar und wartete, bis die Sonne niedergehen wollte, worauf sie ihr Haar wieder zusammenflocht und traurig nach der Burg zurückschritt, woher sie gekommen. Ein Mädchen habe sie dadurch erlöst, daß es ihr die aufgelösten Haare zurecht gebunden. (J. G. Lenggenhager, Schlösser und Burgen in Baselland.)

(359.) Drei junge Männer ritten in uralter Zeit im Oosthale durch den Wald, als aus einem Brunn drei Nixen auftauchten und sie baten, ihnen zu folgen. Es ging auf eine Anhöhe, wo ein lieblicher Grund sie zu Tanz und Scherz einlud. Auf einmal barst der Grund unter ihren Füßen und sie sanken mit den Tänzerinnen in einen See, wo der Wasserkönig auf einem Throne saß, um ihn sein krystallglänzender Saal. Schon wollte er die Sterblichen strafen, als sie ihn erweichten und sogar für die drei Töchter Gnade erlangten. Dann schenkte er ihnen drei Kiesel, woran Zauberkräfte hingen, und ein Strudel riß sie an's Tageslicht. Der jüngste warf den unscheinbaren Stein in den See, worauf ein Gewitter losbrach und ein Schlangenheer hervorschoß, hinter den Flüchtigen die Luft durchsausend, bis sie in der Ebene anlangten. Der zweite Kiesel, einem der Jünglinge entfallend und an einen Stein prallend, schlug dort die Quelle von Baden an's Tageslicht. Den dritten behielten sie gemeinsam auf. (Sage in Baden-Baden.)

(360.) Einst lebte in Moldautein eine Taglöhnerin, welche in der drückendsten Armuth sich befand, da sie nicht im Stande war, sich selbst und ihre zahlreichen Kinder zu ernähren. Eines Abends verließ die älteste Tochter, vom Hunger getrieben, die Wohnung und eilte der Moldau zu. Hier irrte sie nun an dem Ufer des Flusses weinend umher. Ihr Wehklagen weckte den Wassermann aus seinem Schlafe, denn es war gerade Freitag, an welchem der Eingang in sein unterirdisches Reich offen bleibt, und daher konnte er das Schluchzen vernehmen. Hurtig stand das Männchen auf und eilte zur Oeffnung. Da erblickte er das Mädchen, welches eben im Begriffe war, in die Tiefe sich zu stürzen und so dem Leben ein Ende zu machen. Der Wassermann erhob sich flugs in die Höhe, fing das Mädchen auf und trug es in seine Wohnung. Dort bewirthete er dasselbe mit kostbaren Speisen und Getränken. Nachdem sich die Arme erfrischt hatte, sagte der Geist zu ihr, daß sie von nun an bei ihm bleiben und er für sie und die Ihrigen Sorge tragen werde. Dafür aber mußte das Mädchen seine Dienerin sein.

Im Palaste dieses Wasserbeherrschers befindet sich ein geräumiges Zimmer, dessen Mitte ein großer Kachelofen einnimmt, mit sehr vielen Rändern versehen. An den Vorsprüngen stehen eine Menge von Töpfchen, die mit Wasser gefüllt und zugedeckt sind. In diesen irdenen Gefäßen hält der grausame Geist die Seelen der Ertrunkenen gefangen. Dieses Zimmer sollte von dem Mädchen besonders rein gehalten werden, ferner mußte es beständig in dem Ofen Feuer unterhalten; auch mußte es den Palast jeden Tag rein auskehren. Dafür erhielt das Mädchen den Auskehrmist, welcher jedoch zu lauter Gold wurde. Der Wassermann hatte dem Mädchen streng verboten, ja nicht den Deckel eines Topfes aufzuheben, und setzte mit drohender Miene hinzu: Bist du so neugierig und schaust hinein, so wirst du auf ewig unglücklich.

Lange Zeit blieb dies Gebot dem Mädchen heilig. Eines Tages, als es gerade in dem genannten Zimmer beschäftigt war, vernahm es aus einem der

irre ein Jammern und Winseln. Nach langem Zögern entschloß sie sich, den Deckel auf, und siehe da, sie befreite die Seele ihres Bruders von der l und aus der Gefangenschaft. Jetzt wußte das Mädchen, was es für eine andtniß mit den Gefäßen hatte, und zu welchem Zwecke sie da in so r Menge um den Ofen gestellt waren.

Als der Wassermann die Töpfe untersuchte und fand, daß eine Seele nden gekommen, rief er das Mädchen gleich in die Stube. Dieses erschien, ganzen Leibe zitternd. Voll Schrecken bekannte sie ihre Schuld und bat d um Vergebung. Der Geist verzieh ihr, indem er sprach: Nimm dich in , du Neugierige, wenn solches nur noch einmal geschieht, so wirst du es deinem Leben büßen.

Viele, viele Jahre hatte das Mädchen hier im Dienste gestanden, ohne ein Verlangen zu haben, wieder nach Hause zurückzukehren, aber endlich sie eine mächtige Sehnsucht nach der Heimat, und sann auf Mittel, um ntfliehen. An einem Freitage, da gerade der Wassermann schlief, packte sie ihre Sachen zusammen, sowie auch den goldenen Kehrmist, und machte sich ertig. Sie beschloß aber vor ihrer Flucht die armen Seelen noch zu erlösen. schrocken hob sie den Deckel eines jeden Topfes auf, und die freigewordenen n flogen von dannen, indem sie sprachen: Vergelte es dir Gott! Jetzt ß auch sie den Palast und eilte so schnell als möglich fort. Lange irrte t dieser untern Welt herum, ohne den Ausweg zu finden. Schon hörte sie er Ferne das Fluchen und Schelten des erzürnten Wassermannes, der ts erwacht war und die Fliehende verfolgte, als sie die Oeffnung vor sich Hurtig sprang sie durch dieselbe und befand sich nun glücklich an jenem , auf welchem sie vor Jahren in Elend und Verzweiflung gewandelt. Die ter des Mädchens war schon todt. Einige Geschwister fand es noch am . Alle lebten zusammen im besten Wohlsein von dem Reichthume, welchen Schwester mitgebracht hatte. (Vernaleken, Mythen und Bräuche. S. 178.)

(361.) Das Fräulein des Ziereiner-Sees (in Tirol) hatte sich das ganze des Sees zu einem lieblichen Garten umgeschaffen, fremde Zierblumen anzt, zierliche Grotten angelegt und ausgeschmückt mit Muscheln und allen, und begabte nicht selten die Hirten, die auf jenen Almen ihre den weiden ließen, mit Gegenständen, die ihnen nützlich waren. Die Forellen Sees fütterte das Wasserfräulein mit Goldkörnern, und ein Metzger zu ster schwur hoch und theuer, daß selbst die Kühe, die aus dem Ziereiner- tränken, Goldkörner bei sich führten.

Einst schritt ein Gemsschütz aus Münster oberhalb des Sees auf dem spaß, der sah die Wasserfrau in all ihrer Schönheit, wie sie die Blumen Gartens goß und pflegte, und bewunderte den irisfarbigen Perlen- mer ihres weißen Kleides. Mit einem Male sah der Schütz aus einem loche hart am See einen großen, grünen, gräulichen Drachen, der seinen erlangen Hals hervorstreckte, endlich ganz herauskroch, die Flügel entfaltete,

den Rachen weit aufriß und auf das Fräulein losstürzen wollte. Im Nu ließ der Alpenschütz eine bekreuzte Kugel in seinen Stutzen rollen, stieß sie fest mit drei Ladestockstößen im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, legte an, zielte gut und schoß den Drachen mitten durch den Kopf, der sich jetzt todt vom Fels herab dicht zu des Seefräuleins Füßen wälzte. Freudig eilte auch der Schütze hinab, da grüßt ihn das Seefräulein voll Dank und Rührung, doch ohne Worte, führt ihn in das Innere ihres Aufenthaltes, die Seehöhle, und zeigt ihm reiche Schätze, die sie ihm bestimmte. Dann tauchte sie in die Tiefe nieder. Jener Alpenjäger hat dann nach und nach großen Reichthum aus der Seehöhle getragen. Ob er auch glücklich geworden, davon wußte der Hirte auf der nahen Pangart-Alpe, der diese Sage erzählte, nichts zu berichten. (Alpenburg. S. 98.)

(362.) Einem Forbacher Holzhauer, welcher beim Herrenwieser See beschäftigt war, brachte ein Weiblein aus demselben Monate lang das Mittagsessen; er sollte aber, wie sie ihm gleich anfangs gesagt, es Niemand offenbaren. Seiner Frau fiel endlich auf, daß er das Essen, welches sie ihm mitgab, meistens zurückbrachte, und sie fragte ihn so lange und dringend um die Ursache, bis er ihr dieselbe entdeckte. Als er am andern Tage wieder beim See arbeitete, kam das Weiblein mit zwei Gebund Stroh und sagte, daß sie ihm, weil er die Sache ausgeplaudert, kein Essen mehr bringe, ihm jedoch zum Abschiede noch die zwei Bunde Stroh schenke, die er sorgfältig bewahren solle. Hierauf ging sie nach dem See zurück. Trotz ihrer Ermahnung, warf der Mann auf dem Heimwege das Stroh weg; ein Hälmchen aber blieb ihm am Aermel hängen, das er zu Hause in Gold verwandelt fand. Eilig begab er sich nun auf den Platz, wo er das Stroh hingeworfen, allein da war nichts mehr zu finden.

Einst holte ein Seeweiblein die Forbacher Hebamme, um einer Frau im See bei deren Niederkunft beizustehen. Als sie an ihn kamen, schlug das Weiblein mit einer Ruthe hinein, worauf das Wasser sich theilte und sie trockenen Fußes, eine Treppe hinab, in schöne Gemächer gelangten. In einem derselben lag die Frau, und mit Hilfe der Wehmutter wurde sie glücklich entbunden. Zum Lohn erhielt die Hebamme ein Bündel Haberstroh, welches sie noch im See, verächtlich wegwarf. An ihrem Schuh blieb aber ein Halm hängen, und als sie aus dem Wasser war, fand sie ihn in eitel Gold verwandelt. Nun bereute sie zu spät, das Bündel weggeworfen zu haben.

An hohen Festen pflegten Seejungfrauen nach Forbach in die Kirche, und an Fastnacht und Kirchweihe in das Löwenwirthshaus zum Tanze zu kommen. Sie waren zart und schön, wie aus Milch und Blut, hatten die Tracht der Schwarzwälderinnen und Röslein auf den Strohhüten. Um zehn Uhr des Abends mußten sie stets zu Hause sein, und darum gingen sie immer früh vom Tanzboden weg. Einmal aber verspätete sich eine von ihnen, welche eine Liebschaft mit einem Forbacher Burschen hatte, und als er sie zum See begleitete, bat sie ihn, am Ufer zu warten, wenn sie in's Wasser gestiegen sei. Werde dieses dann milchweiß, so habe sie kein Leid erfahren; werde es aber

blutig, so sei sie wegen ihrer Verspätung umgebracht worden und er solle eiligst entfliehen, sonst koste es auch ihm das Leben. Nicht lange hatte der Bursch gewartet, so sah er im See Blut emporsteigen und ergriff schleunig die Flucht. Nachher sind keine Seejungfrauen mehr nach Forbach gekommen. (Baader's neue Volksſ. S. 67.)

(363a.) Oft ist die Kindfrau zu Nixen beschieden worden, gewöhnlich des Nachts, und ein kleines graues Männchen war der Bote. Damit die Kindfrau über den Weg nichts zu sagen wisse, verband man ihr mitunter die Augen, beim Wasser angekommen aber, wich dieses immer von selbst zurück und ruhig konnten sie über den Spiegel gehen, ohne einzusinken. Viele haben sich dabei ihres Lebens verziehen, unten aber hatten sie Alles gefunden, wie bei anderen Leuten; nur warnte die Entbundene meistens die Wehfrau, nichts anzunehmen oder doch nicht mehr, als ihr zukomme, weil sonst Gefahr sei für ihr Leben. Schließlich werden sie immer redlich und nach Gebühr bezahlt und nach Hause gebracht, wobei ihnen Schweigen empfohlen wird.

Von der Liebschwitzer Pempelmutter, die auch einmal nach dem Nixensteine bei Wolfsgefährt geholt worden war, erzählt man, sie sei drei volle Tage ausgewesen; was sie gesehen und erlebt hat, ist sie nie zu vermögen gewesen, zu erzählen, aber sehr reich ist sie beschenkt worden. (Eisel, Voigtl. S. 34.)

(363b.) Im Gräfenteiche bei Tranrode fand die dahin berufene Wehfrau gar prächtige Gemächer. Sie rettete da der Nixe das Leben und diese sagte ihr, sie wolle dafür lieber ihr eigenes Kind opfern, als sie sterben lassen. Wenn der Nix komme, um ihr als Lohn zwei Tücher zu bieten, ein weißes und ein prächtiges von rother Farbe, so sollte sie das weiße wählen und werde dann glücklich davonkommen. So geschah es auch, der Teich aber sah hernach blutigroth vom Blute des Kindes. (Ebendas.)

(364.) Eine der Rüßdorfer Nixen, aus der Elstertiefe des sog. Hühnerhäusels daselbst, hatte sich beim Tanze in Tschirma verspätet und suchte eine Begleitung. Es ging deshalb eine andere Tänzerin mit ihr und als sie den Fuß in die Elster setzten, theilte sich das Wasser und Beide gingen Treppen hinab zu einer Thür und zu mehreren gar glänzend und herrlich ausgestatteten Zimmern. Hier nun ist die Begleiterin gut ausgehalten und ihr schließlich eine Menge dürres Laub mitgegeben worden zum Dank für den erzeigten Liebesdienst. Dieses hatte sie nun freilich weggeworfen gehabt, als sie zu Hause an wenigem Zurückgebliebenen zu spät bemerkte, daß es eitel Gold gewesen. — Der Schäfer aus Unterröppisch verlor beim Heimführen einer Elsternixe seinen Hut, fand ihn aber Morgens wieder, und zwar an einem Busche hängend und mit gelbem Laube gefüllt. Abends will er ihn seinen Kameraden vorzeigen — da war aber kein Laub mehr d'rinnen, sondern der Hut war bis oben herauf gefüllt mit Gold. (Eisel, Voigtl. S. 39.)

II. Die Neigungen der Nixen.

a) Singen, Spielen und Tanzen der Nixen.

Die größte Leidenschaft haben die Nixen für Gesang, Flötenspiel und Tanz. — Der Norden hat von dem „Stromkarl“ (Flußmensch) die tief bedeutsame Sage: er hat elf Weisen, von denen man aber nur zehn singen darf, weil die elfte dem Nachtgeiste und seinem Heere gehört und bei ihrem Tönen Tische und Bänke, Kannen und Becher, Greise und Großmütter, selbst die Kinder in der Wiege tanzen würden. (Das Heer des Nachtgeistes ist natürlich das der Sterne, die am Himmel ihren geheimnißvollen Tanz abhalten.) Man denke an die verführerische Weise der Lorelei, der Sirene vom Rhein:

„Das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan“

und an das unwiderstehliche Locken der Wasserfrau bei Goethe's Fischer:

„Halb zog's ihn hin, halb sank er hin,
und ward nicht mehr gesehn!“

Die Musik der Nixen ist daher stets wunderbar ergreifend und rührend und führt, wenn man sich von ihr verlocken läßt, unrettbar zum Tode in der kühlen Fluth; denn etwas Dämonisches hat der Blick in die bodenlose Tiefe, die den Himmel so schwindelnd abbildet, etwas unbeschreiblich Anmuthendes und in süße Träume Wiegendes das Gemurmel der Wellen und etwas stürmisch tief in das Gemüth Eindringendes das Branden der Wogen. Daher wird auch oft die ganze Melodie der Nixen in ihrer melancholischen Gemüthsart zu vielsagendem Klagen, das eine verhängnißvolle Bedeutung hat. Denn es ist ein Jammer für die Nixen, keine Menschen zu sein, was das ungebildete Volk so ausdrückt, daß sie „keine Seelen“ hätten; sie haben sie auch, als mythische Wesen, allerdings nicht.

(365.) Zwischen Eschau und dem Kloster Himmelsthal im Spessart liegt der Weibersbrunnen. In ihm wohnten Nunnen oder Wasserweibchen. Sie gingen früher mit den Menschen um, gaben Kindern, die an ihren Brunnen kamen, schöne Blumen, kamen Winters unversehens in die Spinnstuben und sangen mit den Burschen und Mägden, bis es zwölfe schlug. Dann gingen sie eben so schnell wieder fort. Niemand durfte fragen:

woher oder wohin? sonst blieben sie längere Zeit aus. Manchmal gaben sie auch einem Sonntagskinde einen Ring; drehte es diesen, so mußte die Nunne erscheinen und nach seinem Begehr fragen. That man dies zwischen Mitternacht und Hahnenschrei, so war die Nunne verloren. Das erfuhr eine Gräfin auf der Agneshöh, die ihren Ring nach 12 Uhr rückte, weil ihr Kind krank worden war. Die Nunne kam, half dem Kinde mit einem Tranke, erklärte aber traurig, jetzt müsse sie sterben, und als sie aus dem Schlosse war, hörte man großes Wehklagen und Wimmern in der Luft und sah des andern Tages auf dem ganzen Wege vom Schlosse zum Brunnen lauter Blutstropfen, einen am andern.

Ein Kinderreim lautete dort:

Heio popeio, die Nunne (Nünnercher)
die bringe dem Kindche Blume (Blümercher).

Als ein Kind, dem sie Blumen brachten und mit dem sie oft spielten, heiratete, brachte die Nunne eine große schöne Maaßkanne aus Silber mit der Mahnung, sie ja nicht mehr als zweimal des Tages aus dem Brunnen zu füllen. Sie enthielt lautern Wein. Als aber ein einkehrender lustiger Musikant sie wider ihren Willen noch einmal füllte, wurde der Wein roth wie Blut, und als der letzte Tropfen aus war, vernahm man einen lauten Donnerschlag und lautes Jammern, wurde ihnen unwohl und kamen alle binnen kurzem gewaltsamen Todes um. (Herrlein, die Sagen des Spessart.)

(366.) Zwei Knaben, Söhne eines Priesters, lauschten einst vom umbüschten Ufer den seltsam holden Melodien des Neck, der in den Binsen sitzend seine Harfe schlug; endlich riefen sie ihm zu: „Was singst Du so fröhliche Lieder, einfältiger Neck? Du wirst doch nicht selig." Da weinte der Flußgeist und sank mit schmerzvoller Klage in die Tiefe hinab. Als nun die Kinder nach Hause kamen und das Erlebniß berichteten, schalt der Vater ihre Lieblosigkeit und gebot ihnen, sogleich nach dem Wasser zurückzukehren und den armen Nix zu trösten. Der war unterdessen wieder emporgestiegen, hielt die Harfe im Arm und bethaute sie mit seinen Thränen: „Weine nicht mehr," sprachen die Knaben zu ihm, „unser Vater hat gesagt, daß auch Dein Erlöser lebt!" Da lächelte der Wassergeist den Beiden freundlich zu, nahm seine Harfe wieder auf und spielte die ganze Nacht hindurch süße, liebliche Lieder. (Sagen- und Märchengestalten. S. 291.)

(367.) Die Sage erzählt, daß am Plauer See in Mecklenburg sich einst die Zinnen und Thürme von der Feste eines weithin gebietenden Fürsten erhoben, wodurch der Berg, d. i. die festungsartige Umwallung, mit dem Namen Schloßberg benannt wurde. Der Fürst gebot über viele Reisige, an deren Spitze er die fernsten Gauen gebietend und erobernd durchzog. Sein Name war von Fremden so gefürchtet, wie er den Seinen ein Gegenstand des Ruhmes war und sie zu willigem Gehorsam unter die Befehle des gewaltigen Herrn

nöthigte. Glänzende Festgelage und Turniere, zu welchen sich ausgezeichnete Ritter von Nah und Fern einfanden, wurden auf der Burg und den benachbarten Feldern abgehalten. Der Fürstenhof war der Sammelplatz vielgepriesener Kämpfer, die hier aus den Händen schöner Damen den Preis ritterlicher Thaten empfingen. — Aber ein mächtiger Zauberer, den des Fürsten Glanz und Ruhm verdroß, verbannte ihn mit all' seiner Herrlichkeit von der Oberfläche der Erde. Das Schloß sank mit seinen Thürmen und Zinnen und Bewohnern hinab in den Burgsee, und alle Pracht ward in den Wellen begraben. Viele Jahre hindurch entstieg am Johannistage Mittags um die zwölfte Stunde eine holde Jungfrau mit einer goldenen Krone auf dem Haupte dem See. Ihr Antlitz war so jugendlich schön, und durch den auf demselben ruhenden Schmerz und Kummer wurden die schönen Züge nur noch ausdrucksvoller und anziehender. Sie setzte sich dann mit ihrem Spinnrade auf den Schloßberg und spann den feinen Flachs von dem Rocken. Mit heller Stimme hub sie ihren Gesang an, und der klagenden Weisen wehmüthige Töne hallten weithin über Berg und Thal. Sie besang aber die frühere Herrlichkeit ihres Vaters, die der See verschlungen. War die Mittagsstunde zu Ende, dann stieg sie vom Schloßberg wieder herab in die Fluthen des Burgsees. (Niederhöffer, Mecklenburg I. S. 149.)

(368.) Bei Hundersingen liegt der Weiler Beuron. Nicht weit davon ist das Hochufer der Donau, welches dort sehr viele „Gumper" hat. Aus einem solchen, erzählten die alten Leute von Beuron, seien Wasserfräulein heraufgekommen und hätten zu gewissen Zeiten getanzt, seien aber zur bestimmten Stunde wieder die Donau hinabgezogen und im Wasser verschwunden. Einmal betrog man sie und richtete die Uhr zurück. Ihre Zeit war übersehen. Unter Weinen und Schluchzen zogen sie fort, verschwanden in dem Wasser und Blut war oben auf der Fläche sichtbar. Von dieser Zeit an kam nie ein Wasserfräulein mehr nach Beuron. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 189.)

(369a.) Im „wilden See", etwa drei Stunden von Wildbad, an der badischen Grenze, gab es früher Seefräulein, die oft nach Wildbad kamen und spannen. Andere schildern sie als sehr menschenscheu, und sobald Jemand genaht, seien sie in den See gesprungen und überhaupt nur bis zur „Stierhütte", 3—4 Häuser eine und eine halbe Stunde vom See gekommen. Sonst habe man sie nur auf der Wasserfläche sehen und singen hören können. (Meier, S. 72.)

Im zweiten „wilden See", aus dem die Schönmünzach entspringt, sei ein Nonnenkloster versunken, woher er beim Volke auch wohl Nonnensee heißt. Er gilt als unergründlich und unbefahrbar, da, sobald man in die Mitte kommt, das Fahrzeug untergeht, ja eine Welle entsteht, wenn man einen Stein hineinwirft. Mittags 12 Uhr hört man aus der Tiefe noch die Glocken läuten und will dann Gesang und Musik vernommen haben. Im rothen

Murgthale, Oberthal u. a. erzählt man, in der Nähe des Sees seien noch behauene Steine als Mauerreste, im See aber leben ein Seemännchen und Weibchen, die ehedem oft nach Oberthal und auf die Höfe des rothen Murgthales gekommen seien und gearbeitet haben. Zwei der „Nonnen“ seien oft drei Stunden weit bis Schwarzenberg gekommen, zu tanzen und haben Bursche im Thale geliebt. Dies Seemännchen ist's, das ein Bauer im rothen Murgthale bekleidete und dadurch vertrieb. (Meier, S. 73.) — Zwischen Empfingen, im Hechingischen und Nordstetten, im s. g. Seewalde, liegt der kleine „bodenlose See“. Auch hier sei, wegen Tanzens mit den Buben der zwei Orte und leichten Lebens ein Kloster sammt den Nonnen versunken. Steht ein Unglück bevor, so erblickt man eine bloße weibliche Gestalt bis an die Brust im Wasser und sieht sie weinen. Nach Anderen stund da ein Wirthshaus, wo man Sonntags tanzte und Uebles that. Es versank. Im See aber leben drei weiße Fräulein, die oft um den See herumwandelten und nach Empfingen, wo auf dem „Tanzplatze“ die Linde stand, zu Hochzeiten und Tänzen gekommen seien. Einst habe sie Jemand gefragt, woher sie eigentlich kommen? Da haben sie es gesagt, blieben aber seitdem weg. Zur Adventszeit sieht man sie noch im Seewalde. (Meier, S. 74.)

(369b.) Häufig kommt der Wassermann vor. Zu Tirschenreut, als es noch ganz von Wasser umgeben war, hörte man oft nach Gebetläuten sein Rufen und Klagen vom jenseitigen Ufer her. Er zieht die feurigen Geister an; sein Erscheinen kündet, daß demnächst ein Mensch im Wasser verunglücken werde. Kinder schreckt man, er werde sie hineinziehen; indem er, wenn sie in's Wasser schauen, sie unverwandt anschaue und winke. Bei Velburg heißt er „da blôudi Mô“ der blutige Mann. Im Nordwest der Oberpfalz kennt man auch die Seejungfer, am Böhmerwalde genannt Meerfral. Sie ist halb Weib, halb Fisch oder Schlange und lockt mit ihrem Gesang in die Fluth. Um Bleistein heißt es: wenn das Meerfräulein singt, kommt starkes Wetter.

Unter den Fischen giebt es eine Gattung dünner, schlanker, schwarzer, von kaum Fingerlänge, die sich nicht fangen lassen. Das sind „verwunschene Leute“, oder „arme Seelen“. Die Sonne bescheint sie nie. (Globus IV. Bd. 1863. S. 171, 172.)

b) Dienende und arbeitende Nixen.

Ein eigenthümlicher Zug der mythischen und verehrten Wesen ist ihre Erniedrigung und Demüthigung. Ewig wahr bleibt das Wort: „Wer sich erniedrigt, wird erhöht, und wer sich erhöht, wird erniedrigt werden.“ So waren die Thiere zugleich niedrige, dienstbare und zugleich höhere, verehrte Wesen, und diese Vereinigung scheinbarer Widersprüche

bleibt auch bei den menschenähnlichen, aber theilweise oder ganz unsterblichen Wesen der Sage, den Dämonen; denn da sie alle von den zuerst verehrten Gestirnen stammen, müssen sie bald auf- und bald untergehen.

Wie die später zu erwähnenden Zwerge, sind die männlichen Nixen bisweilen Schmiede, d. h. schaffende Wesen, Gestirngötter; die Korallen sind in der nordischen Sage das von ihnen gefertigte Geschmeide, — während die weiblichen Nixen mit Vorliebe als Wäscherinnen dargestellt werden.

(370.) Ein Mann aus Hochlibin hütete einmal an einem Teiche seine Heerde. Da kam auch der Wassermann zu ihm und erbot sich, dem Hirten die zerrissenen Stiefel zu flicken, wenn dieser ihm dafür ein Stück Brod zum Lohne mitbringen wolle. Der Hirt war damit einverstanden und gab ihm die Stiefel. Am andern Morgen waren die Stiefel geflickt und der Wassermann erhielt sein Stück Brod.

Ein anderer Hirte bemerkte einmal, als er Sonntags während der Messe die Heerde hütete, wie der Wassermann mit einem Beile aus dem Wasser stieg und von einem Baume Holz abhauen wollte. Es ging aber nicht und so verschwand der Wassermann wieder in seinem Teiche. (Grohmann, Böhmen. S. 153.)

(371.) Bei stehenden Sümpfen auf Haiden und am Rande schattiger Quellen an den Kreuzwegen, wie unter alten Weiden hört man zuweilen Nachts das wilde Klopfen und Schlagen (Brätschen) der nächtlichen Wäscherinnen. An vielen Orten glaubt man, daß sie Regen und Sturm hervorrufen, wenn sie mit ihren Waschbläueln das Wasser bis zu den Wolken emporspritzen; andernorts glaubt man, was wie Linnen aussehe und was sie schlagen, seien Kindesleichen. Man hütet sich, ihnen nahe zu kommen, weil sie Einen gern fassen und zerbläuen. (Ueber Land und Meer 1859. S. 173.)

Solche Wäscherinnen sind häufig in den Schweizersagen. Im Heldtobel, unweit Waldkirch, Bernhardzell zu, wo ehemals ein Weg über den Bach führte, wusch und „pflatterte" früher eine junge, schlanke, auf Tod und Leben, wenn Leute vorbeigingen. Man sah sie ganz deutlich in ihrem weißen Gewande. (J. A. Eigenmann.) Das geschah auch an anderen Flüssen, aber blos nach dem Abend-Betläuten, sagt Joh. A. Ruggle aus Bernhardzell, und man heiße Solche „Wäscherinnen". Auch bei Wildhaus in Lisighaus (Zwingli's Geburtsort) konnte man ein weißes Weibchen, welches an einem Brunnen wusch, sehen. (Lehrer U. Hardegger.)

(372.) Zur Zeit der Heuernte sah man in einem Teiche im Böhmerwalde unter Erlgesträuch jährlich eine Schaar badender Weiblein erscheinen, welche da plätscherten und lärmten und allerlei Fetzen und Win-

deln von Leinwand zum Trocknen auf das Gesträuch hingen; sie waren nicht größer als einjährige, zwei Fuß hohe Kinder. In einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich daran kehrten; aber wollte man in ihre Nähe kommen, so erhoben sie ein Geschrei, und tumultuarisch ihre Fetzen und Windeln zusammenraffend, rauschten sie unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursch, sonst erpichter Vogelfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuche auf — und wirklich ging ihm ein solches Waschweiberl ein. Es hatte ein weißes, reinliches Kleidchen von Leinwand an, das bis an die halbe Wade reichte, und die wohlgekämmten blonden Haare fielen aufgelöst bis zu den Schultern hinab. Ohne Sträuben ließ es sich vom Burschen nach Hause tragen und sah sich frisch mit den schwarzen Aeuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, sang, und kurz, war ruhelos von Morgen bis Abend, ohne sich im Geringsten was „schaffen" zu lassen. Während der Abenddämmerung kam das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein; das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus; und da thaten sie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. — Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen, aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Fußboden der Stube und nahm das Maß nach den Tritten des Weibchens. Gut, die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weiberl auf die Bank, daß es sich derselben bediene nach Gefallen; aber das Waschweiberl fing an zu schluchzen und zu weinen, weil man seine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen, stürzte laut klagend davon, und wurde nie wieder gesehen. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.)

(373.) Mone erzählt im Anzeiger (6, 175) vom Seewenweiher bei Ripoldsau im Schwarzwalde, ein Seemännlein sei gerne zu den Leuten des Seewenhofs gekommen, habe den ganzen Tag bei ihnen gearbeitet, sein eigen Frühstück und Mittagessen aufgetischt erhalten und sei dann Abends in den See zurück gekehrt. Unterblieb bei Austheilen des Arbeitens der Spruch: „Nicht zu wenig und nicht zu viel!" so zürnte es und warf Alles untereinander. Obgleich seine Kleider alt und abgetragen waren, hielt es den Seewenbauer immerdar ab, ihm andere anzuschaffen; als dies indessen einst doch geschah und ihm eines Abends ein neuer Rock gereicht wurde, rief es: „Wenn man ausbezahlt wird, muß man gehen!" und ließ, ungeachtet aller Entschuldigungen des Bauers, sich nie mehr blicken.

(374.) Unweit Bramsche, in der Bauerschaft Epe, liegt ein kleiner See, der Darmssee; da stand vor alter Zeit ein Kloster, das aber, weil die Mönche

ungeistlich lebten, unterging. Unlange nachher hörten die Bauern der Umgegend allnächtlich Klopfen und Lärmen, als schlüge man auf einen Ambold (Amboß), und erblickten Leute was mitten im See. Als sie darauf zu schifften, fanden sie einen Schmied, der bis halbleib im Wasser stand, den Hammer in der Faust. Damit wies er immer auf den Amboß und bedeutete die Bauern, sie möchten ihm was zu schmieden bringen. Von nun an brachten ihm die Leute aus der Bauerschaft Eisen zum Schmieden, und Niemand hatte so gute Pflugeisen wie die Eper. Einst wollte ein Käther aus Epe Schilf („Ret, Ried") aus dem See holen und fand ein kleines Kind am Ufer, das am ganzen Leibe rauh (ruw) war. Der Schmied rief: Nimm mir mein Söhnchen nicht weg! Aber der Mann nahm das Kind und lief damit heim. Seit der Zeit war der Schmied nicht mehr zu sehen noch zu hören. Der Mann fütterte den „Ruwen" auf und er wurde sein bester und fleißigster Knecht. Als er aber 20jährig war, sagte er zu seinem Bauer: Bauer, ich muß von dir; mein Vater hat mich gerufen. Das paßt mir schlecht, sagte der Bauer, giebt es denn gar kein Mittel, daß du bei mir bleiben kannst? Ich will mal sehen, sagte das Wasserkind, geht mal nach Bramsche und holt mir einen neuen Degen („niggen Djangn"); aber ihr müßt dem Kaufmann dafür geben, was er fordert und ja nichts abmarkten. Der Mann ging, kaufte den Degen, handelte aber doch was ab. Daheim sagte der Rauhe: Nun paßt auf, wenn ich in das Wasser schlage und es kommt Blut, dann muß ich weg; kommt aber Milch, dann darf ich bei euch bleiben. Nun schlug er in's Wasser, da kam keine Milch und auch kein Blut. Da sprach der Rauhe ärgerlich: Ihr habt mir was weisgemacht und habt abgemarktet; deshalb kommt kein Blut und keine Milch. Gehet zurück und kaufet in Bramsche einen andern Degen. Der Bauer ging und kam wieder, brachte aber erst das dritte Mal einen Degen, an dem er nichts abgehandelt hatte. Als der Rauhe damit in's Wasser schlug, da wurde es so roth als Blut, der Rauhe stürzte sich in den Darmssee und nie hat ihn Jemand wieder gesehen. (Seiz aus Osnabrück in Grimm's D. Myth. I. Aufl. S. 280. Vrgl. Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 103.)

(375.) Der Klabautermann, das Klautermännchen, eine kleine schwärzliche Männergestalt, beinahe durchsichtig und kaum zwei Fuß hoch, mit solcher Gelenkigkeit in den Gliedern, daß sie keinen Augenblick still zu stehen vermag, sondern immer hin und her hüpft, ohne irgend ein Geräusch zu machen, die Schiffer mit seinem Stimmchen warnend, auch vor Unrecht thun, sie begleitend, aber das Schiff verlassend, wenn sie Böses sinnen oder wenn dieses untergehen soll, ist in den Elbesagen ein Rest alter Meergottheiten. Die Klabautermännchen halten Tau- und Segelwerk in Ordnung, flicken die Segel, binden zerrissene Stricke zusammen, zimmern Nachts die losgerissenen Bretter wieder aneinander und verstopfen Fugen. Daher Nachts das Knacken, Krachen, Knistern, Poltern, Schnurren auf einem Schiffe. Lärmt das Klabauterchen gar zu stark, oder zeigt es sich etwa Nachts in den Masten und Segeln, auf den

Spitzen der Raaen sitzend, so ist das ein schlimmes Zeichen. Vor dem Untergang eines Schiffes erscheint es dem Kapitän, nimmt Abschied von ihm und fliegt vor seinen Augen davon. (Kohl, fris. Sagen.)

Wolf in den Niederl. Sagen Nr. 478 kennt im Kempnerlande „das Kaboutermanneken" (hier sicher von „Kobold" abgeleitet), welches in einer Mühle Dienste that. Ja, Kabouterchen ist ein allgemeiner Name der Zwerge in Wolf d. M. S. Nr. 65.

(376.) In Dänemark kennt man Schiffs-Heinzelmännchen, deren Beruf darin besteht, daß sie nächtlicher Weile — in Schattenrissen, wenn ich so sagen darf — einen Entwurf zu den Arbeiten machen, welche den nächsten Tag vorgenommen werden; die Anker lichten oder werfen, die Segel hissen oder fallen lassen, beschlagen oder einreffen — was also Sturm bedeutet —, ja sie halten sich sogar nicht für zu gut, die Arbeiten eines Schiffsjungen zu verrichten, sondern spülen das Verdeck ganz rein ab. Wohlunterrichtete behaupten, das dieser spiritus navalis seine nahe Verwandtschaft mit dem Haus- oder Landkobold auch in seinen Neckereien zeigt. Manchmal dreht er das Wimpel, löscht das Licht in dem Nachthäuschen aus, stört den Schiffshund auf, und wenn ein Reisender am Bord ist, der die See nicht vertragen kann, so will man gesehen haben, wie der Gaudieb mit herzbrechender Miene sich ebenfalls in den Kübel erbricht. Soll das Schiff untergehen, so springt er die Nacht vor der Abreise über das Bord und besteigt ein anderes Schiff oder schwimmt an's Land. Schließlich muß ich bemerken, daß es nur sehr Wenigen gegeben ist, diese luftige Person zu sehen, und deshalb ist seine Warnung nur selten von Nutzen. (Novellen von St. St. Blicher. Aus dem Dänischen übersetzt.)

Das Waschen der Nixenfrauen, das so oft in den Sagen erscheint, bezieht sich wohl auf das Reine, Fleckenlose, Glänzende der Gestirne, von denen sie abstammen, und liegt ohnehin mit Bezug auf das Wasser, in dem sie leben, nahe. Auch ist das Waschen eine dem Spinnen analoge Beschäftigung und bekundet der Nixen Verwandtschaft mit den Nornen, denen wir später begegnen werden.

Das Klabautermännchen und die Schiffsheinzelmännchen haben mit der Zeit ihre Nixennatur verloren und ganz jene der Kobolde angenommen, von denen wir später handeln werden.

c) Kampf der Nixen und Menschen.

Der Hochmuth und die Selbstüberhebung der Menschen, die so gerne allmächtig und Mittelpunkte des Welltalls wären, gab ihnen, obschon die Nixen Abkömmlinge ihrer Gestirngötter waren, doch die

Vorstellung ein, als hätten jene „keine Seelen“, beneideten die Menschen um ihr „Seelenheil“ und befänden sich deshalb in stetem Kriegszustande mit ihnen. Daher wimmelt das Reich der Sage von wilden Auftritten zwischen Nixen und Menschen. Jene suchen diese zu verderben, und wenn sie ihnen selbst nichts anhaben können, doch wenigstens ihre Kinder zu verlocken oder mit häßlichen „Wechselbälgen“ zu vertauschen, welchen letzteren wir bei den Zwergen wieder begegnen werden. Meerweiber suchen Schiffe zu erklimmen und ihr Erscheinen verkündet nahenden Sturm. In Oldenburg lauert der „Busekerl“ oder die „Mettje“ im Wasser auf die Kinder, um sie hinabzuziehen. Es giebt in dieser Beziehung Sagen von Nixen, die an den Rattenfänger von Hameln erinnern. Ja die Nixen (Männer) sollen (wie Kronos) ihre eigenen Kinder fressen!

Die Nixen müssen die Ertrunkenen in die Tiefe hinab gelockt oder gezogen haben. Der Donaufürst, heißt es, fragt Jeden, der ihm begegnet, was er wünsche, und stürzt ihn dann in die Tiefe hinab, wo er alles Gewünschte finden werde. Ja er erwürgt Kinder mit Korallenketten.

(377.) Der Wassergeist Hackamann lebt in der Volksüberlieferung vom Ursprunge der Donau bis Marchthal und Ehingen herab. Doch ist sein Vorkommen beiweitem dem alemannischen Gebiete eigen. Die schwäbische Alb benützt ihn als Kinderschrecken. So ruft man in Kirchbirlingen den Kindern drohend zu: „Wart, i schrei dem Hackmann!“ In einzelnen alemannischen Gegenden läßt man ihn als pädagogisches Schreckmittel auch in den Abtritten wohnen. Im Neckarthale kennt man ihn nicht. — Die Kinder stellen sich den Hackamann als wilden Wassermann vor, der mit einem Hacken jeden hineinzieht, so dem Wasser zu nahe tritt. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 189.)

(378.) Die Anwohner der Saale wissen es längst, daß die Saalnixe ein jedes Jahr an einem bestimmten Tage ihr Opfer haben will, und vermeiden es daher wenigstens an diesem Tage, in der Saale zu baden, ebenso wie die Fischer es unterlassen, an gedachtem Tage ihrem Gewerbe nachzugehen. Gar Viele aber giebt es, die wollen es nicht glauben und büßen ihren Vorwitz mit dem Leben.

So ist z. B. an einer hohen Felswand oberhalb Kahla ein prächtiges Fleckchen an der vorüberströmenden Saale. Dort läßt sich eine Nixe sehen mit grüngoldenem Haar und einem blitzenden Kamme, es zu strählen. Die Jünglinge, die von ihrer Schönheit angezogen, sich ihr nahen, zieht sie hinab zu sich

in die Wellen, um Hochzeit mit ihnen zu feiern, und jedes Jahr noch weiß man von einem solchen Opfer. (Eisel, Voigtl. S. 31.)

(379.) Aus dem Gräfenteiche kamen die Nixen öfter nach Pösneck, Fleisch zu kaufen. Sie hatten lange grüne Haare und bis an's Knie herauf waren ihre Kleider immer naß. Dem Fleischer graute vor ihnen, weshalb er einmal in böser Laune mit Absicht zu kurz hieb und einer solchen Nixe, die das Fleisch hielt, mit seinem Beile den Finger abschlug. Später will er einmal am Teiche vorüber, da empfand er's: Die Nixe ergriff ihn und zog ihn hinab in die Tiefe. — Auch ein Weidaer Fleischergeselle hatte einer Nixe die Hand weggehackt, denn er ärgerte sich darüber, daß sie jedesmal das Fleisch festhielt, von dem er abhacken sollte. Darauf aber hatte er über den Steg zu gehen über die Elster bei Meilitz und sieh' — es schwimmt ein Strick im Wasser, gerade wie er ihn braucht, seinen Hund anzubinden. Wie er nun darnach greift, da fassen ihn auch schon die Nixen und ziehen ihn hinab. Noch lange und oft nachher hat man sein Stöhnen und Jammern im Wasser hören können, denn sie mögen ihn wohl arg gemartert haben. (Eisel, Voigtl. S. 36.)

(380.) In der Nähe von Dobrawitz (bei Budweis) spielten einmal eine Menge Kinder aus dem Dorfe. Plötzlich gesellte sich ein Mann zu ihnen, ohne daß sie wußten, von wo er gekommen war. Er nahm eine eigenthümlich geschnitzte Flöte aus der Tasche und blies darauf einige Weisen. Die Dorfjugend wurde dabei ganz lüstig, sprang und jauchzte. Pfeifend entfernte sich der Flötenspieler, und die Kinder, von den Weisen bezaubert, folgten ihm, mit Ausnahme eines einzigen, das blieb zurück und gab Acht, wohin die anderen gingen. Da sah es nun, wie sich der Mann und mit ihm die Kinder dem Teiche näherten. Nun schlug der Mann mit dem Stäbchen auf's Wasser, das öffnete sich, und in diese Oeffnung führte der Mann die ganze Kinderschaar. Das Wasser schloß sich über ihnen. Schreiend lief das zurückgebliebene Kind in's Dorf und erzählte den Eltern, was geschehen sei. Diese beschlossen, dem Wassermann aufzulauern und ihn zu fangen, da er nur im Wasser mächtig, auf dem Lande aber machtlos ist. Nach langen fruchtlosen Versuchen gelang es ihnen endlich und sie drohten, ihn durch Feuer zu tödten, wenn er die Kinder nicht lebendig wieder herausgäbe und die Gegend verließe. Der Wassermann versprach Alles und so entließ man ihn. Noch an demselben Tage kamen die Kinder zurück, wußten aber nichts zu erzählen, als daß sie gespielt und dann geschlafen hätten. Acht Tage nachher aber sah man aus den Fluthen einen Karren kommen, der von vier schwarzen Wesen, die aussahen wie Katzen, gezogen wurde. Der Karren war mit vielen wunderlich geformten Geräthen beladen, oben aber saß der Wassermann, eine Pfeife rauchend und mit der Peitsche knallend. Das Gespann bewegte sich mit ungeheurer Schnelligkeit und war in kurzer Zeit Allen aus den Augen verschwunden. Seit jener Zeit ward von einem Wassermann in jener Gegend nichts mehr gehört, noch gesehen. (Vernaleken, Myth. und Br. S. 175.)

(281.) Im Weiher zwischen Magdenau und Dottenwil erschien oft ein Mann mit kurzem Röcklein, silbernem Hute und einem Haselstecken in der Hand. So sah man ihn bei Allenschwanden in den Weiden herum und zum Schlosse laufen. Sie nennen ihn den „Silberhütler". Einst packte er einen Mann (Namens Krumm) im Guggenloche, trug ihn über Henau, wo er auf dem Kirchenthurmknopfe mit ihm ausruhte, wanderte dann mit ihm in die Gegend von Gossau und ließ ihn endlich frei. Später habe man ihn aus dem Weiher verjagt und er wurde auf dem Magdenauer Kirchthurme erblickt. (Ober-Uzwil.)

(382.) Ueber tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung erschien zuweilen in der Ebene nahe am „Erzberg" in Obersteier, meist aber schwimmend im dunkeln Tümpel im Münnichthale, wo der Leopoldsteiner Seebach in den Erzbach mündet, ein menschenähnlicher, aber ganz fischschuppiger „Wassermann". Einst machten sich einige kecke Bewohner der Umgegend daran, auszuführen, was sie längst im Sinne gehabt, den Mann zu fangen, indem sie ihm zu essen und trinken hinsetzten und ein flimmerndes, inwendig mit Harz bestrichenes Kleid daneben legten. Der Unhold ging in die Falle, aß und trank und zog das Gewand an, worauf sie ihn packten und fortschleppten. Auf dem Wege begann er fürchterlich zu heulen und bat die Männer flehend, ihn loszulassen, da er eheliche Untreue an seinem Weibe wittere und heim müsse. Immer ungestümer that er, als sie taub blieben, bis er versprach, ihnen Alles zu gewähren, was in seiner Macht stehe. Als sie einwilligten, stand er in seiner wahren Gestalt da, als „Geist des Erzberges", und hieß sie wählen: „einen goldenen Fuß — ein silbernes Herz — einen eisernen Hut". Sie wollten letzteres und er wies auf den Erzberg, der sie und ihre Nachkommen reich machen werde. Da führten sie ihn zum Tümpel zurück, wo sie ihn entkleideten und in's Wasser steigen ließen. Kaum berührte er die Fluthen, so erschütterte er mit seinen Armen Berg und Thal und rief mit Hohngelächter: „Die Thoren haben das Allerbeste vergessen — das Kreuz in der Nüsse und den Karfunkelstein." Als später der Kompaß erfunden wurde, glaubte man, der Geist habe diesen, der auch dem Bergmann so wichtig ist, gemeint. (Seidl, Steiermärkische Sagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. S. 25 f.)

(383.) Ein dänisches Volkslied erzählt Herrn Oluf's Ritt im Mondenschein, um Gäste zur Hochzeit zu laden. Da sah er's im Walde vor sich tanzen zu „vieren und fünfen" und hörte Erlkönigs Tochter rufen: „Willkommen Herr Oluf, halt an dein Roß und tanze mit mir im Elfenschloß!" Er ritt weiter, sich mit seinem Geschäfte entschuldigend. Jetzt versprach sie ihm zwei Widderhautstiefel mit goldenen Sporen, dann ein seiden Hemd, schneeweiß und fein, von ihrer Mutter im Mondenscheine gebleicht, dann eine goldene Schärpe, und drohte, als er fortweigerte, in immerwährendem Tanzen ihrer Gefährtinnen, Pest und Krankheit, indem sie ihm einen Schlag mitten auf's

Herz gab und höhnend rief: Kehr heim zur Braut, kehr heim zum Schloß! Mit einem Schmerz, wie er ihn nie gefühlt, kam er bei seiner Mutter an, die ihn um die Ursache seines Bleichseins fragte. Er erwiderte, „zu Nacht beim Elfenreih'n" gewesen zu sein. Am Morgen erschien die Braut mit der Hochzeitsschaar und fragte nach ihrem Bräutigam. Die Mutter wendete vor, er sei mit Roß und Hund in den Wald. „Die Braut hob auf das Bahrtuch roth, da lag Herr Oluf und war todt. Als wieder vom Himmel das Frühlicht floß, drei Leichen trug man hinaus vom Schloß." Der Endvers jeder Strophe lautet als dritte Zeile, „doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald".

Bekannt ist Goethe's Ballade vom Erlkönig, die, trotz der poetischen Bearbeitung, alle Züge des Volksmythus bewahrt hat.

(384.) Im Hutzenbacher See wohnte einst ein böses Seeweib, das besonders den Buben gefährlich war. Kam einer in die Nähe, so packte sie ihn auf und trug ihn zum See, wo sie ihn lebend fraß. Nun hatte eine Köhlersfrau nahe am See ein kleines Knäbchen in der Wiege, und als sie aus dem Walde, wo sie Heidelbeeren gesucht, heim kam, hörte sie von weitem das Kind entsetzlich schreien und fand in der Wiege einen Wechselbalg statt seiner, mit einem Kopfe wie ein „Sester", Augen wie ein Kalb und am ganzen Leibe mager und fahl. Er wälzte sich in seinem Kothe. Das Weib kam ein Grausen an (er krächzte wie ein Rabe), und als der Mann heim kam, bat es ihn, den Unhold mit Ruthen zu „hauen". Als das geschah (das Weib betete indeß vor dem Hause) hörte sie ihr Kind am See weinen. Sie sprang hin und holte es vom Ufer; den Balg trug der Mann an dieselbe Stelle, wo das Seeweib grimmig auf ihn zufuhr, den Kobold zerriß und fraß und verschwand. Der See fing an schrecklich zu brausen und zu toben und seither haben die Buben Ruhe vor ihr. (Mone's Anzeiger, 1834. S. 92 f.)

(385.) Wie's heißt, wohnt im Glambecker See bei Neu-Strelitz eine böse Nixe, die alle Jahr ihr Opfer fordert; denn wenn nicht mehrere — was leider gewöhnlich der Fall — so muß ihr doch jährlich wenigstens ein Mensch als Beute anheimfallen und sein Leben in ihrer Umarmung, in den Fluthen des von ihr bewohnten Sees aushauchen.

Und bis jetzt hat sich auch diese Sage nur zu sehr bewahrheitet; nach den Versicherungen der ältesten Bewohner von Neu-Strelitz ist, so lange sie denken können, noch kein Jahr hingegangen, wo nicht mindestens ein Menschenleben, entweder durch freiwilliges Ertränken, oder durch Zufall beim Waschen, Baden, Wasserfahren oder Schlittern, im Glambecker See untergegangen ist.

Fast immer soll sich die Nixe einige Zeit vor dem jedesmaligen Ertrinken eines Menschen zeigen, und zwar in frühester Morgenstunde, vor Aufgang der Sonne. Häufig wollen sie dann schon zu dieser Zeit auf dem See befindlich gewesene Personen, namentlich die Fischer, gesehen haben. Nach ihrer Beschreibung ist sie ein schönes Weib mit langen fliegenden Haaren, die plötz-

lich nackend, bis zur Hälfte ihres üppigen Körpers, aus dem Wasser emportaucht, darauf lachend in die Hände klatscht, ein Freudengeschrei ausstößt und dann wieder verschwindet.

Der alte erfahrene Fischer weiß nach einer solchen Erscheinung genug; er weiß, daß nun bald wieder ein Mensch im Glambecker See seinen Tod finden wird. Und leider sollen seine Prophezeiungen immer richtig sein und sich nach kurzer Zeit regelmäßig erfüllen. (Niederhöffer, Mecklenburg III. S. 1.)

(386.) Bei Slate fließt ein Wasser, und das Wasser ist tief.

Einst in der Kühlung des Abends wanderte des Dorfes Prediger am Flusse nieder, durch die hohen Eichen. Schon waren die langen Schatten verschwunden und die Dämmerung war eingetreten, als aus dem Bette der Elde eine dumpfe Stimme sich vernehmen ließ: „De Stunn is doa, äwa de Knaw noch nich!"

Bedenklich wendete er seine Schritte zum nahen Dorfe. Er hatte bereits den Gartenzaun erreicht, als ein hübscher Knabe daher gelaufen kam.

„Wohin, mein Sohn, wohin so eilig?"

„Zum Bache," erwiderte dreist der Knabe, „Schnecken will ich sammeln und bunte Muscheln!"

„Nicht doch!" versetzte der bedachtsame Geistliche, „hier einen Schilling, mein Kind, geh' hin und hole mir, — ja hole meine Bibel."

Der Knabe lief hin.

Als nun der Prediger beim Kruge vorüber ging, kam jener schon zurück mit dem Buche und eilte straks zum Wasser.

„Nicht doch!" sprach der Geistliche, „bist durstig, bist schnell gelaufen, sollst erst trinken. — Lieber Wirth, ein Glas Bier dem Knaben!"

Er trank und fiel todt nieder.

Die Stunde war da und der Knabe auch. (Ebendas. S. 87.)

(387a.) Ein Matrose wollte ein Seewiefken fangen, das nicht weit vom Schiffe auf dem Wasser trieb und sehr schön sang. Er fuhr mit dem kleinen Boote hin; als er aber so nahe war, daß er das Seewiefken in's Boot ziehen zu können glaubte, erhob sich jenes plötzlich aus dem Wasser, umschlang den Matrosen mit beiden Armen und riß ihn mit sich in die Fluth. (Strackerjan I. S. 420.)

(387b.) Vor der nordöstlichen Spitze von Jeverland liegt in der Jade eine Sandbank, welche bei Ebbezeit trocken läuft. Sie heißt das Minser Olloog, weil dort das alte Kirchdorf (jeversch Loog) Minsen gestanden hat. Einst hatten die Bewohner des Dorfes ein Seeweibchen gefangen, das schleppten sie in's Land herein und plagten es sehr und wollten von ihm Mittel gegen allerlei Gebrechen wissen. Aber das Seeweibchen hatte nur einen unverständlichen Reim zur Antwort und wußte endlich den Händen ihrer Peiniger zu entwischen. Schnell eilte es dem Wasser zu, und wie es die See erreicht hatte,

wandte es sich um und spritzte mit den Händen Salzwasser über den Deich; dann tauchte es unter und verschwand. Am andern Tage erhob sich ein schwerer Sturm, die Fluth thürmte sich auf, durchbrach den Deich und riß das Dorf mit seinen Gärten und Ländereien in die Tiefe hinab. Nur die kahle Sandbank, halb Wasser, halb Land, zeigt noch die Stelle des versunkenen Dorfes an. (Nach Kolbe in Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, I. S. 23.)

(388.) Im Jahre 1619 entsendete der König von Dänemark zwei Edelleute mit einem Schiff gen Norwegen, nämlich Christian Holke und Wolf Rosensparr. Das Meer war an manchen Stellen völlig durchsichtig und eben, so daß sie den Grund zu beobachten vermochten. Plötzlich sahen sie einen Mann in der Tiefe wandeln, der unter jedem Arm ein Bund Stroh trug. Sie setzten sogleich ein Boot mit sechs Matrosen aus und warfen eine Angel nach ihm, an der ein ganzer Schinken steckte. Kaum berührte der Meermann das verführerische Geschenk, als sie ihn mit Harpunen festhakten und seines Sträubens ungeachtet auf die Oberfläche des Wassers brachten. Anfangs wollte er ihnen nicht Rede stehen, zerrte an seinen Fesseln und schwieg dann lange Zeit. Endlich sprach er: „Ich bin der König des Nordmeeres. Wehe Euch, wenn Ihr mich gefangen zurückhaltet! Denn nimmer würde Euer Schiff das feste Land erreichen: Sturm und Wellen müßten Euch verderben. Laßt Ihr mich aber meiner Bande ledig, so will ich Euch glückliche Fahrt verleihen.“ Hierauf gaben ihn die Edelleute frei und befahlen, ihn in das Boot zurückzuführen; da sprang er über Bord in's Meer hinab und verschwand. (Sagen- und Märchengestalten S. 283)

(389.) Mehr Kobold, als Nixe, war das Wasserfräulein zu Biesenrode an der Wipper. Sie kam in einem seltsam geflickten Rock auf die Wiese am Ufer, wo sie fröhlich tanzte und dazu sang: „Hier ein Patzen! dort ein Patzen!“ „Und da noch ein Patzen!“ rief ein Hirt, der sacht herbeigeschlichen war und der Harmlosen einen Peitschenhieb versetzte. Zürnend verschwand sie und der Schäfer hütete sich von da ab, irgend einem Wasser nahe zu kommen; nur einmal, als heftiger Durst ihn plagte, begehrte er aus der Rinne zu trinken, in welche vom Bach aus Wasser für seine Thiere geleitet wurde; kaum berührten aber seine Lippen den Rand, als die Nixe mit höhnischem Gelächter sein Gesicht in das Wasser hinabdrückte, bis er erstickt war. (Ebendas S. 286.)

(390.) Auf der Maienburg lebte ein Ritter von zügellosen Sitten, der sich mit einem Schwarme roher Kumpane umgab, und mit diesen verabredete er bei einem Trinkgelage, das Seefräulein zu fangen, das in dem See im Burggarten wohnte und bisweilen diesem entstieg und an das Ufer kam.

Da man die Zeit und Stunde kannte, zu welcher das Fräulein sich sehen ließ, so wurde derselben wahrgenommen, und der Fang gelang in der That. Das Seefräulein wurde umstrickt und dem rohen Ritter überliefert. Dieser, ganz geblendet und hingerissen von ihrer überirdischen Schönheit, faßte

alsbald nach ihr und wollte sie küssen; sie wehrte sich mit aller Kraft, blieb aber machtlos; da — wie der Ritter sich ihr ganz näherte, da traf ihn ein so seltsamer Blick aus Augen wie von meergrünem Glas und aus einem todtbleichen, todtstarren, todtkalten Antlitz — daß ihm das Blut im Herzen gefror. Er taumelte zurück, stürzte zur Erde und war todt. Als die Kumpane sich um ihn vergebens bemüht hatten und sich nach ihrer schönen Gefangenen umschauten, war diese verschwunden. Da enteilten sie dem Schlosse, einer nach dem andern, und kamen niemals wieder. Das Seefräulein aber blieb, nach wie vor, pflegte seinen Garten, und pflanzte ganz auserlesene Blumen an, die wie Edelsteine und Schmetterlingsflügel in den buntesten Farben glänzten. Als aber endlich im Laufe der Zeit der schöne See gänzlich vernachlässigt und zu einem Frosch- und Krötenpfuhl wurde, hat ihn das Seefräulein verlassen, und Niemand weiß, wohin es sich gewendet. Doch geht die Sage, daß es einen Schatz zurückgelassen habe, den einst eine verlassene Waise von makelloser Sittenreinheit und völlig tadelfreiem Lebenswandel heben soll. Der Schatz ist noch nicht gehoben. (Alpenburg S. 102.)

d) Der Nixen Liebeslust und Leid.

Wie Kinder streitender Familien, so werden auch oft einzelne Glieder der feindseligen Geschlechter des Wassers und des Landes gegen einander von Liebe entbrannt. Schon im griechischen Alterthum wurde erzählt, daß die Nymphen den Hylas geraubt hätten. Die dem deutschen Volke innewohnende tiefe Empfindsamkeit haucht dann auch den ganzen Jammer eines geknickten Lebensglückes in die schlichten Worte der Sage. Nicht nur werden die Nixen selbst unglücklich durch ihre Neigung zu schönen Menschen beider Geschlechter, sondern sie ziehen auch Letztere in ihr tiefes Leid hinein, das kein Tod, außer ein gewaltsamer von der Hand des strengen Vaters lösen kann. — Die Geschichte von der Wasserfei Melusina, welche an einem Tage der Woche heimlich ihre Halbfischgestalt wieder annahm und ob der Entdeckung dieses Geheimnisses verzweifelnd entfloh, spielt auch ganz entsprechend in der deutschen Volkssage (bei Schönwerth II, 194). Merkwürdig ist der weiße Fuß der „Meerfei“ des Staufenbergers, der an die silberfüßige Thetis erinnert. Dem germanischen Norden sind die Schwanjungfrauen bekannt, welche durch Entwendung ihrer Federhemden gewonnen werden, wenn sie aber solche wieder bekommen, nach weiten Ländern entfliehen. Auch 1001 Nacht kennt diesen Zug, sowie die Edda in der Geschichte Wölunds und seiner Brüder und die

schwedischen und norwegischen Märchen. Zu den Nixen gehört auch der Schwanenritter, Lohengrin oder Helias (Helios?), wenn schon sein ursprünglicher Charakter verwischt erscheint. In einer Sage bei Schönwerth erhalten Menschentöchter durch Baden eine schuppige Nixennatur und werden vom Scheiterhaufen, wo sie als Hexen brennen sollten, durch einen aus dem Wasser emportauchenden Kopf gerettet, der sie zu sich nimmt. — Kinder aus den erwähnten unseligen Bündnissen haben beider Eltern Naturen an sich, doch die des Vaters vorwiegend. Von der Nixenseite erben sie Schwimmhäute zwischen den Zehen oder die Eigenschaft, im Wasser nicht naß zu werden. Die Mutter kann jedoch durch das Opfer eines Kindes die Verbindung der übrigen mit dem Wasser aufheben.

(391.) Chlodio, der Frankenkönig, Faramund's Sohn, war eines Sommers mit seiner Frau am Meere. Sie badete, da stieg ein stierähnliches Ungeheuer aus der Fluth und überwältigte die Königin, die nach ihrer Zeit einen seltsamen Knaben gebar, dem Schweinsborsten auf dem Rücken wuchsen, Merowig, Merovaeus geheißen, Stammvater der Merowinger. (Hunibald bei Mone Creuzer's Symbolik, VI. 123.)

Mag auch der Name Mero-winger Anlaß zu der Wendung der Sage gegeben haben, so ist sie viel älter und erscheint schon in der hellenischen Urzeit, wo des Danaos Tochter Amymone ausgeht, Wasser zu schöpfen, auf dem Wege nach einem Hirsche schießt, aber einen schlafenden Satyr trifft, der auffährt und ihr beiwohnen will, wo jedoch Poseidon aus dem Meere auftaucht, den Satyr verjagt, aber nun die Königstochter selbst überwältigt. (Apollod. II., 1, 4.)

(392.) Wilkin, König von Wilkinaland (das der Wilzen, Welatabi an der Nordelbe), ein reicher und streitbarer Held, fuhr einst mit einem Heere über die Ostsee. Als er wieder heim wollte in sein Land und noch in Rußland am Strande lag, begab er sich allein aus dem Schiffe in einen nahen Wald und traf hier ein überaus reizendes Weib; es war eines der Meerweiber, welche am Lande in Menschengestalt erscheinen, im Meere aber Ungethüme sind. Der König, von ihrer Schöne ergriffen, schlang seine Hände um ihren Hals, küßte sie und lag bei ihr.

Als sich ein günstiger Wind erhob, segelten die Wilkiner ab. Nachdem sie weit 'in's Meer hinausgekommen waren, stieg ein Weib über das Hintertheil in des Königs Schiff und hielt das Steuer so fest, daß das Schiff stille stand. Wilkin erkannte in ihr Die aus dem Walde und bat sie, ihn fahren zu lassen. Habe sie etwas bei ihm anzubringen, so möge sie zu ihm heimkommen, wo er sie wohl empfangen werde. Da ließ sie das Schiff los und schwang sich wieder in die See; der König kehrte in sein Reich. Als er ein halb Jahr

daheim gewesen, erschien das Weib und sagte, sie trage ein Kind von ihm. Er kannte sie wohl und nahm sie in sein Haus. Hier gebar sie einen Knaben, welcher Wado genannt wurde, worauf sie nicht länger bleiben wollte, sondern hinwegschwand und Niemand weiß, was seitdem aus ihr geworden ist. Der Knabe, als er aufwuchs, wurde ein Riese; er artete ganz nach der Mutter und war nicht wie andere Menschenkinder, sondern bösartig in seinem Umgange, so daß Niemand ihn liebte, auch sein Vater nicht. (Vonderhagen's Wilkina- und Niflunga-Saga.)

(393.) Marsk Stig's Tochter. In dem dänischen Lieder-Cyklus, welcher den Untergang des Königsmörders Marsk Stig und seines Hauses besingt, bittet ein Nix seine Mutter, ihm zu helfen, daß Marsk Stig's Tochter in sein Reich komme. Da bildet sie ihm ein Roß aus Wasser, Zaum und Sattel aus Sand, und er reitet in Rittergestalt zum Marienkirchhof, bindet sein Roß an, umschreitet dreimal die Kirche und tritt hinein. Da wendeten sich alle Heiligenbilder um vor ihm. Der Priester vom Altare staunte ob dem stattlichen Ritter, Marsk Stig's Tochter aber wünschte unterm Schleier, der Himmel möchte den Ritter ihr geben. Der Meermann schritt eine Bank und zwei vorbei, flüsterte ihr von Liebe und hieß sie ihm in sein Haus folgen. Wie er ihr die Hand reichte, gelobte sie ihm Treue. Aus der Kirche zog eine Hochzeitsschaar und der Tanz begann. Sie tanzten bis hin an den Meeresstrand, bis endlich Keiner bei ihnen mehr stand. Er hieß die Schöne, ihm das Pferd halten, bis er ihr ein Schifflein gemacht. „Und als sie kamen hinaus auf den Sund, versank die Maid auf den Meeresgrund" (und der jedesmalige Refrain nach zwei Zeilen „Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten"). (Heine's sämmtliche Werke. 1861, VII. S. 43.)

(394.) Ein armer Mann lag krank darnieder; da sandte er seine fünf Töchter aus, daß sie ihm das Wasser brächten, wo der Wassermann weile, davon würde er gesund werden. Als die erste Tochter zum Brunnen kam, sprang der Wassermann hervor und sprach: Willst du mein Weib werden, so erhältst du das Wasser. Das Mädchen aber sagte: Eh ich dich heirate, mag mein Vater krank bleiben, und ging davon. Ebenso sprach die zweite, die dritte und die vierte. Die fünfte aber erbot sich, für ihren kranken Vater das Opfer zu bringen. Hierauf gab ihr der Wassermann das Wasser, das brachte sie ihrem Vater, der augenblicklich genas.

In der Nacht jedoch kam Jemand vor die Thüre des Mädchens und klopfte an. Das Mädchen that anfangs, als ob sie nichts höre. Als es aber zum zweiten Mal klopfte, stand sie auf und öffnete die Thüre. Da sah sie den Wassermann vor sich stehen. Er bat sie, ihn abzuwaschen. Das Mädchen that so. Darauf sagte er: Gieb mir einen Kuß: und das Mädchen gehorchte. Alsogleich war der Wassermann in einen schönen Jüngling verwandelt, der sie nachher heiratete. (Grohmann, Böhmen. S. 166.)

(395.) In einem Bergkessel des Riesengebirges liegt in der Mitte ein großer Haufen Steine, darunter soll ein Jüngling begraben sein. Vor uralten Zeiten war nämlich in diesem Orte ein See. Auf diesen See fuhr einmal ein junger Mann. Wie er so über die Wellen hingleitet, sieht er eine wunderschöne Seerose, die sich jedesmal wieder entfernt, so oft er darnach fassen will. Auf einmal steht das Schiff still, und alle Mühe, es flott zu machen, ist vergebens. Da erhob sich aus dem Wasser eine wunderschöne Frau, die bat den Jüngling, ihr in ihr Schloß zu folgen. Aber diesem war die Sonne lieber. So mochte er einige Tage auf derselben Stelle inmitten des Wassers zugebracht haben, und schon fing der Hunger an, ihn zu quälen, da stürzte er sich endlich in's Wasser und lebte mit der Meerfrau im Schlosse. Allein er hatte stete Sehnsucht nach der Oberwelt und bat die Meerfrau, ihm einen Thurm zu bauen, der über den Spiegel des Sees reichte. Sie erfüllte ihm diese Bitte. Aber er war noch nicht zufrieden und verlangte ein Schloß mit Gärten und Feldern; auch das bewilligte ihm die Geliebte, obgleich der See hierdurch sehr eingeengt wurde. Eines Tages aber, als die Meerfrau sich nicht aus dem See erheben durfte, gelang es endlich dem Jüngling, ganz zu entfliehen und in seine Heimat zu gelangen, wo er sich vermälte. Als er aber einmal auf der Jagd war, stürzte er unversehens in einen Brunnen; dort lebte ein Verwandter der Meerfrau, der hatte ihn getödtet und sendete ihn der Meerfrau, die den Ungetreuen mit einem Haufen Steine bedeckte. Nachher vertrocknete der See nur der Steinhaufen inmitten des Bergkessels ist noch zu sehen. (Grohmann, Böhmen. S. 147.)

(396.) Am „großen" Mummel-, d. h. Seefräulein-See (es giebt deren drei, einen zweiten, aus dem die Schönmünzach in die Murg fließt, Wildsee genannt, und einen dritten gleichnamigen mit dem Ausflusse des Seebaches) sah ein Hirtenknabe ein schneeweißes Röslein im Wasser und suchte es zu erreichen. Da hob sich aus dem Grunde eine weiße Hand, zog das Röslein hinunter und rief ihn in's Wasser, wo sie es ihm versprach. Ihn faßte aber ein Grauen, daß er davonlief, ohne das Röslein je wieder aus dem Sinne zu bringen; er irrte in die Berge und Niemand hat wieder von ihm erfahren. (Al. Schreiber, Baden S. 227 und Handbuch für Reisende S. 175; Brauer's Sagen und Geschichten der Stadt Baden, Karlsruhe, S. 86, 173.)

(397.) Ein Jäger erblickte im See eines der Mummelchen neben seinem greisen Vater, dem Beherrscher des Mummelsees, in wunderbarer Schönheit. Er konnte sein Auge nicht mehr von diesem Anblicke wenden und nahm, als das Bild verschwand, den am Strande zurückgelassenen Hauptschleier der Schönen mit sich, von da an sehnend und träumend. Vergebens warf ein treuer Alter den Zauberschleier, den Jäger zu heilen, in den See zurück. Die Wunde blieb in seinem Herzen, bis er, immer wieder zum See irrend, einst den Schleier wieder auf den Wellen erblickte, sich ihm nähernd, hinuntergezogen

wurde und bei ihr blieb. (Friedrich Otto in Brauer's Sagen und Geschichten der Stadt Baden. S. 87. 175.)

(398.) Aus der Heilquelle zu Pyrmont kam einst die liebreizende Brunnenfee herauf, und ein Graf gab sich ihr in heißer Liebe zu eigen. Neun Tage weilte er bei der Schönen im Wasserreich und schied dann auf einen Tag zur Oberwelt, von der er sich nicht völlig loszureißen vermochte. Den Geliebten sich zu bewahren, schlang die Nixe eine kostbare Kette um seinen Hals; als diese aber einst im Kampfspiel zerhauen wurde, vergaß er der Wasserfrau und nahm auf Andringen seiner Freunde ein Eheweib aus vornehmem Geschlecht. Doch als der Priester am Altar den Segen sprach, trat plötzlich die Brunnenfee zwischen das Brautpaar, umfing den Grafen mit kalten Armen und ließ ihn todt auf den Boden niedergleiten, verschwand und kam nimmer wieder. (Sagen- und Märchengestalten. S. 284.)

(399.) Aus dem Mummelsee stiegen zweimal im Jahre allerliebste Seeweibchen, zwölf an der Zahl, und kamen in's nächste Dorf zum Tanz. Eine unter ihnen hatte sich mit ihrem Burschen verspätet, und die Anderen harrten schon angstvoll am Ufer, als das Paar endlich erschien. Da war große Freude unter den Vorausgeeilten; sie verehrten dem Jüngling ein Bund Stroh und stiegen eilfertig in den See hinab. Indem der Beschenkte nach Hause ging, neckten ihn die Gefährten ob der seltenen Gabe, und er warf sie unmuthig fort; nur ein Halm blieb an seinen Kleidern hängen, und der hatte sich am nächsten Morgen in eine schwere Goldstange verwandelt. Auch diese Seeweibchen hielten eine bestimmte Zeit ein: sie verließen immer den Tanz, ehe die Glocke im Thurm aushob, elf zu schlagen. Einmal verfehlten sie die Stunde und eilten jammernd hinweg, denn nun mußten sie sterben. Wirklich röthete sich das Wasser, sobald sie hineingestiegen waren, und man sah sie nicht wieder. (Ebendas. S. 285.)

(400.) Eine Viertelstunde von Waldangelloch entspringt eine frische Quelle, die von dem Holderbusch, der früher bei ihr stand, Holderbrunnen heißt. In deren Umgebung pflegte eine arme, alte Frau das Futter für ihre Kuh zu suchen, mit dem sie eines Abends erst um neun Uhr, als es schon lange Nacht war, nach Hause kam. Hierwegen befragt, erwiderte sie nur, sie sei bei guten Freundinnen gewesen, welche sie erst heute habe kennen lernen. Eine ähnliche Antwort gab sie auch an den folgenden Tagen, wo sie ebenfalls erst zur erwähnten Stunde heimkehrte. Endlich schlichen ihr einige Leute nach, sahen sie mit zwei fremden, schönen Mädchen bei dem Holderbusche stehen und letztere, als sie sich näherten, in dem Brunnen verschwinden. Auf dieses ward die Frau mehr mit Fragen über die Mädchen bestürmt und gebeten, dieselben in ihr Haus mitzubringen, worauf sie erwiderte: „Meine Freundinnen leben unter der Erde, und ich werde, wie sie wünschen, bald mit ihnen hinabgehen; in mein Haus kommen sie schwerlich, jedoch will ich versuchen, sie dazu zu bereden.“ Dieses gelang ihr: am bestimmten Abend kamen die beiden Mädchen,

ohne daß sie von der Frau abgeholt wurden, oder im Orte sich nach deren Haus erkundigten, zu ihr in die Spinnstube. Jede brachte ein brennendes Laternchen, eine Kunkel und Hanf mit; sie waren gekleidet wie die Dorfmädchen, hatten aber Gürtel und weiße Schürzen an. Während des Spinnens scherzten und lachten sie mit den anwesenden Mädchen und Burschen, erzählten, daß es bei ihnen wie auf der Erde sei, und nahmen nichts als Obst und Brod an. Schlag neun Uhr zündeten sie ihre Laternen an und gingen, trotz alles Bittens, länger da zu bleiben, mit dem Versprechen fort, am nächsten Abend wieder zu kommen. Dasselbe erfüllten sie und fanden fortan dreiundzwanzig Tage lang jeden Abend, wenn es dunkel war, sich ein. Ihr Betragen blieb stets das gleiche; nur knüpfte die eine mit einem der Burschen eine Liebschaft an. Ihm allein erlaubte sie, beim Heimgehen sie halbwegs zu begleiten; bis zum Brunnen hätte er nur dann mitgedurft, wenn er Willens gewesen wäre, sich auch hinein zu begeben. Letzteres zu thun, konnte er erst auf vieles Zureden seiner Geliebten sich entschließen. Als sie an die Quelle kamen, wollten die Mädchen, daß zuerst die eine, dann er und nachher die andere sich hinunter ließe, er aber begehrte, der Letzte zu sein. Auf dieses schnallte ihm seine Geliebte ihren Gürtel um, indem sie ihm versicherte, daß er durch ihn vor dem Naßwerden geschützt sei, dann stieg sie und nachher ihre Gefährtin in den Brunnen hinab; aber der Bursch wagte nicht, ihnen zu folgen, sondern blieb an der Quelle stehen. Auf einmal ward deren Wasser blutroth, worauf er eilig den Gürtel hineinwarf, weil er dachte, daß derselbe nicht hätte zurückbleiben sollen. Die Mädchen, welche Meerweiblein waren, sind nachher niemals wieder gesehen worden. (Baader, Neue Volsſ. S. 100.)

(401.) Bei Gülzow, etwa hundert Schritte von dem Flüßchen Nebel entfernt, sieht man noch deutlich die Wallüberreste der hier einst gestandenen stattlichen Burg gleichen Namens.

Der letzte Herr dieser Burg war ein guter und edler, aber sehr kampflustiger junger Ritter, zu dem eine unfern davon in der Nebel wohnende Nixe von wunderbarer Schönheit eine so heftige Liebe gefaßt hatte, daß sie ihr Element verließ, auf's Land stieg und des Ritters treues Weib wurde, der ihr ebenfalls mit gleich großer Liebe zugethan war.

Das innige Glück beider Ehegatten wurde durch die Geburt zweier lieblicher Töchter nur noch erhöht, welche zur größten Freude und Lust der Eltern herrlich gediehen und heranwuchsen und auf's Sorgfältigste von ihnen erzogen wurden.

So gut und liebevoll der Ritter nun auch daheim gegen die Seinen war, so wohl und glücklich er sich auch auf seiner Burg und im Kreise seiner ihm über Alles theuren Familie fühlte, so trieb ihn doch oft sein Thatendrang und die Kampfeslust hinaus, um für Recht und Ehre männiglich mitzustreiten und sich also Ruhm und Lorbeeren zu erringen.

Hierdurch hatte er sich aber viele Feinde erworben, die in einer Nacht mit gewaltiger Kriegerschaar gegen seine Burg rückten und sie plötzlich überfielen. Obgleich sich auch der Ritter mit seinen Mannen wie Löwen wehrten und manchen Feind zu Boden streckten, so vermochten sie doch nur kurze Zeit der ihnen wohl vierfach überlegenen Uebermacht Widerstand zu leisten. Nach kurzem, heißem Kampfe lagen des Ritters sämmtliche Reisige und Knappen, von Feindes Schwert durchbohrt, todesröchelnd am Boden, und eine hohe Feuersäule loderte bald aus der Burg prasselnd zum nächtlichen Himmel empor.

Der tapfere Ritter, bis zum Tode erschöpft und aus vielen Wunden blutend, schlug sich wüthend durch die ihn von allen Seiten umzingelnden Feinde hindurch und eilte zu dem Verstecke, der sein Liebstes, sein treues Weib und seine holden Töchter barg, und entwich mit ihnen durch ein Hinterpförtchen in's Freie.

Aber die Feinde, die dies sogleich bemerkten, verfolgten die Fliehenden, die jetzt schnell dem nahen Nebelufer zueilten. Hier umarmte der Ritter noch einmal Weib und Töchter und stürzte sich dann mit ihnen in den Fluß, um so einem gewissen Tode durch rohe Feindeshand und der den Seinen drohenden Entehrung und Schande zu entgehen.

Bald hatten des Ritters und seiner lieblichen Töchter Herzen in der Nebel Fluthen aufgehört zu schlagen. Sein Weib aber, die Nixe, konnte nicht, wie sie es innig wünschte, mit ihnen sterben; ach, sie mußte fortleben, fortleben zu ihrem tiefsten Seelenschmerze. Wehklagend nahm sie die Leichen der verblichenen Theuren, trug sie in ihre frühere Nixenwohnung und bettete sie dort unter Klageliedern und Trauersang auf feuchtem Flussesgrund, um ihnen stets nahe zu sein. (Niederhöffer, Mecklenb. IV. S. 121.)

(402a.) In einem wilden Walde sah ein jagender Edelmann eine Jungfrau im Flusse baden, schlich hinzu und nahm ihr die goldene Kette weg. Nun konnte sie nicht mehr fliehen, er heiratete sie und sie gebar ihm auf einmal sieben Kinder, alle Goldringe um die Hälse, und gleich ihrer Mutter mit dem Vermögen, Schwangestalt anzunehmen. „Dor ümme werden sülche Frowen Wünschelwybere genannt." (Altd. Bl. I, 128, Grimm.) Das ist das nordische ôskmegjar, Wunschmeiden, oder des Osk, Odins, dienende Mädchen, Walküren (Grimm S 390, 391), welche den Einherien und Göttern das Trinkhorn reichen und das Mahl besorgen.

(402b.) Der Waleser Wastin wohnte am See Brecknock. Bei mondheller Nacht sah er öfters schöngestaltete Frauen in einem Haferfelde im Reigentanze und dann im See untertauchen. Er eilte ihnen dreimal nach und vernahm dann, wie sie murmelnd zu einander sprachen: „Hätte er das gethan, dann würde er eine von uns gefangen haben!" Als er sie das vierte Mal ihren Reigen führen sah und sie eben wieder verschwinden wollten, ergriff er eine und führte sie mit sich heim. Sie vermälte sich mit ihm und gelobte

ihm treuen Gehorsam bis zu dem Tage, wo er sie mit der Peitsche schlagen würde. Nachdem sie ihm viele Kinder geboren, schlug er sie wirklich einmal mit der Peitsche, worauf sie mit den Kindern verschwand. Nur einen der Söhne holte Wastin ein, Triunnis Nagelau. Dieser wuchs zu einem rüstigen Streiter des Königs von Heulard, d. h. Nordwales, heran. In einem Kampfe, in welchen dieser mit dem Könige Brechein verwickelt wurde, büßte er sein ganzes Heer ein; der Sieger ließ die Gefangenen entmannen. Triunnis allein soll von seiner Mutter gerettet worden sein und noch mit ihr im See wohnen. (Walter Mapes.)

(403.) In der Ortenau lebte ein tapferer, edler Ritter, Petermann von Diemringer, auf Staufenberg, fromm und über alles Irdische die Frauen ehrend, bekannt in christlichen und heidnischen Landen. Als er an einem Pfingsttage mit seinem Knechte nach Nußbach in die Messe reiten wollte, traf er, auf einem Steine sitzend, eine wunderschöne Meerfei, leuchtend wie die Sonne und reich gekleidet, besonders geziert mit kostbaren Steinen. Er erklärte ihr seine Liebe, als sie ihm eröffnete, sie habe seiner gewartet, und verhieß auf ihren Wunsch, wenn sie ihn liebe, nie ein ehelich Weib zu nehmen. Sie bedeutete ihm, so wie er sein Wort breche, werde er sterben, sonst aber von ihr jeden Wunsch erlangen. Nun lebte er mit ihr in Glück und Freude, bis als er von einer weiten Fahrt, auf welcher die Frau bei jedem Wunsche zu ihm gekommen, heimgekehrt war, erst seine Brüder, dann in Frankfurt der Kaiser, so in ihn drangen und ihm vor seinem Geheimnisse bange machten, daß er heiratete. Aber mitten am Hochzeitmahle ließ sich durch die Bühne des Saales herab ein Fuß sehen, weiß wie Elfenbein, des Ritters Todeszeichen, welcher auch sogleich starb. (Aus einer Handschrift in Gilg Tschudi's Nachlasse, wahrscheinlich nach dem Gedichte des 15. Jahrhunderts „Der Ritter von Staufenberg".)

(404.) Nach einem alten Sagenliede lebte in Brabant die schöne Elsa, nach einer andern Beatrix, Tochter des Herzogs von Kleve. Als ein stolzer Großer, Friedrich von Telramont, sie wider ihren Willen freien wollte, erschien einer der Kämpen des heil. Grals, den sie im Schlosse zu Nimwegen trauernd, in einem Nachen, von einem weißen Schwane den Rhein herabgezogen kommen sah. Der Nachen war mit goldener Kette an des Vogels Halse befestigt, mitten drin saß der schöne Held, ein Goldschwert in der Hand, ein Jagdhorn an der Seite, einen kostbaren Ring am Finger. Der Held stritt mit dem stolzen Werber, er schlug ihn und reichte Elsen seine Hand zum Ehebunde, nachdem er ihr auferlegt, ihn nie nach seinem Geschlechte, nach Herkommen zu fragen, weil er am gleichen Tage, wo sie das versehe, sie für immer verlassen müßte. Er nannte sich Helias. Er war von hoher, riesiger Gestalt, schützte ihr Land und half dem Kaiser in vielen Kämpfen. Als er aus einem solchen zurückkehrte, hielt sich Elsa nicht länger und fragte Nachts nach seiner Herkunft. Er verweigerte eine Ant-

wort, bis sie zum dritten Mal in ihn drang. Sogleich erklärte er, sie verlassen zu müssen, der Schwan erschien wieder und er schied von ihr und seinen zwei Knaben, um nach dem Gral zurückzukehren. Er war des berühmten Parcival Sohn Garin oder Warin, oder Loheran Garin, Lohengrin, als welcher er von der Dichtung dem ostfränkischen Welfenzweige eingeimpft wurde. (Gerhart oder Garin, Warin von Lothringen 910.) Nach dem jüngern Titurel nahm er im Sagenlande Lyzaborin Belayen zur zweiten Gattin, von deren Verwandten er hinterlistig umgebracht wurde. Seine Kinder von Elsa oder Beatrix hielten die vom Schwanenritter zurückgelassenen Kleinodien, Schwert, Horn und Ring, in hohen Ehren und im Schlosse zu Kleve soll der Schwanenthurm, auf der Spitze ein Schwan, noch stehen.

(405.) Ein reicher Ritter hinterließ beim Sterben seine Witwe mit einem 12jährigen Knaben. Sie zog mit ihm auf eine Burg mitten in einem See, wo sie abgeschieden von der Welt lebte. Der Knabe nahm zu an Schönheit und Verstand, war aber immer in sich gekehrt und bleich und war am liebsten in seinem entlegenen Zimmer mit der schönen Aussicht auf den See. Da hinunter schaute er immer träumerisch. Als er 24 Jahre alt war, drang die Mutter in ihm, sich eine Braut zu wählen. Er schlug das aus. Eines Abends, als sie wieder recht ernstlich in ihn gedrungen, lehnte er betrübt an das offene Fenster und sah den Mond sich lieblich im Wasser spiegeln. Da gedachte er, wie eine Braut aussehen müsse, ihm zu gefallen, ging ermüdet zu Bette, vergaß aber, das Fenster zu schließen. Plötzlich gewahrte er einen lichten Schein am Fenster, konnte jedoch nichts unterscheiden und wollte schon einschlummern, als der Bettvorhang rauschte und ein weibliches Wesen mit Seidehaaren und leichten Gewändern an seiner Seite lag. Der matte Schein des Mondes gestattete so viel, daß er ein bleiches wunderschönes Frauenhaupt neben sich wahrnehmen konnte. Sie schmiegte sich an ihn und in liebendem Spiel und Kosen verging die Nacht. Sie eröffnete ihm, sie werde wieder kommen, da sie ihn oft gesehen, wenn er im Mondenlicht auf den See hinaus geblickt habe, und wäre schon früher zu ihm herein, wenn das Fenster offen geblieben wäre. Am Morgen war sie verschwunden.

So lag jede Nacht ein Frauenbild an seiner Seite und er war glücklich in solcher Minne; nur war es ihm, als sei es nicht immer dasselbe Wesen, das mit ihm das Bett theile. Um so mehr bat er, da seine Mutter immer zudringlicher Vermälung forderte, sie möge sich ihm bei Tage zeigen; er werde sie zum Altare führen, wenn sie auch noch so arm sei. Sie entgegnete beharrlich: „Mein Lieber, das kann nicht sein; ich kann mich nicht trauen lassen nach deiner Weise, laß mich dein Weib bleiben, wie ich es bisher war."

Indessen hatte die Mutter ihm eine Braut auserlesen. Sie ließ ihn kalt und als er Abends zu Bette ging, seufzte das Frauenbild. Die Mutter eilte, die Hochzeit ging vor sich, man tanzte und hielt Banket und am dritten

Tage führten die Frauen die Braut in das Gemach. Als sie eintraten, rauschten die Vorhänge an der Himmelbettstatt. Die Braut erschrak. Sie sollte das Bette zuerst besteigen, glaubte aber, es schon besetzt zu finden. Zwischen Beiden lag die Wasserfrau, von deren eisigem Hauche angeweht, die Braut an den äußersten Rand wich. So war es jeden Abend. Der Ritter glaubte, seine Gattin im Arme zu haben; diese aber härmte sich ab und starb vor Jahresfrist als Maid.

In gleicher Weise erging es noch zehn Frauen, welche die Mutter dem Sohne gesucht. Die zwölfte war klug und holte Rath bei einer Hexe. Diese gab ihr Auskunft und Anleitung, was sie zu thun habe. Am dritten Hochzeitabende wollte der Bräutigam bald aufbrechen; sie aber wollte vor der Geisterstunde nicht weg, und als er immer unruhiger wurde, als es ihn schon „anwindete", als er um die Mitternachtstunde meinte, es ziehe ihn an den Haaren zum Schlafgemache, blieb sie standhaft und hielt ihn zurück, bis Mitternacht lange vorüber war, nachdem sie das Fenster gegen den See recht fest hatte verschließen lassen. Unter das Bett waren Zauberkräuter gestreut.

Jetzt im Schlafgemach angelangt, weigerte sie sich, die Bettvorhänge vor ihrem Gatten aufzuziehen und das Bett zu besteigen. Da öffnete er. Es seufzte zweimal. Die Braut sagte ihren Zauberspruch und betete mit ihrem Gatten. Der hatte seit zwölf Jahren nie mehr an Gott gedacht. Nun vernahmen sie klagende Töne, die ihn so anzogen, daß er in die Fluthen hinausspringen wollte. Der Spruch und die Kräuter hinderten es. Dann wurde es zu wildem Gesange und Brausen des Wassers; der See stieg, daß die Wellen an's Fenster schlugen, aber es war gewonnen und der Friede kehrte für immer.

Die Burgfrau gebar einen Knaben. Der Jubel war groß. Nach dem Rathe der Hexe aber gab die Mutter das Kind nicht vor dem zwölften Tage zur Taufe, da die Zwölfzahl dem Hause Gefahr drohe. Am dreizehnten während der Taufe vernahm man aus den Ecken des Zimmers Kinderstimmen: „ich möchte es auch, ich möchte es auch". Gesehen aber wurde nichts. So gebar sie nach und nach zwölf Kinder und jedesmal ließen sich die Stimmchen hören, bis beim zwölften die Mutter sich ermannte und rief: „Nun, wenn ihr wollt, so kommet hervor!" Sogleich erschienen zwölf Kinder, schön, aber bleich, mit Seidehaaren, die Füße verbunden und wasserfarbig aussehend. Der Graf erschrak. Der Priester taufte sie, und jedes, so wie es getauft war, fiel zusammen und war todt. Das letzte sprach, ehe es starb: „Ein Mensch ist unser Vater, zwölf Wasserfrauen unsere Mütter. Wir sind aus dem Banne erlöst, unsere Mütter aber haben sich durch die Liebe unseres Vaters auf weitere 300 Jahre Schönheit und Jugend erworben." (Schönwerth II. 203—207.)

(406.) Zu Hasli im Entlebuch gebar ein verführtes Mädchen um Mitternacht. In der Verzweiflung, aus Furcht vor der Schande floh sie mit dem Kinde aus der Hütte. Da sprach der Teufel zu ihr: Wirf den Balg in's Wasser! Sie lief wirklich Nachts bis zur Biberen und warf das Kind von

einem hinaushangenden Steinblocke in den Bach. Aber im gleichen Nu ergriff die Mutter die Reue, als sie das Kind, das Gesicht unverwandt auf sie gerichtet, den Bach ab schwimmen sah. Athemlos rannte sie dem Ufer entlang, ohne es erlangen zu können, bis sie zur Emme kam, wo das Mühlenrad das Kind erfaßte, aufhob, das Gesicht immer auf die Mörderin gerichtet, umdrehte und drüben wie einen weißen Schneeflocken verschwinden ließ. Jetzt stieß die Unselige ein Jammergeheul aus, und es trieb sie zurück zum hangenden Steine, von welchem sie sich ebenfalls in's Wasser stürzte. Auch sie trieb hinab und in's Mühlenrad, auch sie drehte sich mit diesem und verschwand.

Aber allnächtlich sitzt das Biberen-Mummeli auf dem Stein, und wenn das Wetter ändern will, schwimmt es unter Heulen und Wehklagen bachab, dreht sich mit dem Mühlrade, und die Umwohner vernehmen sein Geschrei „Biberen! Biberen!" bis Mitternacht vorüber ist. (Jos. Pfyffer, der Kanton Luzern, I. Bd. St. Gallen 1858. S. 244.)

(Man vergleiche: die Wasserfrau und ihr Sohn, die Meerfrau und ihre Nachkommen, die Wasserfrau und der Jüngling, alle drei bei Schönwerth. — Grimm's Sagen 49, 51—67, 69, 304—307, 316 und Nork's Myth. d. Volkss. S. 515 ff.)

Die Nixen verließen, so wird im Voigtland erzählt, die Wohnsitze der Menschen, als man anfing, „die Klöse in den Topf und die Brote in den Ofen zu zählen", d. h. also mit dem Eintritte schlechterer und theuererer Zeiten. Merkwürdiger Weise lebten noch zu Anfang unseres Jahrhunderts achtbare alte Männer, welche behaupteten, Nixen gesehen und sogar mit solchen getanzt zu haben. Wahrscheinlich hat sich bei ihnen der festeingewurzelte Volksglaube mit Träumen oder Hallucinationen verbunden.

Zweiter Abschnitt.

Die Vegetationsgeister.

I. Die Walddämonen.

Die Walddämonen bilden gewissermaßen eine Mittelklasse zwischen Nixen und Zwergen. Die Kleinheit des Körpers ist bei ihnen weder vorherrschend, noch ein hervorragendes Merkmal, und wenn sie auch

bei ihnen vorkommt, so sind sie in allem Uebrigen gründlich verschieden von den eigentlichen, den vorzugsweise sogenannten Zwergen. Sie so wenig wie die Nixen fügen sich jemals der Civilisation, wie es die Zwerge thun; ihnen beiden ist der Humor fremd, in welchem sich die Zwerge als Kobolde auszeichnen, und es beherrscht sie theils unbändige Wildheit, theils trostlose Schwermuth.

Der Grundcharakter der Walddämonen liegt in der Beseelung des Baumes und damit auch des Waldes (oben S. 87 ff., Mannhardt, der Baumcultus, Kap. II). Das Volk hält das geheimnißvolle Rauschen im Walde, das „Waldweben", für Stimmen von Geistern, welche es mit den Bäumen, Sträuchern und anderen Waldpflanzen vermengt, als von diesen eingehüllt sich denkt.

Wie die Bäume selbst, so sind auch die Walddämonen, deren allgemeinste Benennung „wilde Leute" ist, bald riesen-, bald zwerghaft, bald von annähernder Menschengröße. Die zwerghaften Walddämonen erscheinen in der Volkssage als „Wald"-, „Holz"- oder „Moos"-Männchen und Weibchen. An der Saale weiß man von einer Buschgroßmutter mit ihren Moosfräulein. Im Voigtlande sind die Moosleute, Moos- oder Holzweibchen grün und gleichen dreijährigen Kindern. Sie verkehren freundlich mit den Menschen, helfen ihnen Heu machen, Vieh füttern und setzen sich mit zu Tische. Bei der Flachsernte läßt man drei Hände voll Flachs für die Holzweibchen liegen. Dies geschieht auch, mit Flachs sowohl als mit Getreide, in Sachsen, Böhmen, Oberfranken und Oberpfalz. Dort heißen die Holzfrauen auch Milzfrauen. In der Oberpfalz denkt man sich die „Holzfräulein" kaum drei Fuß hoch, Gesicht und Gewand grau wie Moosrinde, und nennt man „Holzfräuleingarn" Moosfäden, welche, wie die Sage meint, die Holzfräulein aus Moos spinnen und um Aeste und Zweige wie um eine Haspel winden. Solche Aeste wurden ehemals abgeschnitten und sorgfältig aufbewahrt; denn dies Garn bringt dem Hause Segen. Dort spielen die Holzfräulein auch die Rolle der Kobolde und verschwinden, wenn man ihnen Kleider schenkt, obschon sie nackt sind. In Sachsen-Koburg flechten die jungen Leute aus einem Flachsbüschel einen Zopf und singen:

Holzfräule, Holzfräule, Holzfräule,
Da flecht' i dir ein Zöpfle,
So lang als wie ein Weiden,
So klar als wie ein Seiden,
Holzfräule, Holzfräule, Holzfräule!

In Oberfranken heißt es:

Holzfrala, Holzfrala,
Flecht i dir a Zöpfla
Auf dei nackets Köpfla!

In ganz Franken und der Oberpfalz, besonders im Fichtelgebirge und dessen Umgegend, läßt man die beim Herausschöpfen an der Schüssel hängenden Tropfen nicht wegnehmen, denn sie gehören dem „Moosfräule“. Man unterscheidet aber „Moosherla“ und „Moosfräula“. In Schlesien heißen diese oder ähnliche Wesen „Rüttelweibchen“.

Die Moosleutchen waschen und baden sich am Morgen im Thau der Wiese und trocknen sich mit Moos ab. Sie leben in Ehe, gebären Kinder und wohnen in hohlen Bäumen.

Die Holz- und Waldweiblein bitten die Holzbauern um Essen, holen es wohl auch aus den Töpfen, vergelten es aber durch Ersatz, gute Räthe, Hilfe beim Arbeiten. Sie wissen Geheimnisse, welche die Menschen nie ergründen, namentlich wozu diese und jene von den letzteren gering geachteten Dinge gut sein sollen. Backt man, so bitten sie oft, für sie auch einen Laib zu backen, erstatten es vom eigenen Gebäck und zürnen, wenn man es verschmäht. Sie besitzen auch, gleich den Bergzwergen, Gold, von dem sie den Menschen für Gefälligkeiten hergeben. So z. B. zeigen sie sich mit zerbrochenen Schubkärrchen, bitten um Ausbesserung und schenken dafür die Späne, welche zu Gold werden, oder Zwirnknäuel, die nie enden.

(407.) Einer Bäuerin, die mitleidig einem schreienden Waldkinde die Brust gereicht, gab die Mutter die Rinde, worauf es gelegen. Der Splitter, den die Bäuerin abbrach und mit ihrer Holzbürde heimtrug, war Gold.

Die Holzfräulein schließen sogar Liebesverhältnisse und eheliche Verbindungen mit Menschen wie die Nixen.

Wüthend verfolgt werden die Wald- und Moosweibchen (die Männchen werden in dieser Beziehung nicht erwähnt) von den Holzhetzern, die zum Gefolge des wilden Jägers gehören. Dieselben

ergreifen sie und zerreißen sie in der Luft in Stücke, die sie den Menschen vor's Haus hängen oder hineinwerfen, wenn Solche sich unterstehen, die wilde Jagd anzureden.

Nach der Sage in Baiern und Thüringen jagt der wilde Jäger die Holz- und Moosweibchen selbst, ja er erscheint oft selbst in Gestalt eines kleinen, graulich bemoosten Mannes, sagt man im Voigtlande. Im Riesengebirge treibt er die „Rüttelweibchen" vor sich her.

(408a.) Zu Königstein in der Oberpfalz erzählt man: Einst jagte der wilde Jäger mit seinem Heere über eine Pferchhütte, in welcher der Schäfer lag. Der rief ihm nach: „Hast gehört, du, bring mir mein Theil auch mit!" Bald brauste der Jäger wieder über die Hütte, ließ einen Schenkel eines Waldfräuleins herabfallen und rief mit fürchterlicher Stimme: „Hast gehört, du, da hast dein Theil!" Dadurch erhielt der Jäger Macht über den Schäfer, den er das andere Jahr mit sich nahm. (Panzer.)

(408b.) Ein Knecht, der das Hetzen der Holzhetzer beim Arbeiten im Winter Abends vernahm, rief: „Holzhetzer, hetzt mir auch meinen Theil!" Sogleich flog ein Stück eiskaltes Fleisch zum Fenster herein, das er aber nicht mehr fortbrachte, so oft er es auch hinauswarf, bis er nach dem Rathe eines alten Weibes beim Hinauswerfen rief „ohne Salz kann ich es nicht brauchen". Salz nämlich, als Zeichen der Menschencultur, haben die Geister nicht und fürchten es. (Schönwerth. Vergl. Grimm's Sagen 47, 48, 270.)

Die Waldweibchen sterben aber auch, so oft man ein Bäumchen schält, ausreißt oder auf dem Stamme so dreht, daß der Bast springt. Die beständige Gefahr, in welcher sie daher leben, bewirkt, daß sie auch „Klageweibchen" und „Klagemütter" genannt werden. Sie bitten die Holzhacker, beim Baumfällen drei Kreuze in den Stock zu schneiden; da können sie darauf ausruhen und der Holzhetzer kann ihnen nichts anhaben. Zum Danke geleiten sie die Leute Nachts durch den Wald und schützen sie vor Verirren.

In Tirol heißen die Wald- und Moosweiblein „Salgfräulein", auch noch deutlicher „Seelige" oder gar „Heilige", was offenbar auf ihre frühere Verehrung hinweist. Sie verließen das Land jammernd und heulend, als sie zum ersten Male schießen hörten. Wunderschön war ihr Gesang, lieblich ihr Ansehen, besonders ihre langen blonden Haare. Wölkchen, die hoch am Gebirge schweben, hält man für ihre aufgehängte Wäsche und erwartet schönes Wetter von deren Erscheinen.

Sie wohnen unter den Felsen in weiten prachtvollen Räumen, sind den Menschen hold und freundlich und helfen ihnen, ohne Lohn anzunehmen. Gemsen sind ihre Heerden. Wie die Moosweibchen vom wilden Jäger, werden sie vom „wilden Mann“ verfolgt, der von weitem einer mit Moos überkleideten Fichte gleicht; auch sie wenden dieselben Mittel gegen diese Gefahr an. Zur Zeit der Flachsblüthe wandeln sie unter Anführung ihrer Königin Hulda durch die Flachsfelder, richten geknickte Stengel auf und segnen Kraut und Blüthen. Doch rauben sie auch Kinder.

(409.) Sie traten zuweilen in Ehe mit Sterblichen, wie Eine mit einem jungen Bauer in Ulten, aber unter der Bedingung, ihre Herkunft nicht zu offenbaren. Als er einem Nachbar auf dem Kirchenwege, welcher behauptete, weitum das vornehmste Weib zu haben, verrieth, die seine sei eine „Selige“, fand er sie zu Hause nebst ihren 13 Kindern verschwunden. Als ein junger Bauer ein solches Fräulein, die ihm ein Heufuder laden half, aus Muthwillen an einem Fuße festband, mußte er zur Strafe lebenslang an einem Fuße hinken. (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. I. 291, 292.)

(410.) Die Sage von den Seligen kehrt sich, wie keine Sage dies thut, nicht an politische, zumal neue Landesgrenzen. Auch drüben im nachbarlichen Engadin, auf Schweizerboden, ist sie gleich heimisch. Vom obern Etschthale aus darf man nur ein Joch überwandern, so steigt man in das Unter-Engadin und in das Thal des jugendlichen blauen Inn herab, der dann beim engen und schaurigen Finstermünz-Paß in's Land Tirol hereinbricht, doch nicht wie ein Feind, sondern als ein nützlicher und wohlthätiger Freund.

Im Unter-Engadin liegt ein Oertchen, das heißt Tarasp, volksmündlich „Trasp“, und nahe dabei ein Gehöft des Namens Vulpera. Dort hauste eine rechtschaffene und fleißige Bäuerin, die ihren Mann liebte und ehrte und ihre Kinder gut erzog. Da sind an manchem Winterabende aus dem Thälchen unter'm hohen Piz Pisoc zwei schöne Mädchen mit Spinnrädern auf den Vulpera-Hof gekommen, in weißen Kleidern, mit flachsblonden Haaren, und haben gar fleißig gesponnen, und absonderlich gern nahmen sie den schönen glatten Flachswickel der Bäuerin auf ihre Ueberröcke (Rocken) und spannen ihn der feinsten Seide gleich. Dabei aber redeten sie nicht; nur wenn ein Faden zufällig brach, sagte die eine: „Faden ab!“ worauf die andere erwiderte: „Knüpf an!“ Wenn ein paar Spuhlen voll gesponnen waren, wurden sie gehaspelt oder geweift, und dann die schönen Garnstränge an die Wand gehängt, und mit Wohlgefallen betrachtet. Wenn ihre Stunde kam, erhoben sich diese nächtlichen Spinnerinnen und traten mit ihren schön gedrechselten Rädern den Rückweg an, und allen Flachs, den sie gesponnen hatten, ließen sie der Bäuerin.

Diese gedachte nun, als das Ende der Spinnzeit heran nahete, sie müsse sich dankbar bezeigen, und rüstete daher eines Abends ein großes Essen zu, besetzte den Tisch mit Milch und Butter, Speck und Eiern, Honig und Kuhkäse und Weißbrot von Schuls oder Zernetz, auch rothen Wein aus dem Veltlin, und da sollte nun der ganze Vulpera-Hof nebst den fremden Spinnerinnen theilnehmen. Letztere aber machten traurige Mienen, gaben der Bäuerin noch ein Garnknäuel und sprachen: Für Deinen guten Willen! Lohn um Lohn! — gingen und kamen niemals wieder. Das Garnknäuel aber wurde niemals gar oder alle, wie viel immer die Bäuerin Stränge davon abhaspeln mochte. (Alpenburg. S. 32.)

(411.) Ob dem Weiler Strad (Stra) im tirolischen Gurglthale zwischen Imst und Nassereit eine Stunde hoch zeigt sich am Ungarberge oder Kopf ein kellerartiges Gewölbe, einst der Eingang zur Wohnung dreier „Heiligen" (Seligen), welche oft außen Linnen bleichten oder schneeweiße Kleider an „Sonnenstrahlen" aufhängten; bisweilen seien sie zu den Stradern herabgekommen, den Mädchen beim Flachsspinnen zu helfen, die sich aber meist vor den weißen Gewändern fürchteten und flohen. Das Gewölbe heißt „Eggerskeller", bei Einigen besser „Ergaskeller".

Einst ging der Hirte von Strad hinauf, Birkenreiser zu schneiden und Besen zu machen. Da hörte er, auf einem Steine sitzend, im Bergesinnern wundersüßes Singen dreier Mädchenstimmen. Es bethörte sein Herz so, daß er mit verhaltenem Athem lauschte, bis es zu Ende war, und dann berauscht nach Hause ging. Als er wieder kam und mit ihm die Heerde, fand er das Birkenlaub sauber weggekehrt und sah drei weiße Mädchenkleider im Winde hangen. Er erschrak und eilte fort, mußte aber unwillkürlich nach etwas Zeit abermal an den Ungarkopf, wo sich ihm unverhofft ein holdes „seliges Fräulein" zeigte. Es kam jedoch nicht auf ihn zu, vielmehr blickte sie ihn lächelnd an und ging dem Eingange zu, wie als ob er ihr folgen sollte. Er that es aber befangen nicht, lauschte nur dem lieblichen Gesange aus der Tiefe und verzehrte sich in Sehnen lange Zeit.

Ein Anderer aus Strad, Anton Tangl, der nach 1845 starb, sei einst auch in die Nähe des Gewölbes gekommen, „Stäbe" auszugraben. Als er einen recht tief gewurzelten heraus hatte, erblickte er ein tief hinabgehendes Loch und sah durch die Oeffnung einen mild erhellten Rasenplatz, durchflossen von einem milchweißen, schäumenden Bergbache. Tangl staunte, aber noch mehr als er auf dem Grün tief unter sich, klein wie Puppen, drei schneeweiße Fräulein sitzen sah, einander mit den Armen schwesterlich umfassend und ein lieblich Lied singend, dessen Weise ihn entzückte, dessen Worte er aber nicht verstehen konnte. Er lauschte, bis die Nacht einbrach. Daheim unten erzählte er's und kam mit Freunden wieder herauf, konnte aber den Platz nimmer auffinden und galt als Träumer, „Talk oder Trottel". (Alpenburg. S. 21—23.)

(412.) Zu Lüsen im Tirol hatte fast jedes Haus ein „Seliges", und dort war immer Segen und Ueberfluß. Einst ging ein armes Weib an einem vorbei, das auf der Bank saß und bat um Brot. Da schenkte es ihm einen Laib, der nie abnahm, und davon lebte das Weib und nach ihm seine Tochter, bis diese einmal beim Abschneiden redete, nämlich sich verwundernd, daß es nie gar werde. Auf einmal war der Zauber vorbei und die Tochter mußte wieder betteln wie früher ihre Mutter. (Zingerle, Sagen und Märchen. S. 25 und 26.)

In Norddeutschland und Dänemark werden die mehr einzeln lebenden „witen Wiwer" (weißen Frauen) vom wilden Jäger verfolgt. Sie heißen auch Ellopige (Elfenmädchen) oder Ellefru (Elfenfrau), auch Meerweiber, was ihren Zusammenhang mit den Nixen zeigt. Als die weißen Weiber aus Rügen vertrieben wurden, vertrocknete die Eiche bei Mönkgut, und wenn sie wieder ausschlägt, kommen sie wieder. Sie tanzen bei Mondschein ihren Reigen im Grase; von vorn sind sie nach dänischer Sage jung und schön, von hinten aber hohl wie ein Backtrog. Bisweilen werden sie zusehends riesengroß. Auch verwandeln sie sich in Thiere. In Schweden ist der Skogman (Waldmann) bekannt. Er wächst, wenn man ihn ansieht, so hoch wie ein Baum, führt die Menschen in die Irre, fährt im Wetter daher, sucht menschliche Frauen zu verführen und vertauscht Kinder. Er gehört zu den Trollen und fällt meist mit den Riesen zusammen. In entsprechender Weise verhält sich die Skogsfrau. Sie suchen Liebschaften mit Menschen anzuknüpfen und noch Anfangs des 18. Jahrhunderts wurden Männer wegen solcher zum Tode verurtheilt.

Die russischen Waldgeister, Ljeschi, werden in Menschengestalt mit Bockshörnern, Bocksohren und Ziegenfüßen gedacht, die Finger mit Klauen, der Körper haarig. Oft haben sie aber ganz menschliche Gestalt und häufig nur ein Auge. Diese slavischen Vorstellungen stehen mithin den antiken näher als die germanischen. Von zahlreichen wilden Kämpfen unter jenen Geistern leitet man die Verwüstungen in den Wäldern ab. Sie fallen auch mit dem Winde zusammen, führen die Menschen irre und spielen ihnen sonst manche Possen.

Die riesenhaften „wilden Leute" sind in der Sagenwelt seltener als die zwerghaften und verschmelzen viel mehr mit den eigent-

lichen Riesen als die anderen mit den Zwergen. In Böhmen tanzen sie im Wirbelwinde und entführen auch Menschen in demselben, namentlich Wöchnerinnen, welche zu früh ausgehen. „Der Waldschütz" geht zu mitternächtlicher Stunde im Walde um und führt die Leute in die Irre; wer ihn neckt, den verwandelt er in einen Baumstumpf, aus dem der Verwünschte erlöst wird, wenn man darein schneidet. Es giebt dort sowohl schreckliche und häßliche „wilde Weiber", als schöne, verführerische „Waldfrauen"; jene verwechseln auch Kinder der Menschen mit den ihren oder kitzeln solche zu Tode; diese verlocken Menschen, thun ihnen aber auch Gutes.

(413.) Die wilden Weiber bei Moldautein sind groß, Furcht einflößend, das Gesicht voll mit Borsten besetzter Warzen, der Mund breit, das rechte Auge schwarz und tiefer liegend als das linke blaue, die rothen Haare ungekämmt bis in die Mitte des Körpers herabhängend. Sie wohnen in unterirdischer Höhle, durch Oel matt erleuchtet und durch eine Fallthüre geschlossen. Sie rauben den Menschen Vieh von den Heerden, Garben vom Felde, Früchte von den Bäumen. Sonst jagen sie Wild, fangen Fische und Frösche. Sie machen giftige Schlangen zahm und unschädlich und bereiten aus Kräutern und Wurzeln eine Salbe, welche sie fliegen macht, ohne daß sie Flügel haben. Sie lieben Musik und Tanz, was sie beim wildesten Sturm in der Luft ausgelassen wild ausführen. Sie sind unverehelicht, stehlen aber den Menschen Kinder. Sie tragen lange Knotenstöcke, mit Schlangen umwunden, oft auch bloße Schlangen. In mondhellen Nächten lieben sie es, ihre düsteren Grotten mit den Ufern der Flüsse und Teiche zu vertauschen, wo sie sich der hellen Fläche und der funkelnden Sterne freuen. Am Ufer spinnen sie Flachs zu Hemden und Röcken.

In einem einsamen Schlosse, wo gerade nur die Wärterin bei zwei Kindern zu Hause war, vernahm diese eine so süße Musik, daß sie die Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, auf den Tisch legte und hinaus lief. Während dessen flogen zwei wilde Weiber in's Zimmer und raubten sie. Die Musik hatte aufgehört, draußen aber heulte ein furchtbarer Sturm, der Freudetanz der Wilden über den gelungenen Raub. Die Wärterin entfloh aus Angst und wurde Hüterin bei einem Hirten unweit des Eingangs in die Höhle der wilden Weiber.

Die Kinder wuchsen wild auf bis in's siebente Jahr, wenn die Weiber ausflogen, von deren alter blinder Mutter gehütet. Einmal gelang es ihnen, von dieser weg durch ein Erdloch an's Tageslicht zu kommen, wo ihre ehemalige Wärterin sie erkannte und sie in's Schloß führen wollte, das sie aber unbewohnt und öde fand. Die wilden Weiber stießen auf sie, zerrissen die Wärterin in Stücke und nahmen die Kinder wieder mit sich. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.)

(414.) Bei einem Birkenwald weidete ein Mädchen ihre Ziegen und spann dabei den Flachs, den ihr die Mutter mitgegeben hatte. Sobald es aber Mittag war, legte sie den Flachs beiseite und machte ein Tänzchen und nach dem Tanze spann sie wieder. Einst als sie wiederum in der Mittagsstunde sich zum Tanze anschickte, stand plötzlich eine wunderschöne Frau vor ihr; es war die Waldfrau. Sie hatte ein weißes Gewand, dünn wie ein Spinngewebe; von dem Haupte bis zum Gürtel flossen ihr goldene Haare herab und auf dem Haupte trug sie einen Kranz von Waldblumen. Die Frau fragte das Mädchen, ob es gern tanze. Dieses antwortete: O ich möchte den ganzen Tag tanzen. Da erfaßte die Frau das Mädchen und tanzte so schön und leicht, daß sich das Gras unter ihren zarten Füßen gar nicht beugte. Dazu sangen die Vögel in den Zweigen und machten eine liebliche Musik, auf deren Klang ihre Füße von selbst sprangen. So tanzten sie bis Sonnenuntergang. Da verschwand die Waldfrau. Nun erschrak das Mädchen, daß ihre Spindel nicht voll war, und ging traurig nach Hause. Aber sie dachte, ich werd's morgen einbringen und doppelt fleißig spinnen. Aber am andern Tage kam die schöne Jungfrau wieder und als das Mädchen sagte, sie könne heute nicht tanzen, sie müsse spinnen, beruhigte es die Frau und sagte: Ich werde dir spinnen helfen. Das Mädchen ließ sich bereden und tanzte mit ihr bis Sonnenuntergang. Dann nahm die Frau des Mädchens Spindel und spann in kurzer Zeit allen Flachs auf. Als sie aber dem Mädchen die volle Spindel reichte, sagte sie: Weif auf und murre nicht! Hierauf verschwand sie. Das Mädchen übergab der Mutter die volle Spindel und sagte nichts von der schönen Frau. Am dritten Tage kam die Waldfrau wieder und tanzte wieder mit dem Mädchen, und als das Mädchen am Abende wiederum jammerte, daß ihre Spindel nicht voll sei, sprach die Waldfrau: Ich will dir ersetzen, was du versäumt hast. Hierauf füllte sie ihm die Tasche mit Birkenstaub und war verschwunden. Daheim hatte unterdessen die Mutter das Garn geschweift, das die Waldfrau gesponnen hatte, aber so lange sie auch schweifte, so wollte es doch kein Ende nehmen. Da rief sie erschrocken: Welcher böse Geist hat das gesponnen! Und in demselben Augenblicke war das Garn von der Spindel geschwunden. Als das Mädchen heimkam, und von der Mutter hörte, was geschehen sei, gestand es ihr Alles und begann von der schönen Frau zu erzählen. Das war eine Waldfrau! rief die Mutter entsetzt. Um Mittag und Mitternacht treiben sie ihr Wesen. Ein Glück, daß du kein Knabe bist, sonst hätte sie dich zu Tode getanzt und zu Tode gekitzelt. Mit Mädchen haben sie Erbarmen und beschenken sie oft reichlich. Hättest du mir das früher gesagt, so hätte ich nicht gemurrt, und wir hätten jetzt die Stube voll Garn. Da öffnete das Mädchen ihre Tasche und zeigte das Birkenlaub, das ihr die Waldfrau geschenkt hatte, und siehe, es hatte sich in Gold verwandelt. (Grohmann, Böhmen. S. 124.)

In Hessen sind Felsmassen die „Häuser" der wilden Leute. Die „wilden Männer" haben ihre Lust an Sturm und Blitz und

rütteln dann an den Baumwipfeln. Ihre großen schönen Frauen steigen in den Mondnächten in die Lüfte; ihre Kinder schützen die Menschenkinder beim Beerensuchen. Ihre Kleidung ist grün und rauh, ihr Haar lang und aufgelöst. Doch rathen und helfen sie den Menschen, wo sie können. Ihre Weiber schließen Liebesbündnisse mit Menschen. Sie blicken in die Zukunft, sagen Todesfälle voraus und kennen verborgene Eigenschaften der Pflanzen. In Tirol heißen die Weiber der „wilden Männer“ außer „wilde Weiber“ auch Fangga. Ihre Gestalt war riesengroß, schauerlich, am ganzen Leibe behaart, borstig, das Antlitz verzerrt, der Mund von einem Ohre zum andern, das schwarze Haupthaar voll Baumbart, struppig über den Rücken hinan, im Zorne sich wild sträubend, die Augen nachtschwarz, wie Kohlen, zu Zeiten glühend und blitzend, die Stimme männlich und rauh, die Kleider sind von Baumrinde und Wildkatzenpelzen. Die Fangga ist stets hungrig, besonders nach Menschen- und Kinderfleisch. Nach Anderen müssen sie ihre Kinder vor des Mannes Gefräßigkeit in Bauernhäuser verstecken und dort auferziehen lassen. Die Fanggen, meist in Gemeinschaft gruppenweise lebend, fahren in Sturm einher, erscheinen aber in manchen Sagen an den Wald gebunden, den sie bewohnen. Wurde der Wald geschlagen, so starben sie mit. Das war ein Mittel, sich ihrer zu entledigen. (Alpenburg.) Sie treten aber auch bei Menschen in Dienste. Denselben Namen, Fänken, führen diese Wesen in Graubünden, und hier werden sie bald riesig, bald zwerghaft geschildert; auch fallen die von ihnen erzählten Züge ganz mit denen von Riesen und Zwergen zusammen und die „Geisler“ (oben S. 220) gehören zu ihnen. Ihre Haare sind hellblond, fast silberweiß, etwas straff und sehr lang. Sie sind äußerst schnell im Laufen, holen die Gemsen ein und schneiden deshalb ihren Kindern die Milz aus. Die Mütter lassen diese an Gemsen trinken, denen sie Abends zum Melken pfeifen, was man Stunden weit hört.

Neben den Fänggen kennt der Tiroler Volksglaube aber noch die harmloseren Norgen, Nörgl oder Wildmännl. Sie sollen vom Himmel gestürzte Engel sein, welche an Bäumen hängen blieben und noch jetzt in hohlen Bäumen und Felsen wohnen. Sie helfen den Bauern und Hirten bei der Arbeit, hocken aber boshafter Weise Wan-

derern auf, so daß sie als eine Mischung von Waldgeistern, Wildleuten und Koboldeu erscheinen. Sie sind grün gekleidet und kennzeichnen sich hierdurch als Pflanzendämonen. Sobald sie sich zeigen, kann man auf eine gute Ernte rechnen.

Mit ihnen sind nahe verwandt die in Burgund und der Schweiz genannten „grünen Männchen", welche oft von Menschengröße und darüber sind und im Walde die Leute irre führen. Bekannt ist, daß der Teufel als Grünlaub, Grünwald, Grünwedel, Grünrock, Hans vom Busch, Springinsfeld u. s. w. genannt wird. Im Waatlande spuken die „Springer" (im dortigen Patois Schaidos oder Schauterels genannt; der Teufel heißt dort Schautairo (Sauteur). Man denkt dabei unwillkürlich an die Aehnlichkeit in der Gestalt zwischen dem Teufel und den Waldmenschen (Faunen) des Alterthums.

Am Lech werden die grünen kleinen Waldkobolde, welche Räder schlagend, den Leuten zwischen die Füße fahren, Huymänner oder Hojemännlein genannt. In Oesterreich ist der Hehmann ein Hausgeist, der gern in Stall und Küche arbeitet, aber auch spottet und neckt. Verläßt er das Haus, so weicht dessen Glück. In Böhmen heißt er so von seinem spottenden Rufe „he! he!" Er springt den Leuten auf den Rücken und läßt sich tragen; er ist verwünscht und kann nur durch gewisse Sprüche erlöst werden. — In Schwaben kennt man einen Waldkobold, das „Kohlerbau-Männle", etwa vier Fuß hoch, dick und untersetzt, ganz roth und mit einer rothen Zipfelmütze. Es läßt sich bei Tag und Nacht sehen und führt irre.

In der baierischen Oberpfalz ist der Hoimann oder Haimann (schwäbisch Hojema), der Herr und Hüter des Waldes, gewaltig groß, mit einem Scheibenhute und statt des Haares und Bartes Moos und Baumflechten. Er wandelt in den Wäldern umher, schwebt über den Gipfeln der Bäume oder reitet auf seinem Schimmel. Selten verläßt er den Hain, und es ist etwas Ungewöhnliches, wenn er, wie z. B. in Rötz am Allerseelentage, sein Revier überschreitet und bis an das Weichbild des Städtchens wandelt. Sein Ruf ist: „Hoi, Hoi!" und der tönt wie eine Klage, daß sein Reich zu Ende gegangen. (Der Globus, 1863, S. 44.)

Diese Waldwesen alle sind verschiedenartige Gestaltungen dessen,

was die deutsche Schriftsprache Elfen nennt, welcher Ausdruck unter dem Volke selten ist; denn das nordische Alfar bezeichnet die eigentlichen Zwerge, und in den uns bekannten Sagen ist von Elfen nie die Rede. Was die Kunstdichtung aus ihnen gemacht hat, ist keltischen Ursprungs, vorzüglich aus Schottland herkommend. Dort sind die Elfen, gegenwärtig allgemein Fairies genannt (doch bei Douglas elfis und sonst elfmill und elfshot), ein kleines Geschlecht von gemischter zweifelhafter, launischer Natur, in ihrer Rache boshaft. Auch hier bewohnen sie das Innere grüner Hügel, besonders solcher von konischer Gestalt, auf denen sie beim Mondlicht ihre Tänze halten. Auf der Oberfläche drücken sie das Zeichen ihrer Kreise ein, bisweilen verwelkt und gelb, bisweilen von tiefer grüner Farbe. Es ist gefährlich, in denselben zu schlafen oder nach Sonnenuntergang dort gefunden zu werden. Vieh, das plötzlich von Krampf oder ähnlicher Krankheit ergriffen wird, soll den Elfschuß haben. Die dreieckigen Feuersteine, die man in Schottland häufig findet, womit die alten Einwohner wahrscheinlich ihre Wurfspieße versahen, heißen Elfbogenköpfe (elf arrow heads), auch die großen ehernen Streitäxte werden für ihre Arbeit gehalten. Man hört sie oft in Felsen und Höhlen arbeiten. Durchlöcherte Steine in Bergbächen gelten als ihre Schüsseln und Becher. Es galt für nicht rathsam, an solchen Stellen ohne Zeichen der Achtung vorüberzugehen. Auf dem Gipfel des Minchmuir in Peebleshire ist die „Käsequelle“, weil ehemals alle Vorübergehenden gewohnt waren, ein Stück Käse hineinzuwerfen, da sie den Elfen geweiht war. Ihre gewöhnliche Tracht ist grün, obgleich sie auf den Mooren zuweilen in Gewändern mit Bergmoos gefärbt erscheinen. Sie reiten oft in unsichtbarem Zuge, aber das helle Klingeln ihrer Zügel verräth ihre Gegenwart. Dann borgen sie oft Rosse von den Menschen, oder man findet solche Morgens keuchend, müde, mit ungekämmten Mähnen und Schwänzen im Stalle. Auch manchen köstlichen Weinflaschen in Kellern brechen sie die Hälse. Sie lieben die Jagd, die man Nachts mit Pferdetraben, Halloh und Hornschall vernimmt. Wer dem Zuge aber folgt, kann in Gefahr gerathen. Sie tauschen Kinder aus und entführen sogar erwachsene Personen, die nach sieben Jahren zu den Menschen zurückkehren und nach weiteren sieben abermals verschwinden.

Jährlich am Allerheiligen-Abend halten sie ihre große Procession. (Rühs Edda S. 16—20.)

Die ganze Sippe der Elfen oder Wald-, Holz- und Moosleutchen gehört eben so sehr dem Sternreich an wie der Vegetation. Die Gestirne gehen hinter dem Walde auf und unter und verschwinden für die Volksphantasie in demselben. Ja von den Sternen hängt sogar erst das Gedeihen der Pflanzen ab! Des wilden Jägers Beute sind sie, weil der Jäger am Himmel (Orion oder auch der Mond als Jägerin) die Sterne jagt und, als Sonnengott gedacht, sie gar tödtet. Ihr Tanzen in nächtlichen Reigen ist der Tanz der Gestirne am Himmel. Und ihr Königspaar, Oberon und Titania, führt dasselbe Schauspiel der Zwietracht und Eifersucht auf, wie die höchsten Gottheiten des Alterthums, Zeus und Hera, weil sie eben die nebenbuhlerischen und sich stets ebenso sehr suchenden wie fliehenden Sonne und Mond sind. Darum verursacht ihre Zwietracht so schwere Unordnungen in der Natur, wie Titania im „Sommernachtstraum" (II. 2) klagt.

Nun noch eine Nachlese von Sagen, welche in diesen Kreis gehören:

(415.) Vor vielen, vielen Jahren stand bei Wildemann eine kleine Mooshütte, in der mehrere Moosweiblein wohnten. Diese kleideten sich über und über in Moos, das sie wie ein Fell oder eine Decke umgab; sie waren absonderlich liebreich und ungemein freundliche Wesen und hatten Gänsefüße. Die größte Theilnahme zeigten sie für Fremde und Reisende, die sich verloren hatten, oder nichts zu essen bei sich trugen; mitleidig leiteten sie dieselben auf die rechte Straße und theilten ihnen Wurzeln und Kräuter zur Nahrung und Gesundheit mit. Dann baten sie aber flehentlich den Wanderer, er möge doch ja dort drei Kreuze in einen der Bäume, die um ihre Hütte ständen, einschneiden oder einhauen, damit sie darunter Schutz vor dem wilden Jäger fänden, der sie beständig jage, aber dann von ihnen ablassen müsse, wie sie sich unter's Kreuz geflüchtet hätten. Jeder erfüllte gern ihren Wunsch, und so lebten diese guten Wesen glücklich in ihrer Behausung. Einst kam aber ein tückischer und böser Bergmann des Weges auf die Mooshütte zu und zerstörte frevelhaft nicht allein die kleine ruhige Wohnung der Moosweiblein, sondern schlug auch alle die Bäume nieder, in welche die Schutzkreuze geschnitten oder gehauen waren. Von der Zeit an hat man kein Moosweiblein wieder gesehen. Der verruchte Bösewicht aber, der dies Unheil angerichtet hatte, wurde taubstumm und lahm. (Pröhle, Deutsche Sagen. S. 37.)

(416.) Die Holzweibchen versahen den Menschen manche Arbeit und

erwiesen sich sehr dankbar. Ein Holzhauer von Breitenstein brachte dem Holzweibchen, mit dem er oft zusammenkam, einst ein „Ofenküchel" mit. Es aß einige Brosamen aus der Mitte, füllte die Lücke mit Sägemehl, gab das Küchlein dem Manne wieder zurück, und als er es daheim auseinanderbrach, fielen drei glänzende Thaler von altem Gepräge heraus. Auf der Breitensteiner „Leiten" warnten zwei Waldfräulein die Graserinnen, zu denen sie oft kamen: Saget euere Träume nicht nüchtern und backet an keinem Freitage, dann werdet ihr Glück haben. Auch sie lassen sich für die verrichtete Arbeit nie lohnen, außer durch etwas Speise: Brot lieben sie, Kartoffeln, Gemüse, nie Fleisch. Um Luhn wirft man Brosamen und Speisereste für sie in den Ofen.

(417.) Als in Windisch-Eschenbach ein Schuster, bei dem allabendlich ein Holzfräulein scheuerte und putzte und jedesmal des Morgens verschwand, zu Weihnacht ein neu Röcklein machen ließ und für dasselbe bereit legte, schlug das Weiblein die Hände über'm Kopf zusammen und jammerte: Ach, Gott, jetzt hab' ich meinen Lohn! Darauf schwand es weg und kam nie wieder.

(418.) Beim letzten Herrn von Breitenstein diente eine fleißige Dirne, für welche die Waldleutchen Nachts alle Arbeit verrichteten. Die übrigen Ehehalten verriethen das, sowie sie's merkten, dem Herrn, der legte Schlingen und fing das Waldmännlein, das er in ein Kellergewölbe sperrte. Fortan erscholl jede Nacht der klagende Ruf des Waldweibchens; der Herr achtete nicht darauf und ließ das Männlein verhungern. Als es todt war, ließ sich die jammernde Stimme des Weibchens wieder vernehmen: O du schlimmer und grausamer Herr! Ließest du mein Männlein verhungern, so geb' ich dir auch den Schlehenstein nicht (an anderen Orten richtiger: sag' ich dir nicht wozu er dient) und soll dein Haus aussterben und von deiner Burg kein Stein auf dem andern bleiben. Und so geschah es. (Globus IV. Bd., 1863, S. 45.)

(419.) Das letzte „wilde Mannli" auf der Alp Matschiels äußerte von den Sennen einst, ihnen sei unbekannt, daß nach dem Käsen noch das Allerbeste in der Schotte bleibe. Sie wollten ihm das Geheimniß ablocken und stellten ihm Schnaps hin. Das Männlein roch daran, ging aber bald mit den Worten davon weg: „I trouw der nit, du chünntist mi bilürla" — übertölpeln. (Erzählte dem Sammler die 59jährige Maria Anna Rupp von Vasön.)

Nach der Erzählung von Bastian Hobi in Valens glaubt man, dies Köstliche aus der Schotte sei der durch fortwährendes Einkochen der letztern gewonnene Honig, der den der Bienen an Süßigkeit übertreffe.

(420.) So linkisch die „Fanken" in Graubünden sich auch bei manchen Sachen benahmen, so waren sie doch nicht gerade so dumm und im Gegentheil wußten sie Vieles, was andere Leute nicht wußten. Sie sagten es aber Niemand und waren äußerst karg mit der Mittheilung ihrer Geheimnisse. Deshalb stellte man ihnen öfters Wein vor. Hatten sie dann von diesem getrunken, so

wurden sie schwatzhaft und mittheilend, oder plauderten die Geheimnisse so vor sich hin, ohne sie mittheilen zu wollen. Ja es kam sogar vor, daß sie ein Geheimniß ausplauderten und dann hinzufügten: „Nicht wahr, das hättet Ihr gerne von mir wissen mögen, aber das sag' ich keinem Menschen auf der ganzen Welt.“ Eben um der Geheimnisse willen, die sie besaßen, gab man sich auch alle Mühe, sie zu fangen, um solche von ihnen zu erfahren. In Conters hütete ein wildes Männlein die Geisen. In das Dorf kam es nie, sondern nur bis zu einem Stall oberhalb des Dorfes, bis wo man ihm die Geisen austrieb. Es nahm öfter Geschenke an und auch Kleidung, ohne deshalb sich zu entfernen. Die Schuhe trug es lange an den Händen, die Hosen an den Armen. Die Knaben von Conters hätten es gerne gefangen, um allerlei von ihm zu erfahren, aber es war ihnen zu schnell und sie konnten es nicht bekommen. Da füllten sie zwei Brunnentröge, die bei jenem Stalle standen, den einen mit rothem Wein, den andern mit Branntwein. Als der wilde Geisler nun Abends zum Stalle kam, war er durstig und wollte wie gewohnt trinken. Die Knaben hatten sich im Stall versteckt und sahen ihm zu. Den Wein rührte er nicht an und sagte: „Röthi, Röthi, du bschiß'st mi nit!“ Hingegen vom Branntwein, der die Farbe des Wassers hatte, trank er, und da fiel er dann berauscht um und schlief ein. Da kamen die Knaben aus ihrem Versteck hervor, banden ihn und brachten ihn gefangen in's Dorf. Sie drangen dann stets in ihn, er solle ihnen dieses oder jenes Geheimniß mittheilen. Da versprach er ihnen einen guten Rath zu geben, wenn sie ihn zuvor in Freiheit setzten. Sie thaten es und er rief ihnen zu: „bim hübschen Wetter nemmet die Tschöpen (Jacken) mit ni und bim 'leiden haid er d'Wahl“. Dann entfloh der Schalk und kam nicht wieder.

(421.) Mit besserm Erfolg lockte man aus einem wilden Männlein ein anderes Geheimniß heraus. In alten Zeiten, als man eben noch nicht so witzig war als heutzutage, bohrte man die Wasser-Teuchel immer nur von einer Seite und so wurden die Teuchel natürlich sehr kurz. Es kamen dann manchmal in den Wäldern wilde Männlein zu den Arbeitern und lachten und kicherten in ihre Fäustchen, wenn sie sahen, daß man die Teuchel nicht länger machen konnte, als es der Bohrer erlaubte. Sie verstanden es wohl besser, aber sie sagten es nicht aus. Da sagte einmal ein Arbeiter zu einem wilden Männlein: „Jetzt weiß ich denn, wie man längere Teuchel machen kann, einer von euch hat es meinem Vetter gesagt und der hat es mich gelehrt, heute sollst du mich nicht mehr auslachen.“ — „Ja, gelt, — sagte das närrische Männlein — du kehrst das Holz um und bohrst auch von der andern Seite?“ Nun war das Lachen auf der Seite des Arbeiters und seit diesem Vorfall kennt man die Kunst, die Teuchel auf zwei Seiten zu bohren.

(422.) Eine Wald-Fenka sah einst in einem Walde des Thales Churwalden (Graubünden) neugierig zu, wie ein Mann Latten spaltete. Sie

saß an einen Baumstamm gelehnt. Da rief ihr der Mann, sie möge ihm doch ein wenig helfen und die Latten auseinanderhalten. Die Fenka kam bereitwillig und half, stark wie sie war, aus allen Kräften. Da stach den Mann die Bosheit, plötzlich die Axt herauszuziehen. Die Latten schnappten sogleich zusammen und klemmten der Fenka die Hand ein. Der große Schmerz über ihre schlechtbelohnte Hilfeleistung brachte die Fenka in Wuth; sie riß die Hand mit Zurücklassung von drei Fingern los, ergriff die Axt, die der Mann im Schrecken über ihr entsetzlich Schreien und Geberden hatte fallen lassen, und schlug ihn auf der Stelle todt. (420—422, Bündner-Zeitung 1850.)

(423.) Am Tippelsberge bei Riemke (bei Bochum) liegt ein Bauerhof und an dessen Gehöfte eine tiefe Senkung, in welcher ein schöner kleiner Quell entspringt, rings von dichtem Gehölz umgeben. Sie heißt witte Wiwerskule, weil in ihr witte Wiwer gewohnt haben. Eine Bäuerin des Hofes ging einst noch vor dem Kirchgange nach dem Wochenbette aus. Aber Abends, als sie am Feuer saß, traten plötzlich zwei witte Wiwer herein, schleppten sie mit sich in ihre Höhle und verboten ihr je aus der Thüre zu sehen, weil sie den Hals brechen würde. Das trug sie sieben Jahre lang. Dann, als die witte Wiwer einst abwesend waren, konnte sie ihre Sehnsucht nicht länger bezwingen und that die Thüre auf. Als sie heraustrat (die witte Wiwer hatten im Tageslichte keine Gewalt mehr über sie), läutete die bekannte Glocke in Bochum. Sie eilte nach Riemke hinab zum Hofe, wo sie aber, da ihr Mann sie todt geglaubt, eine zweite Frau antraf. Sie legte sich still an den Herd, aber die Kinder kannten sie bald und drängten sich schmeichelnd an sie. Die Stiefmutter wollte das nicht dulden, der Mann aber, als er in's Haus trat, erkannte sie auch und behielt beide Frauen. Die rechte konnte jedoch nie mehr eine andere Speise genießen als „möre Aeppel". (Kuhn.)

(424.) Auf dem Born an der Dünneren (Solothurn) weidete ein Hirt von Kappel seine Ziegen. Einst, als ein wildes Gewitter die Thiere auseinanderscheuchte, mangelten ihm beim Nachhausegehen viere davon. Vergebens durchstrich er das Gebüsch und kletterte alle Halden hinan. Keine Spur, und er fürchtete die Besitzer, wenn er ohne sie heimkehrte. Plötzlich stand ein Moosweibchen vor ihm, hüpfte wie am Schnürlein herum, schüttelte neckisch sein kurzes Röcklein und machte den flinksten Hopser. Aber dem Burschen vertrieb die Angst und auch das flache Mieder, das braune und runzlichte Gesicht jeden sinnlichen Gedanken und er fragte blos: „Hasch mer mini Geiße niene gseh?" Da pfiff das Weibchen „wie ein Mäuschen aus der Nase", wiegte zierlich das Röcklein hin und her und fragte:

Eis, zwee, drei,
dini Geiße sy nit bei?

Eben darum bin ich ja hier, sagte der Geängstete, weißt du mir keine Spur von ihnen? — Da pfiff's nochmal:

Eis, drei, zwee,
dini Geiße hani gseh.

Damit verschwand das Weibchen wie ein Wetterleuchten und über Stauden und Jungholz weg verbreitete sich ein Brausen, als schüttelte die schrecklichste Windsbraut einen Haufen Kieselsteine auseinander.

Als er darüber staunte, kamen die verlorenen Ziegen „wie hergeblasen" heran. (Lehrer Bernh. Wyß in Solothurn.)

(425.) Zu einem Bader, der auf der wilden Taube wohnte, kam eines Abends Jemand, pochte an's Fenster und bat mit feiner Stimme um seine Hilfe. Als er sah, daß es ein kleines graues Holzmännel war mit einer Gerte in der Hand, grauste ihm aber und er wollte nicht mitgehen. Da bat jenes gar flehentlich, sagte, sein Weibchen habe den Arm gebrochen, und gab die Versicherung, daß ihm nichts geschehen werde. So ging er denn mit hinaus in den Schleewald und in das Häuschen der Leute, richtete wirklich den Arm des Holzweibels wieder ein und schiente ihn dann. Dreimal holte man ihn noch ab zum Verband und zuletzt wurde er auch zu seiner Zufriedenheit bezahlt, denn er erhielt fünf alte Thaler.

Später ist er wieder in die Schlee gegangen, aus Neugierde nur, um zu sehen, was die Holzleute machten; aber da hat er die ganz guten Wege, die er hin- und zurückgeführt worden war, nicht wieder zu finden vermocht. (Eisel, Voigtl. S. 25.)

II. Die Korndämonen.

Schärfer als die Elfen von den Zwergen geschieden sind die gespenstigen Korndämonen. Wenn das Korn, diese beste Gabe der Gottheit nach dem schlichten Volksglauben, vom Winde bewegt, wogt und rauscht, mußte das nicht die einfachen Beobachter auf den Glauben an darin waltende geisterhafte Mächte, an eine wilde Jagd im Kleinen und Zahmen bringen, und konnte man nicht mit einem solchen Glauben die Kinder und kindischen Erwachsenen von Beschädigungen des Getreides abhalten? In solche Dämonen fuhren nun seit der Einführung des Christenthums die früher als Besitzer und Beförderer des Getreides verehrten, aber auch wegen ihrer Macht, dasselbe zu verderben, gefürchteten Götter. Thors Donner, wenn er mit seinen Böcken durch den Himmel fuhr, reinigte die Luft, nachdem sein Hammer die Winterriesen zerschmettert, Freyr ritt mit dem Eber über die Saaten, wie

seine Schwester Freya (Hulda) durch dieselben fuhr; aber die mit ihr fahrenden Weiber führten Sicheln mit sich. So wurden dieselben Wesen, weil sie bald wohl thaten, bald schadeten, bald als schenkend, bald als diebisch gedacht (wie im Alterthum Hermes), so auch, wie wir sehen werden, die einst verehrten Zwerge. Wenn man daher am Morgen früh Aehren abgeschnitten und geraubt sah, so schrieb man es ähnlichen elbischen Wesen zu. Ein solches wird in mittelhochdeutschen Gedichten Pilwiz, Pilwiht, Pilewis, Bulwechs (auch weiblich Bulwechsin) genannt (Grimm Deutsche Mythologie), ein Name, welcher von Grimm (gleich Bilwisi, Bölwisi, einem Beinamen Odins) als „das Rechte wissend" gedeutet wird, womit er aber nicht genügend erklärt ist; denn er gehört zu einer Gruppe von Wesen, welche an die Haus- und Feldgeister anknüpfen, daher nicht ethischer, sondern physischer Herkunft sind. Andere Benennungen sind: wilder Mann, schwarzer Mann, Grummetkerl, Hafermann, König, Haferkönig, „der Alte". Diese Vorstellung ist bis nach Polen und Norwegen verbreitet. An manchen Orten kniet man vor der letzten Garbe und ruft: der Alte! der Alte! was deutlich auf eine einstige Verehrung dieser Dämonen deutet. Im Volksglauben erscheint das fragliche Wesen „als plagendes, schreckendes, Haar und Bart verwirrendes, Getreide zerschneidendes Gespenst, meist in weiblicher Gestalt, als böse Zauberin und Hexe". Pilmeskind ist ein alter Schimpfname, wie „Teufelskind", und „Bilmezschädel" wird ein verstockter Sinn genannt. Der Bauer erzählt von dem sogenannten Bilmerschnitt oder Bilberschnitt im Getreide:

„Der böse Mensch, der seinem Nachbar schaden will, geht Mitternachts, ganz nackt, an den Fuß eine Sichel gebunden und Zauberformeln hersagend, mitten durch den eben reifenden Acker hin. Von dem Theil des Feldes, den er mit seiner Sichel durchschnitten hat, fliegen alle Körner in seine Scheune, in seinen Kasten." (Grimm.) — Im Voigtland ist dieser Glaube allgemein; die Bilsen- oder Bilwerschnitter gehen an Johannis oder Walpurgis vor Sonnenaufgang in das Feld und schneiden mit kleinen, an die große Zehe gebundenen Sicheln die Halme ab; sie tragen kleine dreieckige Hütchen, grüßt sie Jemand, so müssen sie heuer sterben. In Thüringen heißt der Verderber Binsenschneider, und der Aberglaube kennt allerlei Mittel, seinen

Tod herbeizuführen; so z. B. stirbt er, wenn er sein Bild in einem Spiegel sieht, wie der Basilisk, während sein Anblick den Angeschauten tödtet. — Andere Gegenden lassen das Gespenst auf einem Bocke durch's Feld reiten.

An vielen Orten Norddeutschlands und in Litthauen tritt an die Stelle dieses männlichen Dämons ein weiblicher; in Osnabrück wird er die Tremsemutter genannt, in Braunschweig Kornwif, in der Mark Roggenmöhme, sonst auch, je nach der Frucht, Weizen-, Gersten-, Flachsmutter, Erbsenmuhme, oder allgemein Großmutter, wilde Frau &c. Sie wird gleich den Schatzhüterinnen als schwarz oder weiß geschildert und hat feurige Finger, lange und mit Theer gefüllte oder auch mit eisernen Spitzen versehene Brüste, welche sie den Kindern, die das Korn betreten, um die Ohren schlägt. In Süddeutschland tritt an ihre Stelle das Holz- oder Waldfräulein, so daß offenbar die Korndämonen mit den Elfen zusammenhängen. Ebenso hängen mit ihr zusammen die gespenstigen Thiere, die im Korne hausen und mit denen man ebenfalls die Kinder schreckt, damit sie nicht in's Korn treten. — Solche Thiere sind beinahe alle im ersten Buche von uns als Gegenstände der Volkssage aufgeführten, namentlich die Kröte, der Drache, Storch, Hahn, Hase, Fuchs, Wolf, Bär, Hund, die Katze, das Schwein, die Ziege, das Schaf, Rind, Pferd und der Esel. Die bedeutendste Rolle spielt die Roggensau, der Roggenwolf und der Roggenhund.*) — Die Roggensau ist offenbar ein Rest von Freyrs Eber, der Roggenwolf von Odins Wölfen, der Bock, auf dem der gespenstige Schnitter reitet, von Thors Böcken.**) Es sind Dämonen, deren Existenz unmittelbar mit derjenigen des Getreides zusammenhängt, und welche sich beim Schneiden des Korns, am Leben bedroht, in die letzte Garbe flüchten; wer diese bindet, erhält nach den Schnittergebräuchen in vielen Gegenden den Namen des dort waltenden Dämons.

---

*) Vergl. über das Nähere dieser Vorstellung: Wilh. Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund (Danzig 1865) und die Korndämonen (Berlin 1868).

**) Sollten die Schneider nach dem Volkswitze auf Böcken reiten, weil man sie mit jenen gespenstigen Schnittern verwechselte?

Oft glaubt man, der Schnitter tödte mit dem letzten Sensen- oder Sichelhiebe den Dämon; meist aber lebt der letztere fort, so lange es noch irgendwo unausgekörntes Getreide vom betreffenden Felde giebt. Oft wird eine Puppe in Gestalt des waltenden Dämons verfertigt und dem Drescher auf den Rücken gebunden, der sie zu einem Nachbar tragen muß, wo das Dreschen noch nicht beendet ist. Es kommt auch vor, daß der Drescher selbst in die Garbe eingebunden und als der gefangene Dämon behandelt wird.

Die thierischen Korndämonen sind dieselben Thiere wie diejenigen, von denen als gespenstigen Dorfthieren gefabelt wird und von denen wir oben sahen, daß sie den Menschen gerne auf den Rücken hucken, wie die erwähnte Garbe auf selben gebunden wird; denn beide stammen von den die Witterung bedingenden und daher auch über das Gedeihen der Früchte entscheidenden, rastlos wandernden Gestirnen. Gleich den Sternen sind auch die gespenstigen Dorfthiere abgeschiedene Seelen, und wie jene überall in der Sage als Gold und Silber erscheinen, so sind diese Thiere Schatzhüter, nur wurde bei den Korndämonen der Begriff des Schatzes von den Sternen auf das goldene Korn, das sie hüten, übergetragen, — ist ja der Sternen-Himmel ebenfalls ein großes Feld mit vielen tausend goldenen Aehren.

Neben den schreckenden Gestalten des Kornmannes, der Kornfrau und der Kornthiere tritt aber auch eine freundliche Erscheinung auf, das Kornkind. Die letzte Garbenbinderin gilt dafür, daß sie es bekommen habe, oder daß sie nächstes Jahr eines bekommen werde. „Schweizerische Sagen erzählen, daß im Frühling in blühenden Kleefeldern, zwischen der sprossenden Kornfrucht ein engelschönes, feinlockiges Kind auf schneeweißen Windeln liegend gefunden werde. Will man es aufheben, so wird es schwer und schwerer und verschwindet“ (wie das Jesukind bei Christophores, weil es eben ein Himmelskind, eine Personification des Frühlings oder der verjüngten Sonne ist). Statt seiner spricht man in Deutschland auch vom Kornengel. Offenbar ist es verwandt mit dem hellenischen Plutos (Reichthum, Kornsegen), welchen auf dem dreimal gepflügten Ackerfeld die Erdgöttin Demeter mit Jasion, einem Himmels- oder Sonnengotte*) zeugte. Damit über-

*) Vergl. des Verf. „Buch der Mysterien“ (St. Gallen 1869) S. 89.

raschend verwandt ist der Gebrauch einst in England und jetzt noch besonders in der Ukraine, daß Männer und Frauen im Mai sich miteinander auf dem Acker wälzten, wovon man auf dessen Fruchtbarkeit hoffte.*) (Vergl. damit auch unten Sage Nr. 430.)

Die Korndämonen als solche sind in der deutschen Volkssage spärlich vertreten. In den folgenden Sagen sind es meist die Zwerge oder zwerghaften „wilden Leute", welche bald in günstiger, bald in ungünstiger Weise auf das Gedeihen des Kornes einwirken oder ihren Aufenthalt auf dem Getreidefelde haben, was wieder die Verwandtschaft der Zwerge und Korndämonen beweist.

(426.) Wenn die Kornähren manchmal über Nacht knapp am Halm fleckenweise abgeschnitten sind, heißt man es in Tirol „Hexengetreideschnitt". (Zingerle, 1859. S. 461.)

Es heißt schon in der Lex Bajuvar. 12, 8. Si quis messes alterius initiaverit maleficis artibus — quod aranskarti dicunt, und im Ludwigsliede Zauberschaden an Frucht und Feld haranskara.

Auch im Aargau, z. B. am Steigfelde unweit Leuggern, kennt man die Sage, die Erdmännli kuppen zur Erntezeit einen Theil der Aehren oben ab, und daraus backen sie ihr Brot. (Rochholz, Natur-Mythen.)

(427.) Auf der Westseite eines Jura-Ausläufers, unweit Gansingen im Aargau, liegt der sogenannte Gügler-Eisengraben, wo man früher nach Erz grub. In diesen Gruben wohnen 1½ Ellen große „Waldmenschen" oder „Erdmännchen", welche auf der Tuhalde und in der Umgebung oft Garben raubten. Deshalb stellte man Wachen aus, beschloß aber später, jeder Bürger, sowie die Gemeinde habe einige Garben auf dem Felde liegen zu lassen, womit sich die Männchen begnügten.

Ein Mann von Galten sah sie einst im Ifang, siebzehn an der Zahl, Buchnüßchen auflesen. Sie boten ihm davon an, was er aber unverständig ablehnte.

Vom „Wildloch" auf dem Kaisacker führt ein unterirdischer Weg, den sie oft wandeln, um in Obersulz Milch zu stehlen. Steigen gewisse Nebel auf dem Kaisacker auf, so „backen die Erdmännchen am Eisengraben". (Birrcher, das Frickthal.)

Auch unweit Siselen, in den Löchern der Kindshalde, wohnten Erdmännchen, welche den Bauern, die ihnen Garben stehen ließen, dafür Kuchen brachten, bis sie, als eines von ihnen arg beleidigt wurde, fortzogen.

Eines kam einst an das Fahr bei Murg und wollte übergeholt sein.

---

*) Mannhardt, Baumcultus. S. 480 ff.

Als der Fährmann sich wegen eines so winzigen Wesens nicht plagen wollte, kam es in größerer Gestalt. Nun holte er es ab, aber mitten im Rheine stieß es den Kahn um und der Schiffer ertrank. (Ebendas.)

(428.) Wer in der Neujahrs-Mitternacht auf den Schloßberg zum „Geisbrunnen" geht, wird inne, ob ein fruchtbares Jahr kommen wird oder nicht. Wird das Jahr gut, so sieht er ein Männlein dabei, das in einer Hand drei Aehren, in der andern drei Trauben hat, und es nickt ihm freundlich zu; im Gegentheil macht es ein saures Gesicht und seine Hände sind leer. (A. Schnetzlers Bad. Sagenbuch, I.)

(429.) In Graubünden erzählt man sinnig, ein Bauer sei durch die Wiesen gegangen, habe sich der grünen Saat, der schneeblühenden Bäume, der freudeweinenden Reben erfreut, daß das Herz ihm warm worden und endlich unter den Aehren ein kleines hilfloses Kind liegend gesehen, das bittend seine Händchen gegen ihn streckte. Er habe es mitleidig aufheben und mit heimnehmen wollen, aber es so schwer gefunden, daß weder er noch die Nachbarn es zu lüpfen im Stande waren. Da glänzte es auf einmal wie Gold und sang: „Hast wohl vertrauet, hast wohl gebauet, gebaut auf Gott!" worauf es gen Himmel verschwand. Es war das Kornkind. (Flugi. Vergl. Rochholz I, 273.)

(430.) Eine wilde Frau ging oft aus dem Untersberg in das eine Stunde entlegene Dorf Anif, wo sie Löcher in die Erde grub und drin schlief. Ein Bauer aus Anif sah sie und verliebte sich in ihr wunderschönes Haar, so lang, daß es ihr beinahe auf die Fußsohlen reichte. Er ging ihr nach, betrachtete sie mit Wohlgefallen und legte sich endlich ohne Scheu zu ihr. Sie lagen aber wie Kinder, ohne an Ungebührliches zu denken. In der zweiten Nacht fragte sie ihn: ob er daheim nicht eine Frau habe. Der Bauer leugnete das. Allein sein Weib machte sich allerlei Gedanken über sein Wegbleiben, schlich ihm nach, fand ihn auf dem Felde bei der wilden Frau schlafend und sagte zur wilden Frau: „O behüte Gott, deine schönen Haare! was thut ihr denn da mit einander?" Als es das gesagt, entfernte es sich. Der Bauer erschrak, die wilde Frau aber hielt ihm seine treulose Verleugnung ernst vor und hieß ihn zu seiner Frau gehen und nie mehr kommen. (Volksbüchlein vom Untersberge.)

(431.) Auf dem Sonnenberge bei Schlanders bestimmte ein „Nörgl" dem Bauer jeden Spätherbst dadurch die Zeit, das Feld zu bebauen, daß es eine Egge hineinstellte. Der Bauer folgte bereitwillig und wurde immer durch reiche Ernten belohnt. Als jedoch einst die Egge allzulang nicht erschien, wollte der Bauer, da alle Nachbarn schon grüne Saat hervorgucken hatten, nicht länger warten, da er das Nörgelchen für gestorben hielt, und baute an. Kaum war das geschehen, so erschien das Nörgel zürnend und rief: „Deine Ernte

wird gering sein, die der Nachbarn gar keine." Damit verschwand es für immer und die Drohung erwahrte sich. (Zingerle.)

(432.) Unweit des Dorfes Gurwiz in Mähren hatte ein Bauer einen Erbsenacker. Als die Erbsen zu reifen anfingen, merkte er, daß ihrer jeden Morgen weniger wurden, und lauerte Nachts dem Diebe auf. Da sah er Mittnachts aus dem benachbarten Brunnen zwei Männlein heraussteigen und geradewegs auf den Acker losgehen. Er erwischte eines, das freilich nach einigen Tagen verschwunden war. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.)

(433.) In Jühnde bei Göttingen stahlen die „Twarge" den Bauern die Erbsen, bis Einer auf den Einfall kam, ein Seil um seinen Acker zu spannen. Als dann die Kleinen durchbrechen wollten, fielen ihnen die Nebelkappen ab, sie standen sichtbar in bloßen Köpfen da und mußten versprechen, eine Mette (Metze?) Geldes zu geben, wenn er das Seil wegnehme. Aber er solle „vor Sunnenupgange" sich einfinden. Nun gab ihm Einer den Rath, schon um 12 Uhr zu erscheinen, weil die Zwerge dann den Tagesanbruch rechnen, und vor dem wirklichen Sonnenaufgange nicht mehr dort und ihres Wortes ledig wären. Er that es, und die Kleinen waren wirklich mit ihrer Metze Geld da. (Grimm's Sagen. S. 431.)

Dritter Abschnitt.

Die Zwerge.

I. Die Berggeister.

a) Der Zwerge Herkommen und Namen.

Verschiedene Arten der Beschäftigungen mußten bei den an Phantasie reichen, aber noch nicht zu höheren Stufen der Religion aufgestiegenen Völkern auch verschiedene Klassen von Dämonen schaffen. Deuten die Nixen auf Fischer und Schiffer als ihre Dichter und Verehrer, die Wald-Dämonen auf Holzfäller und Jäger, die Korndämonen auf Ackerbauer, so bezeichnen die Zwerge, wie wir sehen werden, vorzugsweise eine Cultform in Gegenden des Bergbaues. Die Zwerge sind in weit höherm Grade arbeitende Wesen als die Wasser- und Pflanzengeister, die dies nur ausnahmsweise sind, daher der

Glaube an sie wahrscheinlich in einer Zeit entstand, wo der Gewerbebetrieb seine Schwingen entfaltete. Sie sind zugleich viel deutlichere Personificirungen der Gestirne als die Nixen, in welchen man auch die Wellen, und als die Pflanzendämonen, in welchen man auch die Pflanzen selbst erblicken kann. Der gewerbetreibende Mensch versetzte seine Gottheiten, die ja am Himmel untergingen, man wußte nicht wohin, in den dunklen Schooß der Berge, wo es zu arbeiten, wo es geborgene Schätze (s. oben S. 48 ff.) zu fördern gab. Aus kleinen Anfängen, hatte man beobachtet, entwickelt sich Großes, und die mächtigen Sterne erschienen ja ohnehin klein; daher wurden die Gottheiten der arbeitenden Menschen als klein gedacht; sie waren Zwerge.

Die älteste Spur von derartigen Wesen finden wir bei den Griechen. Diodor (V, 64) erzählt, die ersten Bewohner von Kreta, auf welcher Insel, wie er sagt, die meisten Götter geboren und alles den Menschen Nützliche erfunden worden, seien die idäischen Daktylen (Finger, also offenbar fingergroße Leutchen, Däumlinge) gewesen. Nach einer Angabe waren es hundert, nach einer andern zehn, nach der Zahl der Finger. Ephoros sagt, sie seien Zauberer gewesen, die sich mit Beschwörungen, Weihen und Mysterien beschäftigten und deren Schüler Orpheus war. Die Daktylen haben den Gebrauch des Feuers, sowie das Kupfer und das Eisen entdeckt und die Kunst erfunden, diese Metalle zu verarbeiten. Weil man sie als große Wohlthäter des Menschengeschlechtes anerkannte, wurde ihnen die Ehre der Unsterblichkeit zu theil. Einer von ihnen, Herakles (aber nicht der Sohn der Alkmene), stiftete die olympischen Spiele. Ihre Nachfolger waren die neun Kureten, nach einer Sage Söhne der Gē (Erde), nach einer andern der Daktylen selbst. Sie erfanden Vieh- und Bienenzucht, Schießkunst und Jagd und das bürgerliche Zusammenleben, sowie die Waffen. (In der Bretagne heißt corred — Zwerg.)

Ganz Aehnliches erzählt Diodor (V, 55) von den Urbewohnern der Insel Rhodos, den Telchinen, Söhnen der Thalassa (des Mittelmeeres). „Sie wurden auch Erfinder von Künsten und trafen andere für das tägliche Leben nützliche Einrichtungen. Sie waren die Ersten, welche Götterbilder verfertigten. Ferner waren sie Zauberer, welche, so oft sie wollten, Gewölke, Regen und Hagel vor-

überleiten, ebenso aber auch Schnee herbeiführen konnten. Auch vermochten sie fremde Gestalten anzunehmen." In der Folge verließen die Telchinen die Insel und zerstreuten sich. Herodot (III, 37) sagt von dem Bilde des Hephästos (Ptah) in Aegypten, welchem Gotte ja dieselben Künste zugeschrieben werden, wie den Daktylen und Telchinen, daß es das Bild eines Pygmäen (faust- oder halbellengroßen Menschen, d. h. Zwerges), gewesen, und daß dort selbst die Kabeiren, welche seine Kinder genannt werden, ihm gleich gebildet seien, welche Bilder alle der ruchlose Kambyses zerstörte. Ihre Verwandtschaft mit den Telchinen geht daraus hervor, daß letztere (nach Diodor) mit der Kaphira, Tochter des Okeanos, den Poseidon erzogen, der ihnen von der Rhea anvertraut war. Ptah aber war in Aegypten eine Hauptgottheit und wurde für den Schöpfer der Welt angesehen, daher das Land (nach Brugsch) „Land des Ptah" (ah—ptah, Αἴγυπτος, bei den Griechen, auch oft Ηφαιστία) genannt wurde (Uhlemann, ägyptische Alterthumskunde II, 12). In Griechenland waren die Kabeiren gleich den Daktylen und Telchinen Stifter von Mysterien, und zwar auf der Insel Samothrake. Von denselben sagt Herodot (II, 51), daß der Gebrauch der Φαλλοί von dort her nach Athen gekommen sei, woraus zu schließen, daß die Kabeiren auch Gottheiten der Zeugungskraft waren. Die Eingeweihten dieser Mysterien wurden mit einer purpurfarbigen Binde geschmückt. Außerdem kennt die griechische Mythe die Pygmaien, die man nach Afrika verlegte, wo sie als Verwandte des von Herakles erlegten Antaios den schlafenden Sieger überfielen, von ihm aber in seine Löwenhaut gesammelt wurden.

Alle die genannten Eigenthümlichkeiten der Daktylen, Kureten, Telchinen und Kabeiren haben nun auch die Zwerge der Volkssage Nord- und Mitteleuropas. Auch sie werden als Urbewohner des Landes betrachtet und sehen die Menschen als Eindringlinge an (Wuttke, Volksaberglaube S. 41). Das Volk nennt sie uralt oder bergalt und aus Steinen geschaffen. Nach der Edda wurden die Zwerge von den Göttern, die gleich ihnen Erz schmiedeten, also wohl ursprünglich mit ihnen Eines waren, zuerst erschaffen und lebten im Körper Ymirs des „Riesen", der die Welt bedeutet (oben S. 19 f.), gleich Maden im Fleische. Sie erhielten aber nach dem Willen der Götter

„Menschenwitz und Menschengestalt“ und wohnten in der Erde und Gestein (Wöluspa und jüngere Edda, Gylfaginning 14). Die Wöluspa nennt nicht weniger als 75, die jüngere Edda (a. a. O.) aber nur 64 Zwerge mit Namen, welche zuerst geschaffen worden. Vier von ihnen, Austri, Westri, Nordri und Sudri, wurden an die vier Ecken der Welt gesetzt. — In Tirol und in der Schweiz gelten die Zwerge als gefallene Engel, welche nicht ganz verdorben, sondern nur verführt worden und nun bis zum jüngsten Tage auf der Erde bleiben müssen. Nach der Sage in Schleswig-Holstein hat sie Christus, als eine Frau ihm nur ihre schönen, nicht aber die häßlichen Kinder vorstellte und letztere im Keller versteckte, mit den Worten verwünscht: „wat onner es, skol onner bliw, wat bawen es, skal bawen bliw“. —

Alte Leute zu Owen in Schwaben erzählen von einer Zeit, wo Zwerge über die Menschen herrschten und von diesen göttlich verehrt wurden. Dort schrieb man den Zwergen auch das Echo zu. Die Kormakssaga erzählt noch deutlicher, daß der Hügel der Elbe (gleich dem Altar eines Gottes) mit dem Blute eines Stiers geröthet und aus dessen Fleisch den Elben ein Mahl (d. h. ein Opfer) bereitet wurde.

Gleich den antiken Zwergen sind auch die nordischen zauberkundig, indem sie namentlich die Kunst verstehen, sich durch ihre Nebel- oder Tarnkappen (die Wolken) unsichtbar zu machen. Auch sie sind namentlich der Metalle, ihrer Fundorte und ihres Bearbeitens kundig, weil eben die Sterne wie Metall glänzen. Außerdem verstehen sie aber auch alle übrigen Künste und Handwerke. An die Purpurbinden der Kabeirenjünger erinnern die leuchtendrothen Mützen, bisweilen auch Kleider der Zwerge, diese Adelsdiplome ihrer Sternabkunft, wie bei den Nixen, die auch „Wasserzwerge“ heißen und mit denen sie auch sonst so nahe verwandt sind, wie oben Sage Nr. 346 und ebenso die folgende zeigt.

(434.) In Mähren, unweit Rossitz, bildet die Berritz den großen „Jungfrauenteich“, der grundlos sein soll. Nahe daran steht ein Fels, an dessen Spitze das „Blutloch“ sich öffnet, und unweit liegt der „Zwergenberg“, auf dessen Spitze der „Zwergstein“ menschlichen Kopf und Hände weist. Im Teiche lebten Wasserjungfern, die oft den Schiffern die Kähne umwarfen oder sie in dichte Nebel hüllten. Ihr Körper war meergrün, wie die Zähne, und

zuweilen Schlangenleib. Eine davon begab sich in menschlicher Gestalt, umhüllt von dichtem Nebel, in den Zwergenberg, sich mit den Zwergen zu erlustigen. Jedesmal begleiteten Zwerge sie bis an den Teich zurück. Die Schwestern, hinter deren Rücken sie das that, beschlossen Strafe, und von einem Zwerge benachrichtigt, wann der Besuch stattfinde, lauerten sie ihr hinter einem Felsstücke am Teiche auf, stürzten, als sie zurückkam, hervor und zogen die zwei Zwerge und sie in die Tiefe. Am Morgen sahen die Schiffer an der Felsenöffnung drei blutrothe große Blasen, die Seelen der Drei, welche immer nach zwanzig Jahren wieder erscheinen. Der Zwerg, der sie verrathen, steht in Stein verwandelt. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.)

Die Zwerge führen verschiedene Namen; denn es giebt ihrer mehrere Gattungen, welche jedoch keineswegs streng von einander gesondert und unterschieden sind. Am allgemeinsten (Simrock, D. M. S. 406) nennt man sie Wichte, oder, da dieser Name auch Menschen und Riesen bezeichnet, Wichtelchen, Wichtelmännchen, oft auch Graumännchen. Weniger allgemein ist der Name „Elbe" oder „Alfe" (ursprünglich, nach Simrock, mit albus verwandt, daher lichte gute Geister bedeutend). Merkwürdiger Weise heißen sie an manchen Orten (z. B. in Mecklenburg) „Mönke", wie die Nixen „Nonnen". Auf Rügen heißen die Männchen der „Unterirdischen" Mönke und ihre Weibchen Nonnen. Die jüngere Edda (Gylfaginning 17) unterscheidet die Alfen in Lichtalfen (Liôsâlfar), welche in der Höhe, und in Dunkel- oder Schwarzalfen (Döckâlfar, Swartâlfar), welche unter der Erde wohnen. Erstere sollen schöner als die Sonne von Angesicht, letztere schwärzer als Pech sein. (In Tirol heißen die Zwerge „Pechmandl".) Sie als gut und böse zu unterscheiden, ist ungerechtfertigt; beide sind mit den Göttern auf gutem Fuße; die Schwarzalfen schmieden auch ihnen alle ihre Geräthschaften. Die ältere Edda kennt diesen Unterschied nicht, und so giebt es auch keinen zwischen „Alfen" und „Zwergen" (Dvergar), welchen man hat herausklügeln wollen;*) alle diese Classificationen der Zwerge sind späte Producte. Die deutsche Volkssage kennt nur die auf und unter der Erde wohnenden Zwerge oder Wichte. Luftgeister oder Elfen sind theilweise ein Eigenthum

*) Dafür scheint einzig Alvissmal zu sprechen, welches Gedicht aber überhaupt nur eine Spielerei mit Synonymen und dessen Unterscheidung von Alfen und Zwergen so wenig gerechtfertigt ist, als diejenige von „Göttern", „Asen" und „höheren Wesen", welche es ebenfalls auseinanderhält.

fremder, keltischer Sage, wenn auch nicht als alt bezeugt, theilweise ein solches der Kunstdichtung späterer Zeit. Hingegen unterscheidet die deutsche Volkssage zwischen den eigentlichen Zwergen oder Wichten, welche bald unter der Erde oder überhaupt im Verborgenen frei leben, bald als Kobolde den Menschen dienen, und zwischen den bereits betrachteten „wilden Wald-, Holz- und Moosleutchen", mit welchen indessen mannigfache Sagenzüge sie verbinden.

Die eigentlichen Zwerge oder Wichte (in Tirol auch Pitzl) leben in Klüften und Höhlen des Gebirges oder der Erde überhaupt, bisweilen auch in altem Gemäuer oder in hohlen Bäumen und beschäftigen sich meist mit Bergbau und mit Verarbeitung von Gesteinen (Edelsteinen, Krystallen) und Metallen. Auch verfertigen sie „Donnerkeile". Im Freien hüten sie die Gemsen als ihre Heerde (s. oben S. 198). Sie sind gleich den Nixen leidenschaftliche Liebhaber von Musik, Gesang und Tanz; aber statt der geschlechtlichen Liebe, die bei den Nixen vorherrscht, sind sie mehr der Kinder- und Elternliebe ergeben und bewahren festen und treuen Familiensinn; namentlich sind bei ihnen die Gatten für das Wohl ihrer Frauen ungemein besorgt. Damit im Widerspruche wird ihnen die Sucht aufgebürdet, ihre häßlichen Kinder gegen schöne menschliche (wieder die menschliche Eitelkeit) als Wechselbälge auszutauschen, was aber in den Sagen selbst als bloßes Blendwerk erscheint. Auch sie selbst, wenigstens die Männchen, erscheinen stets als häßlich, ältlich, runzelig, braun, ja oft schwarz (in einzelnen Gegenden auch weiß, grün oder blau) und langbärtig. Ein weiterer Widerspruch liegt darin, daß sie bald als den Menschen freundlich, hilfreich und dankbar, bald als falsch, treulos und diebisch geschildert werden. Auch darin ist die Sage nicht einig, daß manchmal die Zwerge, so oft sie auch selbst Geschenke machen, solche der Menschen nicht annehmen, oder darüber so betrübt werden, daß sie sich nicht wieder sehen lassen, manchmal aber, doch seltener, sich Geschenke geben lassen. Ihre Größe ist verschieden, doch meist die von Kindern. Da sie von den Sternen entnommen sind, so fehlt ihnen stets etwas an den Füßen, was aus anderen Gründen keinen Sinn hätte; entweder haben sie an jedem Fuß eine Zehe zu wenig, oder sie verbergen die Füße sorgfältig, die dann, wenn man sie entdeckt, Ziegen- oder Gänse-

füße sind, worauf sie empört verschwinden. Auch die Dialas im Engadin (die dortigen Feen) haben Ziegenfüße. Dieser Mangel an menschlichen Füßen ist ein uralter mythischer Zug, der bei den verschiedensten Völkern erscheint, aber stets auf die Fußlosigkeit der Gestirne zurückzuführen ist. Ein indisches Räthsel sagt: ich habe einen Hirten gesehen, der niemals seinen Fuß auf den Boden setzte und doch kam und ging auf den Pfaden u. s. w. Die Lösung ist „die Sonne“. „Apâd“, fußlos, ist ein Beiwort des Sonnengottes und der Morgenroth-Göttin.

Ein weiteres Zeugniß für die astralische Bedeutung der Zwerge ist die Meinung in Böhmen, daß die Zwerge ihre Wohnungen nur verlassen, wenn das erste Viertel in den Vollmond übergeht. (Grohmann, Böhmen S. 181.)

Als Urbewohner haben die Zwerge, gleich ihren Vorbildern im Alterthum, den Kureten (Eingebornen von Kreta) auffallend oft die Namen alter Völker, wie z. B. in Tirol und der Schweiz Fenken (Phöniker oder Veneter, auch „Venediger“), im Böhmerwald Razeln (Rhätier), in Tirol Norgen, Norken (Noriker, doch auch Lorken), in Waldeck sogar — Hünen. In der Schweiz heißen sie auch allgemein „Heiden“ und alte Höhlen, die man ihnen zuschreibt, „Heidenlöcher“. Ueber weitere Namen verweisen wir auf Grimm's deutsche Mythologie.

Weniger allgemein bekannt sind die Namen der einzelnen Zwerge und Zwerginnen, welche in der Sage auftreten und deren es, an verschiedenen Orten, eine Masse giebt. Anläße, solche zu nennen, erzählen folgende Sagen:

(435.) Im Flecken Walddorf, zwischen Tübingen und Nürtingen, erschienen eines Winters in einem Hause zwei kleine weiße Fräulein bei der „Lichtkarz“ und spannen mit den Mädchen in die Wette, setzten sich aber immer in den Winkel auf eine kleine Bank, redeten kein Sterbenswort und verließen die Spinnstube Schlag 10 Uhr. Man nannte sie Erdweible und hielt dafür, sie seien eigentlich aus dem Unterlande, vom Heuchelberge hergekommen. Sie arbeiteten auch Nachts für die Menschen, namentlich Brot backend. Zum Spinnen kamen zuweilen ein Fräulein, zuweilen zwei, und das ging so bis gegen den Frühling hin. Einmal spannen die Zwei, als plötzlich vor der Thüre eine unbekannte Stimme vernommen wurde, rufend: O weh, o weh! der

Heuchelberg brennt! Da antwortete das eine Fräulein: O weh, o weh! meine armen Kind! Und wie der Wind waren sie fort und sind seitdem nie wieder gesehen worden. (Meier.)

(436.) In Bildenau (Niederbaiern) stand bei einem Bauer ein „Bergmännl“ mit seinem „Weibl“ in Arbeit. Als einst jenes auf dem Felde, dieses im Hofe mit Waschen beschäftigt war, lief letzteres von der Arbeit zum Männlein auf dem Felde und rief: Jakob, komm geschwind! Wir müssen nach dem Untersberg, der König Karl ist gestorben. (Panzer.)

(437.) Ein Fuhrmann von Schwandorf fuhr gen Amberg. Als er auf die Höhe hinter'm „Hoidweiher“ kam, stand ein kleines Männchen da und bat ihn, dem „Katzabenz“, da, wo er einkehre, zu sagen, er möge um Mitternacht hier sein. Der Fuhrmann, als er einkehrte und die Gäste „am Benz feindelten oder streichelten“, richtete lachend seine Botschaft aus, und der Benz, das hörend, fuhr zum Fenster hinaus und wurde nie mehr gesehen. (Schönwerth.) *)

(438.) In der „Gamslete“ ob Sölden in Tirol, in der „Fräuleinhöhle“ wohnten „wilde Fräulein“, welche den Leuten Witterung und Fruchtbarkeit vorhersagten und einst Einen den Roggen eilig schneiden hießen, worüber die Nachbarn sie verspotteten, aber damit aufhörten, als ihnen ihr Roggen eingeschneit und verdorben wurde. Sie liebten junge Knaben, die sie zu sich lockten, bewirtheten und verzogen. Diese wurden die ärgsten „Ragger“ im Thale, führten namentlich Winters ein tolles Leben und ritten auf den kleinen goldenen Schlitten der Fräulein („über Teufl und Tuifl“ sagen die Söldener) in's Thal herunter. Als die Bewohner ihre Knaben nie mehr hinauf ließen, hörte man, Nachts namentlich, die Fräulein laut klagen Einer der Knaben ertrug das nicht, lief den Eltern davon und schlich zu seiner kleinen Geliebten. Die Eltern suchten vergebens, bis man am Vorabende des Walburgistages in der Höhle oben Klaggesänge vernahm und die Worte hörte: die Runa und der Tuit sind g'storben; uns trifft's morgen. Seit diesem Abende sah man weder mehr was von den Fräulein, noch von dem Knaben. (Zingerle.)

(439.) Bei einem Bauer in Tirol diente eine Magd so fleißig und treu, daß sein ganzes Hauswesen wunderbar gedieh, besonders das Vieh. Bei Tische saß sie, sie hieß Salome, immer an der Ecke, und einst, als während des Mittagsessens eine Stimme rief: Salome komm! Und dies dreimal, sprang sie auf, legte den Löffel auf den Tisch, und verschwand, und mit ihr der Segen.

Einige Jahre später ging im Pinzgaue von Salfelden ein Metzger um

*) Nach dieser Sage, welche mit anderen von Katzen genau übereinstimmt, (s. oben Sagen Nr. 234, 235 und 243), verwandeln sich also die Zwerge zuweilen in Katzen, wie denn noch viele andere Züge die Sagen von Thieren und Dämonen verbinden.

Mitternacht den Hohlweg herunter; da rief aus der Felswand eine Stimme: Metzger, wenn du an der langen Unkener Wand vorbeigehst, so ruf' in die Spalten hinein: die Salome ist gestorben. Das kann ich thun, sagte lachend der Metzger, und als er vor Tag an die lange Wand kam, rief er das Aufgetragene dreimal hinein und es ertönte aus der Tiefe des Berges ein lautes vielstimmiges Wehklagen. (Panzer.)

Andere Variationen derselben Sage lauten:

Hans Aebli sag dem Appele, d' Appele sei todt. (Freiburg in der Schweiz.)

Sag der Hübel, daß Habel gestorben. (Sachsen.)

He du, Jochtrager, Stiertreiber, sag' der schwarzen Rinde, der Muggastutz sei todt. (Vorarlberg.)

Muggistutz isch g'storben. (Berner Oberland.)

Stutza Mutza, die rauche Rinte is g'storb'n. (Tirol.)

Jochträger, sag' der Sture Mure, die Rauh-Rinde sei todt. (Böhmen.)

Chüetriber (Kuhtreiber), säg dem Churri-Murri, 's Chussi-Mussi sei gstorba. (Uri.)

Waldmann, sag zum Giragingele, das Hörele sei g'storben. (Tirol.)

Säg' Jochfahrer, d' Rohrinda söll heem koh (heim kommen), Urhans sei gstorba. (Vorarlberg.)

Holzhacker, sag zum Stizl, zum Wizl, der Thorizl sei todt. (Tirol.)

Pizzi und Pazzi sind gestorben. (Lichtenstein.)

O große Noth, o große Noth, die alte Mutter Pump ist todt. (Böhmen.)

Hoß, Hoß, auf dem schneeweißen Roß, sag' zu der Hanna, ihr Vater sei g'storben. (Tirol.)

Pasch, mit deim krummen Roß, sag' meinem Bruder Dschedrawee, der Kabeskopf (Kohlkopf, schweizerisch auch Dummkopf) sei g'storben. (Tirol.)

Eine andere Gruppe von Zwergnamensagen schließt sich an Grimm's bekanntes Rumpelstilzchen, wie z. B. folgende Originalmittheilung:

(440.) Ein Bergmännchen liebte ein schönes Mädchen im Thale, und kam mehr zu ihr auf Besuch, als der Hübschen lieb war. Endlich sagte der Freier, der das merkte, zu ihr, wenn sie beim nächsten Besuche seinen Namen wisse, wolle er nicht mehr kommen; wisse sie ihn aber nicht, so müsse sie seine Frau werden. Die Schlaue band ihrem Verehrer unvermerkt einen langen Faden an ein Bein und folgte ihm, als er fortging, heimlich. Als das Männchen in seiner Höhle anlangte, sang es:

„Ei, Rädeli, spinn!
Ei, Häspeli winn' (winde)!
Ei, Gott sei's gedankt,
Daß mi Schäzli nit weiß,
Daß i Hans-Oefeli-Chächeli heiß.“

Jetzt eilte das Mädchen heim. Der Liebende kehrte nach etlichen Tagen wieder. Nun sollte das Mädchen seinen Namen nennen. Es rieth hin und her, als ob es nichts wüßte, und sagte endlich, er heiße wohl Hans-Oefeli-Chächeli. Das Männchen erschrak, fluchte, stampfte und schrie: „Das hat dir der Teufel gesagt!“ eilte fort und kam nie wieder in's Thal. (Nikl. Senn.)

Andere, beinahe wörtliche Variationen derselben Sage enthalten die Namen: Gänsefuß, Senfkörnlein, Hahnenkikerle, Gragörli, Klein-Waldkügele, Rikdin-Rikdon, Rumpetrumpen, Pumperelle, Perlebitz, Popemannel, Titeliture (dies in Schweden sowohl als in Masuren), Trillevip, Terrytop, Zirkzirk, Kinkach-Martinko, in Irland Trit-à-Trot, in Sicilien Lignu di scupa (Besenstiel) u. s. w.

Man vergleiche über die Zwerge im Allgemeinen Grimm's Sagen 30 bis 48, sowie folgende Mittheilung:

(441.) Die Zwerge des Pilatus. Der Luzerner Renward Cysat (geb. 1545 † 1614) sagt von diesen treuherzig: „Es möchte von Vielen für ein Gedicht-Fabel gehalten werden, wie es denn zwar an ime selbs etwas zwiffelhaft sich sehen laßt, daß man dergleichen Geschöpf oder Lütt finden solle, besonders bi uns, davon die Alten und fürnemlich die heidnischen Historici vil geschriben. Ich ouch selbs glich in miner Jugent solcher Sachen, sowit sich min Gedenken erstreckt, diser Zitt über die 46 Jahr hinuff von alten Lütten gar vil und offt hab hören.

In unseren Bergen umb Luzern, besunders uff der Rigi und dem Pilatiberg, sind solche Herdmännlin männlichs und wiblichs Geschlechts gar oft und vil nit allein gesehen worden, sondern auch sich so vil zu andern Menschen, sunderlich aber den Vichhirten, Sennen und andern, so in Bergen wonend, beheimscht und sich so zam erzeigt, daß si etwann mit inen geredt, inen etwa verehrte oder dargelegte Spis abgenommen, ja auch underwilen gar zu den Hüsern und Gesellschaften zu Liechtstubeten gewandlet und dgl. mit den Menschen kurzwilige Gespräch gehalten und etwann mancherlei Künste und Arznyen, auch etwann lang vergangne und künftige Ding geoffenbaret, der wegen auch sie in gutem Ansehen und Schirm gehalten worden. Daß aber si ein Zitt har so selten mer gespürt worden, hab ich allzitt und noch jetzt die Alten hören fürwenden, daß solche Herdmännlin sich erklagt haben söllen ab der Bosheit der Welt — item, daß man inen etwann uß Fürwitz vil und mancherlei Fragen ufgeben, ja ouch etwann nach inen gegriffen und solche Ding mit Gewalt uß inen ze bringen underſtanden.

So ist es auch ein gemeiner Hallt von disen Herdmännlinen, daß si die wilden Thier, sunderlich die Gembsen in den Bergen in irer Hut glich als ein heimsch Vich haltend, etwann die Jeger verwarntend und

inen Uebels getröwet, wann si inen mit dem Fachen und Schießen diser Thiere ze uberlegen sin wöllen; ja ouch etwan mit inen paktirt und eine gewisse Anzal inen bestimpt und erloupt, und wo si gefolget, inen dieselbigen ouch an gewüssen Orten zum Schutz (Schuß) zeweg gestellt, wann aber si darüber gefaren, si schwärlich geschediget und etwa über die Felsen herabgeworfen, welichs dann ouch etwan den jungen frechen Sennen widerfaren, wann si innen etwas verbotten, si aber irer kleinen Gstalt halb si veracht und solches nüt geschetzt. Ich hab selbs in minen jungen Tagen einen alten Herrn, Heinr. Omlin genampt, so bi Leben Landammann ze Underwalden und in sinen jungen Tagen ein vernampter Jeger gewesen, erzälen hören, daß im solches von einem Herdmännlin, da er uff ein Zitt im Gepirg daselbs den Gembsen nachgangen, ouch begegnet, welichs, als es ine dessen gestrafft, er aber ime verechtlich zugesprochen und siner Kleine halb siner nüt geacht, ine, der doch ein starker Mann gewesen, erwüscht und über einen Felsen herabgeworffen, alda er etliche Stund halb tod gelegen. Si sollent auch etwann den jungen Kindern nachgestellt und auch etwan dieselbigen verstolen haben.

1595 d. 20. Tag Juli erzält Balth. Buchelin von Malters, ein frommer, warhaffter Mann, mir und andern Erenpersonen, daß noch bi unseren Zitten in der Höhe des Pilatus dergliche Herdmännlin gesehen worden, etwan unversehenlich und bald daruf verschwunden. Jr Gestalt sie gewesen wie ein alter wißgrauer Mann mit langem Har und Bart, doch gar kurz und klein angesehen als ein Knablin von sechs oder sieben Jaren. Etwan haben si sich sehen lassen in wißer Kleidung.

Im Jar 1592 hat es sich ergeben, daß Hans Bucher von Malters, ein frommer stiller Mann, der sich mit Jagen und Vischen in der Wildi am Pilatus vil geübt, an einem Ort genannt im Graben begeben und im Bach Rimlig zu den Fornen (Forellen) ze fischen angehept; sie in solichem unversehenlich bi heiterem Tag ime ein solch Herdmännlin hinderwerz uff den Hals gerittlingen gesprungen, ine vor nider in den Bach getruckt mit sölicher Krafft, daß er sich gar nahem sines Lebens verwegen, und also angeredt mit harten und zornigen Worten: du bist auch der Gsellen einer, so mir oftermalen mine Thierlin und Vich geplaget und zerströwen helfen; will derhalben dir jez ein Straff geben, und hab dir dis zum Wortzeichen. Du wirst mich und mine Thierlin fürhin an disem Ort nit mer beunruhigen. Und sie damit verschwunden. Als er heim kommen, aber schwach und übel zugericht, sie er an der einen sitten erlamet, also daß er sich der Wilde sidhar wol enthalten und des Huses goumen müßen. Sölichs habe er auch dem Herrn Pfarrherrn zu Luzern bi siner Gwüssen und höchsten Pflicht erzellt.

Was nun die Gestalt, Person und Handlung diser Herdmännlin belangt, wöllen wir den Theologen befelchen. Allein ist licht abzenemmen, daß solches keine natürliche Menschen, sondern Geister und (wie Etlich meinen

wöllen uß diser Geschopfde oder Geistern selbs eigner Bekenntnuß gegen etliche Menschen geoffenbaret) uß der Zal deren so mit Lucifero vom Himmel verstoßen synnt". (Aus Cysats Collectan. Lütolf S. 47 ff.)

b) Der Zwerge Reich und Schätze.

Nach den Volkssagen bilden die Zwerge Staaten mit Königen.

Im Norden hören wir über die Zwerg- und Alfenstaaten folgende Angaben:

(442.) Der Norweger stellt sich die Alfen vor als kleine nackte Bursche mit unaufgekrämptem Hute. Mit ihrem Hauche bringen sie den Menschen die Krankheit Alvgust; diese entsteht auch, wenn man an Stellen kommt, wo der Alf gespukt oder sein Wasser gelassen hat. Man nennt sie auch Unterirdische, weil sie unter gewissen Hügeln, Häusern, Bäumen wohnen. Sie haben Menschengestalt, aber blaue Farbe. Bisweilen entführen sie Menschen, die dann entweder nicht mehr oder doch wahnwitzig zurück kommen. Gewisse Bäume darf man nicht umhauen, um den Unwillen der Unterirdischen nicht zu reizen; Kirchen haben sie schon nach anderen Stellen versetzt, weil ihnen deren Nähe lästig war, und gewisse Häuser müssen auf ihrem Platze bleiben, weil sie es so wollen.

(443.) Nach den Isländern bilden die Alfen einen unterirdischen Staat genau wie der isländische oben, hierarchisch gegliedert, deren Statthalter vom Oberkönig in Norwegen zu gewissen Zeiten Befehle holt und ihm Berichte abstattet. Recht und Billigkeit herrschen unter ihnen. Obwohl mächtig an Zauberworten und Verwünschungen, schaden sie ungereizt den Menschen wenig, obwohl sie ihnen gerne ungetaufte Kinder rauben und die ihrigen (Unskiptingar) unterschieben. Hier wohnen sie in Felsen und Hügeln, selbst im Meere. Ihre Wohnungen sind nett, ihr Geschirr äußerst reinlich. Bisweilen laden sie Menschen ein; einige haben sich auch mit Schwestern und Töchtern, die eben so schön als feurig sind, verbunden und Kinder mit ihnen erzeugt; solche Ehen haben jedoch immer einen traurigen Ausgang. Ihre ergiebigen Heerden sind unsichtbar wie sie, außer, wo es ihnen gefällt, sich zu zeigen, da sie bei heiterer Luft gern hervorkommen, um sich zu sonnen. Zuweilen ziehen sie herum wie die Menschen, besonders in der Neujahrsnacht, wo Wahrsager und Zauberer an Kreuzwegen wachen, um die Vorüberziehenden zur Enthüllung der Zukunft zu bewegen. An einigen Orten ließ man Alles offen, zündete Licht an und deckte den Tisch, um sich ihnen gefällig zu zeigen.

Auf den Faröer heißen sie Hulde-Leute, sind wohlgewachsen, grau gekleidet, tragen einen schwarzen Hut auf dem Kopfe. Ihre fetten Kühe

und Schafe werden unsichtbar unter denen der Menschen; bisweilen, aber selten, gelingt es, ein Stück davon oder ihre Hunde gewahr zu werden. Sie lieben menschliche Weiber und Kinder, die sie vertauschen.

Der Bauer auf Seeland fürchtet die Elfen- oder Ellekönige und ihre Lust, Mädchen zu necken. Sie sind Spielleute ohne Gleichen. Das Elfenkönigstück kann erlernt werden, bringt aber Alles, Lebendes und Lebloses, zum Tanzen, was nicht aufhört, bis man das Lied genau rückwärts spielt oder Jemand die Saiten von hinten zerschneidet. Nur bei schönem Wetter werden sie sichtbar. Sie drücken die Menschen im Schlafe. (Rühs, die Edda. Berlin 1812. S. 12—16.)

Aus Britannien wird erzählt:

(444.) Herla war ein König bei den alten Briten. Eines Tages besuchte ihn ein anderer König, ein Zwerg, halb so groß als ein Mensch und auf einem Bocke reitend, wie Zwerg Laurin auf einer Ziege. Wie die Riesen doppelt so groß sind als die Menschen so die Zwerge halb so groß. Des Zwerges Gestalt beschreibt die Sage wie die des Pan, er war somit ein Schwarzelfe, sehr häßlich, mit feuerfarbenem Gesichte, ungestalt großem Kopfe, halb herabhängendem rothen Barte, die Brust mit scharlachrothem Mantel bedeckt, der Bauch rauh, die Füße bocksartig. König Herla befand sich allein und der Elfe kündete sich als Herr über viel Könige und Fürsten und ein unzählig unbegrenzt Volk, das ihn hergesandt, weil sein Ruhm vor allen Erdfürsten strahlte. Er lud sich als Gast an seine Hochzeit, da noch heute ihm der Frankenkönig seine Tochter antragen werde; ein Jahr später an demselben Tage möge Herla sein Hochzeitgast sein. Blitzschnell entschwand er hierauf aus Herlas Augen.

Die Gesandten erschienen, die Hochzeit wurde beschlossen, und als man sich zur Tafel setzte, ehe die erste Speise aufgetragen wurde, sah man den Zwergkönig mit vielen Schaaren seines Volkes kommen, alle Tische anfüllen und drinnen und draußen unter Zelten lagern. Von da aus bedienten sie die Tafel Herlas mit den ausgesuchtesten Speisen in lauter Geschirr von Gold und Stein, kein Silber noch Holz. Alles aus des Königs Küche war überflüssig und seine Diener konnten müßig dasitzen, da Niemand nach ihnen verlangte. Dann stellte der Zwerg dem Könige frei, zu wünschen, was ihm noch mangle, wiederholte seine Einladung, war im Nu, ohne eine Antwort abzuwarten, wieder unter seinem Zelte und mit dem ersten Hahnenschrei sammt seinem Volke verschwunden.

Nach Jahresfrist erschien er abermal und mahnte an die Verabredung. Herla folgte ihm in einen hohlen Berg. Nachdem er hier mit den Seinen im Dunkeln gewandelt, gelangte man in die hellen Wohnungen der Zwerge. Es war nicht Licht von Sonne oder Mond, sondern von Lampen und Alles voll Pracht und Reichthum. Als das Hochzeitsmahl beendet, wurde Herla reich

mit Pferden, Hunden und Falken beschenkt. Der Zwerg begleitete ihn bis in den dunkeln Gang und übergab ihm noch einen Schweißhund mit dem Bemerken (er wurde Einem im Gefolge auf's Roß gegeben), Keiner möge früher vom Pferde steigen, bis der Schweißhund herabspringen werde. Dann nahm er Abschied und kehrte zurück.

Als Herla an's Tageslicht gelangte, erblickte er einen alten Hirten, bei dem er sich nach der Königin erkundigte. Herr, erwiderte dieser, ich verstehe deine Sprache nicht recht, ich bin ein Sachse, du ein Brite. Auch habe ich von jener Königin blos erzählen gehört, sie sei vor alten Zeiten eines Königs Herla Gemalin gewesen, der mit einem Zwerg in diesem Felsen verschwunden und nie wieder auf Erden gesehen worden ist. Seit 200 Jahren herrschen die Sachsen in diesem Lande, nachdem sie die alten Bewohner vertrieben.

Dem Könige graute, da er glaubte, nur drei Tage fortgewesen zu sein. Kaum vermochte er sich auf seinem Rosse zu halten; einige seiner Gefährten aber, die uneingedenk der Warnung des Zwergkönigs von den ihren abgestiegen, zerfielen sogleich in Staub. Jetzt verbot Herla das Absteigen bei Todesstrafe, aber der Hund ist noch heute nicht herabgesprungen und Herla ist der Führer des Nachtheeres, Herla-King, Erlkönig (sogar verdorben zu Harlequin, Arlechino, wie zu König Karl), in Frankreich Helle quin, in Shakespeare's „lustigen Weibern von Windsor" der Jäger Herne, Anführer des Herle-thing, das rasend durch den Himmel fährt oder durch die Wolken. Man habe mit Gewalt Einzelne aus dem schweigsamen Heere, worin man solche, die man als todt wußte, als lebend sah, zum Reden bringen wollen, worauf sich dasselbe hoch in die Lüfte erhoben. Auch wollte man es in dem Flusse Wye in Herefordshire untergehen gesehen haben, worauf es sich nicht mehr blicken ließ. (Nach Walter Mapes, zu Heinrichs II. in England Zeit, Nugae Carialium. Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Philos. hist. Klasse, Bd. X. Jahrg. 1853, 7. Heft.)

Im Harz erzählt man sich:

(445.) Vor alten Zeiten hat sich in der Gegend um den Hübichenstein bei Grund der Gübich sehen lassen. Nämlich tief unter dem Hübichenstein da haben die Zwerge ihre Wohnung, und der Gübich ist ihr König. Er ist rauh von Haar wie ein Bär und hat ein sehr altes Gesicht. So hat er sich vor alten Zeiten den Leuten gezeigt. Wem er gut gewesen ist, dem hat er vielen Reichthum beschieert; aber wer ihn beleidigt oder sonst seinen Zorn erregt hat, dem hat er manches Ungemach zugefügt. Er hat auch alle heilsamen Kräuter auf dem Harze gekannt und Manchem dadurch zur Gesundheit verholfen; aber er hat es nie zugeben wollen, daß Jemand auf den Hübichenstein gestiegen ist.

Der Gübich ist eigentlich von kleiner Statur, kann sich aber auch sehr ausrecken. Früher hat er alle hundert Jahre einmal auf die Oberwelt kommen dürfen; jetzt darf er nicht mehr. (Harrys Volksf. Niedersachsens. II. S. 1.)

Im Voigtland geht die Mähr:

(446.) In der sogenannten großen Zwerghöhle bei Stublach, die mit der „kleinen Zwerghöhle“ bei der Milbitzer Ziegelei durch unterirdische Gänge verbunden ist, lebte vor vielen Jahren unter seinem Könige Corylis ein ganzes Volk von Zwergen. Nur zuweilen erschienen sie den Umwohnern, öfter sah man nur, daß sie Wäsche aufgehängt hatten. Sie verstanden nämlich sich unsichtbar zu machen. Corylis, der König, war sehr weise; man brauchte, um sich in allerlei Noth Raths bei ihm zu erholen, nur drei glatte Elsterkiesel rücklings über sich in die Höhle hineinzuwerfen und dreimal zu rufen: „Corylis, erscheine!“ dann erschien der König. So blieb es lange Zeit. Die Zwerge aber trugen dem Umwohnenden, besonders den Einwohnern der Stadt Gera, der Cubamühle &c., viele frischgebackene Brote fort, auch stahlen sie den Bäckern die Semmeln von den Fenstern weg und hatte man dies auch eine Zeitlang willig geschehen lassen, so wurde es, da es ihrer zu viele, endlich doch zur Last und man fürchtete, darüber am Ende selbst Noth leiden zu müssen. Es wurde deshalb — man meint nach dem dem Landesherrn gegebenen Rathe eines Pfaffen — Fenchel (Anis, Kümmel) in's Brot gebacken und alsbald erhob sich unter den Zwergen der Wehruf: „Fenchelbrot, unser Tod!“ Sie wurden krank davon und viele starben. Um jene Zeit nun befand sich unfern der großen Zwerghöhle bei Stublach der Fischer aus Langenberg, Wollmar mit Namen, mit seinem Kahne. Plötzlich sah er den König Corylis vor sich und hörte dessen Bitte, ihn und sein Volk über den Fluß zu setzen. Seinen Hut, wurde er bedeutet, möge er nur vorn auf den Kahn stellen, damit ein Jedes das Fährgeld hineinlegen könne. Jetzt hörte der Fischer ein lange anhaltendes leises Klappern und Klingen; gleich dem Klange hineingeworfener kleiner Münze, doch, obgleich sich der Kahn tiefer und tiefer senkte, von den Zwergen sah er keinen außer dem König Corylis. Als der Rand des Kahns nur noch zwei Finger breit über dem Wasser war, stieß der Fischer ab und jenseits bemerkte er, daß sich der Kahn eben so langsam wieder hob. Sein Hut aber war beinahe voll von kleinen Goldblechen (Zwergel- oder Pfengelgeld, Schwimmer, Silberlinge, Pfennige). Auf einen Augenblick ward er dabei auch der Zwerge gewahr, wie sie weiter zogen und er hatte mit Staunen ihre unzählige Menge gesehen. Nachher wußte lange Niemand, wie der Fischer auf einmal zum reichen Manne geworden, die Stelle aber, auf der einst die Zwerge bei ihrem Wegzuge sich ausbreiteten, verödete und ist unfruchtbar geblieben bis auf diesen Tag. (Eisel, Voigtl. S. 14.)

In den Alpen dagegen spielt folgende Sage:

(447.) Zwei alte Bauersleute lebten in bitterer Noth. Sie hatten einen Sohn, der aber zu jung war, ihnen zu helfen. Endlich konnte er ihr Elend nicht länger ansehen und bewog sie, ihm das Reisen zu erlauben, von woher er vielleicht reich heimkehren werde. Die Mutter packte weinend sein Ränzel, gab ihm eine Flasche Wein und ein Stück Brot und hieß ihn fromm bleiben

und keinen Nothleidenden ungetröstet lassen. Er ging und kam in einen grünen Wald, wo er unter einem Baume ein kleines Männlein sah, dessen unförmlichen Kopf eine kleine Goldkrone zierte. Das war der König der Fenesleute, der ihn anrief: „O gieb mir eine kleine Labung, guter Knabe, ich verschmachte fast vor Hunger und Durst!" Schon wollte der Bursche vorübereilen, da fiel ihm der Mutter letztes Wort ein und er reichte dem Feneskönige Wein und sein letztes Stücklein Brot. Als er gegessen hatte, bat er ihn, da er todtmüde sei, ihn an den Fenesberg zu tragen. Der Junge that es und der König verhieß, in vier Jahren solle er hier seinen Lohn finden.

Nach vier Jahren kehrte der Jüngling zurück, aber womöglich ärmer, als er fortgezogen war. Des Versprechens denkend, stand er an dem Felsen. Da that sich der Fels auf, der Feneskönig erschien, führte ihn in den Berg, wo die Fenesleute ihn trefflich bewirtheten, und gab ihm am Morgen sein Felleisen gefüllt zurück, mit dem Auftrage, es erst daheim zu öffnen. Abends kam der Bursche bei seinen Eltern an, öffnete das Felleisen begierig und sah lauter Eicheln drin. Aergerlich begann er sie in den Bach zu schütten, hielt aber inne, als sie dort im Mondscheine blinkten und flimmerten. Zu seiner großen Freude war Alles im Ranzen Goldstücke, und hatte er auch den größern Theil verschüttet, so blieb er vom Reste mit seinen Eltern reich genug. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.)

Bekannt ist in der Sage als König der Zwerge oder Elfen Alberich, französisch Auberon, Oberon. Andere Zwergkönige der deutschen Sage heißen Goldemar (Alberich's Bruder), Laurin (in den Rosengarten- und in Tirolersagen (Alpenburg S. 127), Nibelung und Schilbung (im Nibelungenlied neben Alberich) u. s. w. Sie entführen gerne schöne Menschen, besonders Königstöchter.

Eine häufigere und deutlichere, weil eben dankbarere Rolle, als das Reich der Zwerge, spielen deren Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen, welche in den Gebirgen in unermeßlicher Menge aufgehäuft sind. Als Besitzer derselben heißen im Alpenlande und in ganz Süddeutschland die Zwerge Venediger oder Finetier, auch Fenesleute (in Tirol Venediger-Mannlen), welche dort alljährlich (wie das Volk meint, aus Venedig) erscheinen, um Schätze zu graben und werthvolle Steine zu suchen. In der Volkssage kommt sehr oft die Ausdrucksweise vor: der Bauer werfe oft der Kuh einen Stein nach, welcher mehr werth ist als das beste Stück Vieh. Bisweilen haben die Venediger auch Frauen oder Mädchen bei sich, welche letzteren hier und da mit Menschen Liebesbünde anknüpfen. Ob der erwähnte

Name auf einer dunklen Erinnerung an den Gold- und Bernsteinhandel der Phöniker beruhe, oder ob er sich auf die alten Veneter beziehe, die in den Alpen wohl edle Metalle gesucht haben mögen, ist nicht mehr zu entscheiden. Eine Corruption des Wortes ist vielleicht der in Tirol und Graubünden (im alten Rhätien) übliche Zwergname „Fenken“, oder „Fanken“, wovon wohl der Name „Wildfang“ (Wild-Fenke) abgeleitet sein mag. Die Volkssage schildert die „Venediger“ als schlicht schwarz gekleidet, meistens zwerghaft, oft „nur eine Spanne lang“, bergwerks- und zauberkundig und mit „Bergspiegeln“ versehen, in welchen sie alle verborgenen Schätze entdecken, sowie mit Metallkugeln, welche in ihren Händen anzeigen, wo Gold liegt. Sie fliegen auch auf einem Tuch oder Mantel durch die Luft (Sterne!) Wem sie wohl wollen, dem schenken sie Gold, doch meist in versteckter Form, als Kohlen, Asche, Lehm u. s. w., was sich dann später in Gold verwandelt. Für Hilfe, die man ihnen leistet, versprechen sie (in der Schweiz) goldene Ketten, welche um einen Berg oder um eine Stadt herumgehen. Von welchen goldenen Ketten kann das gesagt werden, als von denen, welche die Sterne bilden? — Doch wird in ganz ähnlichen Sagen der Name der „Venediger“ oft weggelassen.

(448.) Da die Sterne in der Sage Gold sind, besitzen die Zwerge solches in Menge. Alles, was sie Jemanden schenken: Erde, Strohhalme, Laub, Kohlen, ist Gold oder Silber. Der Sagen hierüber sind unzählige. Auch im Kanton Luzern luden Bergmannli eine sehr arme Frau, die trostlos in den Alpen herumschweifte, in ihre schimmernden Höhlen, wo sie sie erfrischten und ihr beim Weggehen die Schürze voll Kohlen mitgaben, wozu sie achtsam Sorge tragen solle. Wie in allen Sagen, that sie das nicht, fand aber in dem einzigen kleben gebliebenen Stückchen reines Gold. Vergebens machte sie den Weg zurück; sie fand weder die weggeworfenen Kohlen, noch die Wohnung der reichen Zwerge. (P. Gall Morell i. J. 1833.)

(449.) In der Vilterser Alp, in der „schwarzen Ruus“ (Runse), an einem unzugänglichen Orte, fast am Wildsee, ist eine rothe Platte wie an die Wand hingelehnt, während am ganzen Berge keine ähnliche Steinart sich findet. Man hält sie für die Thüre zu einem Goldbrunnen und weiß von einem „fahrenden Schüler“, der dort alljährlich vom Goldwasser schöpfte.

In der Tscherlacher Alp, Gemeinde Wallenstad, erzählt man all das vom „Goldloche“ und einem Venediger mit dem erwähnten Spruche vom Steinewerfen nach den Kühen. (Bericht vom Graveur Gall) Dasselbe wird von den Venedigern im Bündnerlande erzählt.

(450.) Auch in Sargans, Wartau und Werdenberg kamen die Venediger auf die Berge und kannten dort die Stellen, wo „helles Gold aus den Felsen tropfte“. Sie sammelten auch goldhaltige Steine und das erwähnte Sprichwort ist auch hier bekannt. Ein lumpig gekleidetes „Venedigermännchen“ kam auf die Alp Martschül ob Buchs, stellte bei der „rothen Platte“ eine Kanne hin und ließ das Gold heraus tröpfeln. War einer reich genug, so kehrte er in einer Nacht wieder heim. Einer aus der Gegend fuhr einmal mit und konnte bei seiner Zurückkunft nicht genug sagen von Venedigs Pracht und Reichthum, wo „Straßen und Dächer mit Thalern besetzt“ seien. (Nikl. Senn.)

So kamen Venediger auf die Grabser Alp Naus, um bei den Felsen, „die weißen Frauen“ genannt, das in Tropfen herunterrinnende Gold aufzufassen. (Lehrer Jak. Vetsch in Grabs, 1864.)

(451.) Ein Venedigermannli erschien plötzlich ebenfalls ob Valens an den grauen Hörnern, wo es unter eine goldtropfende Quelle eine „Stitze“ unterstellte und das andere Jahr voll abholte. Als es das letzte Mal kam, hieß es Einen „ob dem Brudermatt“ bei Vadura, wo es einzukehren und zu übernachten pflegte, mitkommen. Es ging durch schroffe Wände auf, wo man sonst keinen Fuß absetzen konnte; das Mannli zeigte dem Pfäverser die Goldstelle, verbot ihm aber beim Weggehen das Zurückblicken. Der Mann fand das sonderbar und schaute zurück, konnte aber, trotz alles Suchens die Quelle nicht mehr auffinden. (Sebastian Hobi von Valens.)

(452.) Auch das schwizerische Wägithal hat seine Venediger, die man sich freilich, wie anderswo, ihren Namen mißverstehend, als Schwarzkünstler denkt, von Zeit zu Zeit aus Italien gekommen, in unseren Bergen Gold und Silber zu holen. Noch in neuerer Zeit (?) habe sich ein solcher durch einen jungen Wägithaler, Namens Oberli, früh Morgens auf den Fluhbrig führen lassen und ihn dann zurückgesandt, mit dem Geheiße, ihn Abends wieder abzuholen. So sei es einige Tage fortgegangen, dann der Venediger plötzlich verschwunden. Bald darauf habe sich Oberli in's päpstliche Militär anwerben lassen und sei, als er einst durch die Ewige Stadt schlenderte, aus einem schönen großen Hause mit Namen gerufen worden. Als der Schweizer überrascht aufblickte, habe ihm ein feingekleideter Herr gewinkt, einzutreten, was Oberli auch that. Oben fragte ihn der Herr, ob er ihn nicht mehr kenne. Als der das verneinte, obwohl ihm das Gesicht bekannt vorkomme, begab sich der Römer in eine Kammer und erschien dann in seiner Bergmannskleidung. Jetzt erkannte Oberli den Mann vom Fluhbrig, der ihm, unter Auferlegen Stillschweigens, eine bedeutende Geldsumme übergab, da er durch seine Beihilfe reich geworden sei. Oberli kaufte sich los und erwarb daheim ein schönes Heimwesen. Später sei das Geschlecht wieder arm geworden, weil man nicht reinen Mund hielt. (Schwizer Zeitung vom 13. Juni 1863, Feuill.)

(453.) Der Sohn eines Freiherrn von Sax gerieth einst auf der Jagd

in eine unbekannte Höhle. Einem fernen Lichte folgend, schritt er darin fort und gelangte an eine halb offene Thüre, aus welcher heller Glanz brach und lautes reines Klingeln scholl. Als er den Kopf hineinsteckte, blendete ihn der Anblick von lauter Gold und Edelgestein. Am Boden aber bewegten sich, Ameisen gleich, winzige Zwerge in feurigen Gewändern, mit Bärten, Gesicht und Hände schwarz. Die meißelten Goldstücke von den Wänden, warfen diese klingend in Körbe und stürzten diese, wenn sie voll waren, in ein großes rothglühendes Becken in Mitte des Bodens, wo es sogleich schmolz und dann durch eine Menge Rinnen in die Felsen floß. Unglücklicherweise mußte der Junker niesen, da flogen die Kleinen von ihrer Arbeit auf, schossen wie Blitze durcheinander und verschwanden, während ein Donnerschlag erfolgte und der Junker, wie von einem Wirbelwind ergriffen, in ein Wasser geschleudert, und ob sich ein Licht erblickend, in die Höhe gezogen wurde, wo er sich im Schlosse befand, von der Burgmagd im Eimer des Brunnens heraufgepumpt. (Reithard.)

(454.) Bei Alverdissen liegt ein kleiner Busch, ehemals die Helle, jetzt der Küsterbusch geheißen, wo sich vor alters unter einem Steine Zwerge aufhielten. Nun hatte einmal ein Mann von Alverdissen eine Schuld von 200 Thalern zu bezahlen, und wußte nicht, woher sie nehmen. In seinem Kummer ging er hinaus und kam auch an die Helle, wo auf einmal ein Zwerg vor ihm stand, der ihn um seine Traurigkeit fragte. Als er die Ursache vernommen, hieß er ihn mit ihm kommen, und führte ihn zum Steine, wo er verschwand, aber gleich wieder erschien, die 200 Thaler brachte, und sagte: „die will ich Dir borgen; aber heute über's Jahr, genau um dieselbe Stunde, muß ich sie wieder haben. Da komm und rufe „Anton!" so werde ich sie Dir abnehmen." Der Mann dankte freundlich und war nach Jahresfrist pünktlich mit seinem Gelde da. Aber auf seinen Ruf erschien nach einer Weile ein anderer Zwerg und sagte ihm, Anton sei todt, er solle das Geld nur ruhig behalten. (Kuhn.)

(455.) Vor Zeiten war ganz Rügen voll „Unterirdischer", die in Hügeln, Hünengräben und Uferabhängen wohnten. Es gab ihrer vier Arten, grise (graue), den Menschen am feindlichsten, schwarze, fast ebenso, beide den Mädchen nachstellend, Säuglinge raubend und manchen Streich übend, dann grüne und weiße, letztere fromm und mild. Jede Art hatte ihren König und abgesonderte Wohnstätte. Solche bestellten einst bei einem Bauer eine Fuhr Getreide, die er an den Dubberworth, ein Hünengrab, bringen mußte, welches, als er anfuhr, weit offen stand. Er fuhr hinein und weit in den Berg, wo man ablud und so viel Gold hinten auf den Wagen packte, als die Pferde ziehen mochten; doch sollte er sich nicht umsehen, bis er außer dem Berge sei. Den Bauer dünkte jedoch der Weg so lang, daß er, als er mit den Pferden unter blauem Himmel war, sich nicht länger hielt; aber kaum schaute er nach dem Golde, so schloß sich der Berg vor seinen Augen, er und

der Vorderwagen war draußen, der Hinterwagen aber mit dem Golde im Dubberworth. (Wolfs Zeitsch. f. d. Mythologie II. Bd. S. 142. 143.)

(456.) Unsere Erdleutchen leben auch an flachen Ufern der Nord- und Ostsee, kleine Wesen unter der Erde, meist in alten Grabhügeln (Hünenbetten) wohnend, in Holstein genannt Dwarken (Zwerge) oder Unnerersken (Unterirdische), auf Silt Oennererskken, auf Föhr und Amrum Oennerbänkissen. Man kennt sie dort seit den Tagen, wo man noch kein Bier braute.

Eine noch lebende Frau hörte von ihrem Großvater, er habe, auf seinem Acker pflügend, wo ein Hünengrab war, gesehen, wie ein unterirdisches Weiblein in einem weißen Hemdchen gekommen sei, ihr Wasser zu lassen, die aber, als sie ihn erblickte, schnell davon gelaufen sei.

Wo eine Hochzeit war, saßen die Unsichtbaren mit zu Tische und auf der Seite, wo sie saßen, wurde nochmal so viel verzehrt, als auf der andern.

Der Schafhirte von Hoersted habe oft mit ihnen getanzt; sie hatten dann goldene Ketten um sich und nöthigten ihn oft, in ihre Wohnungen zu kommen. Auf den nahen Büschen hatten sie zu Zeiten viel Leinenzeug ausgebreitet, auch viele goldene Gefäße zum Sonnen daran aufgehängt.

Wenn ein Kind fällt, so heißt es, die Unterirdischen haben es bei den Füßen gezogen. (Müllenhof, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, Kiel. 1846.)

(457.) Im Jahre 1694 war ein Fuhrmann mit einem Wagen Wein aus Tirol auf dem Wege nach Hallein, Willens, ihn dort zu verhandeln. Als er neben St. Leonhart bei der Almbrücke zu Niederalm, nächst am Untersberge hinfuhr, kam ein Bergmännchen aus dem Berge hervor und bat ihn, mit ihm zu kommen, er werde mehr lösen als in Hallein. Als der Fuhrmann Schwierigkeiten machte, weil der Wein bestellt sei, fiel das Männchen plötzlich auf die Mähne der Pferde und rief: „Fuhrmann, weil Du nicht mit willst, so sollst Du nicht wissen, wo Du bist noch wo aus Du zu fahren hast.“ Der Mann, in Angst, entschloß sich nachzugeben, folgte dem Männchen und dies führte die Pferde beim Zaume dem Wunderberge zu. Der Fuhrmann fiel in Schlaf und sah erwachend ein herrlich und glänzend Schloß vor sich, in welches mehrere Zugbrücken führten. Aus allen Fenstern schauten Bergmännchen, andere kamen herunter, vorn dran der Kellermeister mit vielen Schlüsseln, der Bart bis über den Bauch und die Haare bis in die Mitte des Leibes reichend. Der hieß den Fuhrmann willkommen und ermuthigte den Furchtsamen. Die Pferde wurden ausgespannt und in den Stall geführt, der Fuhrmann mit Essen und Trinken bewirthet und dann im Schlosse von Saal zu Saal geführt, einer köstlicher als der andere, in einem lauter Panzer und Waffen, reich gearbeitet. Im Keller waren eine Unzahl Weinfässer und daneben ein Gewölbe, worin ein Bergmännchen dem Fuhrmann 180 Dutzend Dukaten aufzählte. Dann wurde wieder angespannt, das eine blinde Pferd mit einem rothen und

blauen Steine, den man ihm schenkte, geheilt und er dann aus dem Schlosse eine Strecke Weges begleitet, ohne daß er merkte, wo er aus dem Berge gekommen war. Sein Geld nahm bis an seinen Tod nie ab und es ging ihm in Allem wohl. (Volksbüchlein vom Untersberge.)

(458.) In einem Jurathale lebte ein wohlhabender Müller mit einem kleinen Sohne und einer unheilbar kranken Frau. Er war aber habgierig und hart. In derselben Gegend lebten viele Zwerglein in den Bergen, die mit den Thalleuten vielen Verkehr hatten und gut mit ihnen standen. Zur Zeit einer Theuerung kam einst ein Zwergmännchen vor die Thalmühle und begehrte ein wenig Mehl, der Müller aber fuhr es barsch an und schlug seine Bitte ab. Das jammerte den Knaben, seinen Sohn, er schlich zum wohlgefüllten Mehlkasten, füllte des Männchens Säcklein mit dem feinsten Semmelmehl und steckte es demselben geheim durch die Gartenhecke zu.

Als kommendes Frühjahr der Knabe des Vaters Heerde zur Weide trieb begegnete ihm der Zwerg, dem er das Mehl gegeben, und lud ihn zu einem Feste der Zwerge. Der Knabe ging mit. Ein hohler Baum war der Eingang zum hohlen Steine. Je weiter sie drin kamen, desto geräumiger und schöner wurde es dort. Zuletzt gelangten sie auf ein schönes, ebenes Feld, besetzt mit einer Menge Fruchtbäume, und hier waren alle Zwerge der Umgegend zu Spiel und Schmause versammelt. Der Zwerg, der mit dem Knaben gekommen war, lud ihn zum Essen und sie belustigten sich eine geraume Zeit. Nach und nach verschwanden die Erdleutchen, bis der Knabe und der Kleine sich allein fanden. Letzterer nahm jetzt von einem der Bäume einen herrlichen Apfel. Der ist für Deine kranke Mutter, sprach er, sie soll ihn alsobald essen. Darauf pflückte er von einem andern Baume eine Nuß. Die gehört Deinem Vater, sagte er, denn es war ja doch sein Mehl, das Du mir damals schenktest, als ich Noth litt. Zuletzt löste er eine Perlenschnur von seinem Halse, reichte sie ihm und sagte: Hier ist ein kleines Andenken an das Zwerglein für Dich, dem Du in der Bedrängniß beisprangest. Wenn Du aber wieder an's Tageslicht kommst, fügte er bei, so lege Dich nieder und ruhe aus, denn Du hast eine größere Reise gemacht, als Du denken magst.

Wirklich fühlte der Knabe, als er aus dem hohlen Baume hervortrat, eine große Müdigkeit in allen Gliedern, so daß er sich auf den Rasen legte und ziemlich lange schlief. Daheim fand er seine Eltern in großer Angst um ihn, denn er war sieben volle Tage ausgeblieben und die Heerde ohne ihn heimgekehrt. Jetzt theilte er des Erdmännchens Geschenke aus. Die Mutter wurde durch den Apfel vollkommen geheilt, und als der Müller die Nuß öffnete, fielen, statt der Kerne, kostbare Diamanten heraus. (Joh. Frei in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Münchenbuchsee i. J. 1850.)

(459.) In der St. Gallischen Gemeinde Waldkirch, zwischen Schnoppis und Vögeliberg (Buchholz), stand vor alter Zeit ein Schloß, jetzt nur noch in

Ueberresten, Wällen, Mauern, Höhlungen. Es heißt, es habe durch unterirdische Gänge mit Ramswag in Verbindung gestanden und sei von reichen Zwergmännchen bewohnt gewesen. Diese haben gegen 100 Jahre hindurch den Bauern von Schuoppis, Koller genannt, wenn sie in der Nähe ackerten, Vor- und Nachmittage Kuchen u. a.[1] gebracht, und zwar auf silbernen Tellern, auch das Besteck schwer Silber. Die Zwerge sprachen nie, sondern legten die Speisen, wenn die Bauern gegen Schuoppis zufuhren, einfach auf die „Furrenen", und holten später das Geschirr wieder ab. Sie seien von der Größe eines fünfjährigen Kindes gewesen und sehr zahlreich. Zu leide thaten sie Niemanden etwas.

Einmal entschlossen sich die Bauern die auf den Acker gebrachten Teller, Löffel und Gabeln wegzunehmen, worauf die Kleinen weder je mehr was brachten noch sich auf Schuoppis mehr sehen ließen. Im Buchholz sah man sie nach etwas Zeit, aber dann auch nicht mehr. (J. A. Eigenmann.)

(460.) In demselben Waldkirch, heißt es, haben die Zwerge nach ihrem Verschwinden ihren Schatz dadurch kundgegeben, daß sie ihn im Buchholze im Freien sonneten, aber nur in der Gestalt glänzender, buntfarbiger Glas- und Porzellanscherben. Gewann man diese, so waren sie Gold. Einst gingen zwei Männer in die dortige Ruine und erblickten Haufen Geldes. Eine unsichtbare Stimme erlaubte ihnen so viel mitzunehmen, als Jeder forttragen möge; aber sie dürfen weder ein Wort reden, noch einander dabei helfen. Die Männer füllten zwei Säcke voll, und als der Eine den seinigen nicht zu heben vermochte, winkte er dem Andern, worauf sogleich Alles zu Scherben wurde, die sie nun unbedacht wegwarfen. Das Schatzsonnen will man noch in der neuesten Zeit bemerkt haben, jedoch nur, wenn Personen vorbeigingen, denen der Sachverhalt unbekannt war, die dann von den Massen glänzender Scherben erzählten. Kehrten solche zurück, so war nie mehr was zu sehen. (J. A. Eigenmann.)

c) Der Zwerge Zauber und Rache.

Die Zwerge sind als überirdische Wesen zauberkundig. Außer der bereits erwähnten Gabe, sich unsichtbar zu machen, haben sie auch diejenige, sich zu verwandeln in was sie wollen. Sie erscheinen nach Belieben als Katzen, Hunde, Böcke (bisweilen auch in jeder beliebigen Gestalt, immer mit Ziegenfüßen), Ochsen, Dachse ꝛc., fliegen als Vögel davon, lassen Lebensmittel, die sie den Leuten geben, z. B. Käse, je nach dem Verhalten derselben, unaufzehrbar bleiben oder aber ausgehen, lassen Häuser verschwinden u. s. w. Sie verfügen über das

Wetter, wozu sie namentlich ihre Liebe zur Musik verwenden. Mit Schellen, Geigen, Trommeln, Pfeifen, sogar mit Jauchzen, aber auch mit Kindergeschrei, das sie hören lassen, verursachen sie Eintritt von Regen, Schnee u. s. w., oder ein gutes Weinjahr u. dgl. In Tirol können die Eismandel (auch Ferner-Norken oder Kösmandl) außerdem noch die Gletscher vor- und rückwärts schieben, Eisbrücken bauen, Wolken und Nebel wegblasen, Menschen und Vieh aus Klüften, in die sie gefallen, heraufholen, wie sie auch auf der verlassenen Alm den Winter in gespenstiger Weise zubringen. So vermögen die Zwerge auch das Heu der Leute, welchen sie gut sind, mit wunderbarer Schnelligkeit in die Scheune zu bringen, gehen auf Schwimmschuhen trockenen Fußes über das Wasser, wie auch in Island die Wasser-Zwerge (vatnsskratti), lassen beliebige todte Gegenstände sich bewegen, melken Milch aus in die Wand gesteckten Messern oder Pflöcken, — reiten auf Drachen und entfernen solche dadurch aus dem Lande u. s. w. Auch sind sie heilkundig und wissen allein die besten Mittel gegen Pest und Seuchen.

Aber wehe Dem, der sie beleidigt oder auch nur ihren Willen nicht thut. Ihre Rache ist unerbittlich. Wer ihre Geheimnisse ausplaudert, verliert den Verstand oder die ihm von ihnen geschenkten Gaben. Wer sie bestiehlt oder betrügt, dem geht alles das Seinige zu Grunde.

Sie bestrafen aber auch jede Verletzung der Menschenpflichten. Treulose in der Liebe verderben sie unnachsichtlich. Lieben sie jedoch einen Menschen, so wissen sie ihre Nebenbuhler in tödtlicher Eifersucht unschädlich zu machen. Es kommt sogar vor, daß sich eine künstliche Puppe in einen lebenden Zwerg verwandelt, um das frevelhafte Spiel mit der menschlichen Gestalt zu bestrafen.

(461a.) In der Alp Laasa bei der Ragazer Hütte spielte ein in jener Gegend vielbekannter Geist Nachts auf dem Stofel seine Geige. Ein Malstrilserberger unter den Alpknechten forderte leichtsinnig einen Tanz. Der Geiger that's und die Sennen tanzten so nach Herzenslust, daß sie das Beten des Rosenkranzes und den üblichen Alpruf (das dreimalige Ave Maria und andere Schutzrüfe) vergaßen. Aber am andern Morgen war der Malstrilser, der die Veranlassung gewesen, lahm und blieb es. (Sebastian Hobi von Valens, der den Mann noch gekannt.)

(461b.) Der im Sarganser Lande bekannte, von seinem, damals seltenen Kapuzinerbarte „Bartli Peter" benannte Peter Schwarz, den der Sammler dieser Sagen als Knabe noch kannte, hat denselben Geist, bald geigend, bald die Feldpfeife blasend, häufig gehört. Als er einst mit Anderen aus Laasa Bauholz hinauf bis Stofel und Valgrausa zu schaffen hatte, vernahmen sie Nachts die unheimliche Feldpfeife deutlich. Die Anderen, denen die Sache neu war, wollten auf den Pfeifer zugehen; der Peter aber hielt sie, wie Odysseus seine Genossen, bei den Sirenen, mit Gewalt zurück und sagte: Nähert euch dem da nicht, der wird noch manches Jahr hier pfeifen und geigen! (Sebastian Hobi von Valens, des Peter guter Bekannter.)

(462.) Beim Dorfe Wildhaus in Toggenburg wohnt im Gebirge zwischen dem Käserruk und dem Gamserruk in der steinreichen Hinterrisi, einem sogenannten Obersäß, das „Hinterrisi-Mandli" und erscheint, so oft das Wetter abfallen will, Nachts schreiend, im Scharlachkittel und mit großem Lamphute (wie Wuotan!) und spielt auf einer Geige. (Illustr. Schweiz. Kal. auf 1851, S. 153. Mündlich in Unterwasser bei Alt-St. Johann.)

(463.) In der Wesener Alp Oberbüz war vor vielen Jahren in einer Tanne ein Geist, welcher jedesmal, wenn schlechtes Wetter eintreten wollte, jauchzte. Beim Baue eines Hauses wurde die Tanne gehauen und zu einem Balken verwendet. Der Geist aber entfernte sich deshalb keineswegs aus dem Holze, sondern erhob zuweilen ein solches Geschrei und verursachte ein solches Krachen und Donnern im Hause, daß man genöthigt war, den Balken herauszunehmen.

Jetzt befindet sich der Geist, nach Aussage der Sennen, wieder in Oberbüz und kommt beim Hereinbrechen schlechten Wetters in die Sennhütte. Hier nimmt er die Viehglocken und läutet aus allen Kräften, geräth wohl auch hinter die Schweine, jagt sie zur Hütte hinaus und beginnt überhaupt ein eigentliches Wüthen. Die Sennen müssen sich hierbei ruhig verhalten, und will einer nachsehen oder dem Unholde zuwider thun, so ist er sicher, am nächsten Morgen einen geschwollenen Kopf zu haben.

(464.) Als sich im August 1837 die Gewitterwolken an der Honeck zu einem ungeheuern Gebirge zusammenballten und das Unwetter losbrach, wollen Einige den seit 1764 in den Berg gebannten Emmen-Zwerg in dem Feuermeer herumspringen und sich abmühen gesehen haben, das Gewitter über den Berg nach Süden zu treiben. All sein Abarbeiten scheiterte an der Wucht der Elemente, vor der er zu Boden stürzte. Als die Fluth in's Thal heraustobte, sah man den Zwerg auf der ersten Tanne, wie auf einem Pferde sitzen, und wie sie sich drehte, immer schrittlings oben, und dem Ocean zusteuernd. So oft sich nun Gewitter zusammenziehen, besorgt man, er kehre wieder und lasse abermal Wasser und Schutt alles verheeren. Manche sahen ihn auf einer Wolke seinem ehemaligen Verbannungsorte zusteuern, dann brachen jedesmal

Ungewitter los. (Eggiwil und Röthenbach. Joh. Dubach in Zuberbühlers Sammlung 1850.)

(465.) Zur Zeit als die Pest unter dem Namen „der schwarze Tod" in Graubünden grassirte und unzählige Opfer forderte, so daß ganze Höfe ausstarben und in vielen Gemeinden man keinen Platz auf den Friedhöfen hatte, um die Todten zu begraben, machte man die Entdeckung, daß gar keine wilden Männlein und Weiblein an dieser furchtbaren Krankheit starben, und kam daher auf den richtigen Schluß, daß dieselben Geheimmittel dagegen besitzen. Aber Niemand konnte dieselben erfahren, denn sie wollten es durchaus nicht sagen. Da fiel einem Manne eine List ein. Ein wildes Männlein, welchem man für Hirtendienste, die es leistete, öfters Nahrung auf einen Stein legte, mußte das Geheimniß ausplaudern. Jener Mann füllte ein Loch, das im Stein war, mit Wein an. Als nun das wilde Männlein zu dem Stein kam und den Wein sah, sagte er zu sich selbst: „Nein, nein, so dumm bist du nicht, daß du vom Wein trinkst, sonst wirst du berauscht und dann schwatzest du dieses oder jenes aus." Die Lust zu trinken funkelte ihm aber aus den Augen. Jener Mann nämlich hatte sich in der Nähe versteckt und schaute dem wilden Männlein zu und mußte sich halb zu todt lachen über die Geberden, die das Männlein machte. Es lag auf den Knieen vor dem Weine und bückte sich mehrere Male mit dem Näschen bis über den Wein, um wenigstens den Geruch des duftenden Veltliners zu kosten, hob dann den Kopf wieder und winkte mit dem Zeigefinger und sprach: „Nein, nein, du überkust mi nit!" Endlich einmal, als es sich ganz nahe über den Wein gebeugt hatte, blieb ein Tröpfchen Wein am Schnäuzchen hangen; dieses Tröpfchen leckte es mit der Zunge ab, halb bewußt, halb unbewußt, da stieg die Begierde und es sagte zu sich selbst: „Ei, nur mit einem Finger tunken darfst du schon!" Gesagt, gethan, es leckte den Finger wohl hundertmal ab, wurde dabei immer lustiger und endlich fing es an, allerlei dummes und gescheidtes Zeug vor sich hin zu schwatzen. Da trat dann der Mann aus dem Versteck hervor und fragte das Männlein, was gut sei gegen die Pestkrankheit. „Ich weiß es wohl — sagte das Männlein — Eberwürza und Bibernella, aber das säg i Dir no lang nit!" Der Mann war über den Fund so erfreut, daß er es vergaß, noch nach Mehrerem zu fragen, was ihm das wilde Männlein in diesem Zustande gewiß mitgetheilt hätte. Er eilte nach Hause, machte das Mittel bekannt und siehe, hierauf starben keine Menschen mehr an der Pest. (Vergl. Sage Nr. 420; die Fanken fallen hierin ganz mit den Zwergen zusammen.) Bei dem großen Sterben in Sevelen und am Berge erscholl der Ruf aus den Lüften:

Essend Knoblauch und Bibernelle,*)
so sterbend ihr nit so schnelle.

Man gehorchte und die Seuche hörte auf. (Nikl. Senn.)

*) Pimpinella, Tormentilla erecta.

In Schwiz ruft eine Stimme 1612 aus den Lüften herab: Esset Strenzen (Oster-Enzen, gentiana) und Bibernellen, auf daß ihr nicht Alle umkommet. (Lütolf.) So die „wilden Mannen" am Pilatus lautstimmig: „esset schwarze Astrenzen und Bibernellen!" (Lütolf.)

So rief im Dorfe Eschau im Spessart zur Pestzeit ein fremder Vogel von einem Baume herab:

Eßt Bibernell,
so sterbt ihr nicht so schnell.

(Herrlein, die Sagen des Spessarts.)

(466.) In das Dorf Glaß, eine Stunde von Untersberg und von Salzburg, kam gegen Abend eines der Bergmännlein aus jenem Berge zu einer Hochzeit. Es sah erst theilnehmend zu, verlangte dann auch mitzutanzen und that es gar zierlich zu Aller Freude. Dann schenkte es jeder der Brautpersonen drei Goldstücke von einer unbekannten Münze und hieß sie, dieselben zu ihrem Gelde zu legen, worauf sie, wenn sie in Eintracht und Tugend leben, nie in Mangel kommen werden. Als es Nacht wurde, begehrte es Jemanden, der es über die Salzach gegen den Berg überschiffe. Ein anwesender Schiffer übernahm das. Während des Ueberfahrens verlangte er den Lohn. Auch er erhielt drei Pfennige, die er verschmähte, worauf das Männlein ihm den gleichen Erfolg verkündete wie den Brautleuten und ihm außerdem ein kleines Steinchen gab, welches, an den Hals gehängt, machen werde, daß er im Wasser nie umkomme. (Volksbüchlein vom Untersberge.)

(467.) Hinter dem Schlosse in Laupen liegt im Gehölze eine Matte, das Ried. Einst, erzählt man, als im „Heuet" einige Mäder wacker daran waren, das dichte Gras abzumähen, sagte einer von ihnen: „Mir ist gerade als röche ich einen Pflaumenkuchen. Hätt' ich nur!" Und wie sie bis an's Ende der Matte durchgemäht und wieder zurückkehrten, um neu von vorne anzufangen, sei unter einer Haselstaude wirklich ein tüchtiger Pflaumenkuchen gelegen und dazu noch ein hübsches Messerlein, ihn zu zerschneiden. Froh machten sich die Mäder an den Fund und verzehrten ihn mit köstlichem Appetit. Das Messerlein ließen sie liegen, und machten sich wieder frisch an ihre Arbeit, die nun viel leichter ging.

Das habe sich nun manchmal wiederholt, bis einst einer aus ihnen muthwillig das Messerlein zu sich steckte. Von der Zeit an sei nie wieder eine Gabe zum Vorscheine gekommen. Das Volk schrieb diese einem gegen die Leute sehr gutthätigen „Holzmütterli" zu, welches die Unart und Undankbarkeit des Arbeiters auf diese Weise gestraft habe. (Jak. Schlup in Zuberbühlers handschriftl. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1851.)

(468.) Im Kanton Bern forderten die Zwerge einst im Herbste von einem Sennen sein ganzes Sennthum ab. Er überließ es ihnen und sie führten die Kühe von dannen, mit der Mahnung, so lange sie sie haben, keiner

einen Namen zu geben. Als er im Frühling auf die Alp kam, sah er die Zwerge mit dem Viehe die Fluh entlang kommen. Er konnte sich nicht enthalten, auszurufen: Hoho, der Gäbel ist ämel alla zweg. Kaum gesagt, fiel die Kuh, die er genannt, die Fluh hinab. Die anderen waren schöner und fetter und hinterher brachten die Zwerge den im Winter gemachten Käse. (Chr. Wälti.)

(469.) Auf der Hochkaser-Alm war ein Aelpler, ein gewaltiger Robbler, aber eben so gewaltiger Prahlhans, dessen Hut immer voll Trutzfedern steckte. Einmal brüstete er sich gegen andere Senner: „I fürcht mi vorm Teufl nit, und au nit vor dem Norggl auf der Gerlasplatten!"

Folgende Nacht träumte ihm, er stehe auf der Alm und höre von weitem einen Trutzjodler. Er wachte daran auf, und richtig in der Ferne erscholl ein solcher hell und herausfordernd. Gleich sprang er von seiner Lagerstatt, sperrte die Thüre auf und „losete" in die Nacht hinaus. Da scholl der Trutzgesang wieder, aber viel näher, und er hörte deutlich die herausfordernden Worte: „Du bist jo koa Kerl! Du hast jo koa Schneid! Kimm Du zu mir aufi, so wirf i Di weit!" Darauf durfte die Antwort nicht fehlen, und sie tönte auch alsbald hell durch die Nachtstille: „Den möcht i sehen, der mir's derthuat dem muaß glei rinnen vom Schädel das Bluat!"

Drei Augenblicke später rangen die Robbler heftig und schweigend im tiefen Dunkel mit einander. Lange schien der Sieg zu schwanken und keiner warf den andern, bis sie an den Waldsaum gelangten, wo der Zwerg den Aelpler so zurichtete, daß er liegen blieb und kein Glied mehr regen konnte Sein Kühbub fand ihn blutig, mußte ihn mühsam nach der Hütte schleppen und er erholte sich langsam. Von da an aber sagte er nie mehr vom Gerlas-Manndl, prahlte auch nie mehr, legte die Spielhahnfeder ab und hing die Robbelei für immer an den Nagel. (Alpenburg, S. 113—114.)

(470.) Wenn in Tirol, erzählt man in Innsbruck, die Sennen die Alp verlassen, zieht das „Kasermannl" hin und nimmt von der Hütte Besitz für den Winter. *) Dann hört man deutlich in stillen Nächten Glockenläuten, Getrampel der aufziehenden Heerde und den hohlen heisern Ruf des gespenstischen Aelplers, von dem in allen Hütten Sagen bestehen.

Vor vielen, vielen Jahren schickte eine arme Witwe aus Hötting (in Ried) ihre zwei Kinder, einen Knaben und ein jüngeres Mädchen, um Holz noch spät im Herbst auf die Umbrüggler Alpe. Die Kinder vertändelten viel Zeit, dachten erst spät an ihre Aufgabe und machten, als jedes sein Bündel fertig hatte, in der leerstehenden Sennhütte ein Feuer, ihr mitgebrachtes Essen zu wärmen. Inzwischen war es draußen, ohne daß sie es merkten, dunkel geworden, ein grimmer Windstoß fuhr so über das Hüttendach, daß der Dachstuhl bebte, und als sie in's Freie traten, war es am Zuschneien und häufte sich

*) Wie das Nachtvolk (oben S. 204 ff.).

zusehend und konnte man nicht drei Schritte weit vor sich sehen. Nichtsdestoweniger wollten sie ihren Heimweg antreten, als ein eisgraues Männchen ihnen von der andern Seite der Hütte in gewöhnlicher Aelplertracht entgegen kam und gutmüthig sagte: „Mein — was wollt's denn jez z'Haus gehn bei dem Wetter und Schnee? Geht's Kinder, bleibt's bei mir in der Hütten! ich koch enk was Guats und erzähl enk Gschichten. Morgen in der Früh, wenn 's Wetter besser ist, könnt's nacher heim!" Die Rede weckte so Zutrauen, daß, obwohl das Mädchen von Mutters Angst redete, sie zu bleiben beschlossen, als er erwiderte: „Besser ihr kommt morgen z'Haus als gor nimmer!" Er nöthigte sie an's Feuer, holte aus einem versteckten Wandschranke Butter und Milch und feines Weizenmehl, kochte ihnen eine tüchtige Pfanne voll „Sennermus" und schaute vergnügt zu, wie die kleinen Gäste zugriffen und guter Dinge waren. Dann bereitete er ihnen in der Ecke ein Lager aus weichem Moose, auf dem sie müde bald die Augen schlossen.

Der Alte blieb am düster flackernden Feuer sitzen, sein Auge schien keinen Schlummer zu kennen; er schürte die Flamme, daß sie eine milde Wärme verbreitete, und sah oft nach den schlummernden Kleinen. Draußen wetterte es immer mehr und der Sturm rüttelte am Hüttendache, als wollte er die ganze Kaser mit sich in das Thal hinabreißen.

Die Kinder erwachten, als der Alte sie sanft mit dem Finger berührte und mit leiser, fast weinerlich klagender Stimme rief: „Wacht auf! es ist Morgen, jez könnt ihr heim!" Sie rieben sich die Augen und meinten, das sei doch ein langer, fester Schlaf gewesen. Das Männlein lächelte schalkhaft, bereitete ihnen wieder einen kräftigen Morgen-Imbiß und führte sie in's Freie. Wie staunten sie erst jetzt, als sie statt des Herbstes den schönsten Frühlingsmorgen vor sich sahen und die Waldvögel jubeln hörten.

„Nicht wohr, Kinderlen," sagte der Alte gutmüthig verschmitzt, „heut ist's anderst als gestern? So, jez geht's nur heim zur Mutter, grüßt mir sie schön und sagt's ihr, ihr hättet heut Nacht beim Kasermanndl gschlofen, sie soll euch aber 's nächste mal nit mehr so spät im Johr in den Berg schicken, sonst könnt enk wos possieren." Hierauf half er ihnen ihre Holzbündel aufnehmen und legte jedem ein frisches Butterweggerl in den Korb. In einer Stunde waren sie vor dem heimatlichen Hause, wo sie erschreckend ihre Mutter mit kummergebleichten Wangen erblickten, die vor Freude beinahe in Ohnmacht fiel und ihnen dann meldete, sie seien den ganzen langen Winter aus gewesen. Nun erzählten die Kinder, was ihnen begegnet sei, und die Wecken nahmen im Schranke kein Ende bis zum kommenden Jahrestage ihrer freundlichen Bewirthung.

In derselben Hütte saßen im folgenden Spätjahre drei andere Gäste, Wildschützen und Schwärzer, rohe, wüste Gesellen, ebenfalls verspätet, und sich am Feuer wärmend. Der Eine stopfte die Pfeife, der Andere wärmte den mitgebrachten Plenten, der Dritte schnitzelte zur Kurzweil aus einem Zirbel-

aſte eine Figur, die er „Kaſermannl" hieß und dem er ſpöttiſch von dem Plenten in den Mund ſtrich, worüber die Anderen lachten, nur der Jüngſte erklärte das als Verſchwendung der Gottesgabe.

Darüber war es Nacht geworden und legten ſich die Drei in die „Tſchutter" zur Ruhe. Kaum mochte eine Stunde vorbei ſein, als der Jüngſte erwachte. Das Feuer war am Erlöſchen, aber in ſeinem Scheine ſah er knapp an der Lagerſtätte das geſchnitzte Holzbild in Lebensgröße mit grimmigem, verzerrtem Geſichte, wo es fürchterlich rief: „Den Erſten find i, den Zweiten ſchind i, den Dritten ſchmeiß i über's Dach aus!" Hiermit griff die Figur in's Bett, gab dem erſchrockenen Jüngſten eine tüchtige Maulſchelle, zerkratzte dem Zweiten das ganze Geſicht jämmerlich, packte dann den an der Wand ſchnarchenden Dritten wie einen Ball und warf ihn draußen dreimal über's Hüttendach, wo er ſo abfiel, daß die Beiden ihn von der Alp tragen mußten. (Zingerle, Sagen aus Tirol. 1850. S. 85.)

(471a.) Im Zillerthale weiß man von drei Melkern, die in der Hütte im Thal Stiluppe einen rieſigen Kopf ſchnitten, ihm einen ſtrohernen Zopf anhingen, dann hierauf die Spottfigur „Heinzel" tauften und freſſen hießen. Auch hier kommt Mitternachts der Heinzel mit derſelben Drohung, wo aber Einer wirklich geſchunden, der Andere todtgeſchmiſſen und nur Einer, der nicht mit geneckt, geborgen wird. (Ebendaſ. S. 28.)

(471b.) In Flums erzählt man, es haben in einer Alp Senner einem Baumſtöckli übermüthig ihr übriges Mus umgeworfen oder angeſtrichen und es Heinzli genannt. Beim Abziehen mußte der Hauptſenn in der Hütte zurückbleiben und wurde dann „verrupft" (zerriſſen), zu weſſen Andenken jetzt ein Kruzifix dort hänge. (Rud. Stucki.)

(472a.) Dasſelbe erzählt man ſeit Altem aus der Horenvälli-Alp bei Göſchenen in Uri, wo übermüthige Sennen aus Lumpen („Blätzen") eine Puppe machten, ſie „Tunſchili" nannten, ihr Mus einſtrichen und den ganzen Sommer durch Gugelfuhr mit ihr trieben. Mit der Zeit aber fing das Tunſchili in der That an zu eſſen, und wenn man ihm nicht gab, zu fordern. Jetzt geriethen ſie in Schreck, das Spaßen hörte auf und ſie vertröſteten ſich auf den Herbſt und die Abfahrt. Allein wie dieſe anbrach, verlangte Tunſchili mit furchtbarem Ernſte, der Aergſte habe dazubleiben. Die Uebrigen konnten abziehen und erblickten zurückſchauend mit Entſetzen, wie das Unweſen die Haut des Unglücklichen auf dem Hüttendache zum Trocknen ausbreitete.

Noch lange machte es den Ort unruhevoll und berüchtigt. (Lütolf. S. 119.)

(472b.) Auf den Taminſer Alpen lebten vor Altem ein Senn, ein Zuſenn und ein Küher. Der Senn war ein junger, fröhlicher Burſche, aber zuweilen ausgelaſſen und ein frecher Spötter.

Einſt machte er eine weibliche Puppe, die er überall mitnahm, aus der Alp in die Großalp, und von da in's Hinter-Aelpli. Bei jedem Eſſen ſetzte

er sie auf einen Stuhl an den Tisch und gab ihr mit den Worten: „Se Schäzli, muost o ha" Milch, Nidel, Butter. Kamen aber Nothdürftige, die jagte er hart fort, oder reichte ihnen, wenn es gut ging, saure, schlechte Milch.

Noch am letzten Tage vor der Heimfahrt erschien ein Armer in der Hütte und bat um einen Trunk Milch. Er wies ihn barsch ab und hohnlachte, als derselbe erwiderte: Das vergelt' euch Gott!

Aber der böse Geist fuhr in die Puppe, und als sie abfahren wollten, begann sie zu sprechen und verlangte, Einer von ihnen müsse bei ihr bleiben. Man warf das Los; es traf den Senn. Nun warnte die Puppe die Zwei, zurückzuschauen, sie kehrten sich jedoch nicht daran, schauten sich um und sahen ihn in Stücke zerrissen, die Haut aber ausgebreitet auf dem Dache der Hütte (Rikl. Senn.) — In den zwei letzten Sagen ist zwar der rächende Zwerg weggelassen, aber die Puppe selbst ist dafür zum zwergigen Dämon geworden.

(473.) Der Zwerge und Hausgeisterkönig Goldemar, Volmar, der in einem Hause der Hardenberge an der Ruhr lebte, kam, als einst ein Neugieriger ihm Asche und Erbsen streute, ihn fallen zu machen, oder seine Füße zu erkunden, diesem beim Feueranmachen an den Hals, hieb ihn in Stücken, briet und kochte diese und trug sie in seine Kammer, wo man lange Freudenschreie beim Verzehren vernahm. Aber der Zwerg ließ sich nicht mehr blicken, schrieb jedoch über seiner Kammerthüre, das Haus solle unglücklich sein, bis drei Hardenberge auf einmal leben. (Grimm d. Myth.)

II. Die Hausgeister und Kobolde.

Die Kobolde, Klopf- oder Poltergeister unterscheiden sich in der Volkssage thatsächlich nur dadurch von den Zwergen und Alfen, daß sie sich in den Häusern (auch in den Bergwerken) aufhalten, und bald sichtbar, bald unsichtbar, den Menschen dort Dienste aller Art leisten, während die gewöhnlich als „Zwerge", „Bergmännchen", „Erdmännchen", „Elben" u. s. w. bezeichneten Mythenwesen in Freiheit leben. Ja die beiden Dämonengruppen sind so sehr Eines, daß wir des Zusammenhanges wegen unter die Koboldsagen mehrere die Berggeister betreffende mischen müssen. Weitere Bezeichnungen der Kobolde sind: Wichtelmännchen, Heinzelmännchen, Heimchen, Butzen, Nüpel, Pucke, Pugen, Nissen, Drollen, Poppelchen, Petermännchen, Eckerchen, Polter- und Rumpelgeister, Klopfer, Gütchen, Hütchen, Mummart, Mummel u. s. w. (Bezüglich der Etymologie verweisen wir auf Grimm.)

Die Gestalt der Kobolde, soweit sie sichtbar sind, ist dieselbe wie die der eigentlichen Zwerge; ihr Charakter hingegen ist, gegenüber dem ernsten, düstern, ja tragischen der Zwerge, ein heiterer, neckischer, boshafter. Der Kobold bläst Lichter aus, stößt faulen Mägden den Kübel um, dreht der besten Kuh den Hals um und spottet mit Hohngelächter, wie er bei lustigen Streichen unmäßig lacht oder kichert (koboldisches Gelächter). Dienstboten, die gut mit ihm stehen, setzen ihm von Speisen, eine Schale Grütze, ein Stück Kuchen, ein Glas Bier, oft nur am Festtage oder einmal wöchentlich bei Seite. An solchen Abenden hat er nicht gern, daß Lärmmachendes vorgenommen wird. Das hieß man in Norwegen „at holde qvelvart“, Abendruhe (Feierabend) halten. Wer ihn geneigt erhalten wollte, gab ihm gute Worte: „Kiäre granne, giör det“ (lieber Nachbar, thu das) und er antwortete in demselben Tone. Zuweilen soll er seine Vorliebe zum Hausherrn so weit getrieben haben, aus Anderer Scheunen oder Ställen Heu und Stroh zu bringen.

(474) In Schottland wohnten die Kobolde unter der Thürschwelle und hießen, ob von der Farbe des Kleides oder ihrer selbst, Browny. Sie sollen mager, zottig und wild ausgesehen haben. Nachts ruhten sie in der Küche am Feuerherd und sahen nicht gern, wenn sich die Hausfrau noch zu spät dort beschäftigte. Sir Gottfried Macculloch sah auf einem Spazierritte plötzlich an seiner Seite einen kleinen alten Mann im grünen Kleide auf einem Schimmel erscheinen, der nach gegenseitiger Begrüßung erzählte, er wohne unter Macculloch's Haus, müsse sich aber über einen neu angebrachten Kanal zur Abführung von Unreinlichkeit beschweren, der sich gerade über seinen Ehrensitz ergieße. Der Ritter versprach höflich Abhilfe. Viele Jahre nachher hatte Macculloch das Unglück, bei einem Streite einen benachbarten Edelmann zu tödten, gefangen und zum Tode verurtheilt zu werden. Das Schaffot war auf dem Schloßhügel in Edinburg errichtet; aber kaum hatte er den Unglücksort erreicht, als der Browny auf dem Schimmel mit Blitzesschnelle das Volksgedränge zertheilte, Gottfried auf sein Thier nahm, die Treppen hinuntersprengte und mit ihm verschwand, ohne daß er je wieder gesehen wurde. Auch Browny verschwand, so oft man ihm irgend eine Belohnung, namentlich von Speisen, anbot (verschieden von den Nissen des Nordens). Auf den Shetlands-Inseln und Orkneys herrschte derselbe Glaube. Dort hatte jede Familie ihren Browny, dem aber bei jedem Buttern Milch in alle Hauswinkel gestellt wurde, und wenn man braute, in das Loch des Browny-Stone etwas Würze. So blieben auf dem Felde Browny-Garben stehen.

(475.) In Norwegen werden die Kobolde oder Hausgeister Nisser genannt, kleine Bursche, die sich besonders in Ställen aufhalten, was zum Gedeihen des Viehes beiträgt. Lärm und Geräusch können sie nicht aushalten. Sie heißen auch Nisse god Dreng; ebenso in Schweden, hier aber allgemeiner Tomtegubbe („Hausalter"). Sie verrichteten allerlei Hausdienste, wofür man ihnen Milch und andere Speisen vorsetzte. Auf den Faröer heißen sie Niägrnjsar, kleine Geschöpfe mit rother Mütze auf dem Kopfe, dem Hofe, wo sie sich aufhalten, Glück bringend. Der Seeländer Bauer schildert die Nisser, wie er selbst gekleidet ist: vor Michaelis im Hute, hernach in der Mütze. Ihr Aufenthalt ist in der Scheuer oder im Stalle, wo sie das Vieh besorgen und oft stark auf Kosten der Nachbarn füttern. An hohen Festen setzt man ihnen Essen vor. (Rühs Edda. S. 20—22.)

Der Nisse liebt Mondschein und Winters sieht man ihn munter über den Hof springen oder im Schlitten fahren. Auch verstand er sich, wie die Elfen, auf Tanz und Musik, und auch von ihm hieß es, daß er ein graues Schaf im Geigenspiel unterrichte.

(476.) Die Nissen, wie man in Dänemark die Kobolde nennt, erzählte Heinen der junge Dichter Andersen in Paris, essen am liebsten Brei mit Butter. Haben sie sich einmal in einem Hause eingenistet, so sind sie auch nicht so bald geneigt, es wieder zu verlassen. Indessen kommen sie nie unangemeldet, und wenn sie irgendwo wohnen wollen, so tragen sie Nachts allerlei Holzspäne ins Haus und streuen Viehmist in die Milch. Wirft der Hausherr nun diese Späne nicht weg, oder trinkt er von der so beschmutzten Milch, so bleiben die Nissen auch immer bei ihm. Ein armer Jütländer, dem das Wesen eines solchen nicht mehr erträglich war, entschloß sich am Ende, sein Haus aufzugeben, lud seine Siebensachen auf einen Karren und fuhr damit in's nächste Dorf, um sich dort niederzulassen. Unterwegs aber, als er sich einmal umdrehte, erblickte er das rothbemützte Köpfchen des Kobolds, der aus einer von den leeren Bütten hervorguckte und ihm freundlich zurief: „Wi flütten" (Wir flüchten). (Heinr. Heine's sämmtliche Werke, Hamburg 1861. V. Bd. S. 59. 60.)

(477.) Die Heinzelmännchen. Wer kennt nicht — wenigstens dem Namen nach — dieses Geschöpf, dessen kleine Neckereien fast alle das Gepräge gutmüthiger Ausgelassenheit tragen? Wer hat nicht von seiner untersetzten Figur reden hören und von seiner rothen Jakobinermütze? Wer weiß, nicht, daß das Haus, welches er zu seinem Aufenthaltsorte wählt, vollkommen gesichert ist vor Feuersbrunst und anderen Unglücksfällen? — Der Hauskobold ist ein wahrer Segen für die Wohnung, die er mit seiner Anwesenheit beehrt. Wer mag es deshalb so genau nehmen mit dem Schabernack dieser kleinen Person? Daß er mitunter eine kleine Tour auf dem Pferde zwischen den Stallbäumen reitet und es dadurch in Schweiß bringt, geschieht gewiß nur, um diesem eine wohlthätige Bewegung zu verschaffen; daß er die

Kuh eher melkt als die Magd, geschieht nur, um diese zu zwingen, früher aufzustehen. Wenn er dann und wann ein Hühnerei wegstibitzt, mit Miez Spektakel auf dem Boden macht oder einen Nachttopf umwirft, wer wollte ihm deshalb ein bischen Weihnachtsgrütze mißgönnen, die keine bedachtsame Hausfrau unterläßt, ihm in eine Ecke auf dem Boden hinzustellen? Nur in dem Falle, daß dies unterlassen wird, nimmt sein Charakter einen gelinden Anstrich von Rachsucht an; dann kann die Mutter im Hause ziemlich überzeugt sein, daß ihre Grütze oder ihre Suppe anbrennt, ihr Bier schal wird, die Milch sich hackert, oder sie muß sich auch darein finden, einen ganzen Tag zu buttern, ohne Butter zu bekommen. (Novellen von St. St. Blicher. Aus dem Dänischen übersetzt. 1. Bd. 1849 S. 61. 62.)

(478.) Puk, Niß Puk, Huispuk, Niskepuk, Wolterke, Nisebok, Nißke, Nißkuke, Pulter-Klaas, das sind die Namen der Hauskobolde in den nordalbingischen und kimbrischen Gegenden; der gewöhnlichste ist Puk, Niß Puk, den er, wie bei den Frisen, auch bei den Jüten und Dänen trägt.

Die Puke sind, wie die Unterirdischen, zwerghaft und klein, tragen nach Manchen eine rothe Spitzmütze auf dem Kopfe, eine lange graue oder grüne Zwilchjacke und Pantoffeln an den Füßen. Sie wohnen unter'm Dache, wo sie durch zerbrochene Fenster oder andere Oeffnungen aus und ein schlüpfen. Zuweilen bereiten ihnen dort die Frisen ein Nest, wie ihren Berg-Enten, und stellen ihnen einen Topf mit Grütze auf den Boden. Ein Stück Butter dazu ist ihnen sehr lieb. Obschon die Menschen etwas Scheu vor ihnen haben, nähern sich die Puke ihnen gern, denn sie sind an sich weder gute noch böse Geister. Wollen sie den Hausleuten wohl, so verrichten sie ihnen über Nacht alle Hausgeschäfte, waschen und putzen das Haus, besorgen das Vieh, schleppen Futter und Korn auf den Boden und lassen Alles wohl gedeihen. Geht es nicht anders, so berauben sie wohl gar die Nachbarn des Hauswirthes, um letzterm Vortheil zu bringen. Man hört sie häufig Nachts bei dieser Arbeit lärmen, im Hause auf- und abgehen und lachen. Oft spielen sie auch Knechten und Mägden einen Schabernack, streicheln sie unter der Nase, daß sie im Schlafe niesen müssen, oder ziehen ihnen die Decke vom Bette und dergl.

Man sah einen Puk am hellen Tage in der Bodenluke sitzen, den Kopf müßig auf beide Hände gestützt, mit den Beinen baumelnd, seine eigene Schönheit besingend, den Hofhund und das Gesinde neckend und Gesichter schneidend. Da schlich ein Knecht leise hinauf und stieß ihn mit der Heugabel herunter, wo man jedoch nur Scherben und Spreu herabfallen sah.

Sind sie böse, so spielen sie den Hausbewohnern so arge Streiche, daß diese Haus und Hof verlassen, wo es ihnen jedoch nicht immer gelingt, den Kobold los zu werden, welcher sich auf den Wagen setzt oder in den Besen verkriecht und mit in die neue Wohnung einzieht.

Die Puke verschiedener Nachbarn leben zuweilen miteinander in Feind-

schaft, prügeln, schelten und befehden sich. Darum heißt es, wenn Nachbarn zanken oder sich bestehlen: der Niß hat's gethan.

Gewöhnlich lebt in einem Hause nur ein Puk, zuweilen aber ganze Familien, wo man dann Brautfahrten, Hochzeitszüge und Feierlichkeiten (aber nur Sonntagskinder) erblickt. (Kohl, frisische Sagen.)

Die Gestalt der Tiroler Wichteln oder Nörgglen, deren Hauptheimat das Passeierthal, ist klein und mißrathen, der Kopf dick, der Mund bis zu den Ohren breit und wulstig, die Aeuglein klein und voll Arglist, der Bauch, aufgetrieben, ruht auf spindeldürren und krummen Beinchen. Die Stimme ist kratzend und grölzend wie die eines Kropfigen. Am Leibe sind sie schwarzhaarig, der graue oder silberfarbene Bart lang herabhangend, die Tracht graue Loden nach Bauern- oder Schützenart, spitzer Hut, weißer Goller um den Hals, rothe Weste, schwarzes Wams und Pluderhosen. Gern und häufig tragen sie rothe „Jankerl", rothe Höschen, grüne Strümpfe. Sie sprechen auch hier gerne, fast immer, in Versen. Häufig tragen sie einen Bergstock, aber nie anders als von der Birke, oft hört man sie auf Felsen hervorspringen, Trutzlieder in's Thal hinabsingen, was schaurig und wundersam im Widerhall naher Berggründe klingt, oft in Nächten, wo Niemand weiß, woher das melodische „Thalklingen" tönt. Unermüdlich sind sie auch hier im Arbeiten und Necken. Einem aus einem Hauswinkel hervor jählings auf den Rücken springen, das Vieh fast unlösbar zusammenketten, in Speise und Trank Unrath werfen, Knechte und Mägde drücken und zwicken, letztere an den Zöpfen rückwärts umreißen u. a. ist ihre dämonische Lust. Winters halten sie sich gerne auf der sogenannten „Vestlgrube" auf, d. h. dem Aschenloch auf dem Herde, wobei Alpenburg an die Göttin Vesta denkt.

Eine Art im Alpachthale versteckt sich auf dem Söller, neckt da die Leute, bricht Bretter auf, daß man durchfällt, wirft böse Kinder herab und heißt „Sollakraunzl", Söllerteufelchen. (Alpenburg S. 89—91.) Das Wort „Spitzbub" rührt wohl von den spitzmützigen Zwergen.

Wenn die Nörggln einem Vieh mit der Hand über den Rücken fuhren, bekam es eine Art Drehkrankheit, der „Rausch" genannt. (Ebd. S. 110.) Sie stahlen auch Kinder und Erwachsene, und wenn Jemand spurlos verschwand, so hieß es: „Die Berg- (oder die wilden) Manndle haben ihn verzogen." So eine Dirne, die sich auf der Garzer Alm ob Burgeis in ihren Berg locken ließ und sich dort bis über die Zeit des Abendgebetläutens versäumte. (E. d. S. 110.)

Von ihrer Riesenkraft legte das Wichtl aus dem Thale Wildschönau Beweis ab, welches, als beim Baue des Hofes zu Unterhausberg die Maurer den Schwellstein nicht zur Stelle zu bringen vermochten, als sie erschöpft zum Essen gegangen waren, denselben an den Ort wälzte, dann darauf saß und hell lachte, als sie wieder daran wollten. Der Hofbauer verhieß ihm alljährlich einen Kuchen und der Wicht that von Stunde an Hausdienste. Als der Hof später verbrannte, sah ihn Niemand mehr. (Ebend. S. 111. 112.)

Die Kobolde wohnen gewöhnlich in Keller, Küche, Stall, Scheune des Hauses, das sie bedienen, auch in nahen Bäumen, welche dann unverletzlich sind. Man kann sie als die guten Sterne der Häuser oder auch als Personificationen des Herdfeuers, des Symbols der Häuslichkeit betrachten. Heilig ist ihnen der Donnerstag, an dessen Abend in solchen Häusern und Höfen nicht gehauen oder gesponnen werden darf, worin sie an Thor, den Gott des Donners und Blitzes, also auch einen Feuergott erinnern. Gleich ihm haben sie rothes Haar, solchen Bart und solche Kleidchen und Hütchen; oft aber sind sie auch nackt (wie die Sterne!); will man sie jedoch zum Lohne für ihre Dienste mit Kleidern beschenken oder ihnen gar Geld geben, so entfernen sie sich bald betrübt (weil die Sterne für ihr Leuchten keines Lohnes und überhaupt irdischer Dinge nicht bedürfen), bald aber erfreut über ihren Staat, in dem sie zum Arbeiten zu gut zu sein glauben.

(479.) Ein alter Mann erzählte aus dem Munde seiner Schwiegermutter: Als deren Eltern noch in Schwarzenbach wohnten, buken sie, wie die meisten Bauersleute, selbst. Wenn sie dann Abends das Mehl u. A. auf den kommenden Morgen in Bereitschaft gestellt, sei jedesmal Nachts ein Erdfräuli gekommen und habe ihnen Alles so nett und säuberlich zugerüstet, wie sie es nicht so hätten können. Als sie ihm einst zuschauen konnten und wahrnahmen, daß es ein sehr zerrissenes Röcklein anhatte, hängten sie ihm ein ganzes an das Ofenstänglein. Als das Erdfräuli dies sah, rief es:

Sötti denn wo wäch (schön geputzt) sy,
so wötti lieber nüme cho go bacha.

Und von da an erschien es nie mehr. (Aus Nieder-Uzwil.)

(480a.) Ein Bergmännchen in einem Berschiser Maiensäße half den Kühern fleißig beim Hüten. Als er sich einst über seine schlechte Kleidung beklagte, legte man ihm eine neue auf einen Stein. Die Hirten fanden diese am Morgen verschwunden, aber damit den Zwerg für immer ebenfalls. (Anton Gall von Berschis, in Pfävers 1816.)

(480b.) Am Fuße des Seluner-Ruck (in der Churfirstenkette) zwischen Selun und der Breitenalp ist eine tiefe Höhle in den Berg hinein, das „Wildenmannloch". Da wohnten ehedem „wilde Mannli", dienstfertig gegen die Alpknechte und die Thalbewohner, denen sie arbeiten halfen. Auch hier holte ein Mannli einst eine Hebamme hinauf. Als man ihnen aus Dankbarkeit Essen vorstellte, oder nach Anderen, Kleider gab, erschienen sie nie mehr. (Erzählte dem Nikl. Senn der Altammann Elias Tschümmi in Unterwasser bei Alt-St. Johann.)

(481.) Einem Bauer zu Freudigen, Gemeinde Oberburg (Bern), fütterte einst ein Zwerglein öfters die Pferde, putzte und striegelte sie. Wenn sich zuweilen die Knechte verschlafen hatten, was sie nicht selten, sich auf das Männchen verlassend, absichtlich thaten, und dann in den Stall traten, fanden sie Alles geschehen, sauber und in Ordnung. Das Männchen sahen sie oft und hatten jedesmal Erbarmen mit ihm, weil es gar schlechte zerrissene Höschen anhatte. Als jedoch der Bauer den Schneider im Hause hatte, dem Zwerge dankbar neue machen ließ und dieselben an die Stallthüre hängte, fanden die Knechte zwar das Höschen weg, aber das Zwerglein zeigte sich niemals mehr. (C. Wälti.)

(482.) Im Simmenthale lebte vor langer, langer Zeit ein guter, aber etwas einfältiger Mann, dem sein Vater etwas weniges Land und eine Stampfmühle (nach Anderen eine Oelmühle) hinterlassen. Wenn aber der Mann auf dem Land arbeitete oder, um was zu verdienen, taglöhnerte, blieb die Mühle oft unthätig und fing an, da er sie nicht genug reinigte, abzugehen. Sein Erwerb ging hinter sich und er hatte Lust, den Stampf aufzugeben. Da geschah es, daß er eines Abends heim kam und eben daran dachte, als er die Mühle sauber, wie nie, geputzt und alles an seinen Ort gestellt fand. Er kannte sie kaum mehr, und da die Mühle seitab in einem Tobel lag, vom nächsten Dörflein fern, wußte er nicht wem danken. Aber das kehrte wieder. Zumal Sonnabends, wenn er heim kam, war gestampft und gefegt ohne alle weitere Spur.

Nun wollte er auf die Spur kommen und verbarg sich auf dem Estrich unterm Dache, wo er ein Brett in die Höhe hob, um geheim in die Stampfe hinab sehen zu können. Und wie kam es am Sonnabend? Im Fußboden der Mühle hob sich plötzlich ein Brett empor, gukte ein Spitzkopf wie eine Maus herauf, nieste, fuhr in die Höhe und ließ ein drei Fuß hohes bewegliches Männchen sehen, das erst herumtänzelte und sich dann hurtig an die Arbeit machte, die rasch von Statten ging, dann fegte und ölte es, stellte das Wasser ab, und als es, sich ansehend, geklagt, es habe weder Kleid noch Schuhe, verschwand das Fegmännchen, das wirklich ganz zerlumpt aussah. Der Müller bestellte dankbar Kleidchen und Schuhchen und ein Filzmützchen und legte Alles bereit. Nächsten Sonnabend gewahrte Fegmännchen die Bescheerung, that einen Freudensprung, kleidete sich an, trippelte herum und verschwand für immer mit dem Spruche:

„Ig nit meh Gerste stampfe mah,
Ig schön Chleideli ha,
Ig jiz tanze ga."

(Wyß. Jd. II. S. 341. 414.) Es wird im Berner Oberland erzählt und nach Anderen war es eine Oelmühle und rief der Beschenkte: „Hei e söttige Ma i söttigem Chleid puzt kei Oeli meh!"

Variationen dieser Aeußerungen heißen in anderen Sagen:

I schün's Mannl, i schüner Bua,
und i enk die Küh' nimmer hüten thua. (Tirol.)
Jetzt muß i gehn mit mein Gfieder und Gezieder
in's Oezthal über und nieder. (Tirol.)
I hübsch, hübsch Ma,
i Bui au Ma,
i neu's Tschöple a,
i furt goh,
i numma koh. (Vorarlberg.)
Was wett au so na Weidelemann
meh mit den Kühen z' Weidele gan? (Graubünden.)
Und ein solcher Mann
Soll hirten gahn? (Aargau)
Der Junker ist geputzt,
Der Mehlstaub beschmutzt,
Mit dem Sichten ist's vorbei. (Schweden.)

Es fehlt aber nicht an Sagen, nach welchen die Kobolde auch andere Geschenke annehmen, und zwar sowohl an Geld, als an Lebensmitteln u. s. w., ja sogar sich Lohn ausbedingen.

(483.) Ein Puk diente dreißig Jahre hindurch den Mönchen eines mecklenburgischen Klosters in Küche, Stall und sonst. Er zeigte sich durchaus gutmüthig und bedung sich ein Kleid aus bunten Farben mit Glöckchen behangen. (Grimm. d. Myth.)

(484.) Ein schwedischer Bauer, zu welchem der durch den Spott des Nachbars beleidigte tomte i gården (Kobold) übergetreten war, überkam mit ihm auch den Segen, weil er auch den kleinsten Halm achtete. Manchenorts stellte man den Tomten alljährlich auf Julmorgen ihren Lohn hin, bestehend in grauem Tuche, Tabak und einer Schaufel Erde. (Afzelius.)

Oft hingegen nehmen sie nicht nur keine Geschenke an, sondern machen vielmehr dem Menschen noch welche oder leihen ihnen Gegenstände, bestrafen aber das Nichterfüllen ihrer Bedingungen.

(485.) Oberhalb Valmede an der Ruhr liegt eine Hölle, das Hollenloch genannt, weil vor Alters darin die Hollen (Holden, Hulden, das Huldravolk) gewohnt, welche sich den Leuten oft dienstbar und gefällig erwiesen. Sie liehen ihnen z. B. ihre Braupfannen und nahmen zum Dank blos eine kleine Gabe vom Gebräu. Als aber einst ein Schäfer die Pfanne garstig verunreinigte, liehen sie solche nie mehr. (Kuhn in Hagen's Jahrbuch IX. 99.)

(486.) In Toggenburg sollen in der Gstalden bei Flawil am Berge, wo man nach Magdenau geht, zwei Löcher sein, wo ehemals „Erdmannli" hausten.

Im Steigfelsen bei Duffertswil, Gemeinde Lütisburg, sei eine ähnliche Höhle, ehemals mit Erdmannli, genannt Schermannshüsli. Der Eingang war sehr enge, aber einige Schritte weiter habe er sich erweitert und die Grotte sei in Gemächer getheilt gewesen. Die Mannli haben Nachts den Armen Speisen vor die Häuser gebracht. Man will noch später silberne Geschirre darin gefunden haben. (Aus Nieder-Uzwil.)

(487.) Im kleinen Münsterthale des Elsasses auf dem hohen Kerbholze, wo in zahlreichen Sennhütten die trefflichen Münsterkäse bereitet werden, ziehen nach dem Abzuge der Sennen am letzten Septembertage die im Berge hausenden Zwerge in die verlassenen Hütten, füllen die Ställe mit ihren Kühen und verfertigen noch viel schmackhaftere Käse. Nachts steigen sie oft über den Schnee in's Thal und bringen Armen unbemerkt frische Butter und treffliche Käsbrote in die Hütten. (A. Stöber, Die Sagen d. Elsasses.)

(488.) Zu einem Küher an der Lenk im Simmenthale kam zur Winterszeit ein Zwerg und bot sich als Knecht an. Der Küher schaute den Kleinen erst mißtrauisch an, nahm ihn aber endlich doch, als ihm der Lohn freigestellt wurde. Der Knecht mußte in einer Scheune an „der Aegerden" das Vieh besorgen, machte aber zu allererst die Bedingung, der Küher dürfe den ganzen Winter nie in die Aegerden kommen. Der hielt es den halben Winter, endlich jedoch stach ihn der Vorwitz und er wollte nachsehen. Als er in den Stall kam, staunte er, das Vieh glänzte wie Spiegel; so schöne Waare hatte er seiner Lebtage nie gesehen. Da dachte er bei sich selbst, desto schlimmer werde er es auf der Heubühne finden, aber noch größer war sein Erstaunen, als der Heustock nur wenig gemindert hatte. Voll Freuden ging er nach Hause und dachte: solche Knechte seien nicht zu verwerfen. Als aber der Zwerg Abends heimkam, sagte er: von nun an werden sie das Heu wohl brauchen, denn der Küher habe nicht Wort gehalten. Und wirklich nahm das Heu gar schnell ab und der Küher kratzte über seine Neugierde zu spät im Haare. (D. Gempeler, Die Schweiz. 1861. Nr. 2, S. 38.)

Los werden kann man die Kobolde nicht, man mag ihrer Neckereien noch so sehr überdrüssig sein. Verbrennt man das Haus, um jenen Zweck zu erreichen, so flüchten sie sich mit dem Besitzer und seiner Habe und höhnen ihn noch dazu. (Vergl. oben Nr. 476.)

(489a.) Nach einer deutschen Sage zündete ein Bauer seine Scheune selbst an, um den darin hausenden Kobold zu verbrennen, staunte aber, als sie in vollen Flammen stand, daß der Geist hinten auf dem Karren saß, auf den man das aus dem Gebäude Geflüchtete gebracht hatte. (Ganz Aehnliches haben Kuhn und Thiele, und schon das irische Märchen vom Cluricaun.)

(489b.) Im Aargau gilt der Glaube, man solle von einer Brandstätte nie alles Holzwerk zusammen wegnehmen, weil sonst der Hausgeist auch mit komme, der im letzten Reste zurückbleibe. Als in Tägerig, unweit Mellingen, ein Strohhaus abbrannte und ein Mann der Umgegend das Holzwerk kaufte, führte er aus Geiz Alles mit. Als er beim Abfahren den Wagen noch überschaute, fragte er den Knecht: „Hämmer au Alls?" Sogleich antwortete eine Stimme schnell: „Jo, fahret numme zue, i sitze scho uf der Landwied hinde." (Rochholz.)

Oft ladet man die Zwerge auf Hochzeiten und Taufen in das Haus ein, um der Geschenke willen, welche sie bei diesem Anlasse geben, oder sie kommen dazu auch uneingeladen oder gar unsichtbar, um sich an Speisen und Getränken gütlich zu thun oder halten auch selbst Gelage in Häusern. Doch sieht man sie wegen ihres Mangels an christlichem Glauben nicht gerne persönlich bei heiligen Handlungen erscheinen.

(490.) Einst war die Tochter im Hause Braut, und die Hochzeit sollte bald stattfinden. Schneider und Schuster und Tischler und andere Handwerker waren mit Zurüstung der Aussteuer beschäftigt Acht Tage mochte es noch bis zur Hochzeit sein, da ließ sich eine Stimme in der Nähe des Pferdestalles aus der Erde hervor vernehmen, die rief: „Habt Ihr nichts zu nähen für uns von den Kleidern Eurer Tochter? Wir wollen gern mit helfen!" Die Frau erwiderte: „Zu nähen haben wir viel und helfen könntet Ihr uns wohl; aber wie bekommt Ihr das Zeug?" Die Stimme antwortete: „Legt es nur hin beim Pferdestall, so werden wir es holen und auch an dieselbe Stelle wieder hinbringen." Die Frau legte einiges Zeug hin, und als sie am andern Morgen nachsah, fand sie es dort wieder. Es war fertig genäht, und zwar so fein, daß man nicht Naht noch Stiche sehen konnte. Die Stimme aber ließ sich wiederum vernehmen und sagte: „Nun wollen wir auch mit nach der Hochzeit!" Die Frau fragte: „Wie sollen wir Euch einladen und Euch ansagen, wann die Hochzeit ist?" Die Stimme antwortete: „Am Tage vor der Hochzeit stelle Dich hin beim Pferdestall und rufe:

„Jan Schütt,
kumm morgen mit
up min Dochder är Hochtid!"

Die Frau that dies zwar ungern der anderen Gäste wegen, aber sie mochte es auch nicht lassen, um es mit den Erdwichtern nicht zu verderben, und am Tage vor der Hochzeit ging sie zum Pferdestall, stellte sich hin und rief die Worte, die sie von der Stimme gehört hatte. Als nun der Hochzeitstag da war, erschienen viele Gäste, aber die Erdwichter ließen sich nicht sehen. Hausleute und Gäste freuten sich sehr darüber, denn es war ihnen gar nicht recht, mit Erdwichtern zu Tische zu sitzen. Der Tisch, von welchem gegessen werden sollte,

wurde der Länge nach auf die Diele gestellt und mit einer großen Menge von Speisen beladen; an den Seiten standen lange Bänke, auf welchen die Gäste sitzen sollten. Ehe diese jedoch Platz genommen, erschienen die Erdwichter; es war eine Mutter mit so viel Kindern, als Tage im Jahr sind. Die setzten sich um den Tisch, und es blieb nur wenig Raum mehr übrig für die anderen Gäste. Die Mutter setzte sich oben an den Tisch und rief ihren Kindern zu: „Kinder, schickt jo en bäten tohope, dat de annern ok sitten kaent!" Aber die anderen hatten gar keine Lust, bei den Erdwichtern zu sitzen und mit ihnen zu essen. Diese jedoch kümmerten sich wenig darum; sie fingen an zu speisen und ließen es sich wohl schmecken. Als sie fertig waren, standen sie auf vom Tische und gingen zum Pferdestall, wo sie verschwanden. Jetzt wurde der Tisch abgedeckt, um dann wieder Speisen aufzutragen für die übrigen Gäste. Als man aber die Teller aufhob, fand man unter jedem einen alten Thaler, der zwar der Zeit nicht mehr gangbar war, aber noch höhern Werth hatte als die damals üblichen. (Strackerjan I S. 407.)

(491.) In den Erzählungen der Bewohner von Warnsdorf und Umgegend spielen die Querxlein eine große Rolle. Insbesondere hatten sich die Querxe auf einem Berge gegen Schönau und Zittau eingenistet, wo man jetzt das Querxenloch sieht. Den Dorfbewohnern wurden sie besonders dadurch lästig, daß sie, obwohl unsichtbar, ihnen Brot und andere Speisen aus den Häusern nahmen. Zum Glücke fand man endlich ein Mittel gegen diese Brotdiebe. Man wußte, daß sie ein Brot, worin einige Kümmelkörner mit eingebacken waren, nicht anrührten, denn der Kümmel war ihnen zuwider.

Einst kamen die Querxe schaarenweise aus dem Querxloche hervor und trieben ihre Kurzweil in den Sträuchern an jenem Berge. Bei dieser Gelegenheit hörten sie von ungefähr, daß ein Bauer aus Wettig, der nicht weit von ihnen sein Feld bearbeitete, von seiner Frau nach Hause gerufen wurde, um zu einer Hochzeit sich bereit zu machen. Da nahmen sich die Querxe vor, denselben zu besuchen und sich einmal einen recht guten Tag zu machen.

Vor ihrer Abreise erinnerte einer den andern, das Nebelkäppchen nicht zu vergessen. Dies hörte ein Wettiger, der ebenfalls auf dem Felde arbeitete, und halb im Spaß, halb im Ernst, rief er den Querxen zu, sie möchten auch ihm eine Nebelkappe mitbringen. Die Querxe brachten ihm wirklich eine mit und erlaubten ihm, mit zu jener Hochzeit zu gehen, jedoch bei Tische von den Speisen ja nichts zu sich zu stecken, oder sonst von den Ueberbleibseln nichts mit sich zu nehmen, wenn er sich nicht ihren Zorn zuziehen wolle.

Mittlerweile hatten sich die Querxe versammelt und der Zug ging nun in Gesellschaft jenes Landmannes auf Wettig zu. Als sie zum Dorfe kamen, warf auf ein gegebenes Zeichen jedes Querxlein sein Nebelkäppchen über, desgleichen auch der Landmann that. Auf einmal waren sie nun vor den Augen aller Sterblichen verdeckt, und unbemerkt konnten sie sichern Einzug in das

Hochzeithaus halten. Sie nahmen, obwohl als uneingeladene Gäste, Platz, und zwar so, daß sich allemal zwischen zwei Hochzeitgäste ein Querx setzte. Und nun ging's an's Schmausen, und auch der Landmann that das seinige. Doch der hochzeitliche Tisch bot zu viel des Guten dar, als daß er nicht gewünscht hätte, von der Fülle dieses Ueberflusses etwas für Weib und Kind mitzunehmen. Und das that er auch.

Doch in demselben Augenblicke war auch die ihn deckende Nebelkappe, das Geschenk der Querxe, verschwunden, und mit einem Male saß er nun sichtbar vor den Augen der Gäste da. Diese, besonders seine Nachbarn zur Linken und Rechten, staunten nicht wenig, so plötzlich einen ungeladenen Gast, und zwar in einem nicht hochzeitlichen Kleide zwischen sich sitzen zu sehen. Frage folgte auf Frage, und der neue sichtbare Gast war bestürzt und beschämt und wußte nicht, was er zuerst antworten sollte. Endlich erzählte er haarklein den ganzen Hergang der Sache und die Gäste waren erstaunt, als sie hören mußten, daß zwischen ihnen Querxlein säßen, und manchem war es unheimlich.

Nun erst konnten sie es sich erklären, woher es gekommen, daß die Speisen aus den Schüsseln so schnell verschwunden waren. Froh, durch den Gast Aufschluß darüber erhalten zu haben, behielt man ihn gern da, und man erbat sich auch seine Gegenwart für den andern Hochzeittag. Diese Einladung nahm er mit Vergnügen an, und erschien am nächsten Tage so festlich gekleidet wie die anderen Gäste. Aber auch die Querxe waren sonder Zweifel am andern Tage wieder gegenwärtig, obgleich sie Niemand gebeten hatte; denn auch diesmal bemerkte man deutlich ein Abnehmen und Verschwinden der Speisen aus den stets voll aufgetragenen Schüsseln. (Grohmann, Böhmen. S. 174.)

(492.) In Dittersbach (bei Friedland in Böhmen) erzählt man sich, daß die Querxe häufig Taufemähler und Wöchnerinnen besuchen. Der Wöchnerin allein sichtbar, halten sie ihr Mahl unter dem Ofen oder unter dem Bette, und dann bringen sie der Wöchnerin immer ein Stück Zwieback oder dergleichen zum Bette.

Eine Wöchnerin, die noch das Bett hütete und allein in der Stube war, hörte einmal ein ungewöhnliches Geräusch in ihrem Zimmer. Zu ihrem Erstaunen sieht sie, daß in der Gegend des Ofens unten an der Wand eine kleine Oeffnung ist und daß daraus ein kleines graues Männchen hervorkommt und mit vielen Grüßen ihrem Bette sich naht. Er redete sie mit Höflichkeit an und erbittet sich die Erlaubniß, ob nicht eine Gesellschaft ein Gastmahl in dieser Stube halten dürfte, man wolle dafür erkenntlich sein.

Die Wöchnerin, äußerst neugierig auf diese Gesellschaft, ertheilt die Erlaubniß und das Männchen entfernt sich. Bald darauf hört die Wöchnerin ein neues noch größeres Geräusch und das kleine graue Wesen erscheint wieder an der Spitze vieler kleiner Männchen, die wie geschäftige Ameisen kleine Tische und Stühle und ganze Körbe voll köstlicher Eßwaaren und Speisen durch jene

Wandöffnung hereinbringen und die Tische damit besetzen. Dann erschallen Töne aus der Ferne, sie nähern sich allmälig und es treten nun ebenfalls durch jene Oeffnung mehrere Spieler mit Saiten- und Blasinstrumenten ein, und ein langer bunter Zug von lauter solchen Querren schließt sich an. Die Gesellschaft nimmt Platz an den Tischen und hält ein lebhaftes, vergnügtes Mahl unter der angenehmsten Tischmusik. Nach aufgehobener Tafel ertönt eine muntere Tanzmusik, und schon fangen die kleinen Leutchen an, bunt untereinander sich zu drehen und zu schwenken, als plötzlich ein neues Zwerglein in's Zimmer gestürzt kommt, die Hände über den Kopf zusammenschlägt und voller Betrübniß ausruft:

„O große Noth, o große Noth!
Die alte Mutter Pump ist todt!"

Wie ein Donnerschlag tönt dies den kleinen Gästen in die Ohren; so schnell als möglich nimmt jeder die Flucht, Alles, was von Sachen da ist, wird eiligst hinweggeschafft, und zwar Alles zu der Oeffnung wieder hinaus, wo es hereingekommen war.

Die Stube war nun wieder leer und einsam, nur jenes kleine Wesen, das früher um die Erlaubniß gebeten hatte, war noch zu sehen; es kam auf die Wöchnerin zu, erzählte ihr, daß der plötzliche Tod der Ahnfrau ihres Stammes sie in Schreck und große Betrübniß versetzt habe; und daß sie nun sehr unglücklich werden könnten. Er bedankte sich dann höflich für den erlaubten Zutritt in der Wohnstube und schenkte der Wöchnerin im Namen der ganzen Gesellschaft zum Danke dafür drei Gaben, nämlich einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Weizenbrötchen. Die drei Dinge, sagte das Männchen, seien von großer Wichtigkeit, denn so lange sie alle drei vereint in der Familie bleiben, würde sie immer größer, angesehener und reicher werden. Es müßten daher alle drei als ein Heiligthum betrachtet und sorgfältig aufbewahrt werden; der Ring aber solle allemal im Geschlechte des ältesten Sohnes verbleiben und von dessen Gemalin getragen werden. Hierauf empfahl sich das Männchen höflichst wieder und verschwand durch die Oeffnung und diese mit ihm. Der Wöchnerin war es, als ob sie aus einem Traume erwache, und sie würde auch Alles wirklich für Traum gehalten haben, wenn nicht die drei Geschenke ihr so in die Augen geglänzt hätten.

Es ward nun die ganze Familie, der ein solcher Glücksstern aufgegangen war, zusammenberufen, ihr der ganze Vorfall erzählt und endlich ward gemeinschaftlich berathschlagt, wie man jene drei Geschenke als Unterpfänder künftigen Glückes des Geschlechtes am besten sichern könne. Man faßte den Entschluß, einen festen steinernen Thurm zu erbauen und den silbernen Becher und das Weizenbrötchen tief in seinem Innersten zu verwahren, so daß Niemand im Stande wäre, diese heilbringenden Gaben dem Stamme zu entwenden. Den Ring aber trug Die, der er geschenkt worden war, unablässig an ihrer Hand. Nach ihrem Tode erbte er sich, der Vorschrift gemäß, von Glied zu Glied fort,

und das Geschlecht war seit dem Besitze dieser Zaubergaben immer größer, reicher und angesehener geworden.

Wie aber der Mensch nur allzu oft an seinem Unglücke selbst schuld ist, so erging es auch hier. Es war einst eine Besitzerin dieses Ringes so unvorsichtig, ihn zu verlieren, und alles Nachsuchens ungeachtet war er nicht zu finden. Trostlos brach die Familie in Klagen aus und fürchtete nun den Zorn jener Wesen, deren Huld sie sich bisher zu erfreuen hatten. Und dies nicht ohne Grund; denn ein heftiges Ungewitter erhob sich bald über jenem alten Thurme, der als Schutzwehr dieser Geschenke, gleichsam der Stammhalter des ganzen Geschlechtes, gewesen war, spaltete ihn mit einem furchtbaren Blitz und Gekrach von oben bis unten, und verschlang im Nu die verehrten Heiligthümer. Die Verheißung des Ueberbringers jener Geschenke traf leider ein; denn so sehr dieses Geschlecht während des ungestörten Besitzes begünstigt gewesen war, so verlassen ward es, als die Güter ihm verloren gingen. Der Wohlstand der Familie verminderte sich von Jahr zu Jahr. (Vernaleken, S. 218.)

(493.) In der Nähe von Altstadt in Mähren lebte ein Pächter, auf dessen Gut ein Trollen in einem „Bargerl" wohnte. Als dem Pächter ein Kind geboren wurde, war er verlegen. Er mußte den Trollen einladen und wollte das, des Taufgeschenkes wegen, nicht unterlassen. Da sandte er an ihn seinen pfiffigen Schweinejungen. Der ging Nachts zwölf Uhr zum Hügel, klopfte und lud den Trollen zur Taufe ein. Da muß ich wohl, sagte dieser, einen großen Taufschatz hergeben. Er öffnete seine Geldkiste, befahl dem Jungen, den Sack zu halten, und warf Gold hinein. Ist das genug? fragte er, als schon viel darin war. Der Junge antwortete: Viele geben mehr, Wenige geben weniger. Das Männchen warf noch mehr hinein und fragte: Ist's nun genug? Der Bursche sah hinein, wog, ob er noch mehr tragen könne, und sprach: Das geben die Meisten. Nun leerte der Trollen die ganze Kiste und der Bursche sagte: Keiner giebt mehr, Viele geben weniger. Als der Trollen fragte, wer denn kommen und was für Musik da sein werde, entgegnete der Knabe: Geladen sind drei Priester, ein Bischof, St. Peter, St. Paul und die heilige Maria, und es wird getrommelt. Getrommelt? erwiderte der Trollen erschrocken, dann komme ich nicht. Einst ging ich bei einem Trommelnden vorbei, da warf er mir das Trommelholz an den Fuß, daß ich heute noch hinke. (Vernaleken, Myth. und Bräuche.)

Merkwürdig ist, daß die Zwerge und Kobolde den Donner (und daher auch das ihm ähnliche Trommeln) und den Wind fürchten (weil beide, sowohl den Häusern, welche sie zum Theil vertreten, schädlich sind, als auch die Sterne, welche sie ursprünglich bedeuten, durch Wolken verdecken und in ihrem Laufe scheinbar stören) und so auch den Winter und das mit diesem zusammenhängende Zahnweh.

(494.) Nach einer Sage in Grabs wäre einst ein Hirt, der auf dem Berge fütterte, gerne zu einer kranken Base in's Thal gegangen, war aber verlegen, einen Stellvertreter bei seinem Vieh zu finden, als ein wildes Männlein kam und ihm anbot, Alles wohl zu besorgen, wenn nur das Wetter nicht gar zu schlimm werde. Der Grabser ging, staunte aber, als er zurückkehrend die Thiere schon von weitem brüllen hörte, welche sehr hungerten. Als er später dem Männchen darüber Vorwürfe machte, entschuldigte sich dieses:

Weißt Du denn nit, daß Wind
und Zahnweh die größten Plagen sind?

Es ist dieser Glaube in der Gegend so fest, daß es in einer andern Sage heißt, ein Ranser habe einst beim Geißbachtobel Holz gesammelt, sei aber in einen Abgrund gefallen, habe ein Bein gebrochen und den ganzen Tag und die Nacht liegen bleiben müssen. Als ein Bergmännchen auf sein Rufen herbeikam und seinen Unfall vernahm, habe es gesagt: „Wenn's nur das ist, geh' ich wieder; Deinem Schreien nach mußt' ich meinen, Du habest Zahnweh.“ (N. Senn.)

(495.) Ein „wildes Mannli“ kam oft, den Vättisern auf dem Berge ihr Vieh zu füttern, erklärte jedoch „bei leidem Wetter“ müssen sie dies selbst besorgen, denn da gehe es nicht aus. Jetzt kam Fönwind, die Vättiser, dies nicht für „leid Wetter“ ansehend, sahen nicht zu ihrem Vieh und verließen sich auf das Mannli. Am vierten Tage jedoch schaute einer nach, und soeben kam auch das Mannli. Dies befahl ihm, keinen der Ställe zu betreten, ging selber in alle und sagte beim Herauskommen: Für diesmal ist noch Alles in der Ordnung, das nächstemal aber kommt beim „leiden Wetter“ selbst! (Erzählte ein 80jähriger dem damals 20jährigen Valenser Bastian Hobi, und dieser 70jährig dem Sammler. Die alte Vasönerinn Marianna Rupp berichtete dasselbe vom Bachberg bei der Alp Findels und einem Manne, Namens Kühni, dem der wilde Mann den Dienst that und ihm sagte: eben der Fön ist das „leid Wetter“.)

Daß indessen die Zwerge und Kobolde entschieden Eines sind und daß sich Letztere aus Ersteren rekrutiren, zeigen folgende Sagen:

(496.) Der Schwede Björn Martensson ging mit seinem Schützen auf den hohen Waldberg Oernekulla, zu jagen. Da fanden sie einen schlafenden Bergschmied (Bergsmed). Der Jäger befahl dem Schützen, ihn fest zu nehmen. Der aber weigerte sich: Bittet Gott, daß er euch behüte! Der Bergschmied wird euch hinunter werfen. Der Jäger war aber so vermessen, daß er den Schlafenden ergriff. Der Bergschmied that einen Schrei und bat, man möge ihn loslassen, er habe eine Frau und sieben kleine Kinder; er wolle Alles schmieden, was man verlange, man solle nur Eisen und Stahl auf die Bergklippe legen und werde die Arbeit bald fertig auf demselben Platze finden. Björn fragte, für wen er schmiede? Für meine Gesellen! antwortete er. Da man ihn nicht frei lassen wollte, sagte er: Hätte ich meinen Uddehat (Nebelhut,

Odinshut), so solltest Du mich nicht wegführen; läßt Du mich aber nicht frei, so wird keiner Deiner Nachkommen zu dem Ansehen gelangen, in dem Du stehst. Das traf hernach ein. Björn gab den Bergschmied nicht frei und ließ ihn in Bohus gefangen setzen; am dritten Tage aber war er verschwunden. (Oedmanns Bohuslän.)

(497.) In der baierischen Oberpfalz heißen die Zwerge Zwargel. Man schildert sie in ärmlicher Kleidung, ihre Nahrung Milch und Mehl, nie Fleisch, welches sie verabscheuen. Sie wohnen in unterirdischen Kammern und Berggemächern, sind harmlos, friedfertig, dankbar, nur gereizt neckisch und boshaft. Am Böhmerwald und in seinem Vorlande heißen sie (und zwar unstreitig vom weitverbreiteten Stamme der Räter) Razeln, Räzeln, Schrazeln, Strazeln. Sie sind so klein, daß ihrer Vierzehn in einem Backofen arbeiten können, dabei schnell und feinhörig, und tragen am Kopf eine schwarze, gerad aufstehende Zipfelmütze.

Bei einem Bäcker zu Neunburg v. W. stellten sich die Schrazen zum Arbeiten ein, machten über Nacht das Brot zurecht, daß er am Morgen nichts zu thun hatte, als es in den Ofen zu schieben, und empfingen als Lohn jedesmal drei Bröckchen Brot und drei Pfennige, womit sie zufrieden waren.

(498.) Im Hüggel, einem Berge zwischen Ohrbeck und Hagen, in der Nähe von Osnabrück, wohnten vor alters Leute, genannt Schönaunken (Sgönaunken, Sgönhaunken, Sgönunken), wohl auch Hünnerskes oder wilde Gesellen, die sich in den im Berge befindlichen Höhlen aufhielten, welche man die Wünerkesgötter, Wüllekes- oder Wulwekerslöcker hieß. Sie ließen sich nie sehen, schmiedeten aber den Umwohnern, welche die Bestellung auf einen Zettel schreiben und diesen auf einen Tisch vor der Höhle legen mußten, allerhand Geräthe, namentlich Pflugeisen und Brandröste, und Alles trefflich und lange dauernd. Alle Röste hatten einerlei Form, sie waren längliche Dreifüße, die an der spitzen Seite eine Handhabe in Gestalt eines sitzenden Hundes hatten. Den Preis für die Arbeit hatte man, wie man sie in Empfang nahm, auf den Tisch zu legen. (Kuhn westfäl. Sagen in Hagens Jahrb. IX. 93.)

Eine Variation, man könnte sagen eine Verknöcherung der Kobolde sind wohl die im Aberglauben des Volkes spielenden Alraunen und spinnenartigen Spiritus familiaris. (Vergl. Grimms Sagen Nr. 249, 250. Simrock D. M. S. 441 f. Wuttke, Volksaberglaube S. 99 und 247, des Verf. Culturgeschichte IV. S. 345.) In das Gebiet unserer mythischen Sagen gehören sie nicht.

Was nun speciell die Neckereien der Hausgeister oder Kobolde (Wichtel- und Heinzelmännchen), sowie die neckischen Ein-

griffe freilebender Zwerge in das Hauswesen an einzelnen Orten betrifft, so heben wir aus der Unzahl hierüber bestehender Sagen, von denen die bekanntesten den Hinzelmann von Lüneburg (bei Grimm 75) und den Poppele von Hohentwiel (bei Meier) zu Helden haben, nur einige weniger bekannte heraus:

(499.) Uralt ist die Sage vom Petermännchen, jenem alten Schutzgeiste des Schweriner Herzogsschlosses. So oft das letztere auch seine Herren und sonstigen Bewohner gewechselt, so oft es auch seine Gestalt, sein Aussehen, seine innere und äußere Einrichtung verändert, so hat doch nichts den getreuen Geist von seiner alten Stätte verdrängen können: immer ist er ihr hold geblieben, immer ist er ein treuer Wächter und Hüter, ein treuer Beschützer und Schirmer des ehrwürdigen Fürstensitzes Schwerin und seiner verschiedenen, dort nach einander residirenden Herrscher gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben.

Nur selten und zu gewissen Zeiten soll sich das Petermännchen in sichtbarer Gestalt zeigen, und zwar gewöhnlich bei besonders wichtigen Gelegenheiten und Veranlassungen, um entweder ein die geliebte fürstliche Familie betreffendes freudiges, oder auch ein trauriges Ereigniß anzukündigen. Diesem entgegen wird aber von Anderen erzählt, daß sich das Petermännchen auch zu anderen Zeiten mehr oder weniger sehen lasse, ohne gerade der Verkündiger wichtiger, das fürstliche Haus betreffender Ereignisse zu sein. Von Manchen ist es sogar steif und fest behauptet worden, das Petermännchen häufig gesehen, ja selbst öfter mit demselben verkehrt zu haben und ganz bekannt und vertraut mit ihm gewesen zu sein, während viele Andere, die viele Jahre selbst im Schlosse gewohnt, oder dort doch viel und täglich verkehrt, nie eine Spur vom Petermännchen entdeckt und gesehen haben wollen.

Ueber das Aussehen und die Gestalt des Geistes haben wir verschiedene Berichte, doch stimmen alle, sowohl die älteren als neueren, so ziemlich in den Hauptsachen überein, wornach derselbe ein zwergartiges, nur ein paar Fuß hohes, ganz altes Männchen mit grauem Kopf- und Barthaar ist.

Sehr verschieden und von einander abweichend sind aber die vielen Angaben über den Anzug und die Kleidung unseres kleinen Schloßgeistes. Nach der Aussage eines gewissen Daniel Gardemin, „Kammerlakaien des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow", der das Petermännchen häufig gesehen hat, trug der kleine Geist stets einen langen, bis auf die Füße reichenden, schwarzen Rock mit ganz engen Aermeln und vorne einen guten Finger breit mit Weiß aufgeschlagen, dazu einen Kragen um den Hals, eine Art Mütze oder Barett auf dem Kopfe und etwas große, breite Schuhe. Hingegen wird er von Anderen als in mittelalterlicher Hoftracht gekleidet, in kurzem Wamse, hohen Reiterstiefeln

mit Sporen, Degen und Federhute und mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite im Gürtel, geschildert.

Wie sonst gewöhnlich alle in Burgen, Schlössern, Häusern und dergleichen hausenden Geister hämischen und schlechten Charakters zu sein pflegen, die nur die Menschen stören und beunruhigen, sie nur erschrecken, ängstigen und quälen, ihnen allerlei Ungemach, Verluste und Schäden zu bereiten trachten, ja sie wohl gar in die Hölle und in's ewige Verderben zu stürzen suchen, so ein solcher böser Geist ist unser Petermännchen nicht; im Gegentheil ist er ein ganz vorzüglicher und prächtiger kleiner Mann, der nur allein Gutes will, der Keinem ohne Grund zu nahe kommt, Niemandem ohne Ursache das Geringste zu Leide thut, kurz, der gegen Jedermann edel, gut und brav handelt, der es verdient. Ganz besonders wohlgesinnt, treu und dienstbar aber zeigt er sich hauptsächlich gegen die verschiedenen Glieder des Fürstenhauses Mecklenburg, die dort in seinem Bereiche sich aufhalten. Auf's sorgfältigste wacht er über diese, warnt sie vor Unglück und Gefahr und sucht sie vor jeglichem Ungemach zu beschützen und zu bewahren. Ebenso wacht er auch über die Treue ihrer Diener und Untergebenen, bestraft und züchtigt deren Untreue oder auch nur Nachlässigkeit, und sucht sie auf alle Weise zur strengsten Wachsamkeit und Diensterfüllung, entweder durch Neckereien aller Art, oder, wo diese nicht fruchten wollen, durch allerlei kleinere oder größere Strafen anzufeuern. Deshalb schleicht das Petermännchen auch immer wachsam und beobachtend, gewöhnlich in unsichtbarer, seltener in sichtbarer Gestalt, im Schweriner Schlosse umher und sieht dort überall und zu jeder Zeit, selbst auch in den abgelegensten Winkeln, auf Recht, Gesetz und Ordnung.

So freundlich und gutmüthig der Geist gegen Einheimische und Solche ist, die mit Fug und Recht im Schweriner Schlosse verkehren und treu und brav sind, ebenso feindlich und erbittert zeigt er sich gegen Alle, welche sich demselben in keiner guten Absicht nahen. Vorzüglich aber sind ihm alle, nicht zur alten fürstlichen Familie gehörenden Eindringlinge und fremden Besitznehmer ihres Schlosses stets der größte Dorn im Auge gewesen, und sollen dies namentlich der Herzog Wallenstein und der französische General Laval erfahren haben. (Niederhöfer, Mecklenburg. II. S. 209.)

(500.) Um das Jahr 1132 erschien ein „böser Geist" eine lange Zeit hindurch vielen Menschen im Bisthum Hildesheim in Gestalt eines Bauern mit einem Hute auf dem Kopfe, weshalb die Bauern ihn in ihrem Sächsisch „Hüdeken" nannten. Hüdeken fand viel Vergnügen daran, mit Menschen umzugehen, sich ihnen bald sicht-, bald unsichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Mit dem „Bösen" muß es indeß nicht schlimm gewesen sein, denn er beleidigte Niemanden ohne Ursache; lachte man ihn jedoch aus oder höhnte ihn sonst, so vergalt er das empfangene Unrecht mit vollem Maße. Da der Graf Burkard von Lucka von Hermann von Wiesenburg erschlagen wurde und des Letztern Land in Gefahr kam, eine

Beute der Rächer zu werden, weckte Hüdeken den Bischof Bernhard von Hildesheim mit den Worten: Stehe auf, Kahlkopf! Die Grafschaft Wiesenburg ist durch Mord erledigt und Du wirst sie leicht besetzen können. Der Bischof sammelte schnell seine Krieger, fiel in's Land des schuldigen Grafen und vereinigte es mit des Kaisers Bewilligung mit seinem Stifte. Häufig warnte der Geist den Bischof vor nahen Gefahren und zeigte sich besonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen redete und ihnen allerlei Dienste erwies. Da unterfing sich ein Küchenjunge, ihn, so oft er erschien, zu necken und sogar mit unsauberm Wasser zu beschütten. Hüdeken bat den Oberkoch, dem unartigen Burschen seinen Muthwillen zu untersagen. Als der Koch ihn über seine Furcht vor einem Buben auslachte, erklärte er, binnen wenig Tagen zu zeigen, wie sehr er diesen fürchte. Bald nachher traf er den Buben allein schlafend in der Küche, erwürgte und zerriß ihn, und setzte die Stücke in Töpfen an's Feuer. Der Küchenmeister, wie er dies gewahrte, fluchte dem Geiste. Nun aber verdarb Hüdeken folgenden Tages alle Braten an den Spießen, indem er Blut und Gift von Kröten darüber schüttete. Als der Koch mit Schimpfen fortfuhr, stürzte ihn Hüdeken über eine falsche, ihm vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben. Zugleich machte er die Nacht durch auf den Mauern und Thürmen der Stadt die Runde und nöthigte die Wächter zu unablässiger Wachsamkeit.

Hüdeken ermangelte nicht der Treue und des Gefühls für Sittlichkeit. Ein Mann, der eine leichtsinnige Frau hatte, empfahl ihm bei einer Abreise im Scherze die Frau zu hüten. Als der Mann weg war, gestattete das Weib einem Liebhaber nach dem andern, sie zu besuchen; aber Hüdeken ließ keinen bei ihr, sondern warf sie Alle aus dem Bette auf den Boden hin. Als der Mann von der Reise zurückkam, erklärte ihm Hüdeken entgegenkommend: Ich freue mich sehr über Deine Ankunft, damit ich von dem schweren Dienste frei werde, den Du mir auferlegt hast; ich habe Deine Frau vor wirklicher Untreue bewahrt, bitte Dich aber, sie mir nie wieder anzuvertrauen, denn lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachsenland hüten als ein Weib, das in die Arme ihrer Buhlen will. (Des Trithemius Hirschauer Chronik.)

(501.) Im Dorfe Ober-Larg in Elsaß hauste in einem Stalle ein Geist, den man Tags oder Nachts nur daran wahrnehmen konnte, wenn man in Sonnen- oder Mondschein seinen Schatten sah. Er machte zuweilen seinen Gang durch's Dorf, huschte aber dabei stets durch dieselben Gassen und strich an denselben Häusern vorüber. Winters kam er allabendlich in eines Schreiners Haus „zu kelten", wo er sich länglings auf den großen Kachelofen legte und Tabak rauchte wie die Anderen. Dann sahen diese wohl den Rauch, aber nichts weiter. Man achtete seiner auch gar nicht weiter, nur wenn der Dampf zu dick vom Ofen herab qualmte, rief der Schreiner etwa mit einem komischen Fluche: „Du machst ja da oben einen größern Rauch als wir Alle miteinander." In einer Mondnacht lauerten ihm einige neugierige Bursche auf, als er in den

Hof zurückkehrte, und wie der Schatten an die Mauer fiel, rief einer: „Da ist er; soll ich ihm eins langen?“ Kaum hatte er es ausgesprochen, erhielt er eine so derbe Ohrfeige, daß er etliche Schritte weit in's Bächlein fuhr. (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 401.)

(502.) So lebten und schafften auch in der Raudamühle vor langen Jahren eine Menge gefälliger Zwerglein, die Haus und Vieh wohl in Stand hielten und Allem Gedeihen und Segen brachten. Denn sie merkten wohl auf und aren wachsam Tag und Nacht; wo etwas versehen war, da thaten sie es heimlich nach; wo etwas geschehen mußte, da war es über Nacht gethan, und Niemand wußte, wie es gekommen war. Sie sorgten dafür, daß dem Vieh nichts passirte, daß in der Mühle Alles blank und im Stande war; sie machten, daß das Mehl schön weiß wurde und das Getreide so viel Mehl gab wie in keiner andern Mühle; sie regten und plagten sich, daß das Wasser zum Mahlen niemals ausging: kurz, sie waren überall, vergaßen nichts und besorgten Alles gut und trefflich. Dafür aber verlangten sie auch, daß ihnen stets zur rechten Zeit in reinlichen Schüsseln etwas Obst und ein kleines, nicht zu hartes und schön gelbes Brötchen an einen besondern Ort gestellt wurde, und die Müllersleute thaten allzeit gern und willig das Alles; denn sie wußten, daß sonst die guten Kobolde sofort die Mühle verlassen würden. Auch wenn Kuchen gebacken wurde, mußte ihnen ein Stück vom Besten gegeben werden; sonst thaten sie Müller und Gesellen allerlei ärgerlichen Schabernack an. Nur den Kümmel im Brote konnten sie nicht leiden, denn davon wurden sie krank und starben sogar, und man konnte ihr Aechzen und Stöhnen die ganze Nacht in der Mühle hören. Dies wußten nun zwar alle Mühlenbewohner; allein die junge Müllerin wollte aus Neugierde gar zu gern einmal die kleinen Zwerge sehen und setzte denselben, in der Hoffnung, die Kleinen würden doch nicht gleich das Haus verlassen, ein niedliches gelbes Brötchen vor, in das sie eine Menge Kümmelkörner gefüllt hatte. Allein in der Nacht wurden alle Zwerglein, die von dem Brote gegessen hatten, heftig krank; die ganze Nacht stöhnte und ächzte es in der Mühle, auf dem Boden und in den Kammern, wie von zahllosen piependen Mäusen; und schon in der nächsten Nacht packten die Zwerge ihr Hab und Gut zusammen und verließen Alle die Mühle, in der man sie so schlimm behandelt hatte. Da half nun freilich kein Weinen und Wehklagen der vorwitzigen Müllerin; denn keine Reue brachte die guten Zwerge wieder zurück, mit denen Wohlstand und Segen auf immer von der Mühle gewichen war. (Holzlandsagen, S. 31.)

(503.) Dietrich Brüllhardt aus Tafers im Kanton Freiburg gewahrte, als er im Dienste des Lehenmannes in der „großen Riedera“ war, daß oft, wenn er Abends oder Morgens mit der Laterne in den Stall kam, zwei Kühe oder Rinder zusammen gebunden, oder Heu und Emd in der Tenne unter einander gemengt war. Wiederholt bemerkte er dabei ein schwarzes

Männchen auf der Heubühne; da warf er im Zorne die Heugabel nach ihm, die aber mit solcher Gewalt zurückgeschleudert wurde, daß er nur durch eine schnelle Wendung dem Tode entging, und die Zinken durch das Tennthor fuhren. (Kuenlin.)

(504.) Vor Zeiten begegnete es den Bewohnern von Ursenbach im Kanton Bern, wenn sie ihr Vieh auf die große Allmeinde trieben, daß Kälber nicht selten in den nahen Wald liefen und nicht mehr zurückkehrten. Endlich kam der Hüter einem Manne auf die Spur, welcher die Kälber verlockt und dann getödtet hatte. Die jungen Bursche lauerten ihm auf; er ließ sich aber nicht mehr blicken. Nur wenn Regenwetter im Anzuge war, hörte man eine Männerstimme „knutsch! knutsch!" rufen. Ging man ihr nach, so vernahm man den Ruf sogleich an einem ganz andern Orte. (J. Schütz in Zuberbühlers Sagensammlung.)

Als die Kander ihren alten Lauf durch den jetzigen Kandergrund hatte, sprengte ein Mann sein Gusti-Rind in die Kander hinaus, und noch jetzt hört man ihn, wenn es „ander Wetter" geben will, laut „Gutsch! Gutsch! rufen. (P. Schneider. Ebendort.)

(505.) Auf einer Alp in Oberhasli wurden den Sennen immer die besten und schönsten Kühe umgebracht. Viele wollten die Alp nicht verlassen, in der Hoffnung, entweder werde es bessern oder sie dem Wesen „in's Spiel" kommen. So kamen mehrere um ihr ganzes Vieh, und zuletzt wollte Niemand mehr hinauf. Wer aber nahe kam, sah eine sonderbar große schöne Kuh im herrlichen Grase weiden, und hörte einen Ruf: Wer diese Kuh binnen einer Stunde fertig milkt und eine Nacht in der Hütte bleibt, der erlöst die Alp. Mancher ging muthig hinauf und kehrte nicht wieder.

Da versuchte es ein herzhafter Küher und stieg auf den Berg. Er fand die Kuh schon im Stalle und ging an's Werk. Als er daran war, erschien unter fürchterlichem Gepolter ein schwarzer Mann im Stalle und suchte den Melker durch allerlei Künste zu säumen. Was dieser that, machte er ihm, wie zum Spotte, nach. Der ließ sich dadurch nicht irren, und hatte binnen einer Stunde ganze Melchtern voll gemolken. Jetzt folgte ihm der Schwarze sogar in's Bett, wo er sich mit seinen eiskalten Gliedern hart an ihn hinlegte.

Um Mitternacht stand der Schwarze auf, ging an den Herd, pickelte dort ein Loch auf und rief dann den Küher herbei, ihm zu helfen. Dieser, welcher erst nicht große Lust zeigte, kam auf die Drohung, falls er nicht komme, möge er schauen, wie es ihm ergehe, und sah im Herde einen aufgedeckten großen Kessel voll Gold und Silber. Diesen mußte er ihm helfen heraus heben. Jetzt theilte der Schwarze alles Geld in drei Haufen und sagte: Du hast Dich brav gehalten. Dieser eine Haufen ist Dein, der zweite gehört dem Besitzer der Alp und der dritte ist für Diejenigen, welche auf derselben verarmt sind. Nach diesen Worten verschwand er und wurde nie mehr gesehen.

Der Küher, da sich von den Alpbesitzern Niemand mehr am Leben fand, wurde Eigenthümer von Geld und Alp. (Christ. Streun und Joh. Wahli in Zuberbühlers Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850.)

(506.) Auf dem Stofel Brüglis auf der Glarner Altenoren-Alp hauste ein Alpengeist, welcher Nachts in der Küche des dort befindlichen Berghäuschens alle Sennenarbeit, Käsen, Anken, Waschen des Kessels und der Gebsen und ihr Abtrocknen verrichtete, auch die Stube öffnete, um zu fragen, was es zu thun gebe, kurz, alle Knechtesarbeit that. Einmal aber spielte der Eigenthümer Nachts mit seinen Knechten Karten. Da erschien plötzlich eine Männergestalt am Fenster außen und rief: Wela, wela (welcher) hät d' Stäggasu (Eichelnaß)? Der Getroffene erbleichte und ließ vor Schrecken die Karten auf den Boden fallen. (Jost Zweifel im Hof in Linthal.)

(507.) Von den Erdleutchen gehen im Berner Seelande viele Sagen. Solche sollen unter anderm in dem schönen Nagelfluhhügel gewohnt haben, welcher dem Kloster Gottstadt gegenüber am rechten Ufer der Zil liegt. Sie seien aber fort gezogen, als die Leute angefangen zu fluchen und schlimm zu werden.

Einst begegnete eine Frau einem Erdweibchen, welches zu ihr sagte: „Hüt isch guot Bohnen setzen!" Die gläubige Frau folgte dem Rathe sogleich. Als sie jedoch Bohnen holen wollte, konnte sie keine Hülsen finden, obschon die Pflanze sonst gut aussah. Im Herbste aber warf sie die Ranken auf den Mist. Die Schweine aber, die in die Brache liefen, fraßen gar eifrig an dem Gesträuche, und als die Frau nachsah, fand sie, daß die Bohnen in den hohlen Ranken steckten, statt in Hülsen.

Daß in dem schön geformten Erdleutchenhügel etwas heidnisches stecke, zeigt auch die Sage, man habe anfänglich die Kirche des Klosters auf ihm bauen wollen, aber jeden Morgen Steine, Geräthe, die Grundmauern sogar, auf dem Platze gefunden, wo das Kloster jetzt steht, und wo man, dadurch belehrt, zu bauen anfing. (Joh. Frei in Zuberbühlers handschriftl. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850, 51.)

(508.) Eine Sage auf der Insel Rügen erzählt: In Rotenkirchen war einst Hochzeit. Da sah ein Knecht, der bei dem neuen Berge auf dem Felde arbeitete, ein Loch im Erdboden und hörte Stimmen rufen: „smit Hot herut!" (schmeiß Hut heraus). Sehen konnte er nichts, ahnte aber, es seien „Unerirdsche". Als sie schwiegen, rief er auch die drei Worte. Da antwortete es aus dem Boden: „Dör is kên Höt mir as Grotvaders Hot!" „Na denn smit herut un wennt' ôk Grotvaders Hot is!" und sogleich kam vor seinen Augen ein breitkrempiger altväterischer Hut aus dem Loche geflogen, den er erhaschte, aufsetzte und damit in's Hochzeitshaus trat. Als er in die Stube kam, sah er zwischen den Gästen die Unterirdischen an der Tafel sitzen und schmausen.

Kaum erblickten diese ihn mit einem ihrer Hüte, so machten sie sich schnell auf und davon. (Wolfs Zeitschrift f. die Myth. II. Bd. S. 143. 144.)

(509.) Eines Abends ritt Einer spät an einem Hügel vorbei, der eine Wohnung der Unterirdischen war, und sah sie draußen sitzen und schmausen und zechen. Da bat er sich auch einen Becher aus, und sogleich brachte ein Kleiner einen vollen Goldbecher. Der Reiter aber schüttete den Trunk über seinen Kopf weg, spornte und jagte mit dem Becher davon. da rief es hinter ihm: „Vierbên lop, Énbên krigt di!" und die Unterirdischen, die nur ein Bein hatten, waren so schnell hinter ihm drein, daß Einer das Pferd schon am Schweife fassen wollte, als der Mann die Zudarsche Kirche erreichte und gerettet war. (Wolf, a. a. O.)

In Mecklenburg geht von einer bestimmten Hügelgruppe bei Pekkatel seit alter Zeit die Sage, daß im größern Hügel „Unterirdische" wohnten, zu gewissen Zeiten „Tafel hielten" und bei der Gelegenheit aus dem kleinern Hügel einen Kessel und sonstige Geräthe liehen. Als man diese Hügel aufgrub, fand man in der That in dem kleinern einen Kessel von Bronze auf einem vierräderigen Wägelchen, nebst alten Waffen u. a. Geräthen aus der Bronzezeit, und in dem größern eine Art Herd (die „Tafel" von lehmartigem Sande, mit Feldsteinen bedeckt) und daneben von dem nämlichen Material einen zweiten Kessel und einen menschlichen Leichnam. Es waren dies jedenfalls Ueberbleibsel eines alten Kultes (auch die Etrusker und Hebräer hatten bronzene Gefäße auf Wagen in den Tempeln); die Tafel war ein Altar und die Kessel Opfergefäße, die hin und her bewegt werden konnten. Die überlieferte Sage von diesem Kult war mit der Zeit mit den Sagen von den „Unterirdischen" (Zwergen) vermischt worden, welche einst ja ebenfalls Gegenstände eines Kultes waren. (Vergl. Baer, der vorgeschichtliche Mensch, Leipzig 1874, S. 364.)

(510a.) Ein Bauer, der auf den Buchserbergen mit seinen Taglöhnern im Acker arbeitete, vernahm unterm Boden ein sonderbar Geräusch; sie horchten und es war ihnen, als schiebe man unten Kübel und Gelten hin und her, knete, feuere und backe. Da rief ein Taglöhner: Bringet uns auch Brot. Als sie nach dem Essen wieder an ihre Arbeit gingen, lagen viele Brötchen und Zelten bei ihren Werkzeugen, von den „wilden Männchen" ihnen geschenkt. (Nikl. Senn. Vergl. Herrlein, Sagen des Spessarts, S. 35. Rochholz, Naturmythen 111, Alpenburg 113.)

(510b.) Zu Osten Alversdorf in Süd-Ditmarschen ist auf einem Acker, von altersher Brutkamp genannt, in einem Hügel eine Höhle, gebildet aus fünf großen Steinen, einer oben drüber. Ein Mann kann vollkommen in diesem „Abensteen" (Ofensteine) stehen. Darin wohnten Unterirdische. Wer immer vorüber ging, mußte jedes, oder doch zum ersten Mal, irgend etwas, wenn auch nur eine Kleinigkeit, ein Bändchen und dergleichen zurücklassen. Jeder, der

einen Sechsling in der Höhle opferte, fand, war er eine Strecke vorwärts gegangen, ein Brötchen vor seinen Füßen.

Ein ähnlicher Stein lag nicht weit davon, zwischen Schrum und Arkebeke. Drinn lag stets ein Besen, und der Ofen mußte allezeit rein gefegt sein. Wer dies Morgens zuerst that, fand jedesmal einen Sechsling oder ein anderes Geldstück darin. Hirten erfuhren das nicht selten. Die Unterirdischen drin borgten oft von den Leuten Töpfe und Kessel, und stellten sie jedesmal an ihren Ort zurück. (Müllenhof. Der nämliche Zug also im äußersten Süden und Norden der deutschen Zunge!)

Außer den Häusern kommen die Kobolde zumeist in den Bergwerken vor, wo ihre von den Bergleuten steif und fest geglaubten Streiche zwei neu entdeckten metallischen Elementen die Namen Kobalt (Kobold) und Nickel (auch ein Koboldname, von Nikolaus gebildet oder mit Nicker, Nöck, Nix verwandt) gegeben haben. In Tirol kennt die Sage sicher dieselben Wesen, unterm Namen Knappen-Manndl, Gruben- oder Stollen-Manndl, Schacht- oder Bergzwerge. Sie erschienen in graulederner Tracht, auch als Bergknappen, mit Wettermäneln, kleinen runden Hütchen oder der Spitzmütze, mit langen Bärten, meist bucklicht, aber trotz hohen Alters immer rührig und äußerst stark. Sie halfen den Knappen bei der Arbeit, besonders während der Mittagsrast und Nachts. Sie spitzten die Schärfeisen, härteten Fäustel und Bohrer, entzündeten frommen Knappen erlöschte Lichter, zeigten reiche Adern und Gänge, hielten den Einbruch wilder Wasser, den Einsturz der Stollen, das Entzünden giftiger Schwaden auf. Schlimme Bursche tödteten sie durch Dünste, durch Wasser, durch Einbrechen oder Sturz in Abgründe und schadeten durch Versenken der Erznester. Sie waren dem Christenthum, namentlich den Glocken, abhold und unerlösbar und zogen sich davor mit den Erzen tief in's Innere der Berge zurück. (Alpenburg.)

(511.) Zwei Stunden ob dem Schmelzwerke Brixlegg ist das Bergwerk Thalstollen am Thierberge, worin ein Schachtmanndl wohnte, das eine eigene Lust hatte, die Knappen zu erschrecken, entweder wenn es sich zeigte mit feurigen Augen und ganz grün, oder ganz feurig und Grimassen machend oder einem in's Ohr gellend. So erschien es vor etwa siebzig Jahren, als Ambros Lenz und ein anderer Knappe in einer engen Stollenstelle nebeneinander vorbeifahren mußten, und „plärrte“ so, daß sie übereinander purzelten und für todt weggetragen wurden. Ein andermal bekam Lenz über die

Erscheinung das ganze Gesicht voll „Fletzen", wurde krank und siechte hin. Am schlimmsten trieb es der Kobold Nachts. (Alpenburg. S. 125.) Diesen Koboldeu entsprechen offenbar die in Obwalden erwähnten Berggeister und Bergmänner in den Bergwerken, kleine, graue Männchen mit großen herabfallenden Filzhüten. Sie sind im Stande, Bergknappen zu entführen, ja zu tödten, wenn sich diese gegen sie verfehlen. (Lütolf.)

(512.) Oft suchte man im Höllenthale in Nieder-Oesterreich Erz zu gewinnen, scheiterte aber an einer unsichtbaren Macht, die Nachts immer zerstörte, was man Tags mit Mühe vollbracht. Zuweilen sah man auf den höchsten Felsen einen Zwerg in violettem, etwas in's Röthliche spielendem Kleide, so daß man ihn vom Gesteine wenig unterschied. Seine Beine hatten eng anliegende Hosen, sein Rock war mittels eines Gürtels um den Leib festgemacht und sein langer Bart hing über die Brust herab. Er führte immer einen großen Hammer mit sich, mit dem er Alles zerschlug, was die Menschen gegraben hatten.*) Einst versuchte man es eine Mine zu hauen und zündete sie Abends an. Kaum waren sie weg, so wollte der Zwerg schadenfroh an sein Werk, flog aber mit einem Felsstück in die Luft und blieb zerschellt an einer Klippe hangen, eine Speise der Raben. (Vernaleken.)

(513.) Im Schwazer Bergwerke sah man in den Stollen nicht selten jene wie Knappen gekleideten langbärtigen „grauen Männlein", gutmüthig und nur Neckende strafend. Sie halfen den Knappen häufig, scheuten sich aber, angeredet zu werden. Nach der Arbeit mußte ihnen gedankt werden, sonst geschah Unglück. Als zwei unbesonnene Knappen sie in der Falkengrube unartig anredeten, verschwanden die Männlein plötzlich und der einstürzende Schacht begrub jene. (Zingerle.)

(Vergl. Grimms Sagen 71—78.)

Aber auch im Freien spuken oft koboldartige Zwergwesen.

(514.) Auf der Stuzalp in Graubünden sieht man, besonders wenn Regenwolken kommen, das Nebelmännchen mit breitrandigem Hute, in weißer Jacke, mit einer Tasche und in Holzschuhen. Es streckt den Kühen lockend seine Hand hin, und wollen sie nicht lecken, so geht es traurig von dannen. Wie laut es auch ruft, das Vieh hört es nie. (Flugi. Die koboldartige Erscheinung bedeutet ohne Zweifel den Nebel selbst.)

Nach einem andern Bericht zeigt sich das Nebelmännlein in den Alpen des Thales Prättigau (Graubünden), „früher regelmäßig nur vor wildem Schneewetter; dann kommt es in uralter Tracht und jodelt und ruft den Kühen. Es soll vor Jahrhunderten ein unredlicher Senn gewesen sein, der den Kühen der Reichen mehr Salz gegeben, als denen der Armen, und so müsse er umgehen, bis die Kühe seiner achten und ihm Salz abnehmen." — (Jedenfalls ist erst mit der Zeit aus dem Dämon ein menschliches Gespenst geworden.)

*) Der Zwerg kämpft gegen die Menschen, wie Thor gegen die Riesen.

Ueberall, wo die Zwerge, Kobolde, Hausgeister beiderlei Geschlechtes Haus- und Felddienste thun, Vieh hüten, den Stall kehren, Mist ordnen, mauern, zimmern, mahlen, backen, spinnen, weben, Keller und Küche besorgen, die Pferde anschirren, Waffen, Geräthe und Zierrathen schmieden und Gold- und Edelsteine sammeln, so thun sie, was der arbeitende, leidende Herakles, der Rinder und Pferde Holende und den Königsstall Ausmistende, was die dem Laamedon Mauern bauenden Poseidon und Apollon, der spinnende Herakles, der schmiedende Hephästos mit seinen Kyklopen, die Paläste der Götter erbauend, und die spinnende und webende Athene gethan haben, es ist das Hinauf- und wieder Hinabwälzen der Sonnenkugel und das Hinschieben durch den Himmel, es ist das in Nacht und Winter ungesehene unermüdete Wirken des Gottes in der Schöpfung. Ja das niedrig scheinende Gewerbe zauberhafter mythischer Schneider ist das Bereiten des Kleides der Natur, des grünen, mit bunten Blumen gestickten auf der Erde und des frühgold-, abendroth- und sterneschimmernden am Himmel.

In der prosaischen Gegenwart sind die Kobolde verschwunden; aber ihre Neckereien sind geblieben; denn welcher Denkende wollte verkennen, daß die unzähligen Spukgeschichten, deren jedes ältere Haus und jede Familie hunderte und tausende kennt, lediglich Fortsetzungen der Koboldsagen sind, bei denen die Kobolde durch Geister Verstorbener oder unsichtbare böse Geister verdrängt wurden. Geisterspuk ohne Kobolde, namentlich in verlassenen Schlössern und alten besonders einsam liegenden Häusern, kommt schon in den älteren Volksmärchen vor (z. B. bei Grimm, „von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“). Vielfach mögen derartige Geschichten auch einerseits durch Visionen und Hallucinationen, anderseits durch wirkliche, aber ihrer Quelle nach unentdeckt gebliebene boshafte Streiche neidischer und gehässiger Nachbarn oder sonstiger Feinde, oder auch von Leuten, die sich über Leichtgläubige lustig machten, genährt und dann durch Erzählen und Wiedererzählen, Verstärken und Hinzusetzen bis in das Gebiet des Wunderbaren und Geisterhaften ausgedehnt worden sein. —

III. Der Bruch zwischen Menschen und Zwergen.

a) Die Wechselbälge und das Alter der Zwerge.

Das zeitweise und theilweise freundliche Verhältniß zwischen Zwergen und Menschen, wie wir es aus den obigen Sagen kennen gelernt, steigerte sich in einzelnen Fällen bis zu einer Liebe, die ebenso verklärt erscheint wie diejenige zwischen Nixen und Menschen (oben S. 248 ff.), wie folgendes Beispiel zeigt:

(515.) Die Erdweibleinshöhle im kleinen Lautenfelsen trägt diesen Namen wegen der Erdweiblein, welche vordem darin wohnten. Zwei von ihnen, holdselige Mädchen, pflegten Abends mit ihren Spindeln nach Lautenbach in die Spinnstube, und wenn Tanz war, auch zu diesem zu kommen. Stets aber gingen sie vor Mitternacht weg, weil sie über dieselbe nicht ausbleiben durften. Einst, beim Fortgehen, wurden sie von einem Anwesenden gefragt, was sie in ihren hinaufgebundenen Schürzen hätten, worauf die eine antwortete:

„Hättest Du mich eher gefragt,
Hätte ich Dir es gesagt."

Von Tag zu Tag gewannen die Bursche die beiden Mädchen lieber, und einmal, beim Tanze, vermochten sie sie, bis nach Mitternacht zu bleiben. Als dieselben darauf heim wollten, baten sie die Bursche, sie zu begleiten und am Felsen zu warten, wenn sie hineingegangen. Fließe dann Blut aus ihm, so seien sie, wegen ihrer Verspätung, umgebracht worden; komme aber Milch heraus, so hätten sie kein Leid erfahren. Nicht lange waren sie im Felsen, so quoll Blut daraus; und nachher sind keine Erdweiblein mehr in Lautenbach gesehen worden.

Andere erzählen: die Erdjungfrauen seien allein heimgegangen; sie hätten aber ein Messer zurückgelassen und gesagt, wenn sie, wegen ihres Verspätens, getödtet würden, so werde das Messer blutig werden, und dieses sei auch geschehen. (Baader, neue Volkss. S. 72.)

Das tragische Ende solcher Liebesverhältnisse läßt aber, wie bei den Nixen (oben S. 241 ff.), keinen Gedanken an ihre innere Begründung in der Zuneigung beider Geschlechter zu.

Das Zurückweichen der Zwerge vor neuen mächtigeren Gottheiten, denen sich die Herzen der Menschen in Folge höherer moralischer, intellectueller und ästhetischer Ausbildung zuwandten, machte nämlich in der Volkssage die Zwerge immer mehr zu Feinden und Nebenbuhlern der Menschen. War auch diese Regel nicht ohne Ausnahmen, von denen wir in freundlicher Gesinnung und Dienstfertigkeit

der Bergmännchen und Hauskobolde, sowie der Holz- und Moosleutchen Beispiele gesehen, so tritt sie doch schon in diesen Ausnahmen mittels der Neckereien hervor, über welche sich die Kobolde boshaft freuen. Es spricht aus dem ganzen Verhältniß, trotz aller Lichtblicke, ein tiefer, unversöhnlicher Haß zwischen beiden Geschlechtern, welcher sich u. A. in folgender Schleswig-Holstein'schen Sage (bei Müllenhof) ausspricht:

(516.) In alten Zeiten haben die Zwerge und die Menschen oft Kriege miteinander geführt. Waren die ersteren dabei auswärts, so sangen ihre Weibchen im Berge bei den Wiegen. Nördlich von Braderup auf der Haide liegt der Reisehoog; da hat Einer einmal gehört, wie eine Zwergin drinnen sang:

Heia, hei, das Kind ist min,
Morgen kommt din Vater Finn
Mit dem Kopf eines Mannes.

(Finn ist nordisch der Name eines Zwerges. Finn. Magn. Lex. Myth. bor. p. 72.)

Die Kinder der Zwerge sogar wurden also in diesem Hasse auferzogen, und sie waren ja das Liebste dieser Leutchen, was schon aus der Sorgfalt hervorgeht, mit welcher sie auf Herbeischaffung menschlicher Hebammen ausgingen, womit sei also bewiesen, daß ihnen ihre Nachkommenschaft noch mehr werth war als die Pflege ihres Hasses. Solche Dienste belohnten sie dann auch nie anders als mit Gold (in Island mit geistigen Gaben).

(517.) Das Holen von Menschenhebammen zu Wöchnerinnen unter den Zwergen (wie unter den Nixen, oben S. 229) ist in der Schweiz allgemein geglaubt worden. Das geschah z. B. auf Furna im Prättigau, in Churwalden und in Savien, wo man noch die Stelle zeigt, wo das „wilde Männli mit seinem Weibchen“ wohnte. „Is wilde Mannlis Balma“ ist ein überhangener Fels in der Alp Vallaetscha. Von hier kam einst in dunkler Nacht ein wild Männlein nach dem Hofe „Bühl“, klopfte leise und klagte sein Anliegen der als Geburtshelferin bekannten Frau, indem es mit Thränen bat, als dieselbe Bedenken trug, doch zu kommen. Die Frau hatte aus Leibeskräften zu thun, dem Männlein Schritt zu halten, das rasch voran lief und dann, einem Hunde gleich, wieder zu ihr zurückkehrte (die Zwerge gingen nie, sie rannten). Bei der Balme angekommen, befreite die Frau das kreisende Weiblein gewandt von den Schmerzen und von einem allerliebsten Zwillingspärchen, welches gleich nach der Geburt mit Händen und Füßen zappelte und am Boden herumzukriechen begann.

Nun wollte die Frau sich entfernen, das Männchen hieß sie jedoch ihre Schürze von den Feuerkohlen füllen, was die Frau endlich that, aber unterwegs fast alle herausfallen ließ, die das ihr folgende Männchen auflas. Daheim hatte sie noch drei Kohlchen an der Schürze, die am Morgen als reines Gold dalagen. Erschrocken eilte sie jetzt zurück den Berg hinan, fand aber keine Kohlen mehr.

Ganz so in Churwalden, wo das Männchen der Frau zuruft:

Je meh zerstrast
Je minder d'hast.

Dasselbe geschah ob Vättis beim „Drakenloche" und mit demselben Rufe des wilden Männlis, nach Nikl. Senn im Werdenbergischen, nach Lütolf S. 476 bei der Großgruobis- oder Waldisbalm bei Viznau und nach Rochholz (N. M. S. 114) im Urner Schächenthale, wo das Männlein der Frau die Schürze mit Erlenblättern füllt und dann ruft:

Wie meh daß zatterist,
Wie minder daß d'hatterist.

Die Frau in Furna war klüger und behielt die Kohlen und das Gold. (Bilder und Sagen aus Graubünden.) Aehnlich in Meggen, Walchwil, Ballwil und Sarnen. Am letztern Orte sind es statt der Kohlen schwarze Steine. (Lütolf.)

(518.) Unten am Vättiserberge ist eine hohe Wand und mitten in der Wand eine Höhle, ehemals die Wohnung der „wilden Leute", die ganz behaart und nackt waren. Jetzt steht am ehemals bewohnten „Vättnerberge" nur noch ein Haus im „Schlüchtli". Ein Waldweibchen kam einst und holte die Hebamme zu einer Wöchnerin. Sie mußte ihm folgen, die Wand aufwärts, wo sonst kein Mensch gehen kann, that ihren Dienst und erhielt, als die Sache richtig war, Kohlen in ihre Schürze („sie haben Anderes nichts"). Dann begleitete sie das Waldweibchen, welches gekommen war, sie zu holen, bis „auf den Wasen", wo es zurückblieb und dem Weibe nachsah. Als dieses die sonderbare Gabe geringschätzig aus der Schürze schüttelte, hörte es das Weibchen noch rufen: „Je meh daß d'verzappst, je minder daß d'habst". Daheim fanden sich noch drei Kohlen an der Schürze und waren lauter Goldstücke; aber auf dem Wege war nirgends mehr was zu finden. (Der 70jährige Sebástian Hobi in Valens und schon vor 50 Jahren der gewesene Valenser Pfarrer Pater Augustin Müller in Pfävers.)

Die Zwerge geben sich hinwieder nach der Sage den Schein, ihrem Menschenhasse sogar ihr Liebstes, ihre Kinder, zu opfern, — und zwar Bergmännchen, Moos- und Holzleutchen und Roggenweiber in gleicher Weise, um die Nachkommenschaft ihrer Feinde, der Menschen, zu schmälern; sie stehlen deren Kinder mit raffinirter Frechheit oder vertauschen sie scheinbar gegen die ihrigen, gegen Wechselbälge,

der Bergmännchen und Hauskobolde, sowie der Holz- und Moosleutchen Beispiele gesehen, so tritt sie doch schon in diesen Ausnahmen mittels der Neckereien hervor, über welche sich die Kobolde boshaft freuen. Es spricht aus dem ganzen Verhältniß, trotz aller Lichtblicke, ein tiefer, unversöhnlicher Haß zwischen beiden Geschlechtern, welcher sich u. A. in folgender Schleswig-Holstein'schen Sage (bei Müllenhof) ausspricht:

(516.) In alten Zeiten haben die Zwerge und die Menschen oft Kriege miteinander geführt. Waren die ersteren dabei auswärts, so sangen ihre Weibchen im Berge bei den Wiegen. Nördlich von Braderup auf der Haide liegt der Reisehoog; da hat Einer einmal gehört, wie eine Zwergin drinnen sang:

Heia, hei, das Kind ist min,
Morgen kommt din Vater Finn
Mit dem Kopf eines Mannes.

(Finn ist nordisch der Name eines Zwerges. Finn. Magn. Lex. Myth. bor. p. 72.)

Die Kinder der Zwerge sogar wurden also in diesem Hasse auferzogen, und sie waren ja das Liebste dieser Leutchen, was schon aus der Sorgfalt hervorgeht, mit welcher sie auf Herbeischaffung menschlicher Hebammen ausgingen, womit sei also bewiesen, daß ihnen ihre Nachkommenschaft noch mehr werth war als die Pflege ihres Hasses. Solche Dienste belohnten sie dann auch nie anders als mit Gold (in Island mit geistigen Gaben).

(517.) Das Holen von Menschenhebammen zu Wöchnerinnen unter den Zwergen (wie unter den Nixen, oben S. 229) ist in der Schweiz allgemein geglaubt worden. Das geschah z. B. auf Furna im Prättigau, in Churwalden und in Savien, wo man noch die Stelle zeigt, wo das „wilde Männli mit seinem Weibchen" wohnte. „Is wilde Mannlis Balma" ist ein überhangener Fels in der Alp Vallaetscha. Von hier kam einst in dunkler Nacht ein wild Männlein nach dem Hofe „Bühl", klopfte leise und klagte sein Anliegen der als Geburtshelferin bekannten Frau, indem es mit Thränen bat, als dieselbe Bedenken trug, doch zu kommen. Die Frau hatte aus Leibeskräften zu thun, dem Männlein Schritt zu halten, das rasch voran lief und dann, einem Hunde gleich, wieder zu ihr zurückkehrte (die Zwerge gingen nie, sie rannten). Bei der Balme angekommen, befreite die Frau das kreisende Weiblein gewandt von den Schmerzen und von einem allerliebsten Zwillingspärchen, welches gleich nach der Geburt mit Händen und Füßen zappelte und am Boden herumzukriechen begann.

Nun wollte die Frau sich entfernen, das Männchen hieß sie jedoch ihre Schürze von den Feuerkohlen füllen, was die Frau endlich that, aber unterwegs fast alle herausfallen ließ, die das ihr folgende Männchen auflas. Daheim hatte sie noch drei Kohlchen an der Schürze, die am Morgen als reines Gold dalagen. Erschrocken eilte sie jetzt zurück den Berg hinan, fand aber keine Kohlen mehr.

Ganz so in Churwalden, wo das Männchen der Frau zuruft:

Je meh zerstrast
Je minder d'hast.

Dasselbe geschah ob Bättis beim „Drakenloche" und mit demselben Rufe des wilden Männlis, nach Nikl. Senn im Werdenbergischen, nach Lütolf S. 476 bei der Großgruobis- oder Waldisbalm bei Viznau und nach Rochholz (N. M. S. 114) im Urner Schächenthale, wo das Männlein der Frau die Schürze mit Erlenblättern füllt und dann ruft:

Wie meh daß zatterist,
Wie minder daß d'hatterist.

Die Frau in Furna war klüger und behielt die Kohlen und das Gold. (Bilder und Sagen aus Graubünden.) Aehnlich in Meggen, Waldwil, Ballwil und Sarnen. Am letztern Orte sind es statt der Kohlen schwarze Steine. (Lütolf.)

(518.) Unten am Bättiserberge ist eine hohe Wand und mitten in der Wand eine Höhle, ehemals die Wohnung der „wilden Leute", die ganz behaart und nackt waren. Jetzt steht am ehemals bewohnten „Bättnerberge" nur noch ein Haus im „Schlüchtli". Ein Waldweibchen kam einst und holte die Hebamme zu einer Wöchnerin. Die mußte ihm folgen, die Wand aufwärts, wo sonst kein Mensch gehen kann, that ihren Dienst und erhielt, als die Sache richtig war, Kohlen in ihre Schürze („sie haben Anderes nichts"). Dann begleitete sie das Waldweibchen, welches gekommen war, sie zu holen, bis „auf den Wasen", wo es zurückblieb und dem Weibe nachsah. Als dieses die sonderbare Gabe geringschätzig aus der Schürze schüttelte, hörte es das Weibchen noch rufen: „Je meh daß d'verzappst, je minder daß d'habst". Daheim fanden sich noch drei Kohlen an der Schürze und waren lauter Goldstücke; aber auf dem Wege war nirgends mehr was zu finden. (Der 70jährige Sebástian Hobi in Valens und schon vor 50 Jahren der gewesene Valenser Pfarrer Pater Augustin Müller in Pfävers.)

Die Zwerge geben sich hinwieder nach der Sage den Schein, ihrem Menschenhasse sogar ihr Liebstes, ihre Kinder, zu opfern, — und zwar Bergmännchen, Moos- und Holzleutchen und Roggenweiber in gleicher Weise, um die Nachkommenschaft ihrer Feinde, der Menschen, zu schmälern; sie stehlen deren Kinder mit raffinirter Frechheit oder vertauschen sie scheinbar gegen die ihrigen, gegen Wechselbälge,

die jedoch nicht ihre wirklichen Kinder, sondern eitel zauberisches Blendwerk sind, und die man los werden kann, wenn man sie zum Lachen bringt oder durchprügelt oder zur Thüre hinaus kehrt oder mit Kopfabhauen bedroht. Dann holen die Dämonen ihr Geschöpf wieder und bringen das geraubte Kind zurück. Die Wechselbälge aber werden nicht älter als 20 Jahre. In einer Tiroler Sage (bei Alpenburg) ist der Wechselbalg eine Kröte.

(519.) Die Grödicher Einwohner erzählten, aus dem Untersberge seien oft die wilden Frauen zu Kindern gekommen, welche zunächst dem Loche innerhalb Glaneck Vieh hüteten, und haben ihnen Brot gegeben. Zur Aehrenschneidung kamen sie mehrmals, erschienen früh Morgens, und wenn man Feierabend machte, gingen sie, ohne das Abendmahl mitzunehmen, wieder in ihren Berg.

Einst wollten sie einen kleinen Knaben entführen, der auf einem Pferde saß, welches sein Vater zum Umackern eingespannt hatte. Der Vater eilte ihnen nach und hatte Mühe, ihn wieder zu befreien, worauf sie erklärten, er würde es bei ihnen besser haben als daheim, und dann bitter weinend von dannen gingen. Einen andern Knaben nahmen sie, bei der Kugelmühle oder Kugelstatt herauskommend, vom Hüten weg. Holzknechte sahen ihn über ein Jahr später in einem grünen Kleid auf einen Stock sitzen und sagten es seinen Eltern, die jedoch keine Spur mehr von ihm finden konnten. (Volksbüchlein vom Untersberge.)

(520.) Die Sagen von Wechselbälgen, Wechselbutten finden sich auch in der baierischen Oberpfalz. In den ersten Tagen nach einer Geburt, wenn die Wöchnerin allein schläft, legt „der böse Feind" nicht selten ein Kind von ihm zum rechten. Greift die erwachende Mutter nach dem ihrigen, so verschwindet die Butte; sonst aber hat er gewonnen Spiel. Ein Bauer, Nachts aus dem Wirthshause heimkommend, fand bei seiner schlafenden Wöchnerin zwei ganz ähnliche Kinder, ähnlich angethan, beide gleich schreiend. Er griff nach dem einen, das andere verschwand, und er hatte den Balg, der nun klein blieb und elend, krüppelhaft und „faxig" wurde und bald starb. (Globus IV. Bd. 1863, S. 172.)

(521.) Auf der Insel Rügen glaubte man an dreierlei Arten Zwerge; weiße, braune und schwarze. Die weißen und braunen waren gut, thaten Niemanden leicht was zu Leide; am freundlichsten waren die weißen. Die schwarzen jedoch, Tausendkünstler, waren voll Trug und List. Alle hielten sich gerne in den Bergen der Insel auf. In den neun Bergen bei Rambin wohnten die braunen in sieben, die weißen in den zwei übrigen Bergen, wo sie ein lustiges Leben führten und Musik und das beste Essen und Trinken

hatten. Sie stahlen den Menschen die schönsten Knaben und Mädchen, die ihnen dann eine gewisse Zeit dienen mußten, alle 50 Jahre mußten alle Geraubten zurück. Doch wurde keines davon in dieser Zeit älter als 20 Jahre.

Wer etwas von ihnen in seine Gewalt bekam, z. B. eine Mütze, dem wurden sie dienstpflichtig, und er konnte reich werden. (E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen. Berlin, 1842, I. Bd.)

(522.) Es ist schon lange, lange her, als einst die hübsche Frau eines Bauern zu Spornitz bei Parchim von einem gesunden, wohlgestalteten Knaben entbunden wurde, welchen die Hebamme in die bereitstehende Wiege legte. Nachdem sich diese bald darnach entfernt hatte, um nicht die Wöchnerin in dem ihr nöthigen stärkenden Schlummer zu stören, regte es sich plötzlich unter der Stubendiele Ein Paar Mauersteine wurden leise in die Höhe gehoben und husch, husch kam ein häßliches Zwerglein, ein sogenannter Mönk oder Unterirdischer, in einem grauen Röckchen, mit einem dreieckigen Hütchen auf dem Kopfe und ein kleines, ganz kleines unterirdisches Kind im Arme tragend, durch die Oeffnung gekrochen, trippelte zur Wiege, nahm dort das neugeborne Kind mit Aufbietung aller Kräfte heraus und legte dafür seine kleine Mißgeburt hinein. Unterdessen war die Bäuerin erwacht und sah den ganzen Vorgang mit an; aber sie konnte weder den Umtausch verhindern, noch um Hilfe rufen; denn die Stimme versagte ihr, und übernatürliche Kräfte hielten sie wie gebannt in den Kissen ihres Bettes fest.

Während die arme Frau noch außer sich vor Schreck den räuberischen Kobold anstarrte, begann dieser ungefähr also zu ihr zu reden: „Frau, Deinem Hause ist heute ein großes Glück widerfahren, denn wisse, Dein Sohn wird dermaleinst unser König werden. Nach unseren Gesetzen müssen wir nämlich von Zeit zu Zeit ein Kind unseres Königs mit einem Menschenkinde vertauschen, damit irdische Schönheit nicht ganz unter uns aussterbe, und hat nun für diesmal unser König Dein Söhnchen zu seinem Nachfolger, zu unserm künftigen Beherrscher ausersehen. Ich lasse Dir für Dein Knäbchen, welches gut bei uns aufgehoben ist, unsern eigentlichen Kronprinzen zurück, damit er sich bei Dir in das Menschenthum hineinsauge. Pflege und warte sein auf das Beste; denn so Du das nicht thust, wird der Zorn der Unterirdischen Dich und die Deinen treffen! Bist Du aber eine gute Pflegemutter, so soll reicher Segen Euer Haus überschütten und Euer Wohlstand wird sich mehren von Tag zu Tag!"

Darauf legte der kleine Mönk der Bauerfrau das Wechselbalg an die Brust und schleppte ihr neugebornes Kind auf eben demselben Wege, wie er gekommen, mit sich fort.

Das kleine unterirdische Geschöpf aber sog und sog, wurde immer länger und breiter, und als es die gehörige Größe eines neugeborenen Menschenkindes angenommen hatte, fiel es wie ein vollgesogener Blutegel ab.

Ganz ermattet sank die Frau hiernach in tiefen Schlaf; als sie endlich

wieder erwachte, glaubte sie zuerst, Alles sei nur ein böser Traum gewesen; aber der ungestaltete Kobold an ihrer Seite überzeugte sie bald von dem Entgegengesetzten. Es half da nun weiter kein Seufzen und Klagen, die gute Frau mußte das Kind als ihr eigenes betrachten, mußte es nähren und großziehen, um nicht der Rache und Strafe der Unterirdischen zu verfallen. Hierfür mehrte sich nun aber auch der Wohlstand ihres Hauses auf das sichtlichste; Alles, was sie oder ihr Mann unternahm, wurde vom Glücke gekrönt. Kurz, nach wenig Jahren schon waren sie die Reichsten des Dorfes und der ganzen Umgegend. Das Wechselbalg aber behielt fortwährend seine häßliche Gestalt, gedieh und wuchs nicht, sondern blieb klein, unbeholfen und schwachsinnig und starb schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre. (Niederhöffer, Mecklenburg. IV. S. 154.)

Man vergleiche damit Grimms Sagen 81 und 82, ferner die Sage vom Wechselbalg der Roggenmuhme (ebd. Nr. 89) und von dem des Teufels (ebd. Nr. 87.)

Die merkwürdigsten Wechselbalgsagen sind jedoch diejenigen, in welchen die Eierschalen eine Rolle spielen.

Bei den alten Griechen galt das Weltall als Ei (s. oben S. 18). Die orphische Kosmogonie ließ aus diesem Ei den Grund aller Dinge als Mannweib hervorgehen (Clemens Romanus). Der uranfängliche Gott der Orphiker heißt ὠογενής, der Eigeborne. Nach Makrobios war das Ei in den Mysterien des Dionysos das Sinnbild der Erzeugung und Belebung. Nach Aristophanes (Vögel V. 695 ff.) gebiert die Nacht das uranfängliche Windei, aus welchem die Liebe hervorgeht.

Im Heiligthum der Hilaira und Phöbe in Lakonien hing an der Decke ein Ei, welches mit Bändern umwickelt war, man gab es für das Ei der Leda aus (Pausanias III. 16, 2); das vom Himmelsgotte mit einer Erdgöttin erzeugte Ei, in welchem die Zwillinge enthalten waren, welche Tag und Nacht bedeuten, indem sie abwechselnd im Olymp und in der Unterwelt weilen, ist aber eben das Ei der Welt. So trugen auch in allen Abbildungen diese Dioskuren, sowie andere Helden, z. B. Odysseus, Mützen von der Form der Eierschalen, namentlich aber Hephästos, welcher in Aegypten als der Vater der Zwerggottheiten, der Kabeiren galt und selbst Zwerg war. Das Ei und dessen Schalen waren daher stets Bezeichnungen sehr alter und uranfänglicher Dinge; denn alles Lebende entsteht ja aus dem Ei. Darum ist der Uebergang dieses Symbols aus dem griechischen Alter-

thum in dem Norden mit seinen Zwergen höchst bedeutsam. Folgende Sagen beleuchten dieses Verhältniß in drastischer Weise:

(523a.) Als fahrlässige Leute zu Semmerin in der Silvesternacht ihre Hausthüre offen gelassen, lag am Neujahrmorgen eines der Hündchen der Frau Gaude auf dem Herde, welches die nächste Nacht begann, sie mit seinem Gewinsel zu beunruhigen. Sie wußten den Gast nicht los zu werden, bis eine Frau ihnen rieth, das sämmtliche Hausbier durch eine Eierschale (Eierdopp) zu brauen. Wie die Schale im Zapfloche des Braukübels stak und das „Wörp" (angegohrene Bier) lief, redete das Hündlein vernehmlich:

„Ik bün so olt
as Böhmer Gold,
äwarst dat heff ik min leder nicht truht,
wenn man't Bier dörche Eierdopp bruht",

und wie es das gesagt, verschwand es und Frau Gaude mit. (Lisch, Meklenburg.)

(523b.) Häufig soll es früher vorgekommen sein, daß die Mönken ihre Kinder zu den Dorfbewohnern gebracht und sich dafür eines von ihren Kindern mitgenommen haben. Gewöhnlich geschah dies Nachts oder doch nur dann, wenn Niemand anders als gerade nur das Kind in der Stube war.

Eine Frau in Peckatel war nun wieder einmal so unglücklich gewesen, statt ihres kräftigen, lieblichen Kindes, am nächsten Morgen einen solchen Wechselbalg der Unterirdischen in der Wiege vorzufinden.

Aus Furcht vor weiterm Unglücke hatte die arme Mutter sich nun schon einige Jahre geduldig mit diesem ungestaltenen Kinde herumgequält, das weder wuchs, noch gedieh

Eines Tages bat das Kind seine Pflegemutter, sie solle ihm einmal etwas zeigen, was es noch niemals gesehen. Da nahm die Frau ein Ei, zerschlug es und richtete es so an, wie es bei Bauersleuten Sitte ist, und reichte es dann dem Kinde zum Essen hin. Das unterirdische Kind aber wollte die Eierspeise nicht nehmen, stieß sie zurück und sprach:

„Ick bün so olt,
Als böhmen Gold;
Äverst so wat hev ick
Min lävdag nich seen!"

Hierüber ward die Frau sehr böse und züchtigte das Kind stark.

Die Mönken holten sich bald darnach ihr Kind wieder und haben seitdem auch nie ein solches wiedergebracht; wie sie denn überhaupt auch seit dieser Zeit ganz aus allem Verkehr mit den Leuten getreten sind. (Niederhöffer, Mecklenb. II. S. 122.)

(524.) Die Schönaunken vertauschen oft mit Leuten der Umgegend ihre Kinder (Wechselbälge). Konnte man diese zum Sprechen bringen, so

mußten sie sie holen und die gewechselten wiederbringen. Einst quälte sich eine Frau, wie sie ihren Wechselbalg zum Sprechen brächte, als ihr Einer rieth, sie solle Eierschalen auf das Feuer setzen (und darin brauen, setzt die Sage hinzu). Kaum sah der Balg dies, so erhob er sich und sagte: „Siebenmal hab' ich den Bremerwald abbrennen sehen, aber solch Brauen noch nie". Wie das aus dem Munde war, sah sie ihr Kind wieder, und war der Wechselbalg verschwunden. (Kühn, in Vonderhagens Jahrb. IX. S. 95.)

(525.) Bei Grimm (39, drittes Märchen aus Hessen) findet sich der bedeutende Zug, daß, sobald man den Wechselbalg lachen machen kann, die Wichteln ihn wieder holen und das geraubte Kind bringen. Dort ruft der Balg als er die Eierschalen erblickt:

Nun bin ich so alt
wie der Westerwald
und hab' nicht gesehen,
daß Jemand in Schalen kocht.

Wie er lacht, kommt auf einmal eine Schaar von Wichtelmännchen, die das wahre Kind auf den Herd setzen und den Balg fortnehmen.

In Dähnerts plattd. Wörterbuch heißt es von sehr alten Dingen „old as de Bremer Wold", auch in Schützes Holstein. Idiotikon.

(526.) Als man in einem Tiroler Hofe das Nörglein dadurch necken und vertreiben wollte, daß man leere Eierschalen auf den Herd legte, sang oder sagte es:

„So viel Hafelen af uan Heard
hon i no nia dar heart.
I bin an alter Mann,
i denk in Rasimispiz
wia a Kloa von an Kiz,
in Schluderkopf
so groaß wia a Glufenknopf;
in der Polstarziach gant
do hon i mein Gang,
in dar Schwarzbrummscheib'n
do will i mein Lebatog bleib'n".

(Zingerle Sagen aus Tirol in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. S. 184.)

(527.) Eine Bäuerin auf Island, welche daheim einen Wechselbalg antraf und ihn zum Sprechen bringen wollte, nahm eine sehr lange Stange und rührte damit in einem winzig kleinen Töpfchen, das am Feuer stand. Da rief der Balg nach der einen Erzählung: „Nun bin ich so alt wie man am Barte sehen kann und Vater von 18 Kindern, und nie habe ich gesehen so langes Quirl in so kleiner Schüssel" — oder: „ich bin nun ein

70jähriger Mann worden und Vater von 60 Kindern und habe nie gesehen so lange Stange in so kleiner Schüssel". (Maurer, Isländ. Volkssagen.)

Es hat etwas schauerlich Dämonisches, wenn der Wechselbalg von seinem Alter spricht. Und warum kann er das? Weil er eben ein Stern ist, der Alles auf der Erde an Alter übertrifft. Die Wechselbälge versinnbildlichen wahrscheinlich das Uebel, das den Menschen nach fatalistischem Glauben die Sterne statt des erwarteten Guten bringen. Zu ihrer Gestalt haben wohl die Cretinen (Kielkröpfe, Wechselbutten, Tolpatsche, Tölpel, Dickköpfe, Wasserköpfe) Anlaß geboten. Aber auch ohne Bezug auf Wechselbälge und Eierschalen sprechen die erwachsenen Zwerge ganz ähnlich von ihrem Alter:

(528.) Beim Dorfe Wens im Pizthale, das nahe bei Imst ausmündet, steht eine St. Margarethen-Kapelle und nahe ein Hof, auf welchem sich lange ein äußerst hilfreiches und dienstbares Wichtel aufhielt, das „Margarethen-Wichtele". Es wartete die Kinder, hütete und besorgte das Vieh, spaltete Nachts das Holz, holte Wasser und das schon drei Jahrhunderte durch von Vater auf Sohn und Enkel, die Alle es zu schätzen wußten und gut hielten. Da starb gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Stamm des Hofbauers aus, und als der letzte Träger des Namens auf dem „Rechbrette" lag, saß das Wichtel stumm und traurig bei der Leiche, begleitete sie dann weinend mit zu Grabe, kehrte aber mit den Uebrigen nicht zum Hofe zurück, sondern wanderte das Pizthal auf, wendete dann rechts ab nach dem Pillerjoche zu und wurde nie mehr gesehen. (Alpenburg.)

(529.) Auf der Seisenalpe trieb ein Neckgeist viel Unwesen. Er foppte und plagte die Hirten und Mäher auf allerlei Weise. Einen Hauptspaß machte ihm das Umwerfen von Heuschobern; hatten die Leute sich mit Aufmachen derselben müde gearbeitet und sich dem süßen Schlafe überlassen, so kam der Boshafte sicher und warf die Schober der Reihe nach um. Einst fiel ein pfiffiger Knecht auf den Gedanken, die Sensen in den Schobern zu verstecken. Der Geist erschien Nachts richtig und lachte, als er die Schober wieder erblickte, daß es weithin gehört wurde. Als er aber den ersten Schober umstürzen wollte, kam er auf die Sensen und schrie so kläglich, daß es einem durch Mark und Bein fuhr: „Ich bin so grau, ich bin so alt, schon denk' ich die Seiseralp neunmal Wies' und neunmal Wald. Nun geh' ich fort und komme nimmer mehr." Er hielt Wort. (Zingerle.)

Dieselbe Sage wird auch auf ein räthselhaftes Geschöpf, das Almthier, übertragen, das daher ebenfalls vom Sternhimmel stammt.

(530.) Früher wagte Niemand auf der Villanderer Alp zu übernachten und Mäher und Mäherinnen machten sich vor Ave Maria-Läuten auf den Heimweg,

denn Alles fürchtete und mied das Almthier. Einmal wagte es ein kecker Knecht, der Bartel, und legte sich in einer Schupfe auf's Heu. Als früh Morgens die Mäher ihn riefen, hörten sie die Antwort: „Der Bartel ist auf dem Dache!" Hier sahen sie mit Entsetzen — die zerrissenen Stücke des Todten. Endlich wagte es ein Zweiter, behängte sich ringsum mit geweihten Sachen und ließ sich in einen Heuschober einmachen, den sie noch ringsum mit Sensen belegten. Um Mittnacht kam das Almthier, sprang wiederholt gegen den Heustock und rief dann: „Au weh! au weh! daher geh' i nie meh! I denk die Villander Alp neunmal Wies und neunmal Wald, und den Schlern wie 'n Nußkern, und den Jochgrimm wie a Messerkling. Villander Alm hat gut's Wasser, Seiser Alm gut's Gras. Au weh! au weh! daher geh' i nie meh!" Damit verschwand es für immer. (Zingerle.)

(Vergl. über die Wechselbälge Wuttke, Volksaberglaube S. 360 ff.)

Die Eierschalen werden noch gegenwärtig heilig gehalten. Man darf sie nicht in's Feuer werfen, sonst bekommt man ein Geschwür, oder man brennt die Seelen der Todten, man darf keine zertreten, sonst zertritt man sein Glück. (Wuttke a. a. O. S. 292.) Auch dienen sie vielfach zu Zauber- und Heilmitteln. — Aus Allem indessen geht hervor, daß die Verehrung der Zwerge, als Bilder der Gestirne, der im Stillen schaffenden Weltkräfte, eine uralte ist und derjenigen der Götter weit vorangeht.

b) Der Zwerge Abschied.

In rührend schlichter Weise feiert die Volkssage das Ende des Cultus, den die schaffenden Naturkräfte einst als Zwerggottheiten genossen, durch die Erzählung von ihrem trauernden Abzuge aus den bewohnten Gegenden nach ihrem verborgenen Reiche im Innern der Berge, um da in ihren krystallenen und goldreichen Höhlen zu bleiben und nie mehr vor den Augen des undankbaren Menschengeschlechtes zu erscheinen. Sinnig giebt die Volkssage als Gründe dieses Schrittes die Emancipation und Civilisation der Menschen und die Einführung des Christenthums an. Bald nämlich war es die unziemliche Neugier der Menschen, das Treiben ihrer früheren Gottheiten zu belauschen oder die geheimnißvolle und stets verborgene Natur ihrer Füße zu ergründen, was sie vertrieb; bald war es der Lärm der Axt, welche die Wälder zum Behufe des Landbaues und der Gründung von Wohnungen umhieb oder der lärmenden Hämmer und Maschinen, durch

welche die Menschen die stille Industrie der Zwerge ersetzten, oder der Glocken, welche einen neuen, mächtigern Gott verkündeten.

Es spricht nun in überraschender Weise für die ehemalige allgemeine Verehrung der Zwerggottheiten nicht nur, sondern selbst für den unmittelbaren Uebergang vom Zwergcult zum Christenthum an vielen Orten, ohne Dazwischentreten der altgermanischen Götter, — daß beinahe jeder Ort in deutschen Landen und weit nach Norden und Westen hinaus seine Sage vom Verschwinden der kleinen Mythenwesen, von ihrer Flucht vor einer neuen Zeit und einem neuen Glauben besitzt. Wir geben folgende Beispiele:

(531.) Die Schönaunken halfen oft den Umwohnern in ihren Arbeiten. Sie kamen, wenn diese Abends den Brotteig eingesäuert, in der Nacht in die Häuser und kneteten, so daß Morgens Alles bereit war. Als dies auf einem Bauernhofe wiederholt geschah, versteckte sich der Knecht hinter dem Backtrog. Da erschienen zwei Schönaunken und fingen an zu kneten. Mitten in der Arbeit machte der Knecht eine Bewegung, da rief der Eine: „'t wegget sik" (es bewegt sich); aber der andere antwortete: „kett men tau! kett men tau!" (knet' nur zu!) Als das der unverständige Bursche gehört, sprang er mit einem Knüppel hervor und jagte sie fort, worauf sie nie wieder kamen. (Kuhn in Vonderhagens Jahrb. IX. S. 95. 96.)

(532.) Ein piemontischer Säumer brachte einen Zug Saumrosse von der Grimsel durch das Haslithal herab, jedes mit zwei Lägeln wälschen rothen Weines, er selbst tüchtig bezecht. Auf dem engen Felssteig bei Guttannen, am Zuben, wo das Ausweichen gefährlich wird, begegnete ihm das Zwergmännlein „Selbthan", und der rohe Mann, dem es zu mühevoll war, zum Leitroß vorne hinzugehen und es seitwärts zu halten, schwang von hinten die lange Riemenpeitsche und hieb dem Zwerge Schwielen. Der Kleine drückte sich in die Bergwand und schrie so jämmerlich, daß alle Zwerge aus dem Thale zusammen liefen. Dann riefen sie in die Rotenfluh hinauf: „Lauf, lauf, Rabärben! Der Vater will sterben!" Von Stunde an verließen sie das Thal und zogen drei Tage und drei Nächte über den Grimselpaß, wobei man sie laut schluchzen hörte. Dem Wälschen aber stürzten die Roße an der „Hellen-Platte" hinunter und er ihnen nach, und muß nun mit einer unsichtbaren Säumerei, Roße und Maule, unter Rufen, Pfeifen und „Chlepfen" (Peitschenknallen) nächtlich säumen bis zum jüngsten Tage. (Rochholz.)

(533.) Das letzte Erdleutchenpaar, das in einer Höhle bei St. Wilhelm im Badischen wohnte, kam oft zu einem Bauer im Wiesenthale und half ihm arbeiten. Einst, als sie ausblieben, machte der Bauer Feuer vor die Höhle. Da kam das Erdmännchen und entschuldigte sich, seine Frau sei

krank, es könne nicht kommen, er möge aber doch das Feuer löschen. Der Mann hatte im Aerger das Feuer so groß gemacht, daß er es nicht löschen konnte, verlor aber in derselben Nacht all' sein Vieh durch Tod und sah die Leutchen nie wieder. (Meier.)

(534.) Im Haslithale und in Gadmen erzählt man zwei Sagen vom Verschwinden der Zwerge.

Nach der einen kam des Sommers häufig eine Schaar Zwerglein aus den Flühen herab in's Thal, entweder helfend oder doch zuschauend beim Arbeiten, namentlich im „Heuet". Dann setzten sie sich vergnügt auf den langen und dicken Ast eines Ahorns in das schattige Laub. Nun wurde von Muthwilligen der Ast einmal Nachts beinahe ganz durchsägt, und als die arglosen Leutchen sich am Morgen darauf niederließen, krachte der Ast entzwei und sie stürzten zu Boden. Darüber zürnten die Kleinen, und mit dem Rufe: „O, wie ist der Himmel so hoch und die Untreu so groß! heute hier nnd nimmermehr!" verschwanden sie für immer.

(535.) Nach der andern Sage war es der Zwerge Gewohnheit, sich auf einen großen Feldstein zu setzen und den Heuern zuzuschauen. Aber einige Schalke machten ein Feuer auf dem Stein, bis er glühte, und schürten dann Alles sauber ab. Als das Völklein sich darauf setzte, verbrannten sie sich jämmerlich und verschwanden mit dem Rufe: „O böse Welt! o böse Welt!" (Wyß Idyllen I. S. 101. 319.)

Dasselbe geschah auf der Obwaldner Seite des Stanserberges, dem Steinberge, wo Bergmännchen wohnten, welche Sommers in den Sennhütten Obfluh und Rütimatt einkehrten und den Hirten treu halfen. Dafür reichte man ihnen Alpspeisen und ein solches hatte seinen eigenen Sitz. Als aber einst Muthwillige in der Rütimatt den Sitzstein heiß machten, brannte sich das Männchen, entfernte sich schnell und kam nie wieder. (Lütolf.)

(536.) Im Kanton Freiburg wohnten früher in den „Balmen" (Baumes, Grotten) der höchsten Berge, in krystall-, gold- und silberglänzenden Stuben Feen, die mit den Menschen verkehrten, ja mit schönen Hirten in heimliche Ehen traten und ihnen Heilkräuter und Wurzeln und Schätze zeigten oder Künste, sich unverwundbar zu machen. Aber sie hatten, nach Einigen, rabenschwarze Haut, keine Fersen an den Füßen und Kopfhaare so lang, daß sie sich damit ganz einhüllen konnten. Als einst ein zornmüthiger Geißhirt die Seinige, die, wie Alle, sehr eigensinnig, zanksüchtig und launisch war, mit dem Käsebrecher oder Quirl schlagen wollte, verließ sie ihn beleidigt plötzlich, und mit ihr verließen Alle die Gegend. (Kuenlin i. J. 1832.) Daß auch im Aargau (Fricktkal) die Zwerge schwarz geschildert werden und bei ihrer Ankunft gesagt haben sollen, sie haben daheim „die Sonnenhitze nicht mehr vertragen können" (Rochholz, Naturmythen 1862. S. 107), deutet entweder auf die nordischen „Schwarzelfen" unter der Erde oder auf afrikanische Heimat.

(537.) In einem Hause zu Kappel (Kanton Solothurn, unweit Olten, an der Dünneren), welches noch steht, hatten einst die Erdmännlein mit den Einwohnern vertrauten Umgang. Jene liebten alle Arten Backwerk, besonders die „Wäien“, deren dort jedesmal, wenn man buck, so viele bereitet wurden, als die Stiege in's Gaden Tritte zählte. Für die Erdmännchen legte man allemal eine besonders gut gerathene auf die Thürschwelle hinterm Hause. Da spürte einst die neu in's Haus gekommene junge Frau ein Gelüste, das verborgene Völklein von Angesicht kennen zu lernen. Als daher der schöne Kuchen für die kleinen Gäste wieder auf der Thürschwelle bereit lag, schlich die vorwitzige Frau, während die übrigen Hausgenossen sich zu Tische setzten, in einen Winkel der Küche, um ihnen zuzusehen. Aber kaum hatte das Erdvölklein gewahrt, daß Jemand sie beobachte, da rief es in einstimmigem Chore:

„Uf und uß der Erde
(andernorts; under d' Erde),
d' Lüt wei (wollen) spitzfindig werde“,

und von da an hat man im Umkreise von Kappel keine Erdmännlein mehr gesehen. (Bernhard Wyß, Lehrer in Solothurn.)

(538.) In Werdenberg wohnten die Bergmännchen auf den Bergen in Höhlen. So bei Buchs im „Wildenmännlis-Löchli“, einer Grotte, die sich bis nach Grabs erstrecken und im Innern einen See enthalten soll; am Sevelerberge im Vall Gupp und an der Stampfhalde. Sie waren klein behaart, dienstfertig, friedlich, bereiteten ihre Speisen „aus Erde“, lebten mit den Leuten der Ebene im Verkehr, halfen ihnen melken, misten, füttern, hüten u. s. w. und waren sehr beliebt. Sie trugen Mäntel, womit sie ihre Füße sorgfältig verbargen. Einst aber streute man Asche, um die Spur ihrer Tritte auszuspähen, und neckte sie sonst vielfach, so daß sie für immer aus dem Lande zogen. (Nikl. Senn.)

(539.) Nicht weit von Bettlach am Solothurner Jura, im Kastels, ist mitten in Stauden und Gestein ein Fleck Landes, genannt die „Chutz-chammara“ (Kauz-, Eulenkammer). Dort wohnten vor Zeiten „Härdwibli“ (Erd- oder eher Bodenweibchen) zwergigen Wuchses, in schwarzem Gewande, das die Füße deckte, guten Leuten gewogen, denen sie Glück brachten; böse haßten sie. Sie liebten und bucken Brotkuchen, „Wäie“, und theilten davon fleißigen Bauern freigebig mit, wenn sie ackerten. Als ein solcher ihr geheimes Walten und Backen unterm Boden vernahm, die köstlichen Wäien roch und sich auch eine wünschte, sieh da, wie er die Furche endend unten am Acker ankam, stand ein Stühlchen neben seinem Zug, darauf ein weißes Tuch, auf diesem ein duftender Kuchen mit silbernem Messer. Als er jedoch von Habsucht verführt, das Messer zu sich steckte, fand er über's Jahr weder Wäien noch ferner Gedeihen auf dem Acker.

In ein nahes Haus kamen „nach Betläuten“ die Weibchen zu den

Spinnerinnen, denen sie halfen und selbst spannen, ohne je frisches Werg aufzulegen. Schlug es zehn Uhr, so nahmen sie ihr Garn, das sie noch oft verschenkten, und entfernten sich mit einem frommen Abendwunsche, bis man einst, weil sie ihre Füße sorgfältig verdeckten, Asche streute und darin lauter Gänsefüßchen entdeckte. Sie schämten sich darüber und verließen in der gleichen Nacht das Haus und das Dorf Bettlach. (Fr. Jos. Schild, aus dem Lebenberg. Gedichte und Sagen. I. Bd. Biel 1860, S. 93.)

(540.) In Mönnach, an der Südgrenze des Sundgaues, glaubte man vor noch nicht langer Zeit „Herdwibli“, von niedlicher Gestalt, nur $1^1/_2$ Fuß hoch, in Fichten oder unter der Erde lebend. Sie kamen oft in's Dorf und besuchten Leute beim „Kelten“, wo sie durch liebliches Singen ergötzten. Sie trugen lange Röcke, welche auch die Füße bedeckten, was Buben und Mädchen nicht wenig ärgerte. Einst bestreute man an einem Keltabende den Boden mit Asche und sah „Gänsefüße“ darin abgedrückt. Aber von da an zeigten sich die Weibchen nie mehr. (Wolf I. S. 399. 400.)

Eben dort, näher bei Pfirt, in der Wolfshöhle, bei der „Heidenfluh“ hausten Zwerge beiderlei Geschlechtes. Auch hier bestreuten lose Mädchen den Eingang der Höhle mit Sand und nahmen am Morgen „Geisfüße“ darin wahr. Von da an kamen sie nie mehr hervor. (Ebd. S. 400.)

(541.) An der Schwalm bei Uttershausen liegt der Dosenberg. Dicht am Ufer gehen zwei Löcher hervor, vor alters Ein- und Ausgänge der Wichteln. Zum Großvater des Bauern Tobi in Singlis kam öfter ein Wichtelmännchen freundlich auf den Acker. Eines Tages, als der Bauer Korn schnitt, fragte es, ob er künftige Nacht für reichen Sold Fuhren durch den Fluß übernehmen wolle? Der Bauer sagte es zu und Abends brachte der Wichtel einen Sack voll Weizen als Handgeld in's Haus. Nun wurden vier Pferde angeschirrt und der Bauer fuhr zum Dosenberg. Der Wichtel lud aus den Löchern schwere unsichtbare Lasten auf den Wagen, die der Bauer durch's Wasser an's andere Ufer brachte. Sie fuhren hin und wieder von Abends 10 bis früh 4 Uhr, daß die Pferde endlich ermüdeten. Nun sprach der Wichtel: Es ist genug, nun sollst Du auch sehen, was Du gefahren hast. Er hieß den Bauer über die rechte Schulter schauen, und der sah, wie das ganze Feld voll Wichtelmännchen war. Jetzt sagte das Wichtelmännchen: „Seit tausend Jahren haben wir im Dosenberge gehaust, jetzt ist unsere Zeit um, wir müssen in ein ander Land. Im Berge aber bleibt so viel Gold zurück, daß die ganze Gegend genug daran hätte. Dann lud er dem Tobi seinen Wagen voll davon und schied. Der Bauer brachte den Schatz mühsam nach Hause und war ein reicher Mann worden. Seine Nachkommen sind noch vermögliche Leute. Die Wichtelchen aber sind für immer aus dem Lande verschwunden. Der Dosenberg hat oben eine Glatze, auf der nichts wächst; da haben sich die Wichtelmännchen getummelt. Alle sieben Jahre, gewöhnlich

Freitags, zeigt sich darüber eine blaue Flamme, die auf der Erde über dem Umfang eines großen „Geldkessels" brennt. (Grimm's D. Myth. 3. Ausgabe. S. 428.)

(542.) Die kleinen Felshöhlen auf der Südseite des Harzes, sonderlich in einigen Gegenden der Grafschaft Hohenstein, größtentheils so niedrig, daß Erwachsene kaum hinein kriechen können, heißen heute Zwerglöcher. Zwischen Walkenried und Neuhof hatten die Zwerge einst zwei Königreiche. Ein Bewohner der Gegend bemerkte einst, daß er jede Nacht um Feldfrüchte kam, ohne daß er einen Thäter ahnen konnte. Auf den Rath einer weisen Frau ging er bei einbrechender Nacht an seinem Erbsenfelde auf und ab, indem er mit einem dünnen Stabe über dasselbe in die Luft hinein schlug. Plötzlich standen einige Zwerge leibhaftig vor ihm, denen er die Nebelkappen abgeschlagen. Er nahm sie gefangen und sie gestanden, die Räuber zu sein. Das Zwergevolk aber gerieth in Bewegung und bat um Befreiung der Ihren um Lösegeld, worauf sie sämmtlich das Land verlassen wollen. Man verglich sich, weil man von ihren Schätzen wußte, dahin, daß sie über eine schmale Brücke bei Neuhof abziehen und Jeder in ein hingestelltes Gefäß eine bestimmte Summe lege als Abzugszoll. Es geschah. Aber einige Neugierige versteckten sich unter die Brücke, um den Zug wenigstens zu hören, und diese vernahmen viele Stunden lang das Getrappel kleiner Wesen, wie wenn eine große Heerde Schafe über die Brücke ginge. Seither sieht man nur selten noch Einzelne. (Brüder Grimm.)

(543.) Als man in Rügen anfing, Brot und Getreide zu bekreuzen, das Getreide mit dem Besen und letztern dann auf dem Stiele aufrecht hineinzustellen, beschlossen die Unterirdischen, die Insel zu verlassen. Zu diesem Zwecke zogen sie aus ganz Rügen an den Goldberg hinter Poseritz. Abends erschien ein kleiner Mann beim Fährmanne und bestellte ihn für Ueberfahrt nach dem Festlande. Er hatte die ganze Nacht zu fahren, ohne was zu sehen, fühlte jedoch, daß das Boot von der Last tief sank. Als das letzte Boot fuhr, fragte ihn der Kleine, ob er einen Scheffel Gold oder kopfweise Bezahlung wolle. Er wählte ersteres. Dann weiter, ob er wissen möchte, wen er gefahren? Als er bezahlt, setzte ihm der Kleine seine Mütze auf und nun erblickte der Schiffer das ganze pommerische Ufer wimmelnd von Unterirdischen. (Wolf, Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 144. 145.)

(544.) Als die Schleswig-Holsteinischen Unterirdischen die Glocken aufkommen sahen, beschlossen sie, das Land zu verlassen. Die Arkebecker mußten ihnen Ochsen leihen, ihre Sachen fortzubringen. Am andern Morgen fand man die Ochsen voll Schweiß auf der Hofstätte stehen. Für den Fuhrlohn haben die Leute des Dorfes noch heutigen Tages den Vortheil, daß ihr Vieh, auch wenn Seuche in der Nähe ist, gesund bleibt. (Müllenhof.)

(545.) Die Mönken ertrugen die Nachstellungen (der Menschen nach ihren Schätzen) zwar jahrelang hindurch; doch als sich dieselben immermehr mehrten

und die Menschen überhaupt nach und nach all' ihre ihnen früher bewiesene Furcht und allen Respect vor ihnen zu verlieren schienen, da sahen sie ein, daß nun ihre Zeit um und ihres Bleibens hier nicht mehr länger sei.

Ihr König erließ daher an alle seine noch im Lande zerstreut wohnenden Unterthanen den Befehl, sich unverzüglich mit Hab und Gut nach seinem Hauptquartiere zu begeben, um von hier aus unter seiner Leitung auszuwandern und ihren schon früher vorausgegangenen Brüdern nachzuziehen. Und Alle gehorchten und bald war das ganze Volk der Mönken um ihren König im Damskerberge versammelt.

Dieser ritt nun in sichtbarer Gestalt eines Abends spät gen Dömitz und schloß mit dem dortigen Fährmann gegen reichen Lohn einen Contract ab, wonach er am nächsten Abend, vom Erscheinen des ersten Sternes am Himmel bis zum Aufgang der Sonne, die ganze Nacht hindurch unsichtbare Lasten nach dem jenseitigen Ufer der Elbe übersetzen sollte.

Als am nächsten Abend der erste Stern am Himmel glänzte, langte auch schon wieder der Unterirdischen König bei dem Fährmann an, und hinter ihm her kam's mit Schwirren und Summen, als wenn viele Bienenschwärme angezogen kämen. Und hinein ging's jetzt in des Fährmanns Kahn, daß nur eine Hand breit Bord übrig blieb; und hinüber und herüber fuhr er so die ganze Nacht hindurch ununterbrochen fort, ohne daß er auch nur das Geringste von dem sehen konnte, was er schweißtriefend übersetzte.

Endlich begann sich der Himmel im Osten zu röthen; jetzt stieg auch der König, der bis dahin immer auf seinem weißen Rößlein am diesseitigen Ufer gehalten hatte, in den Kahn und ließ sich mit hinüberschaffen.

Drüben angelangt, zahlte er dem erschöpften Fuhrmann zuerst seinen Lohn, dann aber sprach er freundlich zu ihm: „Gucke mir jetzt einmal über die Schulter, damit Du doch auch siehst, was Du diese Nacht gefahren." Und als der Fährmann dies nun that, da sah er mit Verwunderung und Staunen, wie das ganze hannover'sche Land, soweit er sehen konnte, voller Mönken wimmelte. Alle hatten kleine Wanderstäbe in den Händen; die Männlein trugen auf Bahren, in Säcken und Ränzeln ihr Hab und Gut, die kleinen unterirdischen Weiber aber hatten ihre Kinder auf dem Rücken. Der König wendete sich jetzt noch einmal mit den Worten: „Wir reisen unsern voraufgegangenen Brüdern nach Lappland nach!" zu dem Fährmann um, winkte ihm zum Abschiede und sprengte dann seiner forteilenden Volksschaar nach.

Seit dieser Zeit sind auch die letzten Mönken oder Unterirdischen aus dem Lande verschwunden, und nie hat man wieder etwas von ihnen in Mecklenburg gehört und gesehen. (Niederhöffer, IV. S. 21.)

(546.) Im fruchtbaren Saalthale zwischen Bucha und Wilhelmsdorf hatte Perchta, die Königin der Heimchen, ihren alten Sitz. Die Heimchen wässerten den Menschen die Felder, während sie unter der Erde mit ihrem Pfluge ackerte. Als die Leute sie kränkten, beschloß sie, das Land zu verlassen,

und bestellte den Fährmann im Dorfe Altar auch spät in der Nacht, welcher, an der Saale ankommend, eine große, hehre Frau traf, welche von weinenden Kindern umgeben, Ueberfahrt forderte. Sie stieg ein, die Kleinen schleppten einen Pflug und andere Geräthe hinein, und klagten laut, die schöne Gegend verlassen zu müssen. Er mußte zweimal fahren, bis Alles drüben war. Während dessen hatte sie am Pfluge gezimmert und hieß ihn als Lohn die Späne nehmen. Mürrisch steckte er drei ein, warf sie daheim auf's Fensterbrett und fand sie am Morgen als Goldstücke. (Börners Volkssagen aus d. Orlagau.)

Es ist nicht zu verkennen, daß dieses Scheiden der Zwerge in großer Zahl das Verschwinden der Sterne am Morgen bedeutet.

Aber trotz ihrer Flucht und ihres Verschwindens sind die Zwerge nicht todt. Als Sterne und Gottheiten sind sie unsterblich und leben nach dem Glauben des noch nicht civilisirten Volkes immer noch in ihren Höhlen fort. Ja es bestehen über dieses Fortleben sogar Sagen, welche sie, in überraschenden mythischen Zügen, geradezu auf die Stufe von Göttern und Heroen emporheben:

(547.) An der Pfreimt nennt man die Zwerge Fankerln, kleine Leutchen in grauen Röckchen und Strümpfen mit rothen Zwickeln (slawische Tracht). Sie wohnen dort ebenfalls in der Erde, auch in hohlen Bäumen; ihre Augen sind roth vom dunklen Aufenthalte. Die Männer lassen den Bart stehen. Wird ihnen ein Kind geboren, so trauern sie und freuen sich, wenn ein Fankerl stirbt. Jeder macht sich einen gläsernen Sarg und wird todt in voller Kleidung hinein gelegt, ein Hammer in der Hand, und der Sarg in's Wasser gelassen, der einer Insel zuschwimmt, wo der Todte erwacht, den Sarg mit dem Hammer zerschlägt und an das selige Land steigt.

(548.) Am Fichtelgebirge lautet der Name Hankerln. Im Steinwald ist der Hankerlbrunnen, daneben die Hankerlgrube. Durch diese Höhle zogen sie, von den Menschen beleidigt, mit ihren Schätzen in's Fichtelgebirge, wo sie schlafen und dem „alten Hankerl" der Bart schon zweimal um seinen Tisch gewachsen ist; wenn dies zum dritten Mal geschehen, so erwacht er mit Allen und die glückliche Zeit kehrt wieder. Auf einem großen Steine bei der Silberwäsche hat er einmal mit seinen drei Spießgesellen gespielt; in die vier Höhlungen in Schlüsselform auf dem Steine haben sie das Geld gelegt.

Die Hankerln sind kunstfertige Schmiede wie die Fankerln. (Globus IV. Bd. 1863, S. 170. 171.)

In der ersten dieser beiden merkwürdigen (und unserer letzten) Zwergesagen hat der gestorbene Zwerg den Hammer Thors, des Donnergottes, und liegt, wie Osiris, im schwimmenden Sarge, um aus demselben wieder emporzusteigen zu neuem Leben, nur daß

hier der Sarg zerstückelt wird, statt, wie bei dem ägyptischen Gotte, der Leib selbst. In der zweiten aber übernimmt er dieselbe Rolle, wie der Held des deutschen Volkes, der gefeierte Hohenstaufer, ja wie Henoch und Elias, welche ebenfalls, weil nicht naturgemäß gestorben, wieder zum Erwachen in der Welt erwartet werden. (Vergl. Grimm, Sagen 314.)

Vierter Abschnitt.

Die Riesen.

I. Wesen und Bedeutung der Riesen.

Die im Stillen schaffenden, aus Kleinem Großes bewirkenden Naturkräfte konnten nicht die einzigen Gottwesen der Menschen bleiben; denn die Letzteren beobachteten großartige und mächtige Naturereignisse, welche nur die Wirkung gewaltiger riesiger Kräfte sein konnten, wie z. B. Bergstürze, Ueberschwemmungen, Gewitter, Stürme, Erdbeben, Hagel, Schneefall, Eisgang u. s. w. Die Urheber dieser imponirenden Erscheinungen mußten auch die Urheber der Welt überhaupt, sie mußten die wahren Götter sein, weit an Kraft überlegen nicht nur den winzigen Zwergen, sondern auch den größeren Menschen. Am Himmel standen bereits der zu den Gestirnen erhobenen Thierwelt der Jäger Orion und der Hirt Bootes als Riesen vor, ihre Gestalt, diejenige außerordentlich hoher und starker menschenähnlicher Wesen, wurde daher auch die Gestalt weiterer religiös verehrter Dämonen. Es ist indessen wahrscheinlich, daß eine solche Verehrung nicht überall stattfand, indem die Riesensagen viel seltener sind als die Zwergesagen, — wohl da nicht, wo wenig außerordentliche Naturereignisse stattfinden konnten, wie z. B. in weiten Ebenen ohne große Ströme. Auch erstiegen die Riesen wahrscheinlich blos die Stufen schaffender und zerstörender Gottheiten; daß die Menschen sie auch als erhaltende und fürsorgende angesehen wie die Zwerge, dafür spricht in der Sage kein Zug.

Die Riesen erscheinen als Nachfolger der Zwerge und Vorgänger der Himmelsgötter sowohl in der griechischen als in der deutschen Sage. In der erstern wird zwar das Vorangehen der Zwerge ausdrücklich nicht genannt; aber die oben erwähnten Sagen von den Daktylen, Kureten, Telchinen und Kabeiren haben ein so alterthümliches Gepräge und erscheinen in späterer Zeit so rein vergessen, daß sie als Gebilde der Phantasie angenommen werden dürfen, die den nun folgenden voranschritten. Uranos (der Himmel), der erste Beherrscher der ganzen Welt, zeugte mit Gaia (der Erde) zuerst (Hesiod. Theogon. V. 116 ff. Apollodor Mythol. I. 1) die Hekatoncheiren (Hunderthändigen), Briareos, Gyges und Kottos, ungeheuer große und starke Riesen, je mit hundert Händen und fünfzig Köpfen, dann die Kyklopen, Arges, Steropes und Brontes, von welchen Jeder nur ein Auge mitten auf der Stirne hatte (wie der germanische Odin und das Einäuglein im Märchen; es ist stets das eine Auge des Himmels, Sonne oder Mond), — und die er fesselte und in den Tartaros warf, hierauf die Titanen: Okeanos, Koios, Hyperion, Kreios, Japetos und Kronos, und die Titaniden: Tethys, Rheia, Themis, Mnemosyne, Phoibe und Theia (Apollodor fügt noch Dione bei).

Die Titanen wurden von Gaia zur Empörung gegen Uranos aufgestachelt, entthronten ihn, befreiten ihre Brüder aus dem Tartaros und übergaben dem Kronos die Herrschaft. Die Titanen waren gleich den Hekatoncheiren und Kyklopen riesenhaft und wurden überdies mit Schlangen statt der Füße abgebildet. — Nach ihnen und nachdem auch sie durch Zeus gestürzt waren, gebar Gaia dem Uranos die Giganten (Apollod. I, 6), ungeheure unüberwindliche Riesen. Sie hatten gräßliche Gesichter und von ihrem Haupte und Kinn wallte langes dichtes Haar herab; statt der Füße hatten sie geschuppte Drachenschwänze. Diese schleuderten nun Felsen gegen den Himmel und zusammengebundene Baumstämme. — Als aber die Giganten den Göttern erlagen, gebar Gaia dem Tartaros den Typhon, halb Mensch halb Thier von Gestalt, und alle Kinder der Gaia an Größe und Stärke überragend. Von oben bis zu den Lenden war er eine Riesengestalt von menschlicher Bildung, und zwar so groß, daß er alle Berge überragte, sein Haupt die Sterne berührte und seine Hände

hier der Sarg zerstückelt wird, statt, wie bei dem ägyptischen Gotte, der Leib selbst. In der zweiten aber übernimmt er dieselbe Rolle, wie der Held des deutschen Volkes, der gefeierte Hohenstaufer, ja wie Henoch und Elias, welche ebenfalls, weil nicht naturgemäß gestorben, wieder zum Erwachen in der Welt erwartet werden. (Vergl. Grimm, Sagen 314.)

Vierter Abschnitt.

Die Riesen.

I. Wesen und Bedeutung der Riesen.

Die im Stillen schaffenden, aus Kleinem Großes bewirkenden Naturkräfte konnten nicht die einzigen Gottwesen der Menschen bleiben; denn die Letzteren beobachteten großartige und mächtige Naturereignisse, welche nur die Wirkung gewaltiger riesiger Kräfte sein konnten, wie z. B. Bergstürze, Ueberschwemmungen, Gewitter, Stürme, Erdbeben, Hagel, Schneefall, Eisgang u. s. w. Die Urheber dieser imponirenden Erscheinungen mußten auch die Urheber der Welt überhaupt, sie mußten die wahren Götter sein, weit an Kraft überlegen nicht nur den winzigen Zwergen, sondern auch den größeren Menschen. Am Himmel standen bereits der zu den Gestirnen erhobenen Thierwelt der Jäger Orion und der Hirt Bootes als Riesen vor, ihre Gestalt, diejenige außerordentlich hoher und starker menschenähnlicher Wesen, wurde daher auch die Gestalt weiterer religiös verehrter Dämonen. Es ist indessen wahrscheinlich, daß eine solche Verehrung nicht überall stattfand, indem die Riesensagen viel seltener sind als die Zwergesagen, — wohl da nicht, wo wenig außerordentliche Naturereignisse stattfinden konnten, wie z. B. in weiten Ebenen ohne große Ströme. Auch erstiegen die Riesen wahrscheinlich blos die Stufen schaffender und zerstörender Gottheiten; daß die Menschen sie auch als erhaltende und fürsorgende angesehen wie die Zwerge, dafür spricht in der Sage kein Zug.

Die Riesen erscheinen als Nachfolger der Zwerge und Vorgänger der Himmelsgötter sowohl in der griechischen als in der deutschen Sage. In der erstern wird zwar das Vorangehen der Zwerge ausdrücklich nicht genannt; aber die oben erwähnten Sagen von den Daktylen, Kureten, Telchinen und Kabeiren haben ein so alterthümliches Gepräge und erscheinen in späterer Zeit so rein vergessen, daß sie als Gebilde der Phantasie angenommen werden dürfen, die den nun folgenden voranschritten. Uranos (der Himmel), der erste Beherrscher der ganzen Welt, zeugte mit Gaia (der Erde) zuerst (Hesiod. Theogon. V. 116 ff. Apollodor Mythol. I. 1) die Hekatoncheiren (Hunderthändigen), Briareos, Gyges und Kottos, ungeheuer große und starke Riesen, je mit hundert Händen und fünfzig Köpfen, dann die Kyklopen, Arges, Steropes und Brontes, von welchen Jeder nur ein Auge mitten auf der Stirne hatte (wie der germanische Odin und das Einäuglein im Märchen; es ist stets das eine Auge des Himmels, Sonne oder Mond), — und die er fesselte und in den Tartaros warf, hierauf die Titanen: Okeanos, Koios, Hyperion, Kreios, Japetos und Kronos, und die Titaniden: Tethys, Rheia, Themis, Mnemosyne, Phoibe und Theia (Apollodor fügt noch Dione bei).

Die Titanen wurden von Gaia zur Empörung gegen Uranos aufgestachelt, entthronten ihn, befreiten ihre Brüder aus dem Tartaros und übergaben dem Kronos die Herrschaft. Die Titanen waren gleich den Hekatoncheiren und Kyklopen riesenhaft und wurden überdies mit Schlangen statt der Füße abgebildet. — Nach ihnen und nachdem auch sie durch Zeus gestürzt waren, gebar Gaia dem Uranos die Giganten (Apollod. I, 6), ungeheure unüberwindliche Riesen. Sie hatten gräßliche Gesichter und von ihrem Haupte und Kinn wallte langes dichtes Haar herab; statt der Füße hatten sie geschuppte Drachenschwänze. Diese schleuderten nun Felsen gegen den Himmel und zusammengebundene Baumstämme. — Als aber die Giganten den Göttern erlagen, gebar Gaia dem Tartaros den Typhon, halb Mensch halb Thier von Gestalt, und alle Kinder der Gaia an Größe und Stärke überragend. Von oben bis zu den Lenden war er eine Riesengestalt von menschlicher Bildung, und zwar so groß, daß er alle Berge überragte, sein Haupt die Sterne berührte und seine Hände

vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne reichten. Aus denselben ragten hundert Drachenköpfe empor. Von den Lenden abwärts hatte er übermäßig große Gewinde von Vipern, deren Geschlängel sich mit argem Gezische bis zum Haupte hinauf erstreckte. Sein ganzer Leib war gefiedert. Struppiges Haar an Haupt und Kinn flatterte im Winde. Feuer entstrahlte seinen Augen und Wasser kochte strudelnd aus seinem Munde. Ein furchtbarer Kampf entspann sich zwischen Typhon und Zeus, bis Ersterer unter den Aetna gebannt wurde, aus dem er noch fortwährend Feuer speit.

Das waren die Riesen des klassischen Alterthums, Alle am untern Körper thierähnlich, wie die Nixen und Zwerge. An die Sonne oder den Mond erinnert der Kyklopen einziges Auge, an die Vielheit der Gestirne der Hekatoncheiren Köpfe und Hände und des Typhon Schlangen- und Drachenköpfe, an den Blitz die Schlangen sowohl als das Feuerspeien und Feuerblicken, an Sturm und Wolken die ganze Gestalt und das Auftreten dieser Wesen, an die Verehrung der Schlangen die letzteren sowohl, als der Titanen und Giganten Füße. Der spätere Kyklop Polyphemos, den Odysseus überwand und blendete (der Sonnengott brennt des Nachtgottes Auge, den Mond aus), erinnert mit seinen Viehheerden an das Sternbild Bootes und die mythischen Heerden des Himmels überhaupt. Der Kampf der Riesen gegen die Götter aber bedeutet sowohl die Empörung der Elemente und wilden Naturkräfte gegen die Ordnung der Welt, welche der stets ruhige Himmel darstellt, als die Reaction des gestürzten Dienstes der Riesen, d. h. der Naturkräfte, gegen den neuen siegreichen Dienst der Himmelsgötter, eine Reaction, die jedoch, wenn sie überhaupt stattgefunden, fehlschlagen mußte, weil der plumpe Stoff dem feinern Geiste nicht beikommen konnte.

Bei Anlaß der Schöpfung (oben S. 19 f.) erwähnten wir bereits die älteste nordische Riesensage nach der Edda.

Spätere Riesen kennt der Norden in Menge; sie haben aber keine Thiergestalt mehr, wie die griechischen, sondern nur thierische Rohheit und Stärke und — doch das wohl erst in Folge der Abnahme ihrer Verehrung, thierische Plumpheit und Dummheit. In schwedischen und norwegischen Märchen haben die „Trollen“ meist mehrere Köpfe,

und zwar in Zahl zunehmende, je nach der Ordnung, in der sie auftreten, z. B. 3, 6, 9 oder 12. Wie in der Körperstärke die Riesen den Menschen und diese den Zwergen überlegen sind, so findet im Geiste gerade das umgekehrte Verhältniß statt.

Nur ein Riese geht in der Edda den Zwergen voran, — Ymir, welcher die Welt selbst ist; ein handelndes Riesengeschlecht giebt es erst nach jenen. So berichtet auch die Vorrede des Heldenbuchs nach jetzt verlorener Quelle über die Schöpfung: zuerst seien Zwerge geschaffen worden, um das wüste Land und Gebirge zu bauen, dann Riesen, um die Ungeheuer und Würmer zu erschlagen, und zuletzt Helden, um den Zwergen gegen die Riesen beizustehen. In der skandinavischen Sprache heißen die Riesen zuerst Jötun (plur. Jötnar, das J als Vocal), ohne Zweifel ein alter Volksname, der noch spät einerseits in den Jüten, anderseits in den Gothen fortklang. Ein anderer Name war Thurs (plur. Thursar), angelsächsisch Thyrs (plur. Thyrsas), ebenfalls Volksname (vielleicht mit den Tyrrhenern, Tyrsenern verwandt), ein dritter „Hüne" (oft mit den Hunnen verwechselt). Die Angelsachsen nannten die Riesen auch Entas (sing. Ent). Der Name Riese selbst mag vom gothischen reisan, sich erheben, oder von einem Volksnamen (Rhätier? Rasenen? Landschaft Ries in Schwaben? Russen? Raizen in Serbien?) hergeleitet werden. (S. übrigens Grimms Deutsche Mythologie.)

In den nordischen Sagen sind die Joten als das ältere und von den Asen gestürzte Geschlecht der Letzteren beständige Feinde, bestehlen und bekämpfen sie und werden dafür von Thor gezüchtigt, der seinen Hammer Miölnir gegen sie schleudert, welchen Wurf Blitz und Donner begleiten; denn Blitz und Donner sind es ja, welche im Frühling den Winter mit seinen Stürmen und Fröſten überwinden. Kunstfertige Zwerge haben diesen Hammer geschmiedet, die Riesen aber ihn einst entwendet und acht Meilen tief in die Erde verborgen, bis ihn Thor wieder holte.

(549.) Die jüngere Edda erzählt, wie Thor auf einer Reise nach Jotunheim sammt seinen zwei Dienern Thialfi und Röska in einer Hütte übernachtete. In der Nacht erdbebete es unter ihnen. Sie begaben sich rechter Hand in ein Seitengebäude und Thor setzte sich dort in die Thüre, bis es tagte. Als er am

Morgen heraustrat, sah er einen Riesen Skrymner da liegen, der schnarchte. Das war das Erdbeben gewesen, und das Gebäude der Handschuh Skrymners und das Nebengemach der Däumling daran. Der Riese begleitete sie, und in der Nacht, wo Skrymner wieder so schnarchte, schlug ihm Thor den Hammer mit beiden Händen auf den Kopf. Skrymner erwachte und fragte, ob ihm ein Eichenblatt auf den Kopf gefallen sei. Als er wieder schlief, schlug ihm Thor den Hammer in den Schädel ein. Skrymner fragte abermal, ob diesmal eine Eichel auf ihn gefallen sei. Gegen Morgen ein drittes Mal und hinein bis an den Stiel. Skrymner meinte, es sei Vogelmist auf ihn gefallen. Aber erst in Utgard zeigte sich der Riese als der dortige König Utgardsloki und erklärte Alles als Täuschung und Zauber. Thor hatte nicht in des Riesen Kopf, sondern in einen Felsen geschlagen. (Gylfaginning 45.)

(550.) Thiassi war ein Riese in Trymheim, des Allvald oder Avlvalld Sohn, sehr reich (er und zwei Brüder theilten des Vaters Hort auf die Weise, daß jeder von ihnen so viel Goldes davon nahm, als er im Munde fassen konnte), und der Skadi Vater, der einst den Loki dahinbrachte, die Asin Idun in seine Hände zu liefern. Als von den Asen bedroht, Loki sie wieder befreite, verfolgte er die Zwei in Adlergestalt bis nach Asgard, wo die Asen ihn erschlugen und Thor, nach einer andern Sage Odin, seine Augen an den Himmel als Sterne versetzte. (Gylfaginning 56.)

(551.) Am Eismeere auf einer Insel hausen die Eisriesen (die Hrymthursen der Edda), zwölf an der Zahl, 50 Ellen lang, von Meeräpfeln lebend, in Nacht und Nebel, reich an Schätzen. Ihre Sonne ist der Mond. Ihr König, da sie den Tag hassen und von Farbe dunkel sind, hat einst die Sonne gestohlen. Die Riesen, die mit ihm gegen sie kämpften, sind alle bis auf die Zwölf gefallen. Von ihrem Gifte kommt die Sonnenfinsterniß, denn sie hassen sie noch immer. Damals wurde dem Monde genommen, bei Tage zu scheinen, denn er ist auch der Sonne Feind und gehört zu den Riesen, deren höchster er ist. Doch feinden sie auch ihn an. Bei ihnen ist der Eiswolf, der zuweilen als zweiköpfiger Drache Feuer speiend aus dem Eismeer aufsteigt und den Mond bedroht und verfinstert. Das thut er auch der Sonne, die er verschlingen will. Die Zwölf bleiben bis an das Weltende. (Schönwerth.)

(552.) Ein Weib hatte drei Töchter, aber nichts zu leben. Da ging sie hinaus, sich zu ertränken; aber eine Stimme hieß sie über's Gebirg gehen, wo sie Glück finden werde. Als dies sich noch zweimal wiederholte, ging sie hinüber. Dort bat sie einen Mann, der vor seiner Thüre saß, um ein Almosen. Er reichte es und hieß sie nun heimgehen, da ihrer Noth ein Ende sein werde. Auf dem Wege überraschte sie die Nacht, sie verirrte sich und befand sich Morgens am gefrorenen Meere. Da saßen drei Eis-Riesen und spielten mit goldenen Aepfeln. Sie trugen goldene Hütchen, die sie beim

Regen mit einem Filzhute bedeckten. Gerade jetzt hatte der Wind ihnen diese abgerissen und zu den Füßen der armen Frau geführt. Da boten sie ihr drei goldene Aepfel, wenn sie sie ihnen wiederbringe, denn sie selber durften nicht vom Eise an's Land. Das Weib brachte ihnen die Hütchen und kehrte mit drei goldenen Aepfeln und silbernen Blättern heim, wo sie sie verkaufte und reich wurde. Nur die Stiele sollte sie behalten, denn was sie für einen Wunsch habe, sobald sie mit diesen drei Schläge thue, werde er erfüllt. Als die drei Töchter mannbar waren, ging sie zu dem Manne, der ihr das Almosen gegeben, und bot ihm die älteste zum Weibe und ein Stielchen als Heiratsgut. Der begehrte zwei Stielchen und sie kehrte heim, das zweite zu holen, kam aber wieder an's Eismeer, wo die drei Riesen warteten, ihre drei Töchter verlangten und dafür sieben Goldäpfel boten. Sie brachte die Töchter und die Riesen nahmen sie unter das Eis. Da wurden sie sehr glücklich und ihre Kinder Eis-Riesen. (Schönwerth.)

Die nordischen Riesen werden von der Sage als „steinalt" bezeichnet; sie wohnen in Steinhöhlen, bedienen sich steinerner Werkzeuge und Waffen und erstarren (wie auch die Zwerge) zu Stein, wenn die Sonne sie bescheint. Der Riese Hrungnir (Skalda 17) hatte ein steinernes Haupt und ein steinernes Herz. Die ältesten Riesen werden von der ältern Edda als Reifriesen, Hrymthursen, bezeichnet, neben welchen erst die jüngere Edda „Bergriesen" nennt. Da die Riesen die rohen Naturkräfte sind, so treten sie natürlich in Verbindung mit verschiedenen Elementen auf. Frost, Reif, Eis und Schnee waren im Norden naturgemäß ihre ältesten Hüllen und sind personificirt in den Nachkommen von Forniotrs (welcher Eines mit Ymir ist), ältestem Sohn Kari, dem „Rauschenden", der daher wohl den Sturm bedeutet. (Sie heißen Frosti [Frost], Jökull [Eisberg], Snör [Schnee], Fönn [dichter Schnee], Drifa [Schneegestöber], Miöll [feiner und glänzender Schnee]). So giebt es auch Riesen des Wassers (die Wogen), welche in Forniotrs zweitem Sohne Hler oder Oegir, als dessen riesiger Braukessel das Meer dargestellt wird, ihr Haupt und in dem Riesen Wat (dem Watenden), Wölunds Vater, einen Genossen haben, — und Riesen des Feuers, welche im dritten Bruder, dem unter die Asen eingedrungenen Loki ihren Mittelpunkt finden. In unserer Volkssage spielt noch Kari, der Riese der Luft, indem der Wind und seine Geliebte, die Windsbraut, als Personen behandelt sind (oben S. 53 ff.).

(553.) In der Tirolersage haben die Riesen (mehr daheim im Unterinnthale, Zillerthal und Salzburgischen, als im obern Lande), die „saligen Fräulein" verdrängt. „Die Welt ist halt anders geworden, aber nit besser. Die wilden Männer sind in das Land gekommen und haben die Saligen vertrieben und a hi gethan." (Alpenburg S. 8.) Sie heißen dort bald so, bald Riesen, Salwang, im baierischen Gebirge sogar „Wutan", und man zeigt „Steine vom wilden Mann", denen bisweilen Fußtritte eingefügt sind, sogar Zeichen eingegraben. Steinwerfen, Steinschleudern über weite Strecken, oft ungeheurer Blöcke, weiß man viel von ihnen. Letztere sind meist erratische Blöcke.

Den Leib der wilden Männer decken grau-grüne, selten schwarze Haare. Sie waren zuweilen Menschenfresser, immer aber zornigen Wesens, in der Hand als Stöcke ausgerissene Fichten. Riesenfamilien kennt man selten; sie wohnten einsam in wilden Höhlen. Sonderbarer Weise sperrten zuweilen wilde Männer gefangene „Salige" ein und freuten sich an ihrem Gesange.

Wie die Zwerge lebten sie lange. Das ganze Geschlecht, dessen Stimmen sonst die Felsen beben machten, war schweigsam, fast stumm und lebte mit einander häufig in Streit. Von ihrem Kampfe zeugen viele „Riesentritte", bei Roßweil im Oberinnthale der „Tirschen- (Thursen-) Tritt".

(554.) An die Utgardlokisage erinnert die in Tirol, daß einst ein Bauernknecht von Hall in den Gnadenwald fuhr, gehacktes Holz heimzuholen, wo ihn die Nacht überraschte, er sich (unter dem Schnarchen des Riesen, von dem die Waldbäume erbebten) verirrte, eine Anhöhe hinanfuhr, die er früher nicht bemerkt, und oben zwei Hohlwege gewahrend, mit „hott, hott" an die Ochsen, in den rechts hinein fuhr. Darinn wurde es aber enger und wildes Gestrüpp hemmte den Weg. Es war das Nasenloch des schlummernden Riesen, den es jetzt zu kitzeln begann, und der nun so stark nieste, daß Knecht, Ochsen, Holz und Wagen weit in die Ebene flogen. (Zingerle 1859. S. 186.)

Im Zillerthale wohnte einer, der, wenn er schnarchte, ein Gewitterrollen schien; wenn er einathmete, die Bäume zu Boden bog, und wenn er ausathmete, sie in die Höhe schnellte.

(555.) In späterer Zeit erzahmten diese Urriesen, wurden sogar Christen, zogen als Hausirer aus ihren Höhlen bei den Tirolern umher, wärmten sich am Herde, wo sie ihre breiten Hände auf die „Vestlgrube" legten, arbeiteten den Bauern Winters um's Essen, zogen aber, wenn der Lenzföhn wehte, in Wald und Berg hinaus, wo sie die wilden Wasser von den Häusern und Hütten ablenkten, die ihnen Herberge gewährt, auch den Bauern in's Thal herabriefen, wenn das Wetter änderte. Gegen Gehöfte Böser und Harter übten sie Rache und ließen „Steinrutschen" und Bergwasser auf sie los. Sie liebten und schützten Waldsingvögel, Murmelthiere („Murmentl") und Schafe und öffneten letzteren, wenn der Bauer sie hungern ließ, Nachts den Stall. Unbarmherzige gegen das Schafvieh deckten oft Schlaglauinen mit

Haus und Habe zu. Man weiß, daß Solche über das Verunglücken von Schafen weinten. Der am Klotzen wohnende „Wattenthaler Riese“ hätte die Bauern, denen er oft das Wetter voraussagte, gelehrt, aus „Juten“ (Molken, auch Buttermilch) buttern, wären sie manierlicher gegen ihn gewesen.

Es gab auch Heiraten zwischen Riesen und Menschen, aber nicht immer glückliche. Es ist bedeutsam, daß einst die Dornauer Riesentochter den „Gäuner“, einen stattlichen Pfitscher Grundbauern, liebte und ihm den Verlobungskuß gab, wobei jedoch die Umarmung dem Burschen alle Rippen und das Herz eindrückte, daß er todt umfiel. Der über der Schafalpe Tulfein zu hinterst im Volderthale freite vergebens um eine Hirtentochter. „Salwangs“ hießen vorzugsweise die haarigen Enneberger Riesen und ihre Weiber „Gannes“, letztere besonders im Fassa- und Pusterthale bekannt, haarig und bärtig wie Männer und daher nichts weniger als schön.

(556.) Im stillen Hochalpenthale der Hinter-Dux erwiesen schneeweiße fromme Fräulein den schlichten Bewohnern viel Gutes. Ihre Wohnung war hoch oben im Innern des Duxer Ferners, nahe „der gefrornen Wand“. Die Hirten hießen sie „Thalgilgen“ von der schönen Maililie, lilium convallaria.

Da kam ein gewaltiger Riese in das Duxer Thal, welcher die „Seligen“ mit Haß verfolgte und vernichtete, so daß sich die Uebrigen tief in ihr Krystallschloß im Ferner zurückzogen. Jetzt nahm das Ungethüm Besitz von der ganzen Gegend und wandelte sie zur Oede um. Er grub sich eine Höhle unter die Eisdecke der gefrornen Wand und wölbte sich dann durch das Gestein des Bergstockes einen Gang bis fast in's Thal, wo jetzt die warmen Quellen von Hinter-Dux springen. Dort baute er sich in der Nähe des Duxer Wasserfalls ein Schloß aus Quadern so groß wie die Duxer Häuser. Aber da schickten ihm die „Seligen“ so viele Wildbäche aus dem Ferner, daß sie ihm Alles unterwühlten, worauf er die Ruinen zerstampfte, daß man die „Mazen“ der Füße noch gewahrt; er spaltete die Felsen und brach die „gefrorne Wand“ schroff ab. Aber die Bäche kamen immer wieder, die weißen Gestalten erschienen im Mondlichte im Staubwirbel des Wasserfalles und der Riese verließ die Gegend. (Alpenburg.)

In Tirol fallen mit den Riesen die „wilden Männer“ und „wilden Weiber“ auch Fangga (oben S. 264 ff.) zusammen.

Ueberraschend sind in der Volkssage Aehnlichkeiten zwischen den Riesen und Zwergen, von denen Simrock sagt, daß sie sich nicht wesentlich unterscheiden. Natürlich, denn beide sind Naturkräfte, nur in verschiedener Weise vorgestellt. Beide hassen die Civilisation, welche sie verdrängte, und noch mehr das Christenthum, das sie aus verehrten zu verhaßten Wesen machte. Beide heißen „wilde Leute“,

in Rhätien beide auch Fenken. So erzählt die Sage auch ganz dasselbe von Beiden hinsichtlich des Alters, das bei beiden Wesensarten unberechenbar ist, weil sie eben Götter und Naturmächte sind:

(557.) Der „wilde Mann“ auf dem Gebirge bei Klausen, der Leib voll zottigen Haares, die Leute oft erschreckend, oft auch ihnen wundersame Dinge erzählend, antwortete auf die Frage, wie alt er sei, in der Weise der Zwerge: „I denk den Schlern wie an Nußkern, in Pfrain den besten Wein, auf Blankenhorn das beste Korn.“ (Zingerle.) Auch der im Hauserwalde auf Schwarzegg sagte den Afinger Holzfällern seufzend: „Ich denke diesen Wald neunmal jung und neunmal alt.“ (Zingerle.) Im Gasteinthale wohnten „wilde Männer“, deren einer äußerte: „Ich habe den Sallesenwald am Stubnerkogel neunmal „mair werden“ (absterben und wieder aufgrünen) sehen; mir gedenkt, wie der Bockſteinkogl im Kötschachthale die Größe eines Kranowetvogels, das Schareck die eines Semmelweckens gehabt“. (Grimm d. Myth. 3. Auflage, S. 520.)

So kommt bei den Riesen auch wie bei den Zwergen Verheimlichung des Namens vor.

(558.) Auf Island gab ein junger tüchtiger Bauer seiner trägen Frau im Herbst einen ziemlichen Pack Wolle, damit sie den Winter über Zeug daraus fertige. Sie aber konnte sich nicht entschließen, daran zu gehen, der Winter rückte stark vor und sie mußte von ihrem Manne harte Worte hören. Da erschien einst ein altes hochgewachsenes Weib bei ihr und bat sie um Arbeit. Sie kamen überein, das Weib solle den Pack bis Sommers Beginn aufarbeiten, die Bäuerin aber ohne Lohn wegkommen, wenn sie der Riesin bei Abliefern des Stoffes ihren Namen nennen könne, wobei sie dreimal rathen dürfe. Als der Sommer nahte, begann die Faule über den Namen der Weberin nachzusinnen und natürlich vergebens und wurde wegen des Lohnes immer ängstlicher. Endlich klagte sie ihr Anliegen ihrem Manne. Dem wurde angst, da er eine Tröll erkannte, welche sein Weib in ihre Gewalt bringen wollte. In Nachsinnen versunken, ging er einmal gegen das Gebirg hinauf, wo er in einer Kluft ein sonderbares Geräusch vernahm. Er trat hinein und erblickte ein großes Weib, welches an einem Webstuhle emsig wob und für sich hin murmelte: „Haha und hoho, die Bäuerin weiß nicht wie ich heiße; haha, hoho, Gilitrut heiß ich, hoho Gilitrut heiß ich. Haha und hoho!“ Da wurde der Bauer froh, sagte aber der Bäuerin daheim nichts vom Gehörten, bis der erste Sommertag kam. Bald erschien die Tröll mit dem Packe Zeug und fragte: „Wie heiße ich nun? Wie heiße ich nun?“ Die Bäuerin, um sie zu ärgern, antwortete in verstellter Angst: Signy. „So heiße ich nicht, so heiße ich nicht. Rathe noch einmal, Hausfrau!“ — „Heißest Du nicht etwa Gilitrut?“ fragte die Bäuerin. Da stürzte die Unholdin, in ihrer Hoffnung betrogen, längslang

auf den Boden hin, raffte sich auf und verschwand. Die Bäuerin wob in Zukunft selber fleißig. (Maurer, Isländ. Volkssagen.)

Umgekehrt treten wieder Zwerge an die Stelle der Riesen, wie folgende Sage zeigt:

(559.) Unweit Krems in Niederösterreich liegt das Dorf und die Ruine Senftenberg, wo einst ein menschenfeindlicher Ritter hauste. Er hatte eine einzige Tochter, deren Schönheit weit und breit bekannt war und viele Freier anlockte. Aber der Alte stellte Jedem eine solche Aufgabe, daß sie vergebens freiten. Einst sah er auf's neue einen jungen Ritter zu Pferde sich den schlechten und steinichten Weg zur Burg herauf abmühen. Der Ritter trat vor ihn, rühmte das Schloß, konnte sich aber nicht enthalten, den furchtbaren Weg zu tadeln, und brachte seine Werbung vor. Der Alte gab ihm auf, von Abends sechs Uhr bis Morgens den Weg bis zum Schloßthore so breit zu bauen, daß vier Wagen neben einander fahren können.

Nachdenkend verließ der Ritter das Schloß und erzählte Alles seinem Diener. Der erinnerte ihn, daß die Zwerge ihn schon wiederholt angegangen, sein Eisenbergwerk aufzugeben, wodurch sie in ihrer Ruhe gestört würden, wofür sie reichen Lohn verhießen. Er möge die Straße als Preis aussetzen. Der Ritter willigte ein und der Diener verhieß um den Preis, falls die Arbeit beim ersten Hahnenschrei gethan sei, den Bergbau einzustellen. Die Zwerge machten sich Nachts an die Arbeit, und als der Tag zu grauen begann, war sie bis auf weniges beendet. Plötzlich ertönte vom Schlosse her ein starker Hahnenruf, die Zwerge verschwanden sammt ihrem Gebieter jammernd und der Ritter vollendete mit Bergknappen, was noch fehlte. Der Hahnenruf war indessen ein künstlicher aus dem Munde des schlauen Dieners gewesen, um die Zwerge um ihren Lohn zu täuschen. Der Ritter erhielt die schöne Tochter. (Vernaleken, Mythen und Bräuche, S. 208—210.)

Ferner kennen die Alpenländer Sagen von Zwergen, welche vor den Augen des Menschen plötzlich zu Riesen emporwachsen.

(560.) Im Dörfchen Gail, unweit Judenburg in Steiermark, mitten in Gebirgen begegnete ein armer geplagter Holzhacker, im Walde verirrend, einem kleinen häßlichen Männlein mit struppigem, rothem Haar und Bart, das ihn hinten am Rocke zupfte und ihm zu folgen winkte. Es führte ihn in eine tiefe Höhle, wo ein von der Decke herabhangendes Licht ganze Haufen Geldes beleuchtete. Hiervon hieß es ihn alle Taschen füllen und versprach, es werde nie ein Ende nehmen, falls er Niemandem sage, wie er dazu gekommen. Verrathe er es, so sei sein Leben verfallen. Der Mann ging in eine Schenke, bezahlte seinen Nachbarn zu trinken und sie lockten ihm im Rausche das Geheimniß ab. Heimkehrend fiel er in einen Graben, kroch, zur Besinnung kommend, im Dunkel einem Lichte nach, und sah mit Schrecken den Zwerg, der

sogleich zum Riesen emporwuchs, ihn in zwei Stücke riß und sie in sein Feuer warf. (Vernaleken.)

(561.) In der Salwiden am Sörenberg hatte beim Abzuge ein Knecht seine Uhr vergessen und eilte von der Alpgrenze zurück, sie in der Hüte zu holen. Dort angelangt, fand er, daß eine ganze Gesellschaft Erdleutchen von der Hüte Besitz genommen und sich eben zu käsen anschicke. Diese bedrohten den Knecht wegen seiner Gewohnheit zu fluchen, besonders ein winziges Weibchen, das ihm Vorwürfe machte. Der Knecht wollte dem kleinen Wesen eben verächtlich antworten, als es plötzlich zu Riesengestalt in die Höhe wuchs, daß er entsetzt die Flucht ergriff. (Lütolf.)

(562.) Der Tiroler Eismanndln (auch Ferner-Norggen, Ferner-Zwergl, Kösmanndln [Kös, Käs ist dort Gletscher], Alte und Wettermacher) Gestalt ist zwerghaft, greisenhaft, schneeweißen Haares und Bartes, beide lang herabwallend, der Bart oft am Boden streifend, das verwitterte Angesicht tief ernst und runzelvoll, die blauen Augen über der Adlernase ruhig, sicher und fest, das Gewand graugrün, wie alte Baumflechten, von Weitem auch in's Gelbgrüne spielend, über dem Gesichte ein „Wetterhut" mit verbogener Krempe, aber ihre Stärke groß, sie können auch Riesengestalt annehmen überhaupt sich beliebig verwandeln. Sie sind es, welche die Gletscher vor- und rückwärts schieben, über lange Schneestrecken im entsetzlichsten Gestöber schindeldachähnliche Figuren zeichnen und das „Schneegrugeln" verursachen, bei dem unter Donner ohne vorgehendes Blitzen in den heißesten Tagen plötzlich Schnee und Hagel grüne Flächen deckt, wie auch die Lauinen, das „Fernerbellen" und das rollende Gekrach im Innern des Ferners bewirken. Gern sitzen sie auf Fernerspitzen oder Felsvorsprüngen der Hochalpenregion und schauen sinnend in die umgebende Welt von Eisnadeln, Pyramiden, Wolken- und Nebelbildern, die sie zerreißen, verbinden, fortschleudern, fortblasen. Sie bauen Eisbrücken, worüber sie Gute leiten, Böse verleiten.

Auf dem Niederjochferner, über den der Pfad von Fend im Oezthale nach „Unser lieben Frau" im Schnalserthale führt, verirrte ein Hirt im Unwetter und strenger Kälte und setzte sich nach vergeblichem Suchen todmüde auf einer Steinplatte nieder und schlief ein. Mit einem Male rüttelte und schüttelte es ihn heftig, und wie er auffährt, stehen zwei Eismanndln des Ferners, zwei „Niederjöchler" an seiner Seite, fassen ihn an und schleppen ihn schnell bis zum Absteig in's Schnalsthal. Durch die rasche Bewegung kam er zum Leben und hat nachher das hoch auf dem Niederjoche noch stehende „Marterl" dankbar errichtet.

Auf demselben Niederjoche verstieg sich ein Hirt, zwei Schafe suchend, deren eines er in das Geklüft des Zauberferners hinabgefallen fand und vergebens zu holen versuchte. Als er vor Mattheit und Hunger nicht mehr aus der Kluft heraufkonnte und in Ohnmacht fiel, hoben ihn drei „Wettermacher",

uralte, schneeweiße, tiefernste Männchen, heraus und trugen ihn in eine Schäferhütte im Trippachthale.

Einen andern, aber nicht kleinen, sondern halb Riesen sahen alte Hirten nicht selten, wie er sich um die „hohe Spitz" aufhaltend in Mitte weiter Eisfelder, bald in's Puster-, bald in's Zillerthal hinabging. (Alpenburg.)

(563.) Zu hinterst im Volderthale, wo der Glunketzer ist und jetzt die Schafalp „Tulfein" liegt, war eine liebliche Alpentrift und darauf hatte ein Hirtenkönig seinen Palast, mit vier Töchtern, immer eine schöner als die andere. Um den Palast herum blühte ein Garten reich an Blumen, grünen Plätzen und weidenden Heerden, welche den vier Töchtern sehr anhingen. Diese erschienen oft unten in den Hütten der Hirten, wohlthätig und sehr verehrt.

Das, dauerte bis ein ungeschlachter Riese auch in dies Paradies kam und sich hoch oben am Glunketzer eine Höhle einrichtete, woraus er Nachts so brüllte, daß „Wuren" in die Thäler herabkrachten. Als er die vier Königstöchter sah, bekam er Lust zum Freien. Er zierte seinen Bärenfellmantel mit neuen Knöpfen, riß einen Baum als Wanderstab aus und erschien, das Wirrhaar ein paarmal mit den Fingern gekämmt, auf Tulfein.

Der König erschrak bei der Freite, erwiderte aber, seine Töchter seien frei; wolle ihn eine, so solle es ihm recht sein. Der Riese freite, und zwar vier Körbe, einen nach dem andern. Darob ergrimmte er so, daß er in der Nacht haushohe Felsblöcke auf die Tulfein niederrollte, welche gegen das Schloß prallten und es sammt allen Bewohnern in den Wildsee schoben, wo es versank, worauf die nachrollenden Blöcke den See auffüllten, bis auf den Rest, der jetzt „Schwarzenbrunn" heißt. Aber als die Rache gesättigt war, reute es den Riesen. Er saß nächtelang am Wildsee und starrte hinein und heulte, bis eine Verwandlung geschah: die Königstochter in „Selige", Seejungfrauen, er in einen Zwerg. In Mondnächten erscheinen sie auf dem Wasser schwebend, während ein kleiner grauer Zwerg, mit Baumbart überwachsen am Ufer jammernd die Hände nach den lichten Gestalten ausstreckt. Sie lösen sich in Nebel auf und der Zwerg stürzt sich in's Wasser. (Alpenburg.)

(564.) Wie Zwerginnen, halfen den gebärenden Weibern auch Riesinnen. Schon in der Wolsunga-Saga bringt die Riesentochter des Hrimnir den Apfel, welcher der Gattin Rerirs nun zu Wolsungsgeburt verhilft, und am Böhmerwalde unten kommt zu Gebärenden das Mordion- oder Riesenweib. (Schönwerth.)

In der Sage erscheinen endlich nicht selten dieselben Wesen bald als Zwerge, bald als Riesen. Herkules war einer der ältesten Daktylenzwerge, er heißt angelsächsich se ent und handelt als Riese; Hephästos war ebenfalls ein Daktyl und steht doch wieder den Göttern gleich, und Reidmars (Nifils) Sohn Regin (Niflung) heißt dvergr of vöxt, Zwerg an Wuchs (von Sigurd und Regin oder

Otrs giolld) und wieder nennt ihn das Fafnismal: hrimcalda jotun, eiskalten Joten.

(565.) An einem Abgrund in der Nähe des Schneeberges (Niederösterreich) saß ein kleiner Berggeist auf einem großen moosigen Steine und trocknete seinen nassen schmutzigen Anzug in der Morgensonne. Er trug graue, eng anliegende Hosen, einen langen weißen Rock von demselben Tuche und einen hohen thurmförmigen Hut. So lauerte er Vorübergehenden auf, begab sich, so oft sich Jemand näherte, tiefer in den Wald, und fing dort an, mit der Stimme eines Kindes zu weinen. Der mitleidig Folgende wurde von dem Tone in Abgründe und Schluchten geführt. Alsdann trat er ganz anders auf, als Riese, einen Fichtenstamm in der Hand. Bei Sonnenuntergang sah man ihn bei seinem Steine, weinend oder um denselben freudig herumtanzend, je nachdem ihm ein Streich gelungen oder nicht. (Vernaleken.)

Das Lorg-Gut hinter Völlen in Tirol soll von drei Lorgen, die dort wohnten, den Namen haben. „Es waren riesige Leute und ganz wild.“ (Zingerle.) Lorgen ist blos Verderbniß des Namens Norken.

Die mythische Götternatur der Riesen und ihr Zusammenhang mit den Gestirnen erhellt endlich aus folgenden Sagen:

(566.) Froto oder Fruot, König Dänemarks auf Seeland, Sohn Fritleifs des Sohnes Skjölds, des Sohnes Odins, zur Zeit des Römerkaisers Augustus, sandte nach Swithiod zum Ynglingerkönige Fiölnir in Upsala, dem Sohne Yngwi-Freyrs, seinem Freunde und ließ dort zwei Mägde kaufen, Fenja und Menja, vom Jotengeschlechte, die Töchter der Riesen Idi und Oernir, der Brüder von Thiassi, erzogen unter der Erde, wo sie sich darin geübt, daß sie Felsen fortrückten und Steine zu den Riesenwohnungen wälzten, daß die Erde zitterte, hierauf als Walküren Kriegsthaten vollbrachten und Bären jagten, und die er, wegen ihrer Größe und Stärke, in seine Mühle, genannt Grotti, schickte, deren zwei Mühlsteine Niemand in ganz Dänenland umzudrehen im Stande war als sie. Hier ließ er sie, da diese Steine Alles mahlten, was man verlangte, Gold, Frieden und Glück mahlen. Hier mahlten sie dem Könige jenen Frieden, welcher, weil Froto der mächtigste aller Nordlandskönige war, überall Frotos Friede genannt wurde. Dabei verstattete er ihnen aber nie länger Ruhe, als so lange der Kuckuck (Hahn) schwieg oder ein Lied gesungen werden mochte. Da sangen sie erbittert das Lied, welches man „Grottensang“ heißt, und ehe sie es zu Ende gesungen, hatten sie ein Heer gemahlen; aber die Stange brach, der Mühlstein fuhr entzwei und in der Nacht kam der Seekönig Mysingr, welcher den Froto erschlug, seinem Frieden ein Ende machte und die Mühle sammt den Müllerinnen mit sich auf sein Schiff nahm. Hier befahl ihnen der Geizige, Salz zu mahlen. Sie thaten es und fragten um Mitternacht, ob er nun genug Salz habe. Er gebot, fort-

zumahlen. Das geschah, bis in kurzer Frist das Schiff, zu schwer geworden, untersank. An der Stelle entstand ein Schlund, wo es seither „Mahlstrom" heißt, und seitdem ist die See gesalzen. (Jüngere Edda, Skalda 43.)

(567.) Der im Thale Langtaufers im „Wildmannstein" wohnende wilde Mann, ganz behaart, war den Leuten gut, blickte den am Steine Vorbeigehenden und Grüßenden lange nach, half verlornes Vieh suchen, gab gute Räthe für die Wirthschaft und sagte die Witterung voraus. Einem fluchenden Fuhrmann, dessen Wagen im Kothe stack, untersagte er das Lästern, zog den Wagen leicht heraus, erschlug den Kerl aber, als er fort fluchte. War sonnig Wetter, so stand er dicht in seinen Mantel gewickelt, den breitkrämpigen alten Hut tief im Gesichte und schien vor Frost zu zittern; oft habe er dabei geweint. Regnete es aber, so saß er vergnügt und ohne Hut unterm Steine. An Sonn- und Feiertagen kam er während des Gotttesdienstes in die Häuser, schlürfte die Eier, die er fand, aus, und stellte die Schalen so, daß sie allerlei Figuren bildeten. Aenderte Jemand ihre Stellung, ließ sie aber stehen, so stellte er sie beim nächsten Besuche in die alte Ordnung. Oft soll er auch Eier mit sich genommen haben. (Zingerle.)

Im Tirolschen Tscheiersthale, bei Grubich im Landstriche „Obersachsen", hauste ein Riese, der einem Kaunersberger auf die Frage, warum er stets den Mantel trage, antwortete: „Ich trage ihn beim schönen Wetter, damit ich beim schlechten thun kann, was ich will." (Alpenburg. S. 13.)

Einzelne Gegenden des germanischen Sagengebietes besitzen besondere örtliche Dämonen, welche zwar im Ganzen durch ihr Auftreten und Wirken den Charakter der Riesen vertreten, aber demselben doch zugleich mancherlei Eigenthümlichkeiten beimischen, die sonst anderen Dämonenklassen zukommen.

In Tirol, welches an solchen Gestalten besonders reich ist, erscheint die Runsa, d. h. die vom Gebirge niederstürzende, verheerende Schlammlawine, personificirt als häßlicher Unhold von riesenhafter weiblicher Gestalt. Besondere Sagen von ihr kennen wir nicht. Der Orko ist eben daselbst, in der Umgegend von Enneberg, ein uralter starker und mächtiger Berggeist, der sich in jede Gestalt zu verwandeln vermag. Als Mensch erscheint er riesig und wie ein Bär behaart. Er verübt gegen Wanderer und Gebirgsbewohner allerlei koboldartigen Spuk. Besonders oft legt er sich dem Menschen als Kügelchen in den Weg, schwillt aber bei Annäherung plötzlich an und verfolgt den Geängstigten, bis er die Besinnung verliert. Als Pferd lockt er zur Besteigung und trägt den Bethörten über Stock und Stein

und durch die Luft, bis er stürzt, worauf der Geist mit Gestank verschwindet. Im Oberinnthal spukt der Blutschink (Blutfuß) als gräßliches menschenfeindliches Ungethüm. Seine Wohnung hatte er in einem See, ohne ein Nix zu sein, entstieg demselben jede Nacht, überfiel seine Opfer und zog sie mit sich in die nasse Tiefe, wo er ihr Blut trank, — bis ein Erdbeben den See verschüttete und diesem Unwesen ein Ende machte. Doch berichten immer noch Sagen auch von seinem spätern Erscheinen. Der Klaubauf ist in den Alpen Tirols und Baierns ein vom Kobold zum Riesen gestiegener Dämon, langnasig, langfingerig und verbissen, der Alles aufklaubt, was er auf seinen Wanderungen findet, besonders unfolgsame Kinder; in christlicher Zeit ist er zum Knecht des heiligen Nikolaus geworden, wie der Knecht Ruprecht. Im Dorfe Hötting, wo er in dem furchtbaren Felsgeklüfte der „Klamm“ haust, heißt er Ruxbux.

„Ruxbux aus der Klamm
Frißt d' Buebn und d' Madl z'samm.“

Der Viehschelm erschien im Vintschgau und Etschland oft als gespenstiger Stier, doch auch als schwarzer Mann, und verkündete durch sein Geschrei ein Viehsterben; jetzt ist sein Name nur noch derjenige einer Viehkrankheit.

Im Riesengebirge haust der in weiteren Kreisen bekannte Rübezahl, welcher umgekehrt, wie der Klaubauf, ein zum Kobold gewordener Riese zu sein scheint, doch auch oft in Menschengröße oder in verschiedenen Gestalten (als Zwerg, Pferd, Rad u. s. w.) vorkommt. Nach dem Grundcharakter der von ihm handelnden Sagen muß in ihm die personificirte Witterung des Riesengebirges gesucht werden. Noch am Anfange dieses Jahrhunderts wallfahrteten die Leute nach der Elbquelle und opferten die Männer schwarze Hähne, die Weiber schwarze Hühner, damit Rübezahl sie nicht mit Ueberschwemmungen heimsuche.*) Mit Wasser der Elbquelle wuschen sie ihr Vieh, mit Pflanzen aus Rübezahls Garten berührten sie die Ställe, um Glück und Segen zu erwirken. Rübezahl ist „der Wetterherr“, der Blitz und

*) Joh. Prätorius, Daemonologia Rubenzalii, Leipz. 1662. Volksbuch von Rübezahl. Kutzner, Rübezahl-Sagen. (Hirschberg.) Grohmann, Böhmen. S. 319. ff.

Donner, Regen und Schnee vom Berge niedersendet; als Mönch in aschgrauer Kutte (Wolke), sitzt er auf dem Berge, hält ein Saitenspiel in der Hand (Donner) und schlägt mit solcher Kraft in die Saiten, daß die Erde davon erzittert; oft erhebt er sich im Fluge über die höchsten Gipfel der Bäume und wirft sein Saitenspiel mit Donnergetöse auf die Erde, bald wieder reißt er im Wirbelwind (als Sturm) die Bäume aus und dreht sie im Kreise. Er ist demnach mit den Riesen des Nordens nahe verwandt und hat auch Vieles gemein mit dem slawischen Gotte Swantowit. Mit Riesen und Zwergen theilt er die Verheimlichung des Namens, mit welchem er nicht gerufen werden darf (der übrigens seiner Ableitung nach dunkel ist). Jetzt ist er vorwiegend Kobold, der die Reisenden mit Nebel, Regen, Schnee, Gewitter u. s. w. neckt und sie in die Irre führt (wie die Waldgeister thun).

(568.) Ein Bauer fuhr mit einem Wagen Korn über's Gebirge, um es in Böhmen zu verkaufen. Unterwegs begegnet ihm Rübezahl in Gestalt eines Hauswirthes, verlangte das Korn zu kaufen und hieß ihn, als der Bauer, ahnend, wer es sei, erklärte, ihm den Preis zu überlassen, die Fuhre heimbringen. Bald zeigte er ihm ein Haus und hieß ihn hineinfahren und abladen. Dann führte er ihn in einen Keller und half ihm die Säcke, die er wieder voll gemacht, auf den Wagen laden, mit dem Bedeuten, falls er nicht fortkomme, ja immer einen ganzen Sack, und unaufgebunden, abzuwerfen. Der Bauer fuhr getrost fort und half schieben, weil die Last anfing, fühlbar zu werden. Endlich verließ er den Bauer. Der Wagen blieb bald unbeweglich und der Bauer warf, laut Weisung, einen Sack ab, bald einen zweiten, dritten, vierten, bis er zuletzt nur einen einzigen behielt. Es geschah aber auch mit diesem dasselbe, worauf der Bauer tausend Teufel auf Rübezahl losfluchend, auf den Wagen stieg, den Sack aufmachte und als er kohlenähnliches schwarzes Zeug erblickte, Alles ausschüttete. Als er daheim den Sack ausstaubte, fiel ein Haufe gediegener Goldkörner heraus, die mehr werth waren als sein Korn. (Prätorius S. 272 ff.)

(569.) Ein Glaser, der über das Gebirge, ging, wurde unter seiner Last sehr müde und sah sich nach einem Absitze um. Rübezahl, dies gewahrend, verwandelte sich in einen runden Klotz, und der Glaser setzte sich darauf. Aber die Freude war von kurzer Dauer, indem der Klotz sich plötzlich unter dem Sitzenden wegwälzte, so daß dieser, sammt dem Glase, welches in tausend Scherben splitterte, zu Boden schlug. Der Mann fing an, bitter zu weinen über seinen Schaden; da erschien ihm der Berggeist als Wanderer und versprach, ihm zum Ersatz zu verhelfen, indem er ihm den Sachverhalt eröffnete und

angab, er werde sich in einen Esel verwandeln, den er verkaufen möge. Es geschah, der Glaser saß auf, ritt das Gebirge herunter und verkaufte das Thier einem Müller. Als der Müllerknecht ihm Futter vorlegte, hörte er den Esel reden, welcher erklärte, kein Heu, nur Gebratenes und Gebackenes zu fressen. Der bestürzte Bursche erzählte es seinem Herrn, der allsogleich dem Stalle zueilte, aber keinen Esel mehr fand. So war der Glaser zu seiner Sache und der Müller zu einer kleinen Strafe für viel Mehldiebstahl gekommen. (Ebendas. S. 266 ff.)

(570.) Einst kam Rübezahl in das benachbarte Hirschberg und erbot sich einem reichen Bürger zum Holzhacken, indem er für seine Arbeit nicht mehr als eine Hucke Holz verlangte. Der geizige Mann ging es gern ein und wies ihm etliche Fuder. Zu seinem Staunen, da er keine Axt bei ihm sah, faßte Rübezahl sein linkes Bein, zog es aus den Lenden heraus, brauchte es als Axt und hieb, auf dem rechten Beine stehend, alles Holz in einer Viertelstunde in kleine Scheiter. Vergebens rief ihm der entsetzte Geizhals zu, er solle aufhören und sich aus dem Hofe packen. Rübezahl erwiderte forthackend blos, erst wolle er seine Arbeit fertig und den Lohn haben, steckte, als er zu Ende war, das Bein wieder an, huckte dann alles Holz auf den Rücken und verließ den scheltenden Wirth, indem er alles Gescheitete etlichen armen Bauern, welchen der Bürger ihren Lohn vorenthalten hatte, vor die Thüren brachte. (Büsching, Volkssagen rc. Leipz. 1812.)

Ohne besondern Namen und ausgesprochene Eigenthümlichkeiten kennen die Schweizeralpen verschiedene örtliche Berggeister riesenhafter Natur.

(571.) In Flums kennt man einen Alpheuer, der zu johlen und jauchzen kommt, so oft das Wetter ändern will. (Rud. Stucki.) In Obwalden freuten sich die Alpgeister lebhaft, wenn im „Lanzig" (Lenz) die Senten wieder auffuhren; sie kamen ihnen dann jauchzend entgegen. Im Herbste aber legten sie beim Abzuge derselben ihre Trauer mit Schreien und Wehklagen an den Tag, oft schon einige Zeit vorher, sobald sie die Zurüstungen zur Abfahrt wahrnehmen.

Einmal erlaubte ein Senn aus Saxeln auf Seealp einem so trauernden „Unghür" ihn von der Wilde bis zur Voralp hinab zu begleiten. Nun ging es in Gestalt eines Mannes mit weißer Zipfelmütze dem Zuge voran, wobei es sich aber nicht nach den Bodenvertiefungen bergab und bergauf bewegte, sondern von einer Ecke zur andern blitzschnell schritt und dann dem zurückgebliebenen Sennzuge entgegenjauchzte. Als der Zug auf der Voralp ankam, schaute der Geist bereits aus dem Fenster der Hütte und blieb fortan da.

Auf einer Urneralp vernahm man, ehe es schlecht Wetter geben wollte, ein sonderbares Geschrei, das „Alpgeschrei", so oft man ihm nahe gekommen zu sein glaubte, immer sogleich an einem andern Orte. (Lütolf. S. 96. 168.)

Rübezahl ähnlicher ist der Bergmönch im Harz u. a. Gebirgen, welche Bergwerke besitzen. (Grimm, Sagen 2. 3.)

(572.) Der Bergmönch ist früher ein Bergmeister gewesen. Der hat solche Freude am Bergbau gehabt, daß er im Tode den lieben Gott gebeten hat, er möge ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubniß geben, bis auf den jüngsten Tag in Berg und Thal und Gruben und Schachten umherzufahren und den Bergbau zu beaufsichtigen. Diese Bitte ist ihm gewährt. Der Bergmönch erscheint den Menschen in der Kleidung eines Bergmeisters mit einem silbernen Grubenlichte. Seine Beschäftigung ist diese: er durchfährt alle Stollen, durchspürt jeden Bau, geht auch am Tage (das heißt auf der Oberfläche der Erde) an solchen Stellen, unter denen Erzgänge liegen, hin und her, und zwar bald langsam, bald schnell wie der Blitz. Bisweilen setzt er sich auf die Kunstgestänge, oder er hält sich auf, oder er drillt auch die Wasserräder, je nachdem seine Laune ist, oder je nachdem er den Schützen leiden mag oder nicht. Er tritt manchmal plötzlich aus dem festen Gestein heraus in den Gruben, und das feste Gestein thut sich vor ihm auf, und ist er hineingetreten, schließt es sich hinter ihm so fest, daß keine Spur bleibt. Man hat ihn des Nachts oft aus alten Stollenmundlöchern und aus alten Pingen, auch aus den engsten Räumen der Radstuben herauskommen und in denselben verschwinden sehen. Wem er gut ist, dem thut er manchen Gefallen, macht ihm Geschenke und erscheint ihm in Menschengestalt und in Menschengröße. Wem er böse ist, oder wo er unbeachtet sich glaubt, oder sich um das Auge der Menschen nicht kümmert, erscheint er in seiner wahren Gestalt. Dann ist er riesengroß, gekleidet wie ein Geschworener. Seine Augen sprühen Flammen und sind wie Kutschenräder, sein silbernes Grubenlicht ist so groß wie ein Scheffel, und die Flamme desselben ist von entsprechender Größe und Helle, seine Beine sind wie Spinnengewebe. Wenn ein Bergmann seine Pflicht nicht thut, giebt er ihm den Rest. (Harrys, Volkss. Niedersachsens II. S. 2.)

(573.) Das Mönchsthal bei Klausthal hat seinen Namen vom Bergmönch, der hat hier seinen Lieblingsaufenthalt gehabt. Es hat auch hier früher sehr reiche Gruben gegeben. Da ist der Bergmönch manchmal in der Grube erschienen, ja wohl gar in die Bucht gekommen, und die Bergleute haben sich so an ihn gewöhnt, daß sie eben keine Furcht mehr vor ihm gehabt haben. Aber manchmal hat er auch seine Launen gehabt, hat die Schütten aufgehoben, daß man die Wässerräder nicht hat zum Stehen bringen können, oder hat die Kunst aufgehalten, oder die Bergleute erschreckt durch allerlei abenteuerliche Spielereien und Neckereien. Dadurch wird er endlich den Bergleuten zur Last, und sie haben ihn gern los sein wollen. Endlich folgen ihm einmal ein paar Bergleute nach und legen, so wie sie gehen, Kreuze vor sich hin. Da geht der Bergmönch zuletzt in eine Schlucht hinein, welche hinten durch eine nackte Steinwand geschlossen wird. Der Bergmönch sieht sich noch

einmal um und sieht ganz zornig aus. Darauf rührt er den Stein an, der thut sich von einander und der Bergmönch tritt hinein. Gleich darauf schließt sich die Wand wieder fest zusammen.

Seit der Zeit ist der Bergmönch nicht wieder in die Gruben gekommen, aber diese sind auch alle überschwemmt und man hat sie auflassen müssen und bis auf diesen Tag sind die Wasser im Mönchsthal nicht zu bewältigen und keine Grube hat Glück. An der Stelle, wo der Bergmönch in den Fels gegangen ist, auf der nämlichen Felswand ist das Bild eines Bergmannes zu sehen. (Ebendaselbst S. 4.)

Weniger als bei den Zwergen tritt bei den Riesen die Sage von Staaten und Königen hervor, wohl weil der Raum auf der Erde dazu gebricht, oder weil die Riesen überhaupt ungeselliger sind als ihre Antipoden. Ein Beispiel ist folgendes aus Mecklenburg:

(571.) Die Helmer Feldmark erstreckt sich in einem Kreise von rings zwei Meilen um die Stadt, und hier und dort noch oft einen „Hundeblaff weit" darüber hinaus. Und reich waren die Helmer, davon war Ende und Zahl weg.

„Arm Lühr möht borg'n, und riek Lühr heft Sorg'n!" sagte der Lübtheener Schulze, da lebt' er noch. Und Sorgen kamen über die Helmer mit Haufen und mehr, als ihnen lieb waren. Denn der Riesenkönig hatte von ihrem grausamen Reichthume gehört und er dachte: Blöde Hunde werden nicht fett, und zu sich nehmen, fackelt nicht. Und dieweil einen Knüttel wohl findet, wer einen Hund schlagen und einen Strick, wer einen Dieb hängen will, so hatte er eine Ursache zum Kriegen bald gefunden. Mit einer Kriegserklärung beeilte er sich eben nicht groß, desto mehr aber mit dem Kriege selbst.

Die guten Helmer dachten an nichts Arges, aßen und tranken, freieten und ließen sich freien, da zog schon der Riese heran, und hinter ihm drein sein ganzes Kriegsvolk, Mann an Mann, wie eine Wetterwolke so dicht, dabei unbändig und grausam und in großer Menge.

Das gab ein Zetergeschrei in der Stadt, als die Hiobspost noch gerade zur rechten Zeit, doch kurz vor Thorschluß, dort anlangte. Der Eine verlor den Kopf und der Andere das Herz — und die Feinde waren nur noch eine gute Tagereise entfernt und kamen mit jeder Stunde näher. Zum Glück behielt der Bürgermeister Kopf und Herz auf dem rechten Flecke, und mit ihm ein tüchtiger Haufe handfester Burschen und Männer, die sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren beschlossen.

Und das war dem Riesenkönige ein Strich durch die Rechnung, und zwar ein grimmig dicker. Denn in seinem Uebermuthe dachte er nicht anders, als daß die Helmer ihm ihre Schätze entgegentragen, oder wenn's hoch käme, die Thore und Thüren verriegeln und verrammeln und nach Erstürmung derselben sich geduldiglich wie Regenwürmer spießen lassen würden. Darum zog

er mit den Seinen wohlgemuth d'rauf los in größter Unordnung, hier ein Haufe und dort einer, dieser singend, jener schwatzend, wie Bauern vom Jahrmarkte.

Das ging gut, aber nur bis an die Helmer Stadtgrenze. Da brachen aus den Wäldern und hinter den Hügeln und Hecken die Helmer hervor, unvermuthet, wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Sie stürmten grimmig auf die Feinde ein, und es hagelte Hieb auf Hieb und Schlag auf Schlag.

Wohin ein Helmer traf, wuchs kein Gras mehr, und mancher Riesenschädel zerflog, wie ein vom Sturm geschüttelter, überreifer Borsdorfer, oder Gravensteiner, oder Prinzapfel, oder trug eine Wunde heim, wogegen der geschickteste Doctor alle Heilsalben und Pflaster der ganzen Welt vergebens verstrichen und verklebt hätte.

Dennoch mußten die Helmer unterliegen; denn die Uebermacht der Feinde war zu groß, und „geg'n Backab'n lett sick nich anhojahn'n". Nach langem Kampfe zogen sie sich in die Stadt zurück. Dort erwarteten sie auf und hinter den Mauern den Feind.

Sie hatten aber gut warten, denn kein Feind ließ sich blicken.

Den Riesenkönig gelüstete nämlich nimmermehr nach den Schätzen der Helmer, dieweil er erschlagen auf dem Schlachtfelde lag. Jetzt war er zufrieden mit dem, was ihm sein Kriegsvolk gab — drei Särge und ein Grab. Sein Leib wurde in einen goldenen Sarg gebettet, den man wieder mit einem kupfernen und dann mit einem eisernen umschloß. Nicht weit von Melkhof wurde das Grab gegraben und nach der Beerdigung des Leichnams mit einem gewaltigen Grabhügel bedeckt, der noch heute vorhanden und unter dem Namen „Trünnelberg" dort Alt und Jung bekannt ist. (Niederhöffer, Mecklenburg IV. S. 70.)

II. Thun und Treiben der Riesen.

a) Ungeschlachte Riesenthaten.

Weil die rohen Naturmächte Alles vor sich niederwerfen und alles Kleine verschlingen und vernichten, so thun dies auch die Riesen. Namentlich springen sie mit allen ihnen an Größe nachstehenden Wesen von menschlicher Gestalt rücksichtslos und grausam um, also zunächst mit den Menschen und Zwergen. Den ersteren gegenüber sind sie als Götter Herren über Leben und Tod, den letzteren gegenüber ihre Verdränger aus dem Weltregiment. So heißt das bekannte Kindergedicht:

Einst traf auf seinem Gange
Ein Ries' ein Zwerglein an.
Er sprach: ich suchte lange
So was für meinen Zahn.

Oft nun begnügen sie sich, den kleineren Wesen Angst und Schrecken einzujagen, sie zu ihrem Spielzeug auszuersehen, öfter aber wählen sie sie wirklich zu ihrer Speise, sie fressen sie, wie ja die Götter aller barbarischen Nationen blutdürstig sind und das Fleisch der Opfer ihnen ein „lieblicher Geruch“ und eine angenehme Speise ist.

(575.) Die Tochter eines Riesen auf der Burg Nideck, als sie in's Land hinab und gegen Haslach ging, traf einen Bauer am Pflügen. Die kleinen Sächelchen gefallen ihr, sie „huurt an de Bode hin“, breitet ihre Schürze aus, thut Rosse, Pflug und Leute hinein, schreitet dann eines Schrittes auf die Nideck, und will es dem Vater zeigen, auf dessen Frage: „Was hast so zawelichs drin?“ sie antwortet: „Spieldings, gar ze nett!“ Als sie aber auskramt, heißt er sie unwillig Alles wieder an seinen Ort zurücktragen und sagt, der Bauer sei kein „Spieldings“; wenn er nicht ackere, fehle es oben an Brot und Geld.

Aehnlich erzählt man am Harz und im Odenwalde. In Hessen geschieht der Riesentochter auf dem Hippersberge dasselbe. Eben so wird zu Dittersdorf in Thüringen erzählt. Auf der Hünenkoppe am Eingange des Schwarzwaldes hingegen sagt die Hünin ihrer Tochter, welche den Bauer mit Pflug und Ochsen eingepackt hat, sie solle schnell damit zurück, „diese gehören zu einem Volke, welches den Hünen großen Schaden zufügen kann“, worauf beide die Gegend bald verlassen.

Auf dem Grüngrunde sagte ein Riese zum andern, als sie einem Menschen begegneten, auf die Frage, was das für ein Erdwurm sei, „diese Erdwürmer werden uns noch auffressen“. Ja im fernen Finnland sagt die Riesenmutter, welcher die Tochter in der Schürze Pferd, Pflüger und Pflug bringt, sie als „Käfer, die in der Erde wühlen“ ansehend: „Thu's weg, Kind, wir müssen fort aus diesem Lande, und sie werden hier wohnen!“ Es ist der echt mythische Zug, daß Riesen, wie Zwerge, das Ausreuten der Wälder, den Ackerbau, die Pochwerke, wie den Kirchenbau und das Glockengeläute scheuen und fliehen. (Grimm, Myth. 3. Aufl. S. 505. 506. 507. 520. 528.) Dasselbe wird auch in Tirol erzählt. (Zingerle 87. 88), sowie in Baiern (Panzer II. 65) und in der Mark Brandenburg bei Rietz. (Kuhn, Märk. Sagen in Haupt Zeitschr. IV. S. 392.)

Die Angst vor den menschenfressenden Riesen spricht noch aus folgender an den Erlkönig erinnernden Sage:

(576.) Ein Mann aus Illzach ging Nachts mit seinem Knaben an der Hand bei der Kirche vorüber. Plötzlich wurde das Kind unruhig, wandte sein Gesicht von einer dunkeln Stelle ab und schrie, als es der Vater fort-

zerrte: Siehst Du den großen Mann nicht auf dem Dorfesel sitzen, Vater? Er kommt ja herüber und hält mich an der Hand. — Der Vater zog ungläubig immer heftiger, bis der Knabe sich an seine Beine anklammerte und verzweifelt schrie: Laßt mich los, ihr Zwei! Ihr reißet mir ja die Arme aus. — Jetzt nahm ihn der Vater, den ein eiskalter Schauer überlief, auf den Arm und eilte nach Hause, wo das Kind mehrere Tage lang an heftigem Fieber liegen blieb. (A. Stöber, Die Sagen des Elsasses.)

(577.) Den gewaltigen Thurm bei Liebenzell, das „Schloß", hat mit seinen dicken Quadern der Riese Erkinger gebaut. Dieser war ein Räuber und Menschenfresser und liebte besonders, den Schwarzwäldern ihre Bräute zu holen, wenn sie gerade Hochzeit hielten, und sie dann zu verzehren. Einer wettete einst, er wolle dem Riesen seinen Löffel stehlen, und schlich, während Erkinger auf einer Brautjagd war, auf Liebenfels. Als er eben mit dem Löffel fort wollte, kam Erkinger heim und schleppte eine junge Frau her. Der Kecke hatte gerade noch Zeit, sich in den Ofen zu verstecken und konnte von da mit ansehen, wie der Riese mit seinen zwei Gesellen die Frau an den Beinen ergriff, mitten durchriß und auffraß. Dann nahte er dem Ofen und rief wiederholt: „Ich rieche Menschenfleisch!" ohne daß er indessen weiter suchte. Die abgenagten Knochen warf er immer eine halbe Stunde weit von der Burg weg, wo der „Beinberg" daraus entstand. Wegen seiner Gräuel belagerte ihn endlich, bald heißt es, ein Markgraf von Baden, worauf er sich selbst vom Thurme stürzte, bald der Zwingherr von Merklingen, Merkinger, der ihm auch vorher oft Bräute abgejagt und den Bräutigamen wieder zugestellt hatte. Er faßte ihn unten an den Füßen und warf ihn zur mittlern Oeffnung des Thurmes heraus. In der schönen „Riesenkapelle" zu Hirschau, erst vor etwa vierzig Jahren abgebrochen, bewahrte man Erkinger's Kleid, vierzehn Fuß lang, und einen Schuh. Statt der Knöpfe hatte das lederne Kleid eiserne Ringe. Bei Liebenzell findet man noch dicke Steinkugeln, etwa 1½ Fuß im Durchmesser, die er bei verschiedenen Anlässen, wie Belagerungen, auf die Menschen herab schleuderte. An dem Thore zu Liebenzell, das zur Burg führte, war er in Riesengestalt, eine gewaltige Stange in der Hand, abgebildet. (Meier 151—153.)

Nahe bei den Ruinen im kleinen Enzthale, eine halbe Stunde von Kalmbach, das „Schlößle", ragt unter wildzerstreuten Felsmassen ein mächtiger Stein, genannt „der Leichenstein des Riesen", weil ein solcher darunter liegen soll. (Meier.)

Die Riesen wurden als ungeheuer groß und stark vorgestellt. Wie die Sterne, von denen sie theilweise stammen, durch den Himmel, wie der Wind, mit dem sie ebenfalls verwandt sind, durch die Luft, so schreiten sie mit Meilenschritten über die Erde, über Berg und

Thal, über Ströme und durch das Meer. So werfen sie auch einander über ganze Länder Steine und Hämmer zu, reißen Bäume aus, lüpfen Felsen und werfen solche. Demgemäß sind sie auch plump und bisweilen mißgestaltet, obschon dies im Norden seltener, als in Griechenland. Auch dort kommen indessen einäugige Riesen vor (wie die Kyklopen), auch vielköpfige und vielhändige Trolle (wie die Hekatoncheiren), namentlich in der Edda.

(578.) Im Walde Grauholz, nahe bei Bern, wohnte der Riese Botti,*) der Letzte seines Geschlechtes, mit seiner Schwester. Oft besuchte er die Bauern im „Botti-Acker", wenn sie pflügten, und bot ihnen die Hand. Um sich die ihrigen nicht zerquetschen zu lassen, boten sie ihm dagegen die Pflugschar, in welche er starke Eindrücke machte.**) Als er einst mit seiner Schwester auf der Jagd war, lauerte ihm ein Feind aus seiner frühern Heimat auf und tödtete ihn. Die Schwester ereilte den Mörder, ergriff ihn bei den Beinen und zerschmetterte ihn an einem Felsen. Hierauf begrub sie den Bruder in der Hütte, brach zwei Stücke vom blutbespritzten Felsen, trug sie in der Schürze nach Hause und stellte sie zu Häupten und Füßen des Todten auf, zwölf Fuß auseinander. Dann zündete sie die Hütte an und legte sich zum Bruder in's Grab. (Haben Sammler und Verfasser wiederholt von den Bauern der Umgegend gehört, auch das Grab oft besucht, darin nachgegraben und einen antiken Schlüssel und solche Scherben, aber keinen Leichnam gefunden. Dagegen wurde jenen ein großer bleierner Ring gezeigt, der in dem Grabe gefunden worden und derjenige der Schwester gewesen sein soll; auf demselben waren Schriftzeichen eingegraben, welche den nordischen Runen ähnlich, aber nicht zu entziffern waren.)

(579.) Im Corveiischen an der Weser erzählt man: Bei Hörter lagen der Brunsberg und Wildberg, auf welchen die Sachsen unter Karl dem Großen Burgen gehabt haben sollen. Nach der Volkssage wohnten dort ehedem Hünen, die so groß waren, daß sie sich Morgens aus ihren Fenstern grüßend die Hände hinüber und herüber reichten. Sie warfen sich auch, als Ballspiel, Kugeln zu, welche sie hin- und herfliegen ließen.

---

*) Boddi heißt in der Edda, Rigsmal, ein Abkömmling des Karl, welchen Rigr (Heimdall) bei Afi und Amma, den Voreltern der Freien gezeugt hat.

**) Ein Bauer, der im Leben Anderen Land abgepflügt und dafür nach dem Tode mit dem Pflug umgehen mußte, wünschte erlöst zu sein und bot daher einem ihn erblickenden Knechte die Hand. Der bot aber den Stock, in welchem der Geist fünf schwarze Male brannte, worauf der Knecht sich davonmachte. (Kuhn Märk. Sagen; Haupt. Zeitschr. IV. S. 492.)

Auf einem waldbewachsenen Hügel am Fuße des Kröterberges, an der Grenze zwischen Paderborn, Lippe und Corvei, wo Götzen angebetet wurden, und wo Höhlen zu inneren Schätzen führen, stand südlich die Harzburg. Auch darin hausten Hünen, wie gegenüber auf dem zwei Stunden fernen Zierenberge und einer andern Burg. Da warfen die Riesen sich oft Hämmer hinüber und herüber. (Deutsche Sagen I. S. 23. 27.)

(580.) Zwei Riesen wohnten, einer auf dem Eberstein in Westfalen, der andere auf Homburg. Sie hatten zusammen nur eine Axt; wollte einer Holz spalten, so rief er dem Nachbar 1½ Stunden weit hinüber, der warf die Axt her und der Riese, sowie sie gebraucht war, zurück. (Grimm deutsche Myth.)

Ebenfalls in Westfalen erzählt man von den Hünen am Hünenkeller und an der Porta, die sich ihr einziges Beil zuwarfen. (Reidecker's westfälische Sagen Nr. 36.)

(581.) So hatten die Riesen auf dem Weißenstein und dem Remberg in Oberhessen einen gemeinsamen Backofen mitten auf dem Felde. Kneteten sie nun, so warfen sie einander Steine zu, ein Zeichen, daß Holz von des Nachbars Burg kommen solle. Einmal geschah es, daß beide zu gleicher Zeit warfen, so daß die Steine in der Luft zusammen fuhren, und noch oberhalb Michelbach im Felde liegen, jeder mit Spuren der Riesenhand. Ein ander Zeichen war, daß der Riese sich am Leibe kratzte, was man hinüber hörte. (Grimm.)

Oberhalb Nettelstädt wohnten auf dem Hünenbrink Riesen, befreundet mit denen auf dem Stall, eine Stunde weiter. Buken die einen und die anderen hätten auch gerne ein Brod mit gar gehabt, so warfen sie es ihnen hinüber. So zu Hilverdingsen an der Südseite des Schwarzen Sees einer und an der Nordseite zu Hille ein anderer. (Grimm.)

Am Solling, unweit dem Eberstein, hauste ein Riese auf dem Hünenbrink. Wollte der sich Morgens waschen, so blieb er mit dem einen Beine auf seinem Berge und schritt mit dem andern eine halbe Stunde zum Eichholze hinüber, bückte sich dann und schöpfte aus dem im Thale fließenden Bache. (Grimm.)

Steine mit Spuren von Riesen- oder Riesinnenfiguren giebt es unzählige, so auch mit Spuren vom Ausruhen oder Anlehnen der Riesen.

(582.) Im Gasteinthale, erzählt Muchar, wohnten „wilde Männer“ von Riesenstärke, denen eine Pflugschar über das Thal zu werfen eine Kleinigkeit war. Sie hausten in einer unzugänglichen Höhle am linken Ache-Ufer zu Eingang der Klamm. Vor derselben standen Apfelbäume, mit deren Aepfeln sie scherzhaft Vorübergehende warfen. Den Thalbewohnern waren sie mehr hold als feindlich und stellten ihnen oft Butter und Milch vor die Hausthüren. (Grimm.)

(583.) In Tirol lebten zwei Riesen, der eine auf dem Salvenjoche, der andere auf dem gegenüber liegenden Marbachjoche in Wildschönau. Beide haßten einander „stetig“ und rangen und schlugen, so oft sie zusammen trafen. Einmal kamen sie auf das Zureden Dritter überein, sich statt dessen in einem Wett-Steinwerfen zu messen. Da schleuderte der vom Salvenberge einen „großmächtigen“ Steinblock hinüber auf das Marbachjoch, erreichte aber die Spitze nicht ganz, sondern der Fels blieb einige Klaftern weiter unten liegen. Der Marbachriese aber traf mit einem noch größern gerade mitten auf das Salvenjoch, wo er nachmals zum Baue des Salvenkirchleins verwendet worden ist. (Alpenburg. Zingerle.)

(584.) Nach einer böhmischen Sage schlief der Riese Scharmak in einem Thurme. Seine Feinde untergruben diesen, so daß er über ihm zusammen stürzte. Scharmak schüttelte sich auf und rief: „Hier ist übel ruhen, die Vögel beschmeißen einem den Kopf“. Dann schleppte man eine große Glocke unter den Eichbaum, wo Scharmak schnarchend schlief, und ließ sie auf ihn herabfallen. Er wachte nicht einmal auf.

Ein deutsches Kindermärchen (Grimm I. 307) hat vollkommen Aehnliches.

In einem andern werden Mühlsteine auf den Riesen im Brunnen hinabgerollt und er ruft: „Jagt die Hühner weg, die da oben im Sande kratzen und mir Körner in die Augen schmeißen.“ (Grimm, D. Myth. 3. Auflage. S. 508, 509.) Vergl. oben Nr. 549.

(585.) Im Harz nennt die Sage einen jungen Riesensohn Witig, der die Tochter des alten Harzköniges oder Harzherrn liebte. Sie floh vor ihm und that den Riesensprung, von dem die „Roßtrappe“ noch zeugt; aber die Krone entfiel ihr tief hinab in den Kretpfuhl, in welchem sie unwiederbringlich verloren ist. (Deutsches Sagenbuch 319. 403.)

Bei den Brüdern Grimm heißt der Riese Bodo im Boheimer Walde und die Königstochter vom Riesengebirge Emma. Als er sie jagend auf der Schneekoppe einst ereilen wollte, ritt sie über Berge und Wälder durch Thüringen bis in die Gebirge des Harzes, den Jagenden immer hinter sich auf seinem schnaubenden Zelter gewahrend, bis ihr Roß verschnaufend auf dem furchtbaren Felsen „des Teufels Tanzplatz“ müde stille stand. Angstvoll blickte sie die senkrechte Felswand in die Tiefe, wo mehr als tausend Fuß unten der Strom wirbelte, und dann auf den Felsen gegenüber, auf dem kaum für einen Vorderfuß des Rosses Raum schien. Da aber Bodos Roß immer näher schnaubte, rief Emma die Geister ihrer Väter zu Hilfe, drückte ihrem Zelter die Sporen verzweifelnd in die Seite und der setzte glücklich über den Abgrund auf die Klippe, wo der „Roßtrapp“ noch sichtbar ist, nur die goldene Krone war ihr während des Sprunges in die Tiefe entfallen. Bodo, in blinder Hitze nachsetzend, stürzte in den Strudel, den „Kretpfuhl“, und gab dem Strome den Namen; denn die Bode ergießt sich mit der Emme und Saale in die Elbe.

In mancher Mitternacht hört man das dumpfe Geheul des Heiden.

(586.) Beim württembergischen Echterdingen, unweit des ausgedehnten Leichenfeldes mit Hügelgräbern, die zu den sehr primitiven gehören, liegt eine halbe Stunde südwestlich, auf der sogenannten Federlensmad, dem langgestreckten, weithin sichtbaren Bergrücken, auf der höchsten Kuppe, die in gleichseitigem Rechtecke aufgeworfene „Riesen- oder Heidenschanze", von der das Volk der Umgegend viel zu erzählen weiß. Hier soll in alter Zeit ein Riese gewohnt haben, dem die Echterdinger jeden Tag zwei Milchkälber zum Mittagsmahle liefern mußten; so oft die Lieferung unterblieb, warf der Riese centnerschwere Steine in den Ort. Bei einer eingetretenen Theure mußten sie die Lieferung unterlassen und der Riese starb den Hungertod. Er soll in einem der Schanze nahe liegenden, 140 Fuß im Durchmesser haltenden Grabhügel beerdigt sein, der zu den größten des Landes zählt, und gehe als Geist noch heute um. (Schwäbische Chronik zum Schwäbischen Merkur 1864, Nr. 260.)

(587.) Zur Zeit der Riesen kam ein solcher aus dem deutschen Gebirge über den Jura herauf in's Land. Als er hier aber das Volk plagte, machte man sich auf wider ihn und er mußte, es war Winter, gewaltigen Schrittes über den Jura zurückfliehen. Im Gange setzte sich Schnee an seine Sohlen, was ihn hinderte. Da schüttelte er unwillig sein Bein gegen das „schwarze Thal" (Nugerol, Nerval) und schlenkerte zwei Schneestücke ab. Das größere vorn an der Sohle bildete die größere oder St. Petersinsel, das vom Absatze die kleinere des Bielersees. (Joh. Frei in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850 und 1851.)

(588.) Als zu Sonnerup ein Bauer den dortigen Riesen Lars Krands beleidigt hatte, füllte dieser seinen Handschuh*) mit Sand und trug ihn zum Bauernhofe, den er damit zudeckte. Was durch die fünf Fingerlöcher gelaufen war, bildete fünf Hügel.

In den Niederlanden wurde der Hügel von Hillegersberg durch den Sand hervorgebracht, der einer Riesin (Hildegard?) durch „een Schortekleed" fiel.

(589.) Zwei Riesen gingen über Land. Am Solling bei Uslar drückte den einen was im Schuh, er schüttelte diesen aus, und dort liegen jetzt Feldsteine 16—20 Fuß lang und 6—8 dick.

Den kahlen Felsen bei Goslar hat der große Christoph aus dem Schuh geschüttet. Den im Thale über Ilfeld, hart an der Bähr, eben so ein Riese. (Grimm, D. Myth. 3. Aufl. 507.)

(590.) Einen Riesen auf Rügen verdroß es, immer nach Pommern waten zu müssen; er band eine Schürze um und füllte sie mit Erde, um einen Damm hinüber zu bauen. Als er damit bis über Rodenkirchen gekommen war, riß die Schürze, und aus der herausfallenden Erde wurden die neun Berge bei Rambin. Er stopfte das Loch zu und kam bis Gustow, wo abermal

*) Vergl. oben Sage Nr. 549.

dreizehn kleine Berge herausfielen. Den Rest goß er in's Meer, wo blos noch der Prasnizer Hacken und die Halbinsel Drigge entstanden.

So fiel einem Riesenmädchen in Pommern, welches eine Brücke nach Rügen bauen wollte, hinter Sagard ein Theil Erde durch ein Loch der Schürze und bildete den kleinen Berg Dubberaworth. Aus Furcht vor der Mutter Schelten hielt sie die Hand unter und eilte. Die Mutter sah sie, drohte ihr mit der Ruthe und vor Schreck ließ sie Alles fallen, woraus die dürren Hügel bei Litzow wurden.*) (Grimm, Deutsche Myth. 3. Aufl. 502. 503.)

Folgende echt locale und alte Sagen sind Beispiele, wie die Riesensagen mit der Zeit auf starke und große Menschen angewendet wurden.

(591.) Vor 500 Jahren hatte Schwiz mit dem Kloster Einsiedeln Streit um eine Weidestrecke zwischen beiden Orten. Sie heißt Kriegsmatt. Die beiderseitigen Hirten wurden oft handgemein.

Damals lebte schwizerscherseits im Iberg, „im Hirsch" ein Riese Hans Winz, der zwei Töchter und eine Schwester hatte. Oft trieb er mit einem ausgerissenen Tanngrotz die Einsiedler zurück. Zu dem Hause, das er sich baute, trug er die Tannenstämme auf der Achsel, und die Schwester oft zwei Maß Salz auf dem Kopfe von Schwiz „in's Iberig", auf dem Wege noch dazu strickend.

Endlich verglichen sich beide Parteien dahin, von jedem Orte mit dem ersten Hahnenkrähen Einen abgehen und wo Beide zusammentreffen, die Grenze sein zu lassen. Schwiz wählte den Iberger und Einsiedeln den vielleicht eben so starken Schützen Oechsli. Dieser hatte einst einen Pfeil auf den Riesen geschossen, ihn in den Bauch getroffen, welcher jedoch echt riesisch blos ausrief: „Oechsli, Oechsli, Du schießisch mer nur es Löchli." Nun sollen die Schwizer ihrem Hahne Abends Branntwein eingeschüttet haben, worauf er schon um Mitternacht krähte, so daß Winz einen dreimal so starken Weg zurückgelegt hatte, als er auf Oechsli traf, wo jetzt der Markstein steht. Der Einsiedler habe, ärgerlich darüber, dem Iberger die Hand so zum Gruße gedrückt, daß diesem das Blut unter den Nägeln hervordrang.

Später soll Oechsli seinen Nebenbuhler an der Iberger Eck erschlagen haben, wo jetzt ein Pfahl (kein Kreuz) steht. (Lütolf, Mittheilungen durch P. Gall Morell und mündliche Erzählung in der Gegend i. J. 1828.)

(592.) Einst lebte im Kaunersberge, wo ein kräftiger Menschenschlag ist, ein Bauer, genannt „der starke Michel", gefürchtet als der kräftigste Robbler,

*) Im Charente-Bezirke Cognac am Ney liegt ein ungeheurer Stein, welchen die heilige Jungfrau auf ihrem Kopfe und zugleich vier Pfeiler in ihrer Schürze trug. Als sie über den Ney ging, entfiel ihr ein Pfeiler in den Sumpf von Saintfort. (Mém. des antiquaires, 7, 31.)

der sich zu einem Stadelbaue die nöthigen Stämme und Hölzer „alser ganzer" zum Hofe getragen hatte. Diesen Michel stach einst der Vorwitz, mit dem „Wilden" (Nr. 567) zu raufen, und er machte sich auf nach dem Tscheiersthale. Als er dieses betrat, meinte er, einen fernen Wasserfall zu hören oder das Grollen eines Gewitters, und spürte dann ein heftiges Wehen, das immer stärker und endlich zum Sturmwinde wurde, je weiter er thalaufwärts kam. Nun sah er von Weitem wie die Bäume sich bogen und wieder aufschnellten und nahm endlich mit Schrecken wahr, daß dort der Tscheiersthaler Riese schlummere und schnarche.

Jetzt entsank dem kecken Robbler der Muth. Man muß die Leute im Schlafe nicht stören, sagte er, nahm die „Trutzfeder" vom Hute und schlich leise aus dem Thale, froh, den Riesen immer weiter hinter sich zu wissen. (Alpenburg.)

(593.) Millbacher von Trub im Emmenthale trank so lange die Muttermilch (er zwang seine Mutter nachzugeben), daß er stärker wurde als seine Zeitgenossen und noch sehr jung als der beste Schwinger seiner Gegend galt. Er trug ein volles Salzfaß ohne irgend einen Anstand bergauf, und in den Dörfern der Niederung, wo er öfter als Schnitter diente, erzählte man sich noch viel von seiner außerordentlichen Leibeskraft. Auf der Schanze in Bern wurde er viele Jahre als Sieger gekrönt und nur einmal vom Länder (Waldstätter) Heineli Roth besiegt, aber nur, weil dieser beim Gruße ihn mit zwei Neuthalern bestochen. Der Spott seiner Kameraden ärgerte ihn jedoch so, daß er das nächste Mal, als Roth das Manöver wieder versuchte, denselben drückte, daß er blutete, und ihn dann auf den Boden warf, wo er den einen Arm brach.

Als ihn nachher in seiner Heimat ein Anderer durch List „einen Schwung abgewann", wurde er beinahe rasend und verschwor sich: „und wenn der Tüfel chäm, so wett ich em de zeiga, was Millbacher chönnt". Er nahm jeden Begegnenden von nun an in die Hände, und es kam so weit, daß, um Unglück zu verhüten, ihm stets einer vorlief, um vor dem Kommenden zu warnen. Einst, als man dies auch bei einem kleinen unansehnlichen Männchen that, lächelte dieses blos und ging seinen Weg weiter. Bei Millbacher angelangt, faßte dieser das Männchen und warf es etwas unsanft zu Boden. Aber diesmal ging es anders, das Männchen war blitzschnell wieder auf, packte den Gegner und schleppte ihn über Stock, Staude und Hag, bis er zerschlagen, ja ein Krüppel war. Von nun an schwang er nie mehr und Niemand zweifelt noch heute daran, wer das Männchen gewesen. (J. Dennler, Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung.)

(594.) Der Riese „Groß Hans Rotzer" aus dem Melchthale (Unterwalden) trug auf einen Gang sieben Centner Eisen aus der Eisenschmelze im Thale, und fischte dabei noch während des Gehens in der Melcha. Im Zurückkehren nahm er ein Salzfaß von sieben bis acht Centner mit und fischte unterwegs wieder. Aus einem halben Viertel Mehl kochte er sich auf eine Mahlzeit

„Kohlermus“ (Eiertatsch), aß dann aber die ganze Woche nichts mehr. Nach seinem Tode will man ihn oft gesehen haben, wie ihn sieben böse Geister an einer Kette führten. (Lütolf S. 497.)

(595.) In Göschenen (Uri) lebte der riesig starke Melch Tresch. Einst brachten Berner Oberländer einen Riesen an einer Kette über den Susten nach Wasen und forderten die Urner heraus. Diese beschickten den Tresch und er kam. Nachdem er in Wasen zwei Maß Wein getrunken und die eine Flasche wie eine Seifenblase zusammen gedrückt hatte, ging er auf den Oberländer los und drückte ihn und warf ihn zu Boden, daß er um Gnade bat. Einen Tessiner bezwang er, aber nicht ohne Mühe, auf dem Gotthart, und nun war ihm kein Riese seiner Zeit gewachsen. (Lütolf S. 498.)

(596.) Solche waren auch drei Schächenthaler Brüder. Als ein Wetteiferer über den See herkam, die Urner heraus zu fordern, sandte der Landammann an die Drei. Nun nöthigte Jeder den andern zu gehen, bis die Mutter den Jüngsten schickte, weil er, als sie alle Drei aus einem Kessel Ankern getrunken, um eine Fingerlänge tiefer trank als die Brüder. Er kam, drückte den Gegner in der Mitte zusammen und warf ihn beim Löwen in Altdorf über den Bach, so daß er bewußtlos niederfiel und bald den Geist aufgab. Als ihn der Landammann lohnen wollte, begehrte er Salz und trug das Salzfaß, das man herbrachte, auf der Achsel so ruhig in's Schächenthal, als wäre es ein Viertel Mehl. (Lütolf S. 499.)

(597.) In ein unwirthbares Gebirgsthal, wo Moosstrecken das unter ihnen liegende Sumpfwasser deckten (das Roßmoos), darin die Thiere versanken, zog ein gewaltiger Riese ein, baute eine Höhle, 1½ Stunden von der Alp Mareit, leitete das Wasser in tiefere Gegenden, rodete den Urwald aus und holte im Hochgebirge eine junge Riesin, eine Fangga, mit der er drei Söhne zeugte. Diese halfen dem Vater ein neues Haus bauen, wozu jeder, so jung er war, jedesmal einen Baum trug, der Jüngste jedoch, Bartl, manchmal zwei, worüber der Vater sich sehr freute. Zum Baue holte er sich einige Zimmerleute aus den Menschen, die er verächtlich „Floign“ (Fliegen) nannte; diese umhieben die Bäume, die ihnen die Riesensöhne dazu hielten. Das neue Haus hieß nun Roßmooserhof, und er liegt auf der Albacher Höhe gegen Stolzenberg.

Als der Alte fühlte, seine Kräfte nehmen ab, sprach er mit seinem Weibe vom Uebergeben des Heimwesens, und sie rieth kurz: „Gieb es dem Stärksten, so bist Du fertig.“ Das war ihm recht und beim Essen eröffnete er es ihnen. „Buben,“ sagte er, „ich bin alt, einer von Euch soll das Haus haben; seid mir aber einer grad so lieb wie der andere, so vermein ich, ihr macht etwa ein Stoaniwerfet!“

Das war ihnen willkommen und nach dem Essen trug der Alte einen 6½ Centner schweren Stein, an welchem oben ein ½ Centner schwerer Eisenring befestigt war, 15 Schritte weit vom Hause weg in die Ebene; die

15 Schritte machten just ¼ Stunde, denn mit einem Schritt kommt der Riese so weit als ein Mensch in einer Minute. Das Ziel war der Hof, über den hinaus der Stein fliegen sollte.

Der Aelteste trat an, hob den Stein, traf aber nicht bis zum Hofe, blos an einen Zaun, den der Stein einschlug. Der Zweite warf besser und traf an das Haus, dessen Vorderwand zusammenkrachte. „Du Talk!" schrie der alte Riese, „kannst weiter nit?" Nun kam der Jüngste und warf den Stein so hoch und stark, daß er mitten auf's Haus fiel und durchschlug bis auf den Boden. „O Bartl, spottete der Alte, Du bist aber ein Held! Du hast's Häus'l gewonnen, kannst Dir's aber wiederum flicken." Dann schalt er: „Ihr sakerschen Sauschwänz, die ihr seid! Jetzt schaut auf mich alten Kerl! Lauf hin, liebes Weiberl, hol mir das Steinl!"

Die Fangga lief und brachte den Stein an einem Finger ihrer linken Hand herbei. Der Alte stellte sich kunstgerecht hin, und hui, flog der Stein weit über den Roßmooserhof hinaus, und die jungen Leute schlichen beschämt von dannen. Der Alte aber seufzte: „Es ist halt keine Kraft mehr unter dem jungen Volke; ja zu meiner Zeit, da konnte sich Einer noch sehen lassen, wo ich den Stein, der hundert Centner wiegt, vom Kolbenthalmelk-Platze bis zur Kolbenthalersäge heraus getragen, der noch dort liegt. Könnt ihn alleweil anschauen, ihr Fratzen!" (Alpenburg S. 36—38.)

Sanken die Riesen mit der Zeit zu bloßen starken Männern herab, so wurden dagegen die Riesinnen in einer halb humoristischen, halb die Scheu vor der Geistlichkeit und den Widerwillen gegen die geistliche Ehelosigkeit ausdrückenden Weise zu Pfarrköchinnen (in der Volkssprache Pfaffenkellnerinnen) gestempelt.

(598.) Eine Pfaffenkellerin soll einst vom Palmkäppeli am Bürgen einen Sprung gethan haben, über zwanzig Minuten weit, bis zu einer Brücke, in der Nähe des Rotzloches. Ihr Geißfuß, in den Stein abgedrückt, ist noch sichtbar.

In Stansstad, auf dem Riede gegen Stans zu, durchzieht sie in stürmischen Nächten mit grauenhaftem Wehegeschrei die sumpfige Fläche.

Sie wüthet, wenn der Steinibach bei Schwiz überfluthend daher tobt; eben so im Eisigenbache.

Wenn bei Horw und Kriens der Türst und die Sträggelen jagen, indem eine Schaar kleiner Hunde einem großen einaugigen bellend oder klaffend folgt, ist jedesmal die Pfaffenkellerin dabei; sie hat schreckhaftes Aussehen, glühende Augen und zottigen Pelz. Ihr Name haftet noch an einem Bachtobel beim Dorfe Horw. (Lütolf S. 35.)

Auch Stalder (Idiot. II, 496) erklärt Pfaffengällern als „den weiblichen Türst" (also Sträggelen) und in Luzern war der Muthwille „die Pfaffenkellerin zu jagen", wie der „die Sträggelen zu jagen", verpönt. (Lütolf.)

(599.) Sobald eine Pfaffenkellnerin eine gewisse Anzahl Jahre (zehn) in eines Geistlichen Dienste gestanden, sagt man in der katholischen Schweiz, sei sie des Teufels. Um sich davon zu erlösen, sollte Eine von der Sarganser Bergkette auf die Melsersche hinüber springen. Es gelang ihr jedoch blos bis in die Mitte des Berges, wo auf dem Wege in die Sarganseralp Tamons, in einem großen Steine die Spur ihres Fußes „der Pfaffenkellerin Tapp" noch gezeigt wird.

Unsere Vorfahren erzählten: die Beihälterinnen von Priestern (Concubinae sacerdotum) werden in der Luft von den Teufeln völlig wie Waldthiere von Jagdhunden gejagt und endlich zerfleischt gefunden, und falls irgend Jemand, der dies hört, mit seinem Geschrei jagen helfe, werde ihm ein Theil oder Glied der Beihälterin abgeschnitten am Morgen von den Dämonen an seine Thüre gehängt. (Bebelii facetiae Tub. 1555 p. 11a.) Das identificirt sie mit Holz- oder Moosweibchen. (Nr. 408a ff.)

Im Werdenbergischen, sagt Nikl. Senn, irren sie nach ihrem Tode auf der Erde herum, holen Nachts am Brunnen Wasser, waschen, plaudern und stoßen oft ein unheimlich Geheul aus. Das identificirt sie mit den Waschfrauen. (Nr. 371 ff.)

(600.) Eine über 80 Jahre alte Frau in Flums erzählt: Noch nicht vor gar vielen Jahren habe im sogenannten Kappellentobel eine Pfaffenkellnerin, die eiserne Schuhe trug, von der Kalktharen bis hinauf zur Bühlbrücke wandeln müssen.

In der Kalktharen sei damals ein Kalkofen gestanden und als einmal darin Kalk gebrannt worden, sei diese Pfaffenkellnerin mit der Bitte eingekommen, in den Kalkofen „schlüfen" (hineinkriechen) zu dürfen, sagte aber, dadurch werde der Ofen unbrauchbar, sie aber werde dann erlöst und komme in den Himmel.

Der Kalkbrenner gestattete ihr dieses, der Geist sei dann „hineingeschloffen", bald darauf sei eine weiße Taube aus dem Ofen geflogen und nachher sei die Pfaffenkellnerin nie mehr gesehen worden, der Ofen sei aber wirklich unbrauchbar gewesen.

Ich fragte diese Frau noch, was man unter dem Namen „Pfaffenkellnerin" verstehe und sie antwortete: eine Pfaffenköchin, die uneheliche Kinder bekomme. (J. J. Bertsch.)

(601.) Ueber den Landsitzen Tribschen und Stutzhof am linken Ufer des Vierwaldstätter-Sees zieht sich über den Bergrücken der finstere Wald, die Biregg. Von da herunter tönte in alter Zeit häufig der grause Lärm der Pfaffenkellnerin den Bachrunsen nach und erblickten sie Sonntagskinder zuweilen als zottigen schwarzen Pudel, nur ein großes glühendes Auge vorn an der Stirne, eine Kette um den Hals und um sie herum ein Rudel „geitschender" (keifender) Hündchen. Wer ihr nahe kam, hörte den furchtbaren Ruf: „Zäha Schritt uf d'Sitä, oder i verriß Di und verzehr Di." (Dr. M. A. Feierabend.)

Der nämliche christliche Zug, der die Riesinnen zur Jungfrau Maria und humoristischer Weise zu Pfaffenkellnerinnen schuf, machte hinwieder die Riesen zu Heiland und Teufel, sowie zu Heiligen und Mönchen.

(602.) Vor Alters kam einmal der Heiland auf den Rosenstein bei Heubach, wo er mit dem Teufel stritt, ihn besiegte und in die schauerliche „Teufelsklinge" bannte, bis er erlöst werde. Die Klinge soll so lange in ihrem Zustande bleiben, als die Welt stehe. Es ist dort ein tiefer Wasserkessel, in welchen von der Felswand herab eine starke Quelle strömt, ohne daß ein Abfluß bestände. Dies geschehen, schritt der Heiland vom Rosenstein auf den Scheuelberg und von da in die dahinter liegende Hochebene „Himmelreich". Im Rosenstein und Scheuelberge hat er seinen Fußtritt zurückgelassen, auf dem erstern die Hacke, auf dem letztern eine starke Viertelstunde weiter, die Zehen, so daß das Mittelstück des Fußes über das ganze Thal reichte. Nach Crusius II. B. 428 wäre auf dem Rosenstein der rechte, auf dem Scheuelberge der linke Fuß, und eine Sage läßt die Spuren auf Jesus Flucht vor den Juden entstehen. Der Herzog ließ 1740, wegen Unordnungen beim Wallfahrten „den abergläubischen Tritt" auf dem Rosenstein sprengen. (Meier.)

(603.) Vom Segeberger Kalkberge heißt es bald, der Teufel habe ihn aus dem nahen kleinen See herausgetragen, der gerade so tief sei als der Berg hoch. Davon sagt man:

Daß Dich der thu' plagen,
Der Segeberg hat getragen.

Oder: „Ruhe, du bist gut, sä de Düwel, do horr he Sägebarg dragen!" Bald sagen sie, der Teufel habe ihn von einem weit entfernten Gebirge hergeholt, um die erste christliche Kirche im Lande zu zerschmettern, ihn aber fallen lassen müssen, wo er jetzt steht; oder, er sei erst bei Gleschendorf gestanden, wo jetzt der Kuhlsee liegt; der Teufel habe ihn auf das Kloster in Segeberg werfen wollen, es aber verfehlt. Oder der Teufel habe den Berg bei Gleschendorf an die Lübecker verkauft und in der Nacht hintragen wollen, ihn aber, als der Hahn krähte, fallen lassen, wo er liegt. Ebenso, der Teufel habe den Plönern zu Leid ihren großen See damit ausdeichen wollen, habe aber, als ein altes Weib ihm auf dem Wege die Rückseite zukehrte, den Fels vor Schrecken aus der Luft fallen lassen. (Müllenhof.)

(604.) Vor uralten Zeiten, heißt es, hingen der Eiger und der Mettenberg hinten im Grindelwaldthale zusammen. Zwischen beiden bildete sich, wo jetzt das Eismeer der Gletscher liegt, ein großer See, schwoll dann an und drang verwüstend in's Thal hernieder.

Da erbarmte sich der heilige Martin der bedrängten Thalleute. Er stemmte sich mit dem Rücken an den Mettenberg und drängte mit seinem Bergstocke den Eiger zurück. Wo er sich anstemmte heißt die Eindruckstelle „der

Martinsdruck" und sein Stock bohrte in den Eiger das „Martinsloch", durch welches die Sonne des Jahres zweimal in's Thal scheint. (Wyß.)

(605.) Wenn man von Biel in's Immerthal reist, führt die Straße längs der brausenden Schüß (la Suze) durch den Durchbruch, welchen der Strom sich zum Bette ausgewählt. Gerade da, wo die südliche Kette durchbrochen wird, wo unten im Thälchen das heimelige, einsiedlerische Dörfchen Fridliswart liegt, sieht der Wanderer ungefähr in Manneshöhe in der Felswand zwei etwa 6½ Fuß auseinanderstehende, etwa 1 Zoll tiefe Oeffnungen wie durch einen Druck mit einem Finger entstanden. Die Bewohner sagen: der heilige Martin, als er hier das Christenthum lehrte, habe, um den Ungläubigen ein Wunder zu zeigen, mit seinen Fingern in die Wand gegriffen. In einer Nische daneben ist ein Kreuz eingehauen. (Zuberbühlers handschriftliche Sagensammlung.)

(606.) Einst lebte im Kloster Engelberg ein Mönch von riesigem Wuchse und ungemeiner Körperkraft. Kamen die Salzhändler an, so war er immer der Erste, die centnerschweren Fässer vom Wagen zu heben, abzustellen oder auf andere Wagen zu verladen. Einst vermaß er sich im Uebermuthe, ein solches auf die Höhe des Bergjoches zu tragen und unterwegs nur dreimal Rast zu machen. Die Wette galt zwei Flaschen Weines. Wie einen Spielball hob er das Faß und schritt damit bergan. Oben sank er um und war todt. Heute noch macht er denselben Marsch, das Salzfaß auf dem Rücken. Wenn es in den Bergen tost, pflegt der Bauer zu sagen: der Pfaff rührt sich. (Rochholz, Naturmythen, Lpz. 1862, S. 11.) Er sei oben, wo es jetzt noch heißt, „der Pfaffenhaufen", begraben, sein Geist aber in die Gletscherklüfte des „Joches" gebannt, wo er tost und klingelt, oder wenn man ruft: „Pfaff, wirf Steine!" dies thut. (Lütolf S. 166.)

(607.) An der Gotthardstraße befindet sich der „Pfaffensprung", weil dort, wo sich der Fluß in enger Schlucht durchwindet, ein Geistlicher den Riesensprung that, nach Einigen, um sich von der Anklage auf verbotenen Umgang zu reinigen, nach Anderen, um mit einer Geliebten den Verfolgern zu entkommen. (Lütolf.)

(Vergl. Grimms Sagen 134—141, 318—326.)

b) Bauende und gefoppte Riesen.

Es bezeichnet verschiedene Stadien des Glaubens an Riesen, daß dieselben erst, so lange man wilde Naturkräfte unter ihrer Gestalt verehrte, als gewaltig, dann, da sie nur noch Gegenstand von Erzählungen waren, deren Sinn man nicht mehr verstand, als roh und ungeschlacht und endlich, nachdem man sie für untergegangen hielt und nicht mehr fürchtete, als plump und dumm, ja sogar als diebisch und betrügerisch aufgefaßt wurden. Ginna alla sem thussa, Alle betrügen wie ein

Riese, hieß es im Norden. Die letztere Anschauung der Gewaltigen bezeichnet wohl die Zeit, in welcher ihr Ansehen abnahm. Und diese ist es denn wahrscheinlich auch, in welcher die Sagen von solchen Riesen entstanden, die den Menschen Häuser und Brücken bauen mußten, mithin aus einer herrschenden bereits zu einer dienenden Stellung herabgesunken waren, in welcher sie auch von den Menschen um ihrer Dummheit willen gefoppt und geprellt und die „dummen Dutten" genannt wurden. Die Idee dieses Bauens entspringt indessen noch aus der mythischen Urbedeutung der Riesen. Sie bauen, weil der Winter, diese wilde Naturgewalt, auch ein Riese, aus Eis Brücken und Häuser (Gletscher mit ihren Grotten) baut und auch andere ungestüme Mächte, wie Gewässer u. dergl., nicht nur zerstören, sondern unbewußt auch bauen, z. B. Land anschwemmen u. s. w. Man schreibt den Riesen Burgen, Thürme, Mauern u. s. w. in Deutschland, Frankreich, Italien (auf der maltesischen Insel Gozzo) zu, — in Irland den Basaltdamm des Riesenwegs (gyants causeway), in Deutschland und der Schweiz unzählige Brücken.

In Frankreich kannte man auch riesige Feen, welche zu Bauten ungeheure Felsblöcke auf dem Haupte und in der Schürze trugen, während sie mit freier Hand ihre Spindel drehten. Als eine solche mit dem vorgehabten Baue zu Ende war, rief sie ihren Schwestern zu, mit dem Herbeitragen aufzuhören; diese, obgleich zwei Meilen entfernt, hörten den Ruf und ließen die Steine fallen, die tief in die Erde sanken. Spannen sie nicht, so trugen sie vier Blöcke auf einmal. Auch sie waren gutmüthig, stiegen durch den Rauchfang in die Häuser und prophezeiten den Kindern. (Heinr. Schreiber: Die Feen, Freib. 1842. Grimm d. M. S. 385. 518 Note.)

Als das Heidenthum aufhörte, dessen Sagen aber fortlebten, trat an die Stelle der Riesen, so oft es sich um den Bau von Kirchen handelt, die heilige Jungfrau oder der heilige Michael oder sonst ein Heiliger, bei Profanbauten bisweilen eine Hexe, manchmal auch Feen, meistens aber, und in den ergötzlichsten Situationen, — sowohl im Bauen, als in der Dummheit und im Gefopptwerden, der Teufel, den das Volk, in gesunder Ironie auf die persische „Spottgeburt von Dreck und Feuer" als „dummen Teufel" charakteri-

sirte. Ihm verdanken die mehreren Teufelsbrücken das Dasein.*) Das Brückenbauen überhaupt aber mag seine mythische Bedeutung von der Brücke Bifröst, dem Regenbogen (oben Nr. 56) herleiten.

(608.) Dasselbe, was diese Götterbrücke, sind in unzähligen Sagen mehrerer Gebirgsländer die eisernen, silbernen, meist aber ledernen Brücken von Burg zu Burg über ganze Thäler. Bei Tegerfelden sandte der Burgherr über die eiserne Brücke die zum Tode Bestimmten. Es ist die Todten- oder Todesbrücke. (Rochholz.) Ueber die eine Viertelstunde lange Brücke zwischen dem Schlosse Allenschwanden bei Magdenau (Toggenburg) und dem über'm Thale konnten die Zwangherren einander mittels eines Flaschenzuges Briefe zuschicken. (Mündlich in Ober-Uzwil.)

Im österreichischen Hochgebirge ist es allgemeiner Volksglaube, daß die Seelen der Gerechten durch ihren Schutzengel über den Regenbogen in den Himmel geleitet werden. (Vernaleken.)

(609.) In Källasoken bei Vi liegt ein ungeheurer Stein, Zechiels Stein, von einer Riesin oder Meerfrau. Sie hauste auf der Burg Edha in Högbysoken, ihre Schwester in Smaland unweit Skäggenäs. Letztere, als Beide eine Brücke über den Sund bauen wollten, hatte Skäggenäs eine viertel Meile weit in die See zusammengetragen, Zechiel Steine in ihre Schürze gesammelt; da schoß ein Mann mit dem Schafte nach ihr, daß sie auf einen Fels absitzen mußte, wo man ihre Spur noch eingedrückt findet. Dann erhob sie sich von neuem und ging bis Pesnässoken, wo Thor zu donnern begann, so daß sie vor Schreck, indem sie ihre Tracht fallen ließ, todt niederfiel, wo jetzt die großen, zwei bis drei Mann hohen Felsblöcke stehen. Die Riesen ließen sie jedoch begraben.

Ein Riese in Fladsöe füllte seinen Ranzen mit Sand, um Nestved, seines Gegners Wohnsitz, zu verschütten. Unterwegs lief der Sand durch ein Loch und bildete eine Reihe Sandbänke, was er erst bei Husvald bemerkte, wo er den Rest zornig gegen Nestved warf. Dort ist noch eine Sandbank. (Grimm, d. Myth. 3. Aufl. S. 503.)

(610.) Es kam ein Baumeister zu den Asen und erbot sich, ihnen in drei halben Jahren eine so feste Burg zu bauen, daß die Bergriesen und Hrymthußen sie nicht einnehmen können. Als Lohn bedung er sich Freya und obendrein Sonne und Mond. Sie gingen es ein, falls er in einem

---

*) Teufelsbrücken, d. h. gebaut vom Teufel, mit dem Vertrage, ihm die erste Seele zu überlassen, welche darüber gehe, wo er indeß jedesmal überlistet wird, meist dadurch, daß man eine Ziege oder einen Bock darüber treibt, welchen er im Zorne den Schwanz ausreißt, giebt es mehrere. In der Schweiz die in Uri und bei Einsiedeln, im Montafun (Alpenburg S. 288), in Regensburg, in Frankfurt u. a.

Winter mit der Arbeit fertig sei, wäre den ersten Sommertag noch etwas zu machen, so erhalte er den Lohn nicht. Auch sollte er keinen Gehilfen haben außer seinem Pferde Swadilfar. Er begann den Bau und führte Nachts mit letzterm die Steine. Die Asen staunten bald über die Massen, die es trug. Der Meister eilte, vor Thors Heimkunft fertig zu werden, der eben auf einem Zuge nach Osten wider die Zauberer abwesend war. Als es tiefer in den Winter kam, war die Burg bereits hoch und stark, und schon bis zum Thore fertig, als nur noch drei Wintertage übrig waren. Die Asen hatten Angst, Freyen und Sonne und Mond zu verlieren, und bedrohten Loki, den Anrather des Vertrages, mit schmählichem Tode, wenn er ihnen nicht heraus helfe. Da ließ dieser Abends, als der Meister mit dem Rosse um Steine ausfuhr, eine Stute aus dem Walde laufen, welcher der Hengst nachlief die ganze Nacht. Als der Meister merkte, er komme nicht zu Ende, nahm er seine Riesengestalt an. Jetzt riefen die Asen den Thor, der war gleich da, hob den Mjölner und zerschmetterte des Riesen Hirnschale. (Gylfaginning 42.)

(611.) Im Greierzerlande verehrte das Volk zur Heidenzeit einen Riesen Gargantua, der mit einem Fuße auf dem Birrenberge, mit dem andern auf dem Gibloux stand und, sich niederbeugend, die Saane so austrank, daß das Flußbett drei Tage lang trocken blieb, bei welchem Anlasse er, nach einer Sage (vergl. Nr. 615) die Felsblöcke zum Baue der Tugybrücke federleicht herbeitrug. (Kuenlin.)

Rabelais entnahm seine Gargantua-Schwänke aus einem schon im 15. Jahrhundert gedruckten und im 16. (1532, 1547) öfter aufgelegten Buche. Hunderte von Steindenkmälern erinnern an ihn.

(612.) Die Pfarrkirche zu St. Peter soll die älteste in Tirol und von den Zwergen erbaut sein. Diese hatten den Bau wiederholt begonnen; allein sobald er bis nahe zur Aufsetzung des Dachstuhles gediehen war, schnellten ihnen die auf dem Schlosse zu Tirol hausenden Riesen von dort herüber mit einem Finger die ganze Arbeit über'n Haufen. Endlich beschlossen die Zwerge, den ganzen Bau in einer einzigen Nacht, während die Riesen schliefen, zu vollenden. Es geschah, und als die Riesen des andern Tages die Arbeit erblickten, mußten sie sie bewundern, konnten aber nichts mehr thun. (Jos. Thaler in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. S. 291.)

(613.) In der Normandie weiß das Volk vom Mont St. Michel, wie St. Michael und der Teufel stritten, welcher von ihnen die schönere Kirche baue. Da baute der Teufel eine steinerne, Michael aber eine aus Eis und hatte gewonnen.

(614.) Den Teufel ärgerte der spitze Thurm der Pfarrkirche zu Vilseck, erzählt man in der baierischen Oberpfalz, weil er sich etliche Mal beim Luftfahren die Hosen daran zerrissen hatte. Darum faßte er den Plan, den Thurm umzuwerfen, ergriff einen „Kolmünzer“ (Grünstein, es heißt aber jeder Fels-

block dort so) von gewaltiger Schwere, der am Wege lag, und schleppte ihn mit sich fort. Als er keuchend den Kreuzberg anstieg, begegnete ihm in Birket eines Schuhflickers Weib mit einer „Kirben" voll alter Schuhe auf dem Kopfe. Fragt der Böse, der mittlerweile müde geworden, das Weib: „Alte, wie weit ist's nach Vilseck?" Das Weib, das ihn am Bocksfuße erkannt, erwiderte überlegt: „Hab i deina die Schouch alle z'rissen vo Vilseck bis dauher, so a grouß Stück Weg iß!" Da wurde der Träger ungehalten, warf den Stein von der Schulter und rief: „Da hol' der Teufel Vilseck!" Zum Weibe aber sagte er: „Sag' den Vilseckern, wenn Du wieder heim kommst, wär' der Weg nicht so weit, sie hätten ihre Thurmspitze zum letzten Mal gesehen." (Globus VI. Bd. 1863. S. 174.) Ob es wahr ist, weiß ich nicht, aber der Kolmünzer von Mannshöhe liegt noch im Birkeck auf dem Kreuzberge bei Vilseck, und wer gute Augen hat, sieht darin die Abdrücke von des Bösen Krallen. Er heißt der Teufelsstein. (Vergl. Panzer.) Das Nämliche wird in Esthland von dem dortigen Heros Kallewe Poeg erzählt.

(615.) Zu Pont-la-ville, unweit Corbières, steht die vierbogige „Teufelsbrücke von Tugy", in der Mitte auf einem ungeheuren Nagelfluhblocke ruhend, neben ihm vier andere Blöcke. Als die Einwohner verlegen über den Mangel einer Brücke einst beisammen saßen, trat ein grüner Jäger in die Zechstube und verhieß ihnen, eine solche zu bauen, falls man ihm das erste lebende Geschöpf überlasse, welches die neue Brücke betrete. Sie gingen es ein. Nachts vernahm man furchtbaren Lärm und beim ersten Morgenstrahle stand die Brücke fertig da. Niemand getraute sich hinüber und drüben wartete der Grüne auf seinen Lohn. Da erschien ein schlauer Einwohner mit drei Päcklein unter dem Arme, öffnete eines nach dem andern und ließ erst sechs Mäuse, dann sechs Ratten, dann sechs Katzen über die Brücke springen. Er folgte ihnen und pflanzte ein Kruzifix auf. Der Teufel, der etwa ein neugierig Mädchen erwartet, rollte von der jähen Felswand Nagelfluhblöcke, um den Bau zu zerstören; das Kreuz aber leitete sie schadlos ab und er verschwand unter Donner und Blitz. (Kuenlin.)

(616.) Vom adelichen Gutsdorfe Groß-Zecher in Lauenburg erstreckt sich eine Landzunge wohl eine Viertelstunde lang in den Schaalsee hinein. An ihrem äußersten Ende liegt ein steiler Berg, von gewaltigen Felssteinen, wie mit einer Mauer eingefaßt. Ist die Luft recht hell, so kann man am Boden des Sees wenige Schritte vom Strande eine noch größere Menge Felsblöcke sehen, alle in einem Kreise herum gelegt, so daß zwischen den größeren jedesmal ein kleinerer eingestellt ist. Diesen merkwürdigen Berg mit seinen Steinen hieß man von jeher die Teufelsbrücke, und erzählt, ein heidnischer Fürst in Dargau, heftiger Christenverfolger, dem bei seinen Streifereien der See im Wege war, habe mit dem Teufel einen Bund gemacht, ihm zu gehören, wenn er ihm bis zum nächsten Hahnenschrei eine steinerne Brücke über den See baue.

Sobald es Abend wurde, machte sich der Teufel an's Werk, sammelte in einen großen ledernen Sack vor seiner Brust umherliegende Feldsteine, sprang, sobald der Sack voll war, mit einem Satz an das jenseitige Ufer und an den Berg, wo der Bau beginnen sollte, und stürzte die Ladung hinunter, um von neuem zu holen. Schon war es um Mitternacht, aber gerade, wo er eine neue Ladung hinabschütten wollte, krähte ein Hahn im nahen Seedorf.

Wüthend warf der Teufel die Steine an's Ufer, sprang in einem Satze nach Seedorf hinüber, ergriff den Hahn und schmiß ihn so gegen einen Steinblock, daß man den dunkelrothen Blutfleck noch heute wahrnimmt. (Müllenhof.)

(617.) Inmitten einer der vielen Wiesen längs der Abhänge des Gurten bei Bern steht ein Dornbusch von ungewöhnlicher Größe in gutbebautem Boden und umzieht einen gewaltigen Granitblock. Es heißt, vor alten Zeiten sei die ganze Gegend um den Gurten und den Belpberg Eigenthum eines sehr reichen, aber stolzen und unnachbarlichen Edeln gewesen. Als dieser sich vor den Gegnern, die er sich selbst gemacht, nicht mehr sicher glaubte, beschloß er, an einem schwer zugänglichen Vorsprunge des Belpberges eine uneinnehmbare Burg zu bauen und ging daran. Schon war das Fundament auf drei Seiten gelegt, als der Baumeister erklärte, die vierte könne nicht fest genug werden ohne einen Granit von der nöthigen Größe. Da er einen solchen nur durch das Gebiet seiner Feinde hätte herbringen können, machte der Edelmann einen Vertrag mit dem Teufel, ihm einen solchen Stein herzuschaffen, wofür er ihm seine Seele verschrieb. Am andern Morgen kam der Böse mit dem Granite durch die Luft gefahren, wurde jedoch durch eines alten Mütterchens Gebet über die festgesetzte Frist aufgehalten, so daß er den Block im Grimm dort fallen ließ, wo er nun liegt. Der Belpberger aber, von Reue ergriffen, wurde ein anderer Mensch, zerstörte den angefangenen Bau und lebte fromm. (Jak. Fiechter in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Münchenbuchsee, 1850.)

(618.) König Olaf von Norwegen hatte im Sinne, zu Nidarös eine Kirche zu bauen, deren gleichen sich nicht finden sollte, und ging verlegen und in Gedanken zwischen Berg und Thal, wo ihm ein Mann seltsamen Aussehens, ein Troll, begegnete und ihn um sein Anliegen fragte. Als er dies vernommen, erbot er sich, den Bau binnen kurzer Zeit und ganz allein herzustellen, verlangte jedoch als Lohn Sonne und Mond, oder den Heiligen selbst. Olaf ging es ein, entwarf aber den Plan so, daß sieben Priester auf einmal in der Kirche sollten predigen können, ohne daß einer den andern störe, und alle Pfeiler und Zierrathen aus hartem Flins wären. Bald stand der Bau, blos die Spitze fehlte noch, und neubekümmert wandelte Olaf wieder durch Berg und Thal, bis er in einem Berg ein Kind weinen und dann die Jättegvinna (Riesenfrau) es mit den Worten trösten hörte: „Ziß, ziß (oder tyst, tyst! d. h. Still), morgen kommt Vind och Veder, Dein Vater heim und bringt mit sich Sonne und Mond oder den heiligen Olaf selbst.“ Der Heilige, darüber

froh, da man mit des bösen Geistes Namen ihn beschreien konnte, kehrte heim, als eben die Spitze aufgesetzt wurde, und rief: „Vind och Veder! Du har satt spiran sneder" (Du hast die Spitze schief gesetzt), oder nach anderer Sage, wo der Jätte Bläster oder Slätt hieß: „Bläster, sätt spiran wäster" (westlich) oder „Slätt, sätt spiran rätt" (recht), und sogleich stürzte der Troll vom Kamme herab und brach in lauter Flintstücke.

In Schonen baute der Riese Finn die Kirche zu Lund und wurde durch St. Laurenz in Stein verwandelt. (Grimm, d. Myth. 3. Aufl. S. 515.)

(619.) Als die Gegend von Altehüffen in Westfalen immer mehr angebaut ward, behagte es den „dummen Dutten" nicht mehr und sie beschlossen, fort zu ziehen und den Eingang in den Himmel zu suchen. Da gelangten sie an ein großes, stilles, helles Wasser, worin sich die Luft spiegelte: sie hielten das für den Himmel, sprangen hinein und ertranken. (Grimm, 3. Auflage, S. 511. 512.)

Wie sonderbar wiederholt sich diese Sage mißverstanden im Volksbuche von den sieben Schwaben! Das Wasser ist eben so gut der bodenlose Himmel als der Ocean, in denen beiden die Sterne versinken.

Ebenso gut als an die Uebertölpelung der zwergigen Fenken (oben Nr. 420 und 465) erinnert folgender Zug an die Berauschung des Polyphemos durch Odysseus, des Seilenos durch Midas und des Picus und Faunus durch Numa:

(620.) Im Hausenwalde ob Schwarzeck im Tirol waren Holzhacker mit dem Abtreiben uralter Waldbäume beschäftigt, als ein alter eisgrauer Dürst daher kam, in seinen Zottelbart murkte: „I denk diesen Wald neunmal jung und neunmal alt" und sein breites Maul in den Schleiftrog hing, worin er Wasser sah und worin der Schleifstein war, mit dem sie ihre Vorten und Beile wetzten. Er trank, wie schon oft, den ganzen Trog leer. Die Holzleute und Hirten sahen ihn nie gern, namentlich die Aestlinger, die ihn sehr fürchteten. Eines Tages füllten die Hölzer den Schleifradtrog mit Branntwein statt Wasser. Das mundete dem Schwarzecker erst recht, er soff den Schnaps wie Wasser, hob das Rad aus und leckte mit schnalzender Zunge den Trog ganz trocken. Aber wie er den Kopf so überhing, wurde er „duselig" und fiel, sammt Stein und Gestell, betäubt zu Boden, wo er entsetzlich schnarchte.

Jetzt nahmen die Holzer ihre Aexte und hieben ihm den Kopf ab und die Gegend war befreit vom „Tursewang". (Alpenburg, Zingerle.)

Dieser Zug ist auch auf menschliche Zwingherren angewandt worden.

(621.) Wie von einer Menge Burgen, erzählt man von dem Nidberg ob Mels, das Volk habe dem darauf hausenden Zwingherrn nicht beikommen können, bis sich eine Burgmagd bereden ließ, ein Zeichen zu geben,

wann er schlafe. Als sie ihm im Haar gekrauelt (die Sage läßt sie ihm dort noch praktischern Dienst thun), gab sie aus dem Fenster ein Zeichen und er sei von einem dem Schlosse gegenüber liegenden Hügel mit einem Pfeile erschossen worden. (Melsersage, von des Sammlers Mutter erzählt.)

Ebenso erzählt man vom Schlosse im Berner Dorfe Uttigen, die gewonnene Magd habe den Harrenden durch ein ausgehängtes Leintuch ein Zeichen gegeben, die Dränger seien daheim, worauf das Volk eingedrungen sei, den Anführer erschossen und die Burg zerstört habe. Seither sehe man oft einen grün gekleideten Mann auf den Mauern wandern. (Joh. Rolli, Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung.) Aehnlich wird im Tell-Sagenkreise die Einnahme der Burg Rotzberg in Unterwalden berichtet.

(622.) In der Bretagne und der Normandie erzählt man, wie der Erzengel Michael den Teufel, als dieser eben auf einem Berge ein junges Paar zum Sündigen verführen wollte, mit dem Fuße so in den Hintern gestoßen, daß er über das dazwischen liegende Thal auf den Berg gegenüber flog, wo ein zweiter Fußtritt den Bösen auf einen dritten Berg und so weiter, bis einige Meilen von Caën durch einen letzten Ruck in die See schleuderte. Viele der Berge, welche die Schleuderstationen bildeten, nennt man bis auf diesen Tag les sauts du diable, Teufelssprünge, und den letzten Mont-St. Michel. (Der Roman De l' Orme von G. P. R. James, 6. Kap.) Bei Otfrid Mylius „Neue Pariser Mysterien“ (III. Bd., 1863, S. 178) hat der bretagnische St. Michaelsberg den Namen davon, daß der Erzengel den Teufel auf dem hohen Felsenkegel stehen und stolz über Erde und Ocean hinblicken sah, worauf er, wie ein Falke ob ihm schwebend, rasch auf ihn herab stürzte, ihm seinen Speer durch die Schläfe stieß und ihn an den genannten Berg anspießte. Aber auch die Briten, fügt Mylius bei, haben einen ähnlichen Mount-St. Michel in Cornwales, „und beide Nationen streiten sich um die Ehre des Ortes, wo Seine höllische Majestät durch den Capitän der himmlischen Heerschaaren angespießt worden sein soll“.

Zu diesen Foppereien gegenüber den Riesen paßt auch folgender christlich-mittelalterliche Segensspruch über eine Wunde aus dem elften Jahrhundert: „Tumbo saz in berke mit tumbemo kinde in arme; tumb hiez der berc, tumb hiez das kint, der heilego tumbo versagene tisa wunda“ (im Nordischen hieß ein Riese auch tumbr).

(Vergl. Grimms Sagen 181—207 und Nork Mythologie der Volkssagen S. 7—19.)

(623.) Auf dem Steinfelde bei St. Pölten verlangte der Teufel die hübsche Tochter des Müllers. Dieser versprach sie ihm, falls er vor dem „Hahnenkrat“ das Steinfeld umackere. Noch war er damit nicht fertig, so ahmte der Müller vom Schornstein aus das Hahnenkrähen nach. Der Teufel zertrümmerte aus Zorn die Mühle. Zu Nalb in Niederösterreich,

weckte die Frau den Hahn, indem sie in die Hände klatschte. Die Furchen, die der Teufel gemacht hatte, sind am „Teufelsberge" noch sichtbar. — In Kemna (Mähren) sollte der Teufel, um ein Mädchen zu heiraten, vor dem Hahnenrufe die Komenska in entgegengesetzter Richtung laufen machen. Man kaufte aber viele Hähne der Umgegend zusammen und sperrte sie in einen Käfig. Während nun kleine Männchen Steine trugen, das Werk auszuführen, krähten jene und die Schaar wurde vertrieben. Die „Teufelsschleuße" ist noch. — Bei Roznau sollte der Teufel um die Müllerstochter über Nacht eine Mühle bauen und erwürgte vorher alle Hähne der Umgegend. Nur einer entging ihm, der krähte und des Teufels Macht war hin. — Aehnlich erzählt man vom „Teufelshügel" bei Zlin. — Von der „Teufelswand" bei Langeck heißt es, der Teufel habe die Donau anschwellen wollen. Als er zu dem Zwecke die Mauer aufführte, krähte ein weißer Hahn dreimal und am andern Tage ein schwarzer. Der Teufel erklärte, er höre nicht auf, bis ein rother krähe. Am dritten Tage krähte ein solcher auf der Kirchthurmspitze von St. Johann, der Teufel mußte aufhören und schoß im Zorn nach dem Hahne. — Hingegen von der „Teufelsmauer" bei Hohenfurt an der Moldau sagt man: Der Teufel wollte das Wasser auf das Kloster hinleiten und trieb, auf einem Teufelssteine sitzend, die Arbeiter an. Das Krähen eines weißen Hahnes unterbrach auch hier nicht. Da krähte ein rother und der Teufel rief blos: Rother Hahn, rother Hahn! und hieß eilen. Endlich krähte ein schwarzer, da sagte er: Schwarzer Hahn, Himmelshahn! und Alle liefen davon. (Vernaleken, Mythen und Bräuche. S. 369. 370.)

III. Der Riesen Untergang.

Es ist sehr bezeichnend, daß nach der Sage die unschädlichen und harmlosen Zwerge (die im Stillen wirkenden Naturkräfte), auch still und ohne Spuren ihres Abzuges zu hinterlassen, aus den Ländern der Menschen abzogen, nachdem diese ihnen keine Verehrung mehr zollten. Anders die Riesen; ihrem rauhen und gewaltthätigen Charakter gemäß mußte auch der Abschied dieser Vertreter mächtiger Umwälzungen auf dem Erdboden von erschütternden Spuren ihrer verwüstenden Wirksamkeit begleitet sein.

Nach der Volkssage rührt der Untergang der Riesen meist von ihrem Uebermuthe her, welchen die nach ihnen von den Menschen verehrten Götter züchtigen. Solche Sagen bestraften Uebermuthes sind indessen älter als unsere Geschichte. Schon die griechische Mythologie kennt ihrer eine Menge, und die Helden derselben sind bald

wirkliche Riesen, bald Halbgötter oder Göttersöhne, bald Menschen von riesenhafter Selbstüberhebung und Welt- wie Götterverachtung.

(624.) Prometheus, der Sohn des Titanen Japetos (des biblischen Jafet, des Vertreters Europas und Gemals der Asia), bildete Menschen aus Wasser und Erde und brachte ihnen, von Zeus unbemerkt, Feuer. Zur Strafe dieser That, die nur dem herrschenden Gotte zukam, wurde der Unglückliche auf Zeus' Befehl von Hephästos am Kaukasus angeschmiedet*) und täglich fraß ihm ein Adler die Leber ab, die aber Nachts wieder wuchs, was fortdauerte, bis ihn Herakles befreite. (Es ist die von der Sommersonne überwundene Wintersonne, die zu ihrer Zeit wieder erscheint, das Fressen des Adlers ist der Wechsel von Tag und Nacht.)

(625.) Dieselbe Sage wiederholt sich sehr oft. — Ein Sohn des Zeus und der Elara, Tityos, von riesenhafter Gestalt und in seiner Jugend aus Furcht vor der eifersüchtigen Hera unter die Erde verborgen, dann aber an das Tageslicht gebracht, wollte die Leto umarmen; aber ihre Kinder, Apollon und Artemis, schossen ihn mit Pfeilen nieder, und in der Unterwelt mußten zwei Geier (nach Homer) des ausgestreckt Liegenden Leber, nach Apollodor sein Herz aushacken oder benagen. — (Vergl. Simrock D. Myth. S. 100 ff. in Grimms Sagen 229, das steinerne Brautbett.) — Das nämliche Schicksal bereitet im Norden Odin dem Loki.

(626.) Den Loki zu strafen, brachten ihn die Asen in ein Loch und nahmen drei Felsenstücke, die sie in die Höhe richteten und Löcher hindurch schlugen. Dann fesselten sie ihn über dieselben, eines stand unter seinen Schultern, das andere unter seinen Lenden, das dritte unter den Kniekehlen. Die Bänder waren Eisen. Eine giftige Schlange hängten sie über ihm auf, damit ihr Gift ihm in sein Antlitz träufle. Seine Frau Sigyn sitzt bei ihm und hält ein Gefäß unter. Ist dies voll und sie trägt das Gift hinaus, so tropft es ihm unterdeß in's Gesicht, wobei er sich so stark windet, daß die Erde bebt. Daher rühren die Erdbeben. So liegt er in Ketten bis Ragnarock. (Gylfaginning 50.)

(627.) Bei den Abasen im Kaukasus geht eine Sage: Auf dem hohen Berge, auf welchem ewiger Schnee liege (Elbrus), sei auf dem obersten Gipfel eine große runde Steinplatte und darauf, um den Hals, die Leibesmitte und Hände und Füße mit schweren ehernen Ketten angeschmiedet, ein uralter Greis, schneeweißen Haares, der Bart bis zu den Füßen, der Körper voll dichter weißer Haare, die Nägel lang und wie Adlersklauen, die Augen roth und wie glühende Kohlen leuchtend. Er sitzt und leidet da seit Jahrtausenden, einst ein treuer und vertrauter Diener des großen Tha, durch Frömmigkeit und Verstand ausgezeichnet, dann aber, weil er hoch-

*) Vergl. Offenb. Joh. 20, 1—3.

müthig und abtrünnig wurde, nach langem Kriege vom Tha besiegt und hier angeschmiedet. Niemand sehe ihn zweimal, doch freue er sich, Besucher zu erblicken, und frage sie jedesmal drei Dinge: 1. ob bereits Fremde das Land durchziehen und Städte und Dörfer drin angelegt seien? 2. ob im ganzen Gebiete Schulen bestehen und die Kinder unterrichtet werden? und 3. ob die wilden Obstbäume viele Früchte tragen. Eine verneinende Antwort betrübe ihn unsäglich. (Globus, III. Bd., 1863, S. 42.)

(628.) Zu hinterst am Krummbach bei der Gerlos in Tirol liegen drei kleine Bergseen. In einem derselben liegt unten in der Tiefe Einer, an dem die dort in Menge hausenden Fische, die „Pfrillen“, immerfort fressen. Was sie ihm abfressen, wächst immer wieder nach. Er habe bei Lebzeiten alle Nachbarn vergiften wollen, um das ganze Thal allein zu besitzen, und ein Venediger Manndl habe ihm diese Pfrillen gezaubert, deren Genuß langsame Abzehrung bringt. Niemand ißt davon. (Alpenburg.)

(629.) Zu Waldkirchen in Niederbaiern und in der dortigen Gegend ist es in den Schmieden Sitte, daß der Letzte, der am Feierabende die Werkstätte verläßt, mit dem Hammer einen kalten Schlag auf den Amboß thut. Es geschehe, damit Lucifer seine Kette nicht abfeilen könne; denn er feilt immer daran, so daß sie immer dünner wird. Am Tage nach Jakobi (26. Juli) ist sie so dünn wie ein Zwirnsfaden, wird aber an diesem Tage auf einmal wieder ganz. (Panzer II. S. 55. 56.)

Dasselbe weiß man im Ziller- und manchem abgelegenen Thale Tirols und thaten die Schmiede mit drei Schlägen. Sie nennen dort den Angeschmiedeten auch den „grimmigen Wolf“, den „Drachen mit vielen Köpfen“, und die dreifache Kette sei hinter neun Eisenthüren. Thüren und Kette werden durch die Schläge erhalten. (Alpenburg, Zingerle.)

In einer Sage ist der Teufel unter einem Tische angebunden, an welchem zwei Jungfrauen spinnen. Am jüngsten Tage wird er ledig und tritt mit dem Antichrist auf. (Grimm.)

(630.) Nachkommen des Prometheus von mütterlicher Seite, sonst Söhne des Poseidon, waren Otos und Ephialtes; sie wuchsen alle Jahre eine Elle in die Breite und eine Klafter in die Höhe. Als sie neun Jahre alt waren, erkühnten sie sich, die Götter zu bekämpfen, wie einst ihre Ahnen, die Titanen und deren Brüder, die Giganten und Typhon; sie stellten den Ossa auf den Olymp und den Pelion auf den Ossa und wollten so den Himmel stürmen, wo sie um Hera und Artemis freiten. Aber Letztere verwandelte sich in eine Hirschkuh und sprang zwischen ihnen durch; als Beide dieselbe erlegen wollten, durchbohrten sie sich gegenseitig. (Nach Homer erschoß sie Apollon.)

(631.) Sisyphos, des Aiolos Sohn, wurde, weil er dem Zeus ein Liebesabenteuer ausbrachte, in der Unterwelt dadurch gestraft, daß er mit Kopf und Händen ein Felsstück eine Anhöhe hinan wälzen mußte, von der es aber

immer wieder in die Tiefe rollte, so daß seine Arbeit vergeblich blieb und täglich wiederholt werden mußte. (Sie bedeutet das Hinaufwälzen der Sonne durch den Sonnengott im Himmel und ihr Hinabwälzen auf der andern Seite, das sich täglich wiederholt.) Auch diese Sage lebt in unseren Landen noch in überraschend ähnlichen Zügen fort.

(632a.) Bei Ried im Ober-Innthale hatte ein Hirt einer armen Witwe Kuh grausam über einen Abgrund gestürzt, hatte jedoch, auf ihren Fluch hin, auch im Tode nicht Ruhe und trug brennend einen Mühlstein auf dem Rücken an jenen Abgrund, wo er ihn rollen ließ, ihm aber nach und ihn wieder herauftragen muß, und so bis zum jüngsten Tage. (Zingerle.)

(632b.) Auf der Hühnerspielspitze in Tirol rollt ein Geist rastlos Steine in's Thal, die er alle wieder auf die Höhe tragen oder wälzen muß Auf der Höhe, die man von Sterzing aus sieht, ruft er öfter herab, so laut, daß man es auf der Zirokeralm vernimmt: „Ach, ist denn noch nicht bald der jüngste Tag? Ach, käme bald der jüngste Tag!“ Ein alter Hirte legte ihm einst seinen Geiselstab auf einen Stein, der Geist schob ihn bei Seite, und als man ihn aufhob, waren alle fünf Finger darin eingebrannt. (Alpenburg.)

Der Marksteinversetzer bei Schlanders trug Nachts einen glühenden Stein auf der Achsel, unter dem er ächzte: „O schwer! o schwer!“ (Zingerle.)

(633.) Vor Jahren hielten sich, erzählt man in Tamins, auf der Großalp droben ein Senn, ein Zusenn und ein Schreiber auf. Sie hatten eine große Heerde. Unter den Kühen war eine, die kehrte nie mit den übrigen heim und jeden Abend mußte der Zusenn ihr nach und sie, oft bei Sturm und Wetter, in der ganzen Alp suchen. Dieser immer wiederkehrenden Mühe endlich überdrüssig, folgte der Zusenn einmal dem Thiere nach, als es sich wieder von der Heerde entfernte. Der Weg führte an einem Abgrunde vorbei; hier legte er nasse Baumrinde über den Pfad, und als die zurückkehrende Kuh darauf trat, glitschte sie aus und stürzte in den Abgrund. Der Erboste blickte lachend hinunter, wo die Kuh zerschmettert lag und rief: „Nun darf ich Dich nicht mehr suchen!“ Die böse That blieb geheim. Nach dem Tode aber des Thäters fand dieser keine Ruhe. Nachts, wenn die Kühe sich gelagert und Alles sich zur Ruhe gelegt, hörte man wild heulen und wimmern und sah den Zusenn sich aufmachen, die Kuh unten im Abgrunde aufheben und sie keuchend hinauf wälzen, wo angelangt, sie ihm sogleich wieder entfiel, hinunter stürzte und er hohnlachend hinab schaute. Endlich bezahlte sein Vater die Kuh und der Unselige ward erlöst. (Nikl. Senn „Bündnerische Volkssagen“, 1854.)

In der Schwizergemeinde Iberg, in der Alp auf dem Hirschberge sprengte einst ein Senn aus Zorn und Bosheit eine Kuh in einen Abgrund, worauf, scheu geworden, die übrigen Kühe nachsprangen und umkamen. In gewissen

Nächten nun sah man den Senn diese Kühe auf dem Rücken aus dem Tobel auf die Alp gebückt und schnaufend hinauf tragen. (P. Gall Morell.)

In der Valenser Alp Laasa war einst ein leichtsinniger Küher, dem eine etwas lebhafte Kuh aus einer andern Gegend viel Verdruß machte. Da beschloß er, sich Ruhe zu verschaffen, jagte sie einst in eine Räfe, unter der ein Abgrund war, und das Thier fiel todt. Als er aber starb, wurde ihm die Strafe, sieben oder neun Jahre lang nächtlich die todte Kuh aus der Tiefe hinaufzutragen, wo sie jedesmal wieder hinabpolterte.

Der „Geistende" kam zuweilen in die Hütte und setzte sich unter die Knechte, aß aber weder, noch getraute sich Jemand ihn anzureden. Einst jedoch wagte dies ein Senn und erfuhr von ihm die Ursache seiner binnen kurzem zu Ende gehenden Buße. (Sebastian Hobi von Valens.)

Der Volksglaube an Strafen für solchen Muthwillen oder auch nur Fahrlässigkeit mit bösen Folgen, ist in unserm Alpenlande, wo mit so was viel Gefährde verbunden, allgemein. Mein Vater erzählte mir das Obige aus einer unserer Alpen mit all den gleichen Nebenumständen, und zum Vater meiner Mutter kam einst der alte Strubel-Christi aus Mederis ob Mels, ihn zu fragen, ob er ihm wohl verzeihe, daß er ihm in der Alp Medems ein Roß verliederlicht, daß es ein Bein gebrochen. Er ging, nach erhaltener Verzeihung, beruhigt heim. (Anm. des Sammlers.)

(634.) In den Wäldern bei Trocnow, unweit Forbers im südlichen Böhmen, weiß man von einem kopflosen Manne mit einem großen Auge auf der Brust und ganz weiß gekleidet, der einen (Grenz-) Stein in den Händen trägt und mit entsetzlicher Stimme ruft: „Wohin soll ich ihn setzen?" Erhält er keine Antwort, so kehrt er wieder zurück in den Wald, antwortet man aber: „Lege ihn dorthin, wo Du ihn genommen hast!" so wird er gereizt und läuft dem Antwortenden nach. (Vernaleken.)

Alle Geister, die angeblich wegen Markenverfälschung Nachts Marksteine auf dem Rücken tragen und damit bald schwarz, bald feurig, umgehen, sind Sisyphusse, wie der zwischen Laas und Schlanders. (Zingerle 1859, S. 150. 151.) Ihre Frage: „Wo soll ich ihn hinlegen?" und die häufige Scherzantwort: „Narr, wo Du ihn weggenommen hast!" welche sie erlöst, ist in Tirol so gäng und gäbe wie in der Schweiz. (Zingerle.)

(635.) So erinnert es an die Sage von den Danaiden, wenn der drollige Fuhrmann Hans Pfriem im alten Märchen (Grimm III, Nr. 178) im Himmel, neben anderen Verkehrtheiten, Jungfrauen das Wasser in löcherigen Fässern in die Stube tragen sieht. In Gex verweist man die Hagestolzen und Advocaten nach Ancenda, wo sie aus dem Rodan Sand in durchlöcherten Körben herauf tragen und die vergebliche Arbeit immer von neuem beginnen müssen.

An diese Sagen knüpfen sich zunächst jene, welche die Ausrottung des Menschengeschlechts, um seines Uebermuthes oder seiner Sünden willen, und seine nachherige Erneuerung betreffen. Die griechische Sage erzählt:

(636.) Als Zeus das eherne Geschlecht zu vertilgen beschlossen hatte, zimmerte Deukalion, Sohn des Prometheus (um den sich alle diese Sagen von Auflehnung gegen die Götter gruppiren), auf den Rath seines Vaters einen Kasten, belud denselben mit den nöthigen Lebensbedürfnissen, und stieg mit seiner Gattin Pyrra hinein. Nun goß Zeus Regen in Menge vom Himmel herab und überschwemmte den größten Theil von Hellas, so daß alle Menschen zu Grunde gingen, bis auf Wenige, die auf die nächsten Hochgebirge geflohen waren. Deukalion aber trieb in seinem Kasten neun Tage und eben so viele Nächte hindurch auf dem Meere umher, landete endlich auf dem Parnaß, stieg hier, da der Platzregen aufgehört hatte, aus und opferte dem Zeus. Zeus schickte den Hermes zu ihm und erlaubte ihm, zu bitten, was er wollte. Da äußerte Jener den Wunsch, es möchten, ihm zur Gesellschaft, wieder Menschen entstehen. Zeus gewährte es, und auf seinen Befehl hob nun Deukalion Steine auf und warf sie rückwärts über seinen Kopf. Die nun, welche Deukalion warf, wurden Männer, die von Pyrra geworfenen Weiber. (Apollodor I, 7, 2.)

In Indien lautet die Sage:

(637.) Einem frommen König, genannt Manus, erschien der Herr der Geschöpfe (pradschâ-patis) Brahmâ, das höchste Wesen, verkündete ihm die bevorstehende, Alles vertilgende Ueberschwemmung, und befahl ihm, ein Schiff zu bauen und es in der Zeit der Gefahr zu besteigen, und die Samen aller Art, wie sie immer genannt würden, wohl von einander abgesondert mitzunehmen. Manus gehorchte dem Befehle der Gottheit und brachte alle Samen in ein Schiff, welches er dann selbst bestieg. Das Schiff aber, von der Gottheit geleitet, schwamm viele Jahre auf dem Meere, bis es endlich auf des Berges Himawân höchstem Gipfel sich niederließ, wo es auf den Befehl der Gottheit festgebunden wurde. Dieser Gipfel wird darum heute noch Nau-Bandhanam (Schiffs-Binden) genannt, und von Manus stammt das erhaltene Menschengeschlecht ab. (Die Sündfluth, Episode des Mahâ-Bhârata, übersetzt von Franz Bopp.)

Ebenso wurde (nach Berosos) in Mesopotamien erzählt:

(638.) Der zehnte König Chaldäas, Xisuthros (wie Noah der zehnte Patriarch ist), erhielt von Krones eine Warnung im Traum, er möge ein Schiff bauen und sich mit den Seinigen, sowie mit einzelnen Paaren der vierfüßigen Thiere und Vögel hineinflüchten: denn das sündhafte Menschengeschlecht solle durch eine große Fluth vertilgt werden. Xisuthros folgte der

Mahnung. Als die Fluth sank, ließ er dreimal Vögel ausfliegen; die ersten kamen zurück, die zweiten auch, aber mit Erde an den Füßen, die dritten nicht mehr, das Schiff blieb auf einem Berge stehen; Xisuthros stieg mit Frau, Tochter und Steuermann aus, betete die Erde an und brachte den Göttern ein Opfer. Als ihn aber die Genossen suchten, war er mit seinen Begleitern verschwunden und unter die Götter versetzt worden.

Aehnlich lautet der Bericht über die Fluth, welchen eine zu Ninive in der aufgedeckten Bibliothek des Königs Assur-bani-pal gefundenes Manuskript auf einer Anzahl Lehmtafeln in Keilschrift enthält (1872 in London veröffentlicht). Nach demselben heißt der in der Fluth durch ein Schiff Gerettete Chasisatra, Sohn des Ubaratutu, und erzählt seine Rettung im Schattenreiche dem ihn dort besuchenden und wegen einer Krankheit berathenden Heroenkönig Izdubar. Der Berg, auf welchem die Arche festsaß, heißt Nizir. Chasisatra ist offenbar derselbe Name wie Xisuthros. Dieser Bericht ist ohne Frage älter als derjenige der Bibel, weil in einer ältern Schrift abgefaßt, und zeigt, daß die Fluthsage im wasserreichen Chaldäa entstanden und erst von dort nach dem trockenen und bergigen Kanaan gewandert ist. Ihrem Ursprung nach ist sie nach unserer Ansicht eine Combination der Beobachtung von Ueberschwemmungen mit der Sonnenmythe, d. h. mit dem Untergang der Sonne und ihrem Wiederaufgang aus dem Meere, wie ja auch die Griechen zu Homers Zeit den Sonnengott und die Tagesgöttin (Helios und Eos) während der Nacht auf dem Okeanos von Westen wieder nach Osten schiffen ließen. In tropischen und subtropischen Gegenden, wo ja die Fluthsage vorzugsweise entstanden (Indien, Mesopotamien, Mexiko) dürfte dieselbe vielleicht noch deutlicher auf die jährliche Regenzeit zu beziehen sein, nach deren Verlauf die Sonne wieder mit erneuter Kraft hervortritt. Die Auffassung einer Strafe für Sünden kam später dazu.

Von einer eben solchen Sage in Phrygien zeugt eine Münze, auf welcher ein Schiff mit der Inschrift No und einem aussteigenden Menschenpare abgebildet ist.

Die hebräische Sage, welche von der Theologie zur allgemein giltigen erhoben worden, weiß von dreierlei Bestrafungen der Menschen um ihres übermüthigen Sittenverfalls willen.

(639.) Die erste Sage (I. Mos. 1—3) läßt das Urmenschenpaar, den Mann aus Erde, die Frau aus einer Rippe desselben geschaffen werden; Gott verbietet ihnen, vom Baume der Erkenntniß und vom Baume des Lebens zu essen, damit sie weder das Gute und Böse erkennen, noch ewig leben (3, 22); auf Rath der Schlange übertreten sie das Gebot bezüglich des erstern Baumes, gewahren in Folge dessen ihre Nacktheit und werden durch einen Fluch aus dem Paradiese getrieben (die Titanen, die den Göttern gleich sein wollten!)

(640.) Nach der zweiten Sage (I. Mos. 6—9) sahen die Kinder Gottes (wer die waren, hat noch Niemand genügend erklärt) nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten. Aus diesen Verbindungen entsprangen Tyrannen, gewaltige und berühmte Leute. Da die Bosheit der Menschen groß war, reute es Gott, daß er die Menschen erschaffen, und er beschloß, sie zu vertilgen. Nur Noah nebst Frau und Kindern wurde ausgenommen, baute die Arche und nahm Thiere aller Art hinein. Vierzig Tage (eine sehr häufig vorkommende Zahl in der hebräischen Sage) regnete es, und 150 Tage stand das Gewässer; der Rabe und die Taube wurden ausgeschickt, Noah stieg auf dem Ararat aus, opferte und der Regenbogen besiegelte die Sühne. (Interessant ist, daß bei den Griechen der Enkel' des Japetos, bei den Hebräern der Vater des Jafet die Fluth durchmacht, und daß von den drei Enkeln des Erstern, Doros, Aiolos und Xuthos alle Griechen, von den drei Söhnen des Zweiten alle Menschen abstammen sollen.)

(641.) Die dritte Sage ist die von dem Untergange Sodom's und Gomorrhas (I. Mos. 18, 17), um ihrer Sünden willen, wovon wieder eine Familie, die Lots, obwohl sie nicht besser war als die Anderen (ein trunksüchtiger Vater, eine ungehorsame Mutter und zwei unzüchtige Töchter), ausgenommen wurden und zwei neue Völker, Ammoniter und Moabiter, entstanden. (Interessant ist wieder die Aehnlichkeit der vorhergehenden Bewirthung des Engels durch Abraham mit der Sage von Lykaon.)

Eine derartige Bestrafung nun spielt in unzähligen deutschen Sagen eine bedeutende Rolle. Mit Bezug auf Riesen (wie wir schon bei Ymirs Tod oben sahen, was sich genau an die Sin- oder Sündfluthsagen anschließt) vernehmen wir folgendes hierher Gehörige:

(642.) Einst lebte ein „Wilder“ oder „Riese“ mit dem Namen Serles, wo die Brennerstraße von Innsbruck empor führt. Er war der Bergkönig, hatte eine Königin und einen Rathgeber und war ein wilder Jäger, den nichts freute als Waidwerk und Hunde und Blut. Mitleid kannte er nicht. Bei einem seiner Ritte rissen die Hunde nicht nur den verfolgten Hirsch, der sich in eine Kuhheerde geflüchtet, nieder, sondern auch die Heerde. Da wagte einer der Hirten (so was war schon oft geschehen), einen der Hunde

niederzuschießen, worauf Serles, vom Weib und Rathgeber angespornt, die ganze Meute auf die Hirten hetzte und sie zerfleischen ließ, wozu er laut lachte.

Aber Gott sah zu. Ein furchtbares Sausen erhob sich in der Luft und ein Ungewitter verdunkelte die Gegend. Als es vorbei war, erblickte man und erblickt sie noch, drei Felszacken spitzig und steil über der jetzigen Straße, die drei Bösen, um sie herum stehen und liegen ihre Jäger und Hunde, alle in Felsen versteinert. In Wetternächten aber hört man oft das Kläffen vieler Hunde und sieht bei Gewittern Blitze auf die drei Felsriesen niederfahren.

Aehnlich sei der baierische Wazmann ein Alpenkönig gewesen und mit seinem Weibe und sieben Kindern wegen blutiger Grausamkeit zu Eisfelsen geworden. (Alpenburg.)

(643.) Die Riesenkönigin Hütt wohnte in den Gebirgen ob Innsbruck, damals voll Wälder, Aecker und Wiesen. Als ihr kleiner Sohn, der sich eine Tanne zum Steckenpferd abknicken wollte, dabei ausglitt und in einen Morast fiel, aus dem er schwarz von Schmutz heimkam, ließ ihn die Uebermüthige mit Brot abreiben. Sogleich zog ein Gewitter heran, der Donner schlug ein und als es sich verzog, waren Schloß und Aecker und Wald verschwunden, eine Wüste voll zerstreuter Steine an ihrer Stelle, in der Mitte aber die Riesenkönigin, nordwärts der Stadt, ein gekrümmtes Felshorn, versteinert bis zum jüngsten Tage. Kindern, die mit Brot leichtsinnig umgehen, ruft man noch zu: „Spart Eure Brosamen für die Armen, damit es Euch nicht ergehe wie der Frau Hütt!“ (Zingerle und schon früher Matthissons Erinnerungen III. Bd., Zürich. 1816, S. 123 ff. aus dem Munde des Grafen v. Wolkenstein im Jahre 1806.)

Aber die Sage und der Name reichen viel weiter hin als Tirol.

Zahlreicher noch sind die Sagen von Bestrafungen riesenhaften Uebermuthes der Menschen.

Letztere werden geschildert als ein reicher Senn oder ein Senn und seine Geliebte, ein König und eine Königin, eine Stadt voll frevlen Volkes, welche bald einen wandernden armen Alten, ein hungernd Weiblein, eine dürftige Mutter ungastlich und schnöd abweisen, während sie die Gottesgaben entheiligen, die Wege auf der reichen Alp mit schönen Käsen und goldgelben Butterstücken pflastern, mit solchen kegeln und so lange, bis das Maß voll ist, die Frevler in Steine verwandelt dastehen, die fette Trift von Felsgerölle überschüttet oder von Gletschereis überzogen wird, oder Alles in einen See versinkt. Nun hört man die Jammerstimmen und das Heerdegeläute aus

Gletscher und See hervorschallen, oder erblickt bei hellem Wetter die Häuser und Thürme der „versunkenen“ Stadt, aus dem Wassergrunde herauf schauend, und hört die Glocken der Kirchen in der einsamen Tiefe läuten.

Diese Seen (vergl. Grimm Sagen 111—113), an deren Stelle in Gegenden, die solcher entbehren, Schuttfelder, Steinwüsten und Gletscher treten, unter denen Gärten, Wälder und Alpenweiden begraben liegen, — sind lauter Variationen der Fluthsage, wobei es auch manchmal nicht an der Rettung einzelner Bevorzugter fehlt:

(644.) Wo der kleine See Lac de Brai, Bret, Bré oder Broz am Fuße des Jorat liegt, dessen Ufer wankend und trügerisch sind, lag einst die keltische Stadt Bramagus, Viromagus. Als ein armer Reisender um Nachtherberge bat, überall schnöde abgewiesen, nur von einem, ebenfalls Dürftigen, aufgenommen wurde, lag des letztern Hütte auf einem Hügel und zu dessen Füßen der See, in dessen Fluth man bei hellem Wetter einen Kirchthurm erblicken und in der Christnacht Nonnen beten und singen hören wollte. (Kuenlin.)

(645.) Nach der Sage war das winzige Städtchen Werdenberg einst eine schöne und große Stadt, die bis ins Feldrietli oder gegen Sevelen hin reichte. Das Schloß des Grafen stand auf dem Ilgenstein ob Altendorf. Als seine schöne, aber gottlose Gattin übel lebte, und nach ihrem Beispiele alles Volk, lagerten schwarze Wolken drüber her, fiel der Regen in Strömen und in einer Nacht versanken Stadt und Schloß und Leute, wovon der jetzige See mit seinen bodenlosen Sümpfen und das Feldrietli noch zeugen. Im See wollten Gläubige, wie das überall ist, Thurmspitzen gewahren. Die Gräfin aber haust noch jetzt unten als große Schlange mit goldener Krone und goldenen Schlüsseln. Meist hält sie sich auf dem Sonnenbüchel auf, in den schönen Buchenwäldern ob Altendorf, aber alltäglich kommt sie in's Feldrietli, wo sie aus einem Brünnlein trinkt und Schlüssel und Krone dabei in's Gras legt. Mancher hätte letztere gern erbeutet, und Einer ritt einst deshalb in's Feldrietli, wo er neben der Quelle ein weißes Tuch in's Gras breitete. Als die Schlange ihren Schmuck darauf legte, entriß der Gierige das Tuch und sprengte fort, aber die Schlange schoß ihm so pfeilschnell nach, daß er froh war, den Fang wieder fahren zu lassen. (Nikl. Senn.)

(646.) Beda Weber hörte im Jahre 1846, als er über Bogen und Neumarkt über das Gebirge nach Cavriana im wälschen Südtirol ging, um die blutschwitzende Domenica Lazzaris zu besuchen, von dem ihn führenden Knaben folgende Sage über den Kalterersee zu ihren Füßen, wie dieser sie von seiner wälschen Mutter gehört hatte.

Einst gingen Jesus und der heilige Petrus durch die Welt, um zu schauen, wie es auf derselben zugehe, und kamen in die Gegend, wo jetzt der See liegt, damals aber eine große Stadt war. Es war ein heißer Sommertag und der Staub auf den Wegen fast unleidlich. Jesus fühlte brennenden Durst, sprach in mehreren Häusern ein, ward aber überall abgewiesen, außer in einem Hause, am Hügel, wo eine arme Frau wohnte, welche die zwei Wanderer mit Brot und Wasser erquickte. Als dies geschehen war, goß Jesus den Rest des Wassers zum Fenster hinaus, wo es unten allsogleich wuchs und dergestalt anschwoll, daß ein See das Thal von einem Berge zum andern ausfüllte. Die unbarmherzige Stadt ging darin zu Grunde und der Kalterersee blieb als ein Warnzeichen bis heute. (Beda Weber, Charakterbilder.)

(647.) Eine arme alte Graubündnerin, die noch einmal zur entfernten Kirche wollte, ehe sie sterbe, konnte, als sie die Sennhütte von Urden im Thale Skanfik erreichte, vor Erschöpfung nicht weiter und bat den Senn um ein Tröpflein Milch. Er herrschte sie roh an, spottete ihres Flehens, molk endlich, als sie nicht nachgab, seine rothe Kuh, that etwas Schädliches in den Trank und reichte ihn der Verschmachtenden. Als sie abwärts eilte, fühlte sie heftige Schmerzen und sank sterbend nieder. Aber sogleich deckten rollende Donnerwolken den Himmel, zuckten die Blitze, spaltete die Erde, die Alp versank und der Urdensee lag an ihrer Stelle, an dem die Leute eilig vorbei gehen, weil man oft in den Lüften ein laut Geschrei hört. Alle sieben Jahre tost der See Nachts dumpf, dann milkt der Senn seine rothe Kuh, während es donnert und blitzt, und ist er fertig, so versinkt er heulend. (Flugi.)

(648.) Wo jetzt der Walchsee liegt, war Wald, über den die Umwohner so heftig stritten, daß er zum See wurde, der einst das Kloster St. Johannes am Ufer in einer heiligen Nacht mit allen Betern verschlingen wird. Früher sah man Nachts auf ihm eine unheimliche Fackel, die „Seefackel", angeblich die Seele einer unnatürlichen Mutter, die ihr unehelich Kind hineingeworfen hat. So ist der Achensee im Unterinnthal an der Stelle eines stattlichen Dorfes, dessen Bewohner in der Kirche während des Gottesdienstes spielten. Man sieht zuweilen noch den Kirchthurmknopf glänzen und hört die Glocken zwölf Uhr läuten.

Die Wildschönau neben dem Innthale war einst ein See, in welchem ein ungeheurer Drache hauste. Seine Fluthen zerstörten im Innthal eine große Stadt zwischen Wörgl und Haidach. (Zingerle.)

(649.) Im Simmenthale, in der Gegend, wo jetzt Weißenburg, Oberwil und andere kleine Ortschaften liegen, soll vor sehr alten Zeiten eine große Stadt gestanden haben. In dieselbe kam eines Abends ein kleines zerlumptes Männchen und flehte von Haus zu Haus um eine Gabe. Es fand jedoch überall Abweisung, bis es außerhalb der Stadt an einem ganz schlechten Häuschen anpochte, wo seine Angst auf's Höchste gestiegen war, weil

es, aus seinen Aeußerungen zu schließen, was Wichtiges zu erwarten schien. In dem ärmlichen Häuschen wohnte ein Greis mit seiner Tochter, und das Männchen erhielt das Gewünschte. Kaum hatte es die Gabe, so begann es mit einer Hacke einen Graben um das Häuschen aufzuwerfen. Der Greis und die Tochter sahen ihm lachend zu; das aber störte das Männchen nicht, dessen Arbeit kaum fertig war, als sich ein fernes dumpfes Tosen und Krachen vernehmen ließ, welches immer stärker und stärker wurde und immer näher und näher kam. Mit Entsetzen sahen die Bewohner einen Bergsturz über sich und die Stadt heranbrechen, worunter Alles verschüttet wurde, bis auf das gastliche Häuschen, welches der Kleine mit dem schützenden Graben umzogen hatte. (C. Frick in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung aus Münchenbuchsee.)

(650.) Am rechten Ufer des Thunersees, in der Nähe von Ralligen, lag im Alterthume, heißt es, eine Stadt Roll, groß und reich, am Fuße der jähen Ralligstöcke. Die Bewohner darin waren stolz und übermüthig und lebten in Saus und Braus.

In dieselbe kam eines Abends ein Zwerglein (Andere nennen den heiligen Beatus) und bat um Nachtherberge. Es wollte ihn aber Niemand aufnehmen, außer den Bewohnern eines abgelegenen Häuschens. Diesen sagte er den Untergang der Stadt und ihre eigene Rettung voraus. Dann erscholl oben von der Fluh, den Ralligstöcken, ein lauter Ruf, nach Einigen:

Stadt Roll, zieh us mit dinem Volch!
Die spitzi Fluoh ist g'spalten,
Schlegel und Weggen si g'halten (sind versorgt),
Zieh us dem Stampbach zuo!

Nach Anderen:

D' Ralligfluoh ist g'spalten.
Schleggel und Weggen si g'halten,
D' Stadt Ralligen will undergan,
Flieh, flieh, wer fliehen chan!

Die übermüthigen Bürger achteten des dreimaligen Rufes nicht; aber in der Nacht stürzte die Fluh herunter und deckte die Stadt zu, nur das Häuschen nicht, welches den Zwerg aufgenommen hatte, und an dessen Stelle jetzt das Ralligschloß steht, in dessen unterstem Stockwerke zu Zeiten drei Jungfrauen in seidenen Gewändern durch die Gänge schreiten und dann verschwinden.

Ist der See recht klar, so sieht der Gläubige noch die Ruinen der Stadt im Abgrunde. (Anton von Känel und Jak. Kunz in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung aus Münchenbuchsee. Wyß, Idyllen und Volkssagen aus der Schweiz I. S. 62. 315.)

(651.) In alter grauer Zeit lag am Anfange des Grindelwaldthales Schillingsdorf.

Eines Abends kam ein armer Mann in dieses und bat von Haus zu Hause um Herberge. Ueberall wurde er abgewiesen, bis in einem Hause gastfreiere Leute ihm Aufnahme gewährten. Hier habe er die Worte ausgesprochen:

Bußalpburg ist g'spalten,
Schlegel und Weggen si g'halten,
und Schillingsdorf wird undergan.

Dieser Spruch versetzte die Bewohner des gastlichen Hauses in nicht geringen Schreck; der Mann aber sprach ihnen dadurch Trost ein, daß er versicherte, sie werden dabei zu keinem Schaden kommen, ihr gastlicher Sinn habe sie vor dem kommenden Unheile bewahrt.

Sie begaben sich zur Ruhe. Ehe aber die Nacht vorüber war, ging des Mannes Ausspruch in Erfüllung. Ein Theil der Bußalpburg (ein Berg an der Bußalp) riß sich plötzlich los und eine wahre Steinlauine verschüttete das ganze Schillingsdorf, mit Ausnahme des Hauses, in welchem der Arme übernachtete. Ein großer Felsblock hatte sich gerade so vor dasselbe gewälzt, daß er es beschützte jetzt und fortan. Das ist noch heute zu sehen.

Von da an hieß die Gegend Burglauenen. Durch diese Ueberschüttung schwoll die Lütschine so auf, daß sie das sogenannte Schöne Thal versperrte, wovon es jetzt Lütschenthal heißt. (P. Anneler in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850.*)

Dasselbe erzählt man von anderen Orten. Die österreichischen Lustenauer eben so von einem Besuche des Herrn Jesu in Gestalt eines alten Bettelmännchens auf der damals fruchtbaren Alp auf dem Kamor der Schweiz, den sie „Kummerberg" aussprechen; die Bregenzerwälder vom Säntis. (Vernaleken.) — Es ist ganz dasselbe, wie im ersten Buche Moses zwei Engel erst zu Abraham nach Mamre und dann zu Lot nach Sodom kommen, dann bewirthet werden und am Morgen Lot und die Seinigen mit sich nehmen, worauf die frevelhaften Städte Sodom und Gomorrha im Schwefelfeuer in einem Salzsee versinken (I. Moses, 18, 19) und wie Zeus und Hermes die Erde durchwandern, um die Menschen zu prüfen, und dann vom greisen armen Ehepaare Philemon und Baukis aufgenommen, diese mit sich auf einen Berg führen, von wo sie sehen, wie die frevelhafte Gegend zum See wird, aus welchem nur die Hütte der zwei Leutchen hervorschaut und zum Tempel wird, in welchem Letztere von nun an als Priester dienen und bei ihrem Sterben in zwei Bäume vor dem Tempel verwandelt werden.

(652.) Magdalena, die Tochter einer armen kranken Frau in Kriens, begab sich in der Noth zu ihrer Mutter Vetter, dem reichen Klaus, der auf

*) Eine Menge ähnlicher Sagen aus Tirol finden sich in den Büchern der beiden Sammler Alpenburg und Zingerle.

der schönen Kastelenalp das schönste Sennthum weidete, um etwelche Unterstützung zu erflehen. Der Vetter hatte für sie nur Hohn und Spott. Das Mädchen eilte, trotz beginnenden Gewitters, von hinnen, klagte auf dem Heimwege unten ihr Leid ihrem Geliebten Alois, der dort Handbub in der benachbarten Bründlenalp und auch arm war, und ihr, als das Wetter sich verzogen, das einzige Käschen aufnöthigte, welches er in der Hütte hatte. Aber ach, da glitschte ihr Fuß auf dem nassen Alpengrase aus und das Käslein rollte von Band zu Band unaufhaltsam in die Tiefe. Als Magdalena ihm trostlos nachschaute, die Sterne funkelten bereits, da zupfte etwas sie plötzlich am Gewande und sich umsehend, gewahrte sie im Dunkel im grünen Kleid und rothen Käppchen und dem Silberbarte bis zum Boden ein winzig „Bergmannli", auf seiner Schulter ein Stück von ihrem Käslein, in der Hand ein Büschel Alpkräuter. Ich weiß, sprach die feine Stimme, was Dir geschehen. Die Hartherzigkeit ist bestraft. Nimm die Kräuter und den Käse und bring' es der Mutter heim. Jene machen sie gesund, und wohl bekomm ihr dann der Käse! Damit war der Kleine verschwunden. Die Mutter genas, der Käse aber, als sie ihn anschneiden wollten, war reines Gold. Jetzt waren sie Alle reich genug. Sie kauften die Bründlenalp und das Mädchen wurde Aloisis Frau. Dem reichen Klaus aber war es schlimm ergangen. In jenem Ungewitter hatte ein grauser Schuttfall die Kastelenalp mit einer Trümmerwüste zugedeckt, wobei ein Stein dem fliehenden Vetter beide Beine so zerschmetterte, daß sie ihm abgenommen wurden und er an Krücken elend und bettelnd im Lande umherziehen mußte. (Der Kanton Luzern, v. Kas. Pfyffer I. S. 235.)

(653.) In der Berner Gemeinde Blumenstein, in sehr fruchtbarer Gegend, wohnte eine Hexe. Als die Bewohner diese einst bedrohten, begab sie sich voll Rache in's Gebirge. Plötzlich überzog sich der Himmel mit Wolken, ein Gewitter ohne Gleichen brach über Blumenstein los, der Bach schwoll und trat aus und überdeckte die Gegend mit einem Kieselbette. (Stucki in Münchenbuchsee in Zuberbühlers Sammlung.)

(654.) Die kahle Schrattenfluh im Entlibuch war die schönste Alp im Lande, genannt Marienthal, welche zweien, nach anderer Sage dreien Brüdern gehörte, deren einer blind war und im Dorfe Tschangnau unten gewohnt haben soll. Sie beschlossen, die Alp zu theilen, wobei der Blinde übervortheilt wurde. Der, oder einer der Sieger hatte eine Tochter, um welche wegen ihres Reichthums und ihrer Schönheit weit herum gefreit wurde. Da soll sie Demjenigen ihre Hand versprochen haben, der die steile Felswand hinauf den Schibengütsch bis an die Spitze der „Schibenfluh" ersteige. So Mancher dies wagte, so Mancher fand seinen Tod dabei.

Als sich allgemeiner Unwille erhob und der Blinde den Betrug inne wurde, stellte er den reichen Bruder vor Gericht an Ort und Stelle zur Rede, und dieser that den Schwur, seine ganze Weide solle der Teufel zerreißen und

ihn und sein Kind sonst strafen, wenn der Vorwurf nahe sei. Da erbebte der Berg, der Teufel erschien und kratzte im Nu die Weide davon weg, so daß man die Spuren der Klauen noch wahrnimmt. Die Weide des Blinden blieb unversehrt. Der Meineidige liegt vom Teufel in's tiefe Loch in der Nähe des Gütsches hingeschleudert und wird von den Vorübergehenden mit Steinen beworfen; die Tochter ist in die Höhle unter dem Gütsch (das „Schibenloch") gebannt, wo sie ihren Schatz hütet. Das Loch ist so groß, daß ein ganzes Sennthum Kühe Raum fände.

„Der ewige Jude" (über ihn weiter unten) wanderte dreimal am Entlebuch vorbei und fand das erste Mal auf der Schratten einen Weinberg, das zweite Mal eine Alp, das letzte Mal den kahlen zerrissenen Felsen. (Zugesendet vom Pater Gottfried, Senior des Kapuzinerklosters zu Schüpfheim. Vergl. Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern. I. Bd. S. 242. 443. Kohlrausch, Schweiz. Sagenbuch I. 204 und Vernaleken S. 41.)

(655.) Vor alten Zeiten war der Langeneckberg im Kanton Bern ein schöner Weinberg, im Thale unten das schöne Dörflein und auf der Bergspitze die Kirche mit weiter Aussicht. Die Menschen jedoch, so schön die Gegend war, verwilderten. Da erschien einst ein Bergmännchen bei ihnen und verkündete: Jetzt ist dieser Berg ein schöner Weinberg; komme ich das zweite Mal, wird er eine Viehweide, und wenn ich das dritte Mal komme, ein Gletscher sein. Die Bewohner nahmen sich den Spruch nicht zu Herzen. Da kam mit dem Zwerge die Umänderung. Die Trauben und das Obst reiften nicht mehr, die Feldfrüchte arteten aus und die Gegend konnte nur noch als Viehweide benützt werden.

Jetzt denken die Leute oft mit Schrecken der bevorstehenden fernern Umwandlung. (Stucki in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung.)

(656.) Im Urbachthale, wo die Wetterhörner gen Himmel ragen, lachte vor Zeiten eine grasreiche Alp, Eigenthum einer jungen Sennerin, die Sommers oben lebte. Diese war jedoch übermüthigen und harten Wesens, die keinem Andern was gönnte und jeden Armen mit Schimpf von ihrer Hütte wegwies. Da gewann ein junger Bursche ihre Liebe, Einer der zu ihr paßte, glatt, gewandt, einschmeichelnden Wesens, der ihr so schöne Worte machte, daß sie völlig von ihm eingenommen wurde. Sie hielten Hochzeit. Eines Tages kam ein Armer auf die Alp, der dem Verschmachten nahe war und um eine Labung flehte; die Uebermüthige überhäufte ihn mit Schmähworten; da verfluchte er die Alp und sank verscheidend nieder. Sogleich brach ein Ungewitter los und überdeckte die schöne Alp mit dem Gauligletscher. Unter diesem hört man oft das dumpfe Geläut der Heerdeglocken und vernimmt die Wehklage des „Gauliwibli" und ihres Buhlen:

„I und mi Kathrin
und mini Chue Brün
und min Hund Rin*)
müssend immer und ewig uf Blümlisalp sin."

(Dieselbe Sage existirt bezüglich vieler anderer Gletscher der Schweiz, sowie Tirols; vergleiche die Sage vom Rosengarten bei Alpenburg.)

(657.) In einer Sennerei, erzählt man im Unterinnthale, trieben sie den Uebermuth, Stiegen aus Käse und Butter zu bauen, und wiesen ein armes Männchen hart ab. Da bedeckte der Wildalpensee die Sennerei und ihre Bewohner. Solche, die an seinem Ufer schlafen, zieht er hinein. Seine Fische lassen sich nie fangen. (Alpenburg und Zingerle.)

(658.) Weit die schönste Alp im Berner Oberlande war vor Zeiten die Blümlisalp (es ist eine solche hinten im Lauterbrunnenthale an der Jungfrau, und eine, die Frau, hinten im Kienthale). Die Sage erzählt von ihr, der Senne, der sie besaß, habe hundert Kühe darauf sömmern und deren jede dreimal des Tages melken können, von jeder zwei Melkeimer voll. Dadurch wurde er über die Maßen reich, aber eben so übermüthig und hartherzig. Seine Hütte sei ihm allmälig zu schlecht vorgekommen, er habe sie niederreißen und eine neue bauen lassen, zu welcher er eine Treppe und einen Weg machen ließ aus lauter schönen Käsen, wozu die goldgelbe Butter das Pflaster abgeben mußte. Gewaschen wurde sie täglich mit süßer Ankenmilch. Darüber ging er mit seinem Hunde.

Im Thale unten hatte er eine alte Mutter. Diese begab sich einst auf den Berg, ihren Sohn zu besuchen. Da die Hitze groß war, bekam die Frau starken Durst und bat ihn um einen Trunk Milch. Da reichte er ihr sauer gewordene, in die er noch Sand streute.

Aber der Frevel blieb nicht ungestraft. Im Heimgehen kehrte sich die beleidigte Mutter um, sprach einen Fluch über die Alp aus und sogleich wurde diese zum ewigen Firn.

(659.) In Vättis erzählt man (Nikl. Senn, „Bündnerische Volkssagen" 1854 S. 7) folgende Sage:

Wo jetzt der mächtige Sardona-Gletscher sich weit ausdehnt, blühte und grünte einst die herrlichste Alp. Der Senne, einer Witwe Sohn von Elm im Glarnerlande, war stolz auf seinen Reichthum und baute eine neue Sennhütte. In Elm hatte er eine Geliebte, Kathrin, die oft zu ihm herauf kam und sein Herz völlig in Banden nahm. Früher hatte er seine alte Mutter, wenn sie auf Sardona kam, freundlich aufgenommen und immer beschenkt entlassen; jetzt achtete er ihrer nicht mehr und sie gerieth in Mangel, während er der Dirne eine Treppe und einen Weg aus den schönsten Käsen bis zur Sennhütte baute. Als er einst gar die Alte höhnisch mit Mist im Korbe, statt

*) So heißt der Hund auch im „Reinecke Fuchs".

Butter und Käse, fortschickte, fluchte sie der Alp und ihm, und sogleich überzog der Gletscher die Weide auf ewig und der Senn und Kathrin kamen in Sturm und Schneewirbel um.

Nach einer Abänderung der Sage will man den Verfluchten oft rufen gehört haben:

Mi Schatz und i
und mi Hund Ladi
müeßend ebig underem Chessi si.

Denn unter den Kessel flüchteten sie, als das Verderben hereinbrach. (Erzählte dem Sammler 1866 der alte Sebastian Hobi von Valens.)

(660.) Auf dem Glärnisch heißt eine mit Schnee bedeckte Kuppe „Vrenelis Gärtli". Sie war einst eine weidereiche Alp, die einem reichen Hirten, Vrenelis Vater, gehörte. Diese heiratete einen unbemittelten Jüngling, dessen Mutter das junge Paar zuweilen besuchte. Aber die hochmüthige Schwiegertochter behandelte die alte Frau schnöde, während sie eine Treppe von lauter Käsen bis zur Hüte baute. Einst wünschte die wieder schlecht bewirthete Frau, die Käse möchten alle zu Stein werden. Es geschah und ewiger Schnee bedeckte den Garten.

(661.) In Werdenburg u. a. O. wuchs früher die nährige, mit Milchstoff gefüllte Pflanze Ziprian, und so ergiebig, daß man genöthigt war, die Kühe dreimal des Tages zu melken. Das machte die übermüthigen Sennen ungeduldig, so daß sie das Pflänzlein verfluchten. Einer auf den Alpen von Sax rief im Zorn:

Verfluochet sei der Zipriun,
daß ich drümal muß melchen gun.

Oder es fluchte ein Mann der Ebene, welchen die Sennen oben beleidigten, oder eine mißhandelte Frau oder eine Sennerin, welche das öftere Melken in ihren Liebeleien mit einem Senn störte, so daß auch sie den Fluch rief:

Verfluochet sei der Zipriu',
Daß i muaß vom Tanza ga melche gu!
Er soll immer und ebig dürra stuh'.

Jetzt steht er verdorrt und abgestorben. (Nikl. Senn.)

(662.) Das Rotthal ist ein schauerliches Gletscherthal am Nordabhange der Jungfrau im Berner Oberland, hoch über der Stuffsteinalp, zuerst vom Gebirgsforscher Dr. Hugi in Solothurn genau beschrieben. Wer von der Stuffsteinalp hinaufschaut, ahnt nicht von ferne, daß da hoch an der Felsenwand sich ein stundenlanges Firnthal öffne. Der Eingang ist schmal, erweitert sich aber bald zu einem langen und schaurigen Schneefeld, gleich einem erstarrten, rings von himmelhohen Felsen eingeschlossenen Meere, das sich in eigener Ausdehnung bäumt, seine starre Masse über die Ufer schiebt, selbe in schwindel-

erregenden Gehängen bald in tausend Schründe zerreißt, bald in unsäglichen Formen aufthürmt und in tausend Schreckgestalten durch das gräßliche Tobel über die Abgründe herabhängt, so daß im Nachschieben grause Lasten sich losreißen und schmetternd in Sturm zerstäuben. In dieser Bergeshöhe herrscht die Stille einer ausgestorbenen Welt. Aber wenn im Sommer, zur Erntezeit und im August, auch im Herbste, man in den Ebenen der Kantone Bern, Freiburg, Solothurn, Aargau und Luzern ein sehr dumpfes, einem Kanoniren nicht unähnliches Tosen und Knallen vernimmt, meist bei wolkenlosem Himmel, das Wetterschießen, so erwartet man Regen, und sagen die Solothurner, die todten Burgunder im Murtensee regen sich und machen den Schweizern bös Wetter. Die Berner aber meinen, „die Rotthalherren“ übermüthige dahin Gebannte, durch einen großen Bock hin getrieben, „exerciren“, der Luzerner aber: das sind die Herren im „Enziloche“.

Das Volk zu St. Moritz in Wallis verbannt alle vornehmen Verbrecher nach Plannevet, um dort zu büßen, und dort verursachen sie Ungewitter und Ueberschwemmungen. (Kuenlin.)

(663.) Ein Bergzug des Entlebuchs endigt in den schaurigen Steinwüsten der Schratten- und der Bölifluh, des Heiden- und des Enziloches, mit unzähligen Trichtern, Schlünden, Zinken, wenig betreten. Ein Getöse, wie unterirdisch, bricht daraus hervor. Das Enziloch, am Fuße der hohen Enzen ist eigentlich eine große Höhle am Abhange des Napfs, auch Sentisloch genannt. Ob es Enziloch heißt von den hierher gebannten Enten, Riesen? Hierher nämlich schickt die Sage alle berüchtigten Frevler, Bedrücker, Betrüger, Landvögte, durch Geistliche gebannte Quälgeister. Um so größer ist aber der nächtliche Geisterlärm hier. Ihre Stimme rollt wie Donner oder Kanonen. Sie sammeln die Gewölke zu Gewittern, diese Thalherren, die dort Wetter schießen oder Felsblöcke aus der Tiefe herauf wälzen, bis sie ihnen entgehen und wieder in die Tiefe rollen. Hirtenknaben gewahrten einst, wie ein dienender Geist eine Menge Purpursessel im Halbkreise vor die Höhle stellte, auf welchen die Thalherren Platz nahmen und beriethen, wobei von ihnen ein grauer, Alles überziehender Dunst ausging (Rochholz II. S. 37, verglichen mit Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern, I. Bd., St. Gallen 1858, S. 244. Die obige Vermuthung vom Ursprunge des Namens Enziloch wird zur Gewißheit durch die Angabe bei Lütolf S. 27, daß die donnernden Wesen „Enzi-Mannli“ oder „Fluo-Mannli“ heißen.)

Nach einer andern Sage ist das bösartige Weib eines Entlebuchers in's Enziloch verbannt worden und tost dort.

Jenes Wetterschießen nennt man bei Escholzmatt „gurniglen“, weil es vom Gebirge her ertönt und Gurnigel bei ihnen nicht nur der Berner Gurnigel heißt, sondern auch das Schrattengebirg. (Lütolf.)

Vergl. Grimm Sagen 234 (Kindelsberg) und 235—242.

Die oben erwähnten Verwüstungen findet man im Gebiete der Sage auch in umgekehrter Weise.

(664.) Eine Hexe war im Bunde mit dem Teufel, der ihr schon zweimal je hundert Jahre Lebens gestattete, wofür sie ihm Kinder im Mutterleibe oder in der Wiege geliefert hatte. Nach Umlauf der letzten Frist kündete er ihr auf dem Berge beim nächtlichen Tanze das Ende an. Da versprach sie ihm die schöne Tochter zur Ehe, die sie daheim habe. Bei dieser war eben ein junger Förster (ihr Geliebter) im Hause, wo sie ihn durch all die schönen, in einander gehenden Zimmer führte. Im allerletzten waren unheimliche Katzen, Vögel, Geräthe und Flaschen, und sie wollten erschrocken zurück, als die Hexe zornvoll vor ihnen stand. Der Jüngling bat sie um der Tochter Hand, wurde aber abgewiesen, da ein reicher Graf um sie geworben habe. Für die dritte Nacht mußte die Tochter sich als Braut schmücken. Um Mitternacht kam der Freier mit prachtvollen Geschenken. Als die Braut sich sie zu beschauen schmückte, schob sich ihr Kreuzchen von der Brust hervor und er floh. Die Hexe bestellte den Drohenden auf nächste Nacht und nahm das Kreuzchen weg. Sie verschaffte sich ein anderes. Es schützte sie abermals und die Hexe stellte ihm drei Aufgaben, worauf sie ihm folgen wollte: 1. das Steinfeld vor der Hütte bis zum ersten Hahnenrufe in ein Saatfeld, 2. den Teich in eine Wiese zu wandeln, 3. den Berg mit der Kapelle abzutragen, woran sie sich bei ihren Nachtfahrten immer gestoßen. Da hört sie es rauschen, wie wenn tausend Sensen durch Steine gingen, daß es knistert und funkt. Feld und Wiese sind da und der Teufel hat eben den Kapellenthurm im Arme, als die Hexe kräht, was augenblicklich alle Hähne der Umgegend nachthun. Da wirft der Teufel den Thurm auf die Hütte und reißt die Hexe und ihre Thiere mit sich fort. Das Mädchen bleibt verschont. (Schönwerth III. S. 59)

Fünfter Abschnitt.

Die Schicksalsmächte.

I. Tod und Teufel, Krankheits- und Blutdämonen.

Waren schon die wilden Naturkräfte seltenen Vorkommens dem Menschen so furchtbar, daß er sie unter dem Bilde riesiger Ungethüme scheute, so mußte es in noch höherm Grade die Macht sein, welcher

Niemand entgeht, ja alles Leben der Erde unterliegt, der Tod. Er wird von den Menschen, welche das Leben über Alles lieben, gefürchtet und verabscheut und daher als ein böses, Allem was den Menschen freut, feindliches Element betrachtet. Daher wurde er auch, als an die Stelle der natürlichen Auffassung von Glaubensdingen die moralische trat, mit dem aus Persien her unter die übrigen Völker gebrachten persönlichen bösen Princip, dem Satan oder Teufel, bald gesellig verbunden, bald gar zusammengeworfen, so daß kaum mehr ein Unterschied zwischen Beiden wahrzunehmen war. Als Personen gedacht, treten Tod und Teufel zwar erst seit der Herrschaft des Christenthums auf; aber sie sind in so vielen Zügen deutliche Nachfolger und Ersatzmänner, zwar bisweilen der Zwerge u. a. Dämonen, meistens aber der gestürzten und mit Hohn und Fluch aus der Welt getriebenen Riesen, daß sie sich nothwendig an diese anschließen. Die übermüthig handelnden und sich gegen die späteren Götter auflehnenden Menschen waren ja, wie die dasselbe vorher übenden Riesen, Diener des Bösen, und dafür dem Tode verfallen. So sind es denn nun Tod und Teufel, welche als die Mächtigsten aller Riesen, gleich den heidnischen solchen, das arme Menschengeschlecht schrecken und erwürgen; aber der Humor des Volkes geht darüber nicht zu Grunde; auch diese zwei furchtbarsten Gewalten, die physische wie die ethische, theilen das Schicksal der Riesen: von den ihnen zum Opfer bestimmten Menschen gefoppt und um ihre Beute geprellt zu werden. So lösen sich in der Volkssage die furchtbarsten und ernstesten Fragen der Welt in ein erschütterndes homerisches Gelächter auf, während sie daneben zu den in kurzen Zügen hingeworfenen ergreifendsten und mit Schauer erfüllenden Bildern Anlaß bieten.

Um Tod und Teufel schaaren sich in diesen Bildern die mancherlei Krankheiten verursachenden und blutdürstigen Dämonen.

Die Neugriechen denken sich die Pest als blinde Frau, welche die Städte von Haus zu Haus durchwandert, Alles tödtend, was sie berührt; tappend und tastend geht sie die Mauern entlang, und wer sich vorsichtig in der Mitte des Gemaches hält, den kann sie nicht erreichen. Nach einer andern Volkssage sind es drei fürchterliche

Frauen, die in Gesellschaft durch die Städte ziehen und sie verheeren: die erste trägt ein großes Papier, auf welchem sie die Namen der dem Tode Verfallenen in ihr Register einschreibt, die zweite eine Scheere, womit sie den Lebensfaden ihrer Opfer abschneidet; die dritte fegt die Todten mit einem Besen weg. Den Besen geben, nach Afzelius, auch die Schweden der Pestjungfrau in die Hand. Wo sie mit demselben vor dem Thore kehrt, sterben die Leute im ganzen Dorf. (Grimm und Nork.) Die Russen stellen sich das Wechselfieber als ein Weib vor, das in der Nacht einherschleicht und Opfer sucht, die Neugriechen die Blattern als eine Kinder schreckende Frau. Der russische Volksglaube weiß von neun Schwestern, die das Menschengeschlecht mit Fiebern plagen und in Erdhöhlen an Ketten gefesselt liegen, bis sie losgelassen werden, worauf sie die Menschen anfallen. Slawische Stämme kennen auch die Viehkrankheiten als Todesgeister aber in Viehgestalt. (Nork.)

(665.) Im vierzehnten Jahrhundert war im Bernerlande ein großer „Sterbet". Damals, erzählt man, soll ein sonderbar „Mannli" und seine Frau mit einem Besen und einer Sense durch das Diemtiger Thal hinein gegangen sein, und auf die Frage, wohin und was sie wollen, geantwortet haben, sie wollen „hinten anfangen und herauswischen". Auf dieses habe der „Sterbend" plötzlich angefangen. Die Menschen niesten und sanken dann hin. Man habe in dieser Noth nichts gewußt, als so oft Jemand nieste, zu sagen: Helf Dir Gott! und daher sei die noch jetzt vielenorts übliche Sitte dieses Spruches gekommen. Die Seuche sei, heißt die Sage, so groß gewesen, daß eine Kuh in einer Nacht an den neunten Erben gefallen sei; es habe ein Mann die Leichen von hinten bis in die Mitte und ein anderer dann bis auf den Kirchhof geführt. Auf dem Wege nach der Kirche steht der große ebene „Brotstein", wo die Männer Brot und Wein zu sich genommen haben. Es heißt, in den inneren „Bäuerten" des Diemtiger Thales sei eine einzige Weibsperson übrig geblieben, zu welcher später ein Bettler kam, und von diesen Zweien sei die Gegend wieder bevölkert worden. (S. Wiedmer in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850 und 1851.)

(666.) Zur Zeit der großen Sterb, als die „Höttingerried" ganz ausgestorben war, wovon noch jetzt der „Pestfriedhof" auf einem Hügel zu sehen ist und als Wallfahrt besucht wird, kam in der Regel gegen Mitternacht der Tod mit einer Sense über die Achsel und eine Todin mit einem Rechen und einem Besen in der Hand auf dem Platzl vorm „Stamser" zusammen. Er kam von Kranwitten über die Allerheiligenhöfe und die Höttinger Seite dahin, sie aber kam von Weiherburg, Büchsenhausen und Ried. Der Tod fragte nun

die Todin aus, und sie gab Rechenschaft über ihr Vernichtungswerk. Es schien, daß sie ihm unterthänig war.

Einst kam die Todin auch, und der Tod fragte sie: „Häscht D' toll auskö̈hrscht?" (Hast Du viele ausgekehrt?) Darauf sagte sie: „Ausköhrscht han i heint nöt, g'rad alls z'samm g'recht" Da zeigte sich der Tod zufrieden und grunte sie nicht an, wie ein Bär, wie er sonst zu thun pflegte. Die Leute meinen, daß sie an diesem Tage so viel tödtete, daß sie nicht zum kehren Zeit hatte, sondern den Rechen hernehmen mußte.

Als die „große Sterb" in's Land kam, aber im Innthale Alles noch frisch und gesund war, da sahen die Leute auf einmal den Tod mit einer Sense und eine Todin mit einem Rechen über der Achsel neben einander eilig hingehen. Das verstanden die Leute allsogleich, daß es jetzt Matthäi oder Bartholomäi am letzten gehe, und daß man sterben müsse. Und da das Sterben nun viel leichter geht, wenn man es frisch weiß, so bereiteten sie sich auch gleich zur letzten Fahrt. Doch der Bauer auf dem Peater Franzenhof im Walserthale, bei St. Jakob, lachte und sprach: „I brauch nöt viel Reu und Leid z'machen; hab alleweil g'recht g'löbt und vazag' nöt ummi z'fahrn, aba i glab's nöt, daß 's mi packt. Schaut's nur den Rechen von der Todtenmenschin an! Dort fehlt ein Zahn, und das ist ein Zeichen, daß ein Mensch übrig bleibt. Und die Leute sahen, daß wirklich ein Zahn an dem Rechen ausgebrochen war, und in Zeit von drei Tagen waren Alle gestorben, und richtig blieb der fromme, lustige Peater Franzen, Hofbesitzer, übrig. Nachdem Alles vorbei war, dankte er Gott und heiratete eine brave Dirne, die auch übrig gelassen wurde, von Pfitsch herüber, und seitdem hat sich das Thal wieder recht gut bevölkert. (Alpenburg, Mythen S. 347.)

So mäht auch bei Lütolf (S. 114) der Tod durch das Thal mit der Sense und fegt „die Frau Tödin" mit dem Besen das Abgeschnittene weg.

(667.) Die Pest im Jahre 1611 oder 1629 brach in Toggenburg zuerst zu Gupfen aus, damals einem einzigen Hause der Gemeinde Henau. Dort erschien Nachts „ein weißes Fräuli" mit einem weißen Besen emsig die Thürschwelle kehrend, worauf ein weißlicher Rauch aufstieg. Sogleich brach die Seuche aus; ein Glied der Familie nach dem andern starb hin, der Rauch blieb immer sichtbar. Da bohrte der einzig noch übrig gebliebene Sohn ein Loch in die Wand, der Rauch fuhr hinein und die Pest verließ das Haus. In der übrigen Gemeinde aber wüthete sie fort, in jeglichem Hause durch das Fräulein angemeldet und sein Wischen, und erst mit der Seuche verschwand es. Die Sage geht, ein Henauer habe den Ruf vom Himmel vernommen:

Esset Ihr die Pimpernelle,
So sterbet Ihr nicht so schnelle.

Man folgte der Mahnung (s. Nr. 465), und wer es that, blieb verschont. (Andr. Hofmann, evgl. Pfarrer Henau in Toggenburg.)

(668.) In Valens glaubte man noch vor sechzig Jahren, man sehe zuweilen spät Abends „das Todtenwibli" in Häuser schleichen, wo unfehlbar darauf Jemand starb. (Flav. Egger.) Unweit Flums beim Kapellchen ob der Seez wandert in Hemdeärmeln das „Aeuliwibli". Wer es gewahr wird, wird plötzlich geschwollen. (Rud. Kubli.)

(669.) Der Seveler Zimmermann S. G. ging einst nach Oberschan „zur Spinni" (zum Nachtbesuche). Als er früh Morgens durch's Seveler Holz heimkehrte, es war noch nicht Tag, sah er im Buchenwalde, nahe am Wege ein Weibchen und fragte verwundert, was sie so früh da mache. Sie antwortete, aber ohne sich umzukehren, sie sammle Laub für die Schweine. Jetzt erst gewahrte er, daß sie an einem Fuße einen rothen, am andern einen schwarzen Strumpf trug. Es war das bekannte „Plattenwibli", das bald darauf starb. Als man mit dem Sarge vom Hause weg zog, fragte ein Mädchen seine in's Haus gekommene Mutter, wen man begrabe, und sagte, als diese geantwortet: „Nein, das Plattenwibli sitzt ja in der Küche auf der Herdplatte. Schau nur!" Die Mutter hieß das Kind schweigen und folgte dem Leichenzuge. Im Hause aber geistete es von da an. (Nikl. Senn.)

Im Fichtelgebirge sagt der gemeine Mann, wenn er ein gewisses Geheul hört (das Ungläubigere den Katzen zuschreiben), „die Klag- oder Winzelmutter läßt sich hören", und fürchtet einen nahen Todfall. (Panzer.)

Wie Alles, was den Menschen betrifft, wie namentlich alle Uebel und Krankheiten, so schrieb der Volksglaube von altersher auch die räthselhaften Beängstigungen im Schlafe, die von Blutwallungen oder den Athem hindernder Lage herrühren, göttlichen, später dämonischen Wesen zu.

Den Griechen war dieses Mythenwesen als Ἐφιάλτης, den Römern als Incubus bekannt. In der deutschen Sage heißt es Alp (d. h. Elf, Alf) oder Mahr (französisch Cauchemar), und verräth durch erstern Namen seine Verwandtschaft mit den Elben oder Zwergen. Grimm reiht es zunächst den behaarten und struppigen Korndämonen an. Im Althochdeutschen heißt ein solches Wesen Skrat, d. h. haarig (pilosus), mittelhochdeutsch Schrat, Dimin. Schrättlin, in der Schweiz noch jetzt Schrättlig. Im Polnischen heißt Skrzot ein, wie der Bilwiz, die Haare verwickelndes Ungethüm. Man stellt sich ihn als wilden, zottigen Waldgeist von kleiner Gestalt, stets männlich, vor. Noch im sechsten und siebenten Jahrhundert waren diesen Dämonen, nach Grimm, Bäume und Tempel heilig, und im damaligen Latein bezeichnete man sie als „Faune" (so z. B. in Ekkehards

Waltharius: fauni fantasma). Wolfdietrich hat die derbe Bezeichnung: Waltluoder. In Märchen wird der Schrat, gleich dem Bilwiz, oft mit dem Teufel vermengt. Es erscheint jedoch statt seiner im Volksaberglauben oft auch die Nachtmare, ein schönes weibliches Wesen; sie kommt auf einem Sieb aus England gefahren und vermält sich oft mit männlichen Menschen, denen sie Kinder gebiert, aber bisweilen durch das Schlüsselloch oder eine andere Oeffnung in der Wand entflieht. Ihre Stelle nimmt aber auch die häßliche Trude ein. Doch sind nach später aufgekommener Wendung der Sage oft wirkliche Menschen beider Geschlechter heimlich Alpe oder Nachtmaren, beziehungsweise Truden.

Nach niederländischem Glauben muß die schönste von sieben Töchtern Nachtmare werden. Gefangen wird sie, wenn man das Ast- oder Schlüsselloch verstopft, durch welches sie gekommen, worauf sie zu einem schönen Mädchen wird, aber nach einiger Zeit Heimweh bekommt und den Gatten dazu bringt, das Loch, durch welches sie kam, wieder zu öffnen, worauf sie verschwindet, jedoch noch bisweilen kommt, ihre Kinder zu besorgen, — ein Zug, der auch in vielen Märchen wiederkehrt. Alp und Nachtmare, auch Trude haben das Gemeinsame, den Menschen im Schlafe zu drücken, indem sie ihm auf Hals oder Brust sitzen. In der Schweiz nennt man sie auch Doggeli (Puppe). An mehreren Orten Deutschlands schreibt man ihnen Verwandlungen in Thiere zu oder vermengt sie mit den Hexen, indem Menschen diese Rolle übernehmen (z. B. jedes siebente Kind einer Mutter).

Grimm erzählt in den Sagen (Nr. 80) vom Alp: er dringe ungeachtet verschlossener Fenster und Thüren durch die kleinsten Oeffnungen ein (nach manchen Sagen als Strohhalm); man höre aber in der Stille der Nacht das Geräusch, welches hierdurch entstehe. Verstopfe man geschwind das Loch, so müsse er an der Stelle bleiben und könne nicht fort, worauf er sich auf's Bitten verlege, um die Freiheit nachsuche und dies durch den Hinweis auf seine zu Hause verlassenen hilflosen Kinder unterstütze. Er rudert auch über das Wasser und benützt Kähne dazu. Nachts reitet er auch die Pferde, so daß sie Morgens abgemattet sind. Wer vor dem Schlafengehen seinen

Stuhl nicht versetzt, den plagt der Alp Nachts. Den Leuten macht er gern Weichselzöpfe. Oft wird er von bösen Leuten geschickt. Solche, denen die Augenbrauen zusammenstoßen, sind dazu fähig. Sagt man aber dem Alp: „Komm morgen und trink mit mir!“ so muß der kommen, der ihn gesandt hat. (Vergl. Wuttke S. 255 ff.)

(670.) Im Sarganserlande sagt man, „der Schrettlig“ könnte sichtbar werden und als Vogel entfliehen, wenn man erwacht und ihn überrascht. Einst als eine Nachbarin einem Alpgedrückten rieth, eine Hechel, die Spitzen abwärts, auf die Brust zu nehmen und er, ahnend, die Spitzen aufwärts richtete, saß die Rathgeberin blutend darauf; ein Anderer, der ein Astloch der Wand, wo der Schrettling herauskam, zustopfte, sah Morgens ein schönes Weibsbild oder auch einen Vogel auf seiner Bettlade sitzen. Im Lautlingerthale, in Laufen, in Thüringen, Ebingen, auf dem Heuberge, in Friedlingen, sonst in Oberschwaben, auch in Konstanz sagt man „Schrettele“, „Schrettle“, in Bühl, Wurmlingen, Horb und sonst „Schreckele“, im Baierischen angeblich „Rettele“, im Filsthale, im Lenninger und Neidlinger Thale, „das Drückerle“, in Hohenstaufen daneben „das Nachtmännle“. In Preßburg sagt man bei einem recht gescheidten Kinde: „Des is aber a Schradl, alles siachts, alles weists“. (Wolf II. 189.) Besonders gerne sollen diese Wesen Wöchnerinnen heimsuchen und sich in Gestalt von Katzen und anderen Thieren auf kleine Kinder legen und diese dergestalt drücken, daß sie wie ausgewachsene Frauenbrüste bekommen und Milch geben. In Heubach und Unterbäbingen sagt man dasselbe von der „Trute“. In Langnau, zwei Stunden von Tettnang, sog das Schrettle an eines Mannes Brust so lange, bis er Milch gab. Ein Müllersknecht aus der Gegend von Langnau wurde vom Schrettle oft arg heimgesucht. Als er einst im Schlafe ängstlich stöhnte, zündete sein Kamerad schnell ein Licht an, worauf beide einen Strohhalm quer über das Bett liegen sahen und verbrannten. Am andern Tage fand der Knecht die Nachbarin mit Brandwunden an Händen und Füßen, war aber von da an frei. Die Schrettlen flechten auch schweizerischem Vieh die Schwänze in unauflösliche Zöpfe.

Winters sieht man im Schnee etwas wie den Abdruck einer Menschenhand und nennt es „Schrettelesfüße“. Solche finden sich auch auf Steinen. Zeichnet man einen oder besser drei Schretteles-Füße (drei in einander verschlungene Dreiecke) in einem Zuge über die Thüre, so kann kein Schrettle in das Zimmer. Es heißt auch „Krottenfuß“ (bei Tübingen), Druden- und Albfuß oder Trutenfuß. Steine mit einem natürlichen runden Loche, die man gegen das Schrettle unter's Kopfkissen legt, heißen auch „Schrattensteine“. (Main.)

Gegenwärtig nennt man die Trud im Böhmischen müra und den männlichen Alp morous. Das letztere Wort kennt auch schon Wacehrad, der damit das lateinische pilosi übersetzt. Die böhmische mura oder der morous

saugt gegenwärtig nicht blos Milch, sondern Blut aus dem Menschen, geht also in den Vampyr über. Während er das Blut aussaugt, überfällt den Menschen eine Ohnmacht; beim Erwachen aber bemerkt man am linken Arm einen rothen Punkt, wie von einem Nadelstich, der aber nicht viel schmerzt. Kommt nun der Alp neunmal hintereinander auf denselben Menschen, so muß dieser sterben und wird selbst ein Alp. Er kann aber noch beim neunten Male gerettet werden durch einen Menschen, der noch nie vom Alp gedrückt worden. Wenn der Alp zum neunten Male kommt, hält ihm der Vertheidiger eine Reliquie vor's Gesicht und ruft dreimal: Folge! Dann geht er auf den Kirchhof und der Alp muß ihm folgen. Dort ruft er ihn so oft, als der Alp bereits erschienen ist, im Namen Gottes an, von hinnen zu weichen. Hierauf läßt der Alp den geängstigten Menschen in Frieden. Die Frau, die das erzählte, will selbst in dem Alpe einen verstorbenen Dorfbewohner erkannt haben. Eine Braut war nämlich vom Alp befallen worden und ihr Bräutigam führte ihn gerade auf den Kirchhof, als die Frau ihnen begegnete, aber sich in ihrer Angst hinter einen Baum versteckte; denn dem Alp hätten die Augen furchtbar geleuchtet. — Wie hier Verstorbene als Alpe gedacht werden, so gehen nach einem andern Volksglauben auch die Seelen lebender Menschen Alpdrücken. (Grohmann, Böhmen S. 209.)

Zu Oldenburg wird erzählt: Oftmals kommt zu den schlafenden Menschen ein geisterhaftes Wesen, meist in Gestalt eines rauh behaarten Thieres, legt sich ihm auf die Brust und drückt ihn so, daß er sich nicht regen und kaum noch athmen kann. Es kriecht dem Schlafenden von unten herauf auf den Leib. Zuerst fühlt man seine Last auf den Füßen, dann auf dem Bauch und endlich auf der Brust; und dann kann man kein Glied mehr rühren und stöhnt und ächzt in großer, fast unerträglicher Beklemmung. Die Erscheinung gleicht bald einem Pudel, bald einer Katze, bald irgend einem fremdartigen, überaus häßlichen Thiere; ihre Farbe ist meist schwarz, aber auch braun oder weiß. Nicht selten fühlt man aber den Druck, ohne die Gestalt zu sehen. Mitunter auch sind es Wesen menschlicher Bildung, Mädchengestalten, bekannte oder unbekannte, welche sich zu dem Schläfer gesellen. Der Name dieser Wesen ist Walrider, Walriderske, oder, wie man meist ohne Bewußtsein der vollständigern Form ausspricht, Walriesche, Walrüsche, im Saterland Weilriderske, in Wangeroge Bockhexe, Ridimär oder Wolrider. (Ehrentraut, Fries. Arch. II. S. 16), in Butjadingen Nachtmär. Auch sagt man von einem, den sie plagen, „dat Undeert ritt em". Sie sind einzeln männlichen Geschlechts, vorherrschend weiblichen. (Strackerjan I. S. 375.)

(671.) In Mels erzählte man vor bereits 90 Jahren, ein junger Mensch sei arg vom Schrättlig gedrückt worden. Da rieth ihm Jemand, alle Oeffnungen, durch welche der Schrättlig in sein Schlafgemach kommen könne, zu verstopfen bis auf eine nahe seinem Bette, in diese aber, sowie das Wesen wieder im Zimmer sei, schnell einen Zapfen zu stoßen. Der junge Mann that

es und erstaunte, als er am Morgen, wenn ich mich recht erinnere und dies nicht einer andern Sage angehört, einen sonderbaren Vogel auf der Bettstatt sitzen sah, welcher, als er keinen Ausgang fand, sich in ein sehr schönes, aber ganz nacktes Mädchen verwandelte. Er fand Gefallen an ihr, ließ sie kleiden und heiratete sie. Wiederholt fragte sie ihren Mann, was der Zapfen zu bedeuten habe, und bat ihn, denselben zu entfernen. Er blieb fest, bis er nach zwei Jahren, es waren schon zwei Kinder da, ihrem Bitten nachgab. Kaum war der Zapfen heraus, so fielen der schönen Frau die Kleider vom Leibe, sie schwang sich durch das Loch hinaus und sang im Verschwinden zurück: Hei, wie klingen die Glöcklein in Venedig so schön!*) Vater und Kinder haben sie nie wieder gesehen. (Erzählte dem Sammler Nikl. Senn und seine Mutter.)

(672 a.) Ein Grabsermädchen war in Rans Magd, blassete zusehends und nahm ab. Befragt, erklärte sie, ein Schrättlig drücke sie allnächtlich furchtbar. Man rieth ihr, dem Ungethüm ein scharfes Messer vorzuhalten. Sie that es, als er kam; er fuhr in's Messer und entfernte sich gleich wieder. Am Morgen war die ganze Kammer blutig, das Mädchen folgte der Spur, und die führte nach Grabs in's elterliche Haus, wo sie, trotz Abwehrens der Mutter, in's Schlafzimmer drang und — den eigenen Vater an einer Stichwunde krank fand, an welcher er starb.

(672 b.) Ein Jüngling in Rans wurde vom Schrättlig gepeinigt, legte auf Rath eine Hechel, die Zähne aufwärts, auf die Brust, fühlte, wie Nachts etwas darauf plumpte und seufzend abzog, folgte am Morgen der Blutspur und kam ebenfalls nach Grabs, wo er seine Liebste schwer verwundet antraf.

(673.) Christian Zogg war auf seinem Berggute Geißgaden mit der Heuernte beschäftigt, wo er jede Nacht im Stalle schlief, aber dann und wann ein hübsches Mädchen am Sevelerberge besuchte. Eine Nacht, als er eben einschlafen wollte, kam etwas auf's Heu und ihm auf die Brust, wo es ihn fast erdrückte. Als das unheimliche Wesen sich wegbegab, schaute er neugierig nach. Wer war's? Die Schöne von Sevelerberge, die am Thürchen noch nach ihm umschaute und lächelte. Er besuchte sie nicht wieder.

(674.) Die alte Dorothea Hofmänner hörte einst vor dem Einschlafen etwas vor dem Fenster rascheln und sah einen Pudelhund durch eine zerbrochene Scheibe hereinschlüpfen und sich ihr auf die Brust setzen. Sie vermochte weder zu rufen, noch sich zu regen, bis der Unhold auf dem gleichen Wege wieder fortschlich, wo sie ihm nachrief: Gang in's Drei-Tüfels Nama! Darauf vernahm sie ein heiseres Gelächter und kannte die Stimme einer Nachbarin. Diese getraute sich später kaum mehr sie anzuschauen. (Nikl. Senn.)

*) Eine andere Sage aus derselben Gegend läßt die Fliehende sagen: sie gehe wieder nach „Engelland". Es ist derselbe Zug wie bei den nach ihrer fernen Heimat fliehenden Schwanjungfrauen. (Oben S. 248 f.)

(675.) Ein reisender Handwerksbursche bat einen Bauern um Nachtquartier. Der Bauer wollte erst nicht daran, auf wiederholtes Bitten aber willigte er doch ein und behielt jenen in seinem Hause. Abends sagte der Handwerksbursche zum Bauern, er habe wirklich drei wackere Töchter, aber die eine habe er des Nachts nicht viel im Hause, das wisse aber seine Tochter selbst nicht. Da der Bauer das nicht glauben wollte, führte ihn jener an den Alkoven, wo die drei Mädchen schliefen. Zwei von ihnen schliefen wie andere Leute auch; das dritte aber lag wie todt, und ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, da. Der Handwerksbursche machte nun den Bettvorschieber zu, und bald darauf zeigte sich den Beiden vor dem Alkoven etwas, das wie Rauch oder Dunst aussah und eine Oeffnung zu suchen schien. Als der Geselle nun den Alkoven wieder öffnete, zog der Dunst hinein und das Leben kehrte in die dritte Tochter zurück. (Strackerjan I. S. 378.)

(676.) Ein Bauer und sein Knecht gingen Morgens früh aus, um die Pferde aus der Weide zu holen. Da sahen sie denn, wie eine Walriderske ihre Tähmse (Milchsieb) sammt Ruder unter einen am Wege stehenden Rockenhocken verbarg. Als die Walriderske weiter gegangen war, nahmen sie Kahn und Ruder fort und warteten, bis jene wiederkam. Als die Walriderske Kahn und Ruder nicht vorfand, ward sie sehr betrübt, denn der Morgen fing an zu grauen, und rief immer fort „Maritsche, Maritsche!" Da dauerte den Bauern und seinen Knecht die schöne Frau, und sie gingen zu ihr hin. Sie aber bat flehentlich, man möge ihr doch ihre Sachen wiedergeben, — sie müsse eilends nach England zurück, und versprach, zum Lohne für jeden in der nächsten Nacht ein Hemd unter den Rocken zu legen. Die Beiden ließen sich bewegen, und in der folgenden Nacht waren die Hemden richtig da. Der Bauer freute sich der schönen Leinwand und wollte das Hemd sogleich anziehen, aber der Knecht hielt ihn zurück und sagte, er wolle doch lieber erst den großen Hofhund hindurch kriechen lassen, ehe er das Hemd anziehe. Das that er denn auch, und siehe da, der Hund fiel todt nieder. Da ließ der Bauer ebenfalls einen Hund durch sein Hemd kriechen, und auch dieser fiel todt nieder. Dann zogen der Bauer und sein Knecht die Hemden an und die Hemden sollen nie verschlissen sein. (Ebendas. S. 380.)

(677.) Zwei Handwerksburschen wanderten durch die Welt und kehrten einmal in ein Wirthshaus ein, um da zu nächtigen. Der Gastwirth aber hatte drei Töchter, die waren alle Mahren und mußten allnächtlich ausgehen, die Eine um Menschen, die Andere um Vieh, die Dritte um Holz zu drücken. Die Wanderer lagen zusammen auf einer Streu, aber der Eine konnte nicht schlafen, und als es um Mitternacht war, hörte er, wie die Drei nach Hause kamen und mit einander sprachen. Sie waren tüchtig durchgefroren und klagten einander ihr Leid. Die Eine sagte zu der Andern: „Du hast es doch besser als ich, denn es ist doch viel leichter, in die Ställe zu dem Vieh einzudringen, als in

die dicht verschlossenen Häuser der Menschen!" Da sagte die Dritte: „Ich aber habe es am schwersten, denn ich muß in der Kälte auf die Bäume klettern und das Holz drücken!" Der Wanderer weckte seinen Kameraden, daß er das Gespräch auch mit anhörte. Am nächsten Morgen gingen sie zu dem Vater der drei Mädchen und sprachen: „Wißt Ihr auch, daß Eure Töchter Mahren sind?" Der Vater wußte von nichts, als ihm jene nun aber erzählten, was sie in der Nacht gehört hatten, da erkannte der Vater, weshalb sie immer so bleich waren. Auf den Rath der Fremden ließ er sie noch einmal taufen, wodurch sie von dem Uebel befreit wurden. (Toeppen, Masuren S. 125.)

(678.) In der Dreikönigsnacht schloffen zwei alte Weiber aus ihren Löchern im Walde und wanderten zum Ahornbauer (in Niederbaiern), runzelicht, häßlich, mit kurzen grauen Haaren, jede mit einen Eschenstecken. Sie waren Truden. Sie traten in die Stube, wo der Kienspahn schon angezündet war und die „Ehehalter" um den Tisch saßen. Sie baten um Herberge, vorgebend, um heiligen Hirman zu wollen. Der Bauer gewährte, seine junge Frau aber, schwanger, ahnte nichts Gutes. Die Truden erzählten von heiligen Dingen, bis es Elf schlug. Da flüsterte die eine Trud, Namens „Muß", der andern „Kann" in's Ohr, sie könne sich nicht länger halten; sie müsse gehen, etwas Lebendiges zu drücken. „Kann" verwies sie zur Ruhe, sie dürfen Gutthätern nichts zu Leide thun. Wie aber die zwölfte Stunde nahte, konnte sich „Muß" nicht länger halten und ging in die Kammer der kleinen Dirne, die sich früher gelegt, aber die Schuhspitzen nach außen gekehrt hatte, so daß sie ihr nichts anhaben konnte. Jetzt lief sie zum Stalle, den aber heilige Zeichen schirmten; sogar der Hofhund trug ein Amulet. Darüber kam sie so in Wuth, daß sie sich an einen im Hofe liegenden Schindelbaum machte, an dem sie sich zu Tode drückte. Jetzt war Alles schlafen gegangen und die Bäuerin kam in Angst, denn sie fühlte die Entbindung nahen. Schnell mußte der große Knecht auf den Fuchs, um aus Kolmberg den Geistlichen oder Bader zu holen. Das ersah sich die „Kann" und hockte sich hinten auf das Thier. Den Knecht faßte namenlose Angst, denn sie saß wie Blei; er konnte den Fuchs kaum von der Stelle bringen. Endlich läutete es das Ave und die Hexe sprang behend herab. Der Knecht rief ihr nach: „Komm heut noch und hol' was zu leihen!" Gleich darauf hörte er weinen und klagen, so daß es ihn fast reute. Als er nach Ahornwies zurück kam, war der Hof in Verwirrung, weil man die zerquetschte Trude gefunden hatte. Jetzt kam „Kann" und begehrte weinend ein Pfännlein, dem neugeborenen Kinde ein Mus zu kochen. Alles lärmte entgegen und die Dirnen kamen mit Haken und Gabeln gegen die Trude. Der Bader allein hinderte alle Mißhandlungen. Da wurde „Kann" fröhlich, erschien nicht mehr häßlich und alt, kochte dem Kinde einen köstlichen Brei und blieb auf dem Hofe, wo sie zehn Kinder aufzog und wo man sie „Gertrud", nicht mehr Trud nannte. Sie sang den Kindern fromme schöne Lieder und blieb auch, als sie vor Alter nicht mehr arbeiten konnte, in hohen Ehren und lebte

200 Jahre. (Panzer. I. S. 88—90.) Die beiden Truden „Kann" und „Muß" erinnern an „Soll", die Dritte der Nornen.

(679.) Auf Seeland heißen die Elfenfrauen Elliser und sind vorne schön, hinten häßlich und ungestaltet. Sie lassen sich nur bei schönem Wetter sehen, und nur in Elfenbrüchen (Ellemoserne), besonders an Stellen, wo irgend Jemand unglücklich um's Leben gekommen ist. Bald reißen sie Heu auseinander, bald führen sie Tänze auf. Sie drücken die Menschen im Schlaf. (Den nordsjellandske Landalmues Charakter 2c. Kjöb, 1798.)

Im Aargau heißt es: Man lege dem Kinde beim Schlafengehen die Hände kreuzweis über der Brust zusammen, so kann sich der Mann im rothen Röcklein nicht darauf setzen. (Rochholz, Kinderlied.)

Mit dem Alp verwandt ist der Vampyr, ein den Menschen das Blut aussaugendes Gespenst, gewöhnlich als ein Tags im Grabe liegender Todter gedacht, der aber Nachts auf seinen schauerlichen Beruf ausgeht. Derselbe gehört jedoch der deutschen Volkssage nicht ursprünglich an, sondern ist in dieselbe nur spärlich von den Slawen, Magyaren und indischen Völkern her eingedrungen, als „Gierrach, Gierhals, Gierschlund" übersetzt, jedoch dann in der Regel mit dem Alp verschmolzen, der z. B. in Tirol auch Blut saugt. Merkwürdig ist indessen, daß der Vampyr auch Thiere, besonders Pferde und Kühe, anfällt und erstere, gleichwie in der deutschen Sage der Teufel oder die Zwerge oder die „Pferdemare", Nachts reitet, so daß sie am Morgen im Stalle mit Schweiß bedeckt getroffen werden.

Unter der Herrschaft frühern Aberglaubens grub man die als Vampyre verdächtigen Leichen, welche angeblich wohl erhalten und unverwest im Grabe lagen, aus, schlug ihnen das Haupt mit einem Grabscheit ab, durchbohrte ihr Herz mit einem Pfahle und schüttete Mohnkörner über sie aus. In Rumänien, wo man sie „Murony" nennt, glaubt man sie durch Einschlagen eines Nagels in die Stirne unschädlich zu machen.

Ebenso nahe wie der Vampyr ist mit dem Alpdrücken auch der Werwolf verwandt. Gleich den Nachtmahren und Truden späterer Zeit und jenem Blutsauger ist er ein verwandelter Mensch (oben S. 148 f.), welcher einem dämonischen Verhängniß zufolge zu gewissen Zeiten in einen Wolf verwandelt wird und als solcher lebt und wüthet. Im Jeverlande und wohl auch anderswo hält man jeden siebenten Sohn

eines Ehepaares für einen Werwolf, wie jede siebente Tochter für eine Walriderske. Doch ist an manchen Orten auch das weibliche Geschlecht vor diesem Verdachte nicht sicher, wo dann aber derselbe oft wieder mit dem des Hexenthums zusammenfällt.

(680.) Zu Winkel waren einmal der große und der kleine Knecht in den Wösten, einer Wiesenfläche, beim Grasmähen. Des Mittags bekamen sie nicht ordentlich was zu essen, aber sie legten sich doch hin zu schlafen. Der kleine Knecht konnte nicht recht schlafen, aber er lag ganz ruhig, um den großen nicht zu stören. Als er eine Zeit lang gelegen, merkte er, daß der große Knecht aufstand. Er guckte durch die Finger und sah, daß der große Knecht einen Riemen aus der Tasche zog und sich um den Leib schnürte, und nun war er auf einmal ein Werwolf. Er lief nach Wehljes Ihlen (einer Wiese mit einem kleinen Busche), fing sich ein Füllen und fraß es auf. Dann kam er zurück und band seinen Gürtel wieder ab. So legte er sich wieder hin und schlief und schnarchte ganz fürchterlich. Der kleine Knecht hatte das Alles wohl gesehen, ließ sich aber nichts merken. Nachmittags aber klagte der große Knecht über Leibschmerzen, und da sagte der kleine Knecht, „das giebt mir kein Wunder; Du solltest das Füllen aus dem Leibe gelassen haben“. Als der große Knecht das hörte, zog er schnell seinen Riemen aus der Tasche, schnallte ihn um und lief als Wolf nach dem Ihorster Busche davon, hat sich auch nicht wieder sehen lassen. (Strackerjan I. S. 391.)

(681.) In Vietlübe lebte vor mehr denn hundert Jahren ein Bauer, der sehr beherzt und kaltblütig war. Dieser ritt eines Tages nach der benachbarten Stadt Lübz, um dort mehrere Einkäufe zu machen.

Er hatte sich ziemlich lange aufgehalten, und es wurde schon dunkel, als er den finstern Tannenwald erreichte, durch den ihn sein Weg führte. Als er durch den Rißbach ritt, der über den Weg fließt und an beiden Ufern mit dichtem Erlengebüsch bedeckt ist, wurde sein Pferd plötzlich unruhig und ängstlich und wollte nicht weiter vorwärts. Erstaunt über dies ungewohnte Benehmen des sonst gar nicht scheuen Thieres, wollte er schon absteigen, um es am Zügel zu führen, als plötzlich aus dem Ellerndickicht ein Wolf hervorsprang und wüthend nach dem Pferde schnappte.

Der erschrockene Bauer hatte gar nicht nöthig, das Pferd zur eiligen Flucht anzutreiben; dasselbe lief jetzt vielmehr, so sehr es nur konnte, um seinem gefährlichen Feinde zu entrinnen. Allein bald waren seine Kräfte erschöpft, so daß der Verfolger es wieder eingeholt hatte und gierig in die Höhe sprang, um ihm die Gurgel auszureißen.

Da fiel dem Bauer ein, der seit vielen Jahren nichts mehr von Wölfen in diesem Walde gehört hatte, daß ihr Verfolger am Ende kein wirklicher Wolf, sondern ein Werwolf sei, nämlich ein Mensch, der sich durch Zauberei in einen Wolf verwandeln könne. Es ging nämlich das Gerücht im Dorfe

sein Nachbar sei ein solcher Zauberer, der sich öfters in einen Werwolf verwandle und als solcher die benachbarten Wälder durchstreiche und manche Beute nach Hause bringe. Nun hatte ein kluger Mann ihm gesagt, ein solcher Werwolf müsse augenblicklich seine Menschengestalt annehmen und könne dann nicht weiter schaden, wenn er bei seinem Taufnamen angerufen würde. Als daher jetzt der Wolf sein Pferd zu zerfleischen drohte, rief er, rasch entschlossen, mit lauter Stimme: „Büßt Du dat, Ernst N.?"

Kaum waren diese Worte aus seinem Munde, als der Wolf sich in einen Menschen verwandelte, und sein Nachbar, dessen Namen er ausgesprochen hatte, zitternd vor ihm stand und ihn flehentlich bat, er möge diese Begebenheit doch nicht nachsagen, er wolle ihm auch nie wieder etwas zu Leide thun, auch den Schaden, den das Pferd durch seine Bisse erlitten, ersetzen.

Der Bauer gab ihm das Versprechen des Schweigens, aber erst nachdem er angelobt, sich nie wieder in einen Werwolf zu verwandeln, was er auch wohl gehalten haben wird, da man später in dieser Gegend nie wieder von einem Werwolfe gehört hat. (Niederhöffer, Mecklenburg III. S. 134.)

(682.) Ein Waldweibchen verliebte sich einmal in einen Jäger, der aber wollte nichts von ihr wissen, und daher schwur sie ihm Rache. Als sie ihm begegnete sagte sie ihm, daß er bei dem ersten Schusse, den er noch thue, in einen Werwolf verwandelt werden würde. Der Jäger achtete nicht darauf und als ihm ein schöner Hirsch in den Wurf kam, schoß er ihn nieder. Allsogleich war er in einen Wolf verwandelt. Nichtsdestoweniger blieb ihm das Verlangen nach menschlicher Speise. Er vertrieb also Hirten und Holzhauer und aß ihr Brot und ihren Käse.

Des Jägers Geliebte trauerte lange um den Jäger. Als sie nun einmal in der Schenke saß und zusah, wie die Anderen tanzten, stürzte ein furchtbarer Wolf in den Saal und entführte das Mädchen. Ein Jahr lang lebte nun der Werwolf mit seiner Geliebten im Walde, bis sie vor Gram endlich starb.

So trieb er sich dreiunddreißig Jahre im Walde herum. Nach dieser Zeit aber, als er eines Tages aus dem Schlafe erwachte, sah er, daß er ein Mensch geworden sei. Sogleich ging er in's Dorf, wo er früher gelebt hatte, und mischte sich unter die Leute, die dort eben ein Fest feierten. Niemand erkannte ihn, denn er war ein alter Mann geworden. Da gab er sich seinen alten Freunden zu erkennen und nachdem er ihnen sein Schicksal erzählt hatte, sprang er als Wolf wieder davon und lief heulend dem Walde zu. (Grohmann, Böhmen. S. 120.)

Alle diese Nachtgespenster sind abergläubige Entstellungen der Gestirne, deren Strahlen überall hin dringen und den stärksten Einfluß auf die Nachtruhe der Menschen üben, indem ihre Helligkeit dieselbe oft stört oder vereitelt. In den wandernden und irrenden

Nachtmahren, Vampyren und Werwölfen erkennt man ohnehin die in Thiergestalt gedachten, ruhelos hinziehenden Sterne. Eingreifender aber in das Menschenleben als diese Blutdämonen erscheinen die Mächte des Lebensschlusses und des Bösen, Tod und Teufel.

(683.) Auf dem Todtensteine, einem steilen Felsberge beim Kupferhammer unfern Neuenhofen, befindet sich eine kugelförmige, oben abgeplattete Erhabenheit. Zur Frühjahrszeit sah man dort zuweilen den Tod sitzen, als ungeheuren Riesen. Mit den Füßen plätschert er im Wasser der tief unten vorübergleitenden Orla. In der zwölften Stunde aber kehrt er das Gesicht von Süden nach Westen, schreitet über die gegenüberliegende Berghöhe und verschwindet zuletzt in dem großen Garten bei der alten Kapelle zu Grobitz.

In Weida sah man einmal „den Tod" auf einem Schimmel hinein in's Spital reiten. (Eisel, Voigtl. S. 12.)

(684.) Einst übernachtete Jesus mit Petrus und den anderen elf Jüngern bei einem armen Schneider. Nach dem Schlafen stellte Petrus diesem drei Wünsche frei. Er wünschte: 1. daß, wer auf seinen Birnbaum steige, nicht mehr herunter; 2. wer auf seinen Sessel sitze, nicht mehr weg könne, und 3. ein Alter von hundert Jahren. Nach den hundert Jahren wollte der Tod ihn holen, ließ sich aber auf den Baum locken und mußte, um herabzukommen, ein zweites Hundert Jahre gewähren. Nach den zweihundert Jahren klebte der Tod auf dem Sessel fest und gab neue hundert Jahre. Nach dieser Frist mußte der Schneider mit. (Schönwerth.)

In J. W. Wolf's Rodenstein und Schnellert, Nr. 16, ist es ein Fischer, der den abholenden Tod auf den Birnbaum zaubert.

(685.) In Eisenberg bei Komotau in Böhmen erzählt man: Bei einem alten Mann, einem Schmiede, kehrte einst der heilige Peter ein, blieb über Nacht und gab ihm am Morgen drei Wünsche frei. Der Schmied wünschte sich: 1. einen Stuhl, von dem Keiner ohne seinen Willen aufstehen könne; 2. einen Kirschbaum, von dem kein Hinaufgestiegener ohne seinen Willen wieder herab könne, und 3. daß er bei jedem Spielen gewinne. Das Letztere machte den Schmied zum reichen Manne. Endlich wollte Niemand mehr mit ihm spielen, da kam der Tod und wollte ihn holen. Der Schmied schlug auch ihm ein Spiel vor und gewann noch zehn Jahre Leben. Als der Tod wieder erschien, bot er ihm den Stuhl und der Tod saß und durfte nur um zehn neue Jahre frei fort. Als auch die um waren, ließ er ihn auf den Baum steigen, dessen Kirschen ihm in die Augen stachen, und ließ ihn erst wieder herab, als er verhieß, nie wieder zu kommen. (Vernaleken.)

(686.) Im Städtlein Jüterbogk lebte ein Schmied, der viel gereist war, mit Kaiser Friedrich II. den Zug nach Mailand und Apulien mitgemacht und dort den Bannerwagen der Stadt erobert und viele Reichthümer

gewonnen hatte. In seiner Kunst war er über die Maßen geschickt und hatte eine Stahltinctur, die jeden Harnisch und Panzer undurchdringlich machte. Er wurde über hundert Jahre alt.*)

Einst saß er in seinem Garten unter einem alten Birnbaume, da kam ein graues Männlein auf einem Esel geritten, das sich dem Schmiede schon oft als Schutzgeist bewiesen hatte. Dieses herbergte bei ihm und ließ den Esel beschlagen, und sagte nachher, er solle drei Wünsche thun, aber dabei das Beste nicht vergessen. Da wünschte der Schmied, weil ihm Diebe oft die Birnen gestohlen, es solle Keiner, der auf den Birnbaum gestiegen, ohne seinen Willen wieder herunter kommen, eben so Niemand in seine Stube ohne seine Erlaubniß, außer durch's Schlüsselloch. Bei jedem dieser thörichten Wünsche warnte das Männlein: „Vergiß das Beste nicht!" und da that der Schmied den dritten Wunsch: daß seine Schnapsbulle niemals leer werde. „Deine Wünsche sind gewährt!" sprach das Männchen, strich noch über einige Stangen Eisen, die in der Schmiede lagen, mit der Hand, setzte sich auf seinen Esel und ritt von dannen. Das Eisen war in blankes Silber verwandelt und der Schmied ein noch reicherer Mann als vorher, denn die Tropfen in seiner Bulle waren, ohne daß er es wußte, ein Lebenselixir. Endlich klopfte der Tod an, der ihn so lange vergessen zu haben schien; der Schmied war scheinbar auch bereit, ihm zu folgen, bat ihn aber, ihm ein paar Birnen von seinem Baume zu holen vor dem Sterben, da er ihn aus Altersschwäche nicht selbst mehr besteigen könne. Der Tod stieg auf den Baum und der Schmied sprach: Bleib oben! denn er hatte Lust, noch länger zu schmieden. Der Tod fraß alle Birnen vom Baume, dann ging sein Fasten an, und vor Hunger verzehrte er sich selbst mit Haut und Haar, so daß er jetzt nur noch ein dürres Gerippe ist. Auf Erden aber starb jetzt Niemand mehr und es entstand allerlei Unheil. Endlich ging der Schmied zum Tod und unterhandelte mit ihm, daß er ihn fürder in Ruhe lasse, und ließ ihn los.**)

---

*) Panzers „Baierische Sagen und Gebräuche" (I. 94) enthalten die Sage als: „Der Schmied von Mitterbach". Hier hat jedoch der Schmied durch lockeres Leben all das Seine verthan, dann dem Teufel Leib und Seele verschrieben und auf's neue geschwelgt.

**) In der baierischen Sage kommt der Teufel, als die Zeit um ist, Abends und will sich auf die Ofenbank setzen. Daran hindert ihn die kluge Schmiedin und setzt ihn auf einen Polsterstuhl, sagend, ihr Mann beschlage des Wirthes Rosse und werde bald kommen. Indeß bewirthete sie ihn mit Essen und Trinken. Ihr Mann war aber bei einer alten Wahrsagerin und Zauberin im Dorfe, sich zu berathen, kam fröhlich heim und bat den Teufel um Verlängerung der Frist, die dieser rund abschlug, und zum Aufbruche mahnte. Als sie hinterm Hause durch den Garten wandelten, bat der Schmied den Teufel, ihm als letzte Gunst einige Kirschen zu holen, die dort am Baume so schön

Da sich der Tod am Schmied nicht rächen konnte, hetzte er ihm den Teufel auf den Hals, daß er ihn hole. Dieser machte sich flugs auf den Weg; aber der kluge Schmied roch den Schwefel voraus, schloß seine Thüre zu und hielt mit seinen Gesellen einen ledernen Sack vor's Schlüsselloch. Als Urian hineinfuhr, da er nicht anders in die Schmiede konnte, wurde der Sack zugebunden, zum Ambos getragen und nun ganz unbarmherzig mit den schwersten Hammern auf ihn los gepocht, daß ihm Hören und Sehen verging und er sich in seiner Noth nicht mehr zu retten wußte, bis er das Wiederkommen ebenfalls auf immer verschwor. *)

Nun lebte der Schmied lange Zeit hindurch in bester Ruhe, bis er, da alle Freunde und Bekannte gestorben waren, des Erdelebens satt und müde wurde. Er machte sich deshalb auf den Weg und ging zum Himmel, wo er bescheidentlich anklopfte. Da schaute der heilige Petrus hervor und wies ihn ab, weil er bei seinen Wünschen das Beste vergessen, die Seligkeit. Auf dies hin wanderte der Schmied der Hölle zu. Als das aber der Teufel wahrnahm, schlug er das Höllenthor zu und setzte die Hölle in Vertheidigungsstand. Da nun der Schmied weder in Himmel noch Hölle Zuflucht fand, stieg er hinab in den Kiffhäuser, wo er des Kaisers und seines Gefolges Handpferde besorgt. (Ludwig Bechsteins deutsches Märchenbuch.) **)

---

röthlich leuchteten. Der Teufel that's und wollte, als er genug glaubte, wieder herab; aber er konnte nicht, denn der Schmied hatte mit einer weißen Zauberkreide von der alten Frau einen Kreis um den Baum gezogen und ließ ihn nicht los, bis er ihm, mit Widerstreben, die Handschrift herabgeworfen.

*) In einer Sage aus der Oberpfalz in Eschenfelden (bei Panzer) ist ein Schmied sehr von Teufeln geplagt und als er sich ihrer nicht mehr erwehren kann, bannt er sie durch das Schlüsselloch seiner Hausthüre in einen vorgehaltenen Sack, legt ihn auf den Ambos und schlägt mit seinem Hammer so darauf, daß sie vergebens sich in die Nähte flüchten und in Flöhe verwandeln. Auf ihr Versprechen, ihn ferner in Ruhe zu lassen, läßt er sie bis auf den Schlimmsten, den er in den tiefen Wald bringt und mit dem Schwanz in einen Baum klemmt, wo er, durch seine Zauberformeln gebannt, hungert, bis die „Sonne durch ihn scheint" und andere Teufel ihn erquicken und endlich befreien.

**) In der Baiersage hat sich der Schmied ein zweites Mal unterschrieben, und als der Teufel wiederkam, ihn zu holen, bat er, noch drei Wünsche thun zu dürfen. Der erste war, eine hohe und dicke Mauer um Haus, Feld, Wiesen und Berge binnen einer Nacht; der zweite, so schnell er auf seinem schnellen Schimmel reite, vorne den Weg zu pflastern und hinten aufzureißen; der dritte, auf eingeholten Rath der Hexe, der Teufel möge eine krause Locke seines Haares gerade schmieden. Erste zwei Dinge that der Teufel, beim letztern erlag er. Der Schmied unterschrieb ein drittes Mal und der Teufel kam nach Verlauf wieder und führte ihn diesmal der Hölle zu. Dort kam er in die pechschwarze

(687.) Zu einem armen Schmiede kam zu der Zeit, wo der Heiland noch auf Erden war, ein Geselle, der ihm bald wieder auf die Füße half. War ein Pferd zu beschlagen, so schnitt ihm der Geselle kurzweg den Fuß ab, legte ihn auf den Ambos, beschlug ihn und heilte ihn dem Thiere wieder an. Ehe er den Meister verließ, hieß er ihn drei Wünsche thun. Da wünschte der Schmied 1., daß Niemand, der in seinen alten Nägelsack greife, die Hand wieder herausbringe, 2. Niemand, der sich an seinen Kühlstein stelle, wieder weg und 3. Niemand, der auf seinen Apfelbaum steige, wieder herab könne.

Mit dem Gesellen wich aber des Schmiedes Glück; er war bald wieder so arm wie vorher. Als er verstört auf dem Feld umherging, begegnete ihm ein grünes Männchen, welches ihm Hilfe verhieß um das zu Hause, was er nicht wisse. In sieben Jahren werde er das holen. Der Schmied unterschrieb und erhielt Geldes genug. Daheim aber weinte die Frau; sie war schwanger. Der Schmied jedoch achtete wenig darauf, baute auf Zeit und Rath und wurde ein reicher Mann.

Die Frau genas eines Knäbleins. Nach den sieben Jahren erschien der Teufel und forderte dieses. Die Frau jammerte aber so, daß der Schmied beschloß, statt des Knaben selbst zu gehen. Der Teufel war zufrieden und sie verließen das Haus.

Auf dem Wege erklärte der Schmied, er habe was vergessen, und bat den Teufel, ihm das zu bringen, was im Säckchen an der Wand hänge. Der Teufel ging, konnte aber die Hand nimmer heraus bringen und wurde vom Schmied und seinen Gesellen mit den Hämmern so zerbläut, daß er froh war, sich los zu bitten und den Schmied ungeschoren zu lassen.

Als er dem Obersten der Teufel sein Abenteuer erzählt, sandte der einen zweiten. Den stellte der Schmied an den Kühlstein und richtete ihn mit den Gesellen nicht weniger arg her.

Der dritte Teufel blieb auf dem Apfelbaume festgebannt und erlitt dasselbe.

Rauchkammer der Zech- und Spielgesellen, die sich freuten, den berühmten Teufelsbändiger zum Gespann zu erhalten. Er trank und spielte mit. Als aber die Teufel nach Sitte erschienen, die Gesellschaft zu necken, griff der Schmied nach seinem Hammer, schlug tüchtig auf sie los und brachte sie in seinen Schnappsack, wo er sie jämmerlich mit seiner Beißzange zwickte, bis sie kläglich um Gnade baten und der Höllenfürst ihn entließ. Der sagte den Kameraden Lebewohl und marschirte dem Himmel zu, wo Petrus ihn nicht einließ. Nun drückte er die Thüre mit Gewalt auf, warf den Apostel von der Himmelsleiter herab und drang bis vor Gottes Thron, der ihn aber verwies und „in Ewigkeit zu wandern" verdammte. Seitdem wandert er ohne Unterlaß. (Panzer.) Ganz ähnliche Märchen besitzen auch Schweden und Norwegen.

Jetzt kam der Teufel selbst, und da er die drei Zauber kannte, hieß er den Schmied kurz machen und ihm folgen. Als sie auf dem Wege einem Priester begegneten, der das Sacrament zu einem Kranken trug, bat der verlegene Teufel, in des Schmieds Ranzen schlüpfen zu dürfen, bis Der vorüber sei. Der Schmied nahm ihn auf, drehte sich aber um, kehrte heim und Alle zerhämmerten den Teufel auf dem Ambos, bis er schwur, ihn in Ruhe zu lassen.

Als der Schmied starb, wies ihn Petrus vom Himmel ab und zur Hölle, weil er dem Teufel gehöre. In der Hölle, wie die Teufel das Thor öffneten, schlugen sie es wieder zu, als sie ihn sahen. Jetzt stellte er sich abermal vor die Himmelsthüre, und als er hörte, unser Herrgott sei eben auf der Jagd und eine Frau, die im Baden ertrunken war, kommen sah, packte er diese auf die Schulter, klopfte und sagte, er bringe da die Wildsau, die unser Herrgott geschossen. Petrus ließ ihn ein. Als aber der Herrgott kam und ihn sah, zankte er Petrus und befahl, den Schmied wieder fortzuschaffen. Der erklärte trocken, er sitze auf dem Seinigen, dem Ranzen, und der Herrgott wußte nichts als einen großen Umgang zu veranstalten, wozu man dem Schmiede die Fahne gab. Als er vor der Thüre war, schlug Petrus, wie ihm geboten war, schnell zu und seither geht der Schmied immer zwischen Himmel und Hölle herum und heißt auch der ewige Jude. (Schönwerth.)

(688.) Zu Schönwald in Mähren hatte sich ein Schmied aus Noth dem Teufel verschrieben. Als er einst trübsinnig am Flusse saß und fischte, kam ein Mann zu ihm, den er in seine Wohnung führte, wo ihm dieser verlieh, daß der Tisch, an dem sie saßen, ihm Alles verschaffe, was er wünsche, und daß er Gewalt habe über die Teufel. Der Tisch lieferte Speise und Trank nach Wunsch und es ging ihm in Allem wohl. — Als nach einigen Jahren der Teufel erschien, ihn zu holen, ließ ihn der Schmied auf einen Stuhl sitzen, von dem er nicht mehr aufzustehen vermochte. Als er ihn auf Bitten losgelassen und der Teufel sein Verlangen wiederholte, hieß er ihn auf den Kirschbaum in seinem Garten steigen, wo er ihn aber etliche Jahre sitzen und zappeln ließ. Nun brachte der Teufel dreißig kleinere Teufel und hieß den Schmied folgen. Da öffnete dieser einen großen Kohlensack und erklärte, mit dem Teufel gehen zu wollen, der in diesen Sack hinein springe. Da sprangen Alle hinein, der Schmied schnürte zu und ließ seine Gesellen aus Leibeskräften auf den Sack loshämmern. Dann erst öffnete er wieder.

Als der Schmied sterben sollte, befahl er den Seinen, Schürze, Hammer und Zange in seinen Sarg zu legen. Es geschah und als er zur Hölle kam, that der Wächter einen Schrei: da komme der, welcher sie habe zermalmen wollen. Nun schloß man das Thor und der Schmied ging zum Grabe zurück. (Vernaleken.)

(689.) Der Zigeuner und die drei Teufel. Unser Herr Christus wanderte mit Petrus und Johannes durch mancherlei Länder, um zu sehen, wie es in der Welt ginge. Da kamen sie eines Abends im Siebenbürger Sachsenlande zu einem Zigeuner und baten um Herberge. Nur die Frau war zu Hause; der Mann war im Wirthshaus. „Ich möchte Euch gerne aufnehmen," sprach die Zigeunerin, „aber mein Mann wird Euch mißhandeln, wenn er nach Hause kommt!" „Nu, es wird ja nicht arg sein!" sprach der Herr; „wir legen uns gleich in den Winkel zum Schlafen und da wird er uns schwerlich bemerken!" Jetzt wollte sie die Zigeunerin nicht abweisen, sie machte eine Streu und die drei Wanderer legten sich: der Herr zunächst, Johannes in die Mitte, Petrus an die Wand. Als der Zigeuner schwer angetrunken nach Hause kam, fing er an zu schelten und zu lärmen und auf seine Frau loszuschlagen: „Du glaubst, ich sei betrunken, Du lügst!" „Aber Mann, ich habe ja gar nichts gesagt!" Indem erblickte er die Drei auf dem Boden: „Ha, Schlange, wen hast Du hier?" „Es sind müde Wanderer!" „Ei zum Donner, konnten die nicht auf der Gasse schlafen?!" Da ließ er seine Frau und fing nun auf den Erstbesten an zu schlagen, und das war Christus. Der Herr regte und rührte sich nicht. Als am Morgen die Wanderer dankten und fortgehen wollten, hatte der Zigeuner seinen Rausch verschlafen und bat um Verzeihung, daß er sie mißhandelt habe: er habe es nicht gerne gethan, allein wenn er lustig sei, müsse er Jemanden schlagen. Der Herr sprach sanftmüthig: „Schon gut, kein Mensch ist ohne Fehler!" Damit gingen sie fort.

Nach einem Jahre aber kehrte der Herr mit den beiden Jüngern wieder da ein. Der Zigeuner war auch jetzt nicht zu Hause, sondern wie gewöhnlich, wenn er Geld hatte, im Wirthshaus. Christus hatte sich diesmal in die Mitte gelegt. Als der Zigeuner betrunken heimkam, schalt und lärmte er abermals und schlug auf seine Frau, und als diese ihm sagte, es seien wieder die drei armen Wanderer, da ließ er seine Frau und schlug auf den Mittlern los. „Die Reihe ist jetzt an dem!" sprach er bei sich; es war aber wieder Christus, den er geschlagen hatte. Am andern Morgen bat er abermals um Verzeihung und der Herr sagte wieder: „Schon gut, kein Mensch ist ja ohne Fehler!"

Zum dritten Mal, wieder nach einem Jahre, kehrten die drei Wanderer bei dem Zigeuner ein; jetzt hatte sich Christus an die Wand gelegt. Als der Zigeuner betrunken aus dem Wirthshause kam, schlug er mit Vorbedacht den dritten. „Jetzt dürfen sie einander nichts vorwerfen!" sprach er bei sich, „Jeder hat seinen Theil bekommen." Allein Christus hatte auch diesmal die Schläge empfangen. Als sie am andern Morgen Abschied nahmen, bat der Zigeuner wieder gar sehr um Verzeihung für seine Unart: er meine es gar nicht schlecht; allein wenn er in der Luft sei, müsse er Jemanden schlagen. Da freute sich der Herr, daß er im Grunde ein so gutes Herz habe, und sprach zu ihm „Erbitte Dir dreierlei Gnade!" „So bitte ich," sagte der Zigeuner, „um einen Beutel voll Geld, der nie leer wird, zum zweiten um einen Spiegel mit der

Eigenschaft, daß, wer einmal hineinsieht, sich nicht von der Stelle rühren kann, bis ich ihn fortstoße, und zum dritten um einen Birnbaum vor meinem Haus, stets voll von Früchten mit der Eigenschaft, daß, wer hinaufsteigt, nicht herunterkommen kann, bis ich ihn herunterstoße." „Es soll Dir werden!" sprach Christus und damit zog er mit Petrus und Johannes weiter.

Der Zigeuner freute sich sehr, als er am nächsten Tage seine Wünsche erfüllt sah. „Jetzt habe ich, was mein Herz begehrt; nun kann ich immerfort lustig leben!"

Von da an war er jeden Tag vom Morgen bis zum Abend im Wirthshaus und lebte wie ein Kaiser oder König, aß stets Schweinefleisch und trank stets süßen Rosolie. Endlich aber, als es Zeit war, daß er sterben sollte, kam der Teufel und sprach: „Na, Bruder Midi, jetzt bist Du mein, auf und folge mir!" „Gleich auf der Stelle, nur daß ich meine Sachen zusammennehme, sieh indeß in jenen Spiegel, was für ein schöner Kerl Du bist!" Der Teufel that das gerne, denn er denkt ja auch, er sei schön, und wo er kann, besieht er sich im Spiegel. Der Zigeuner ging indeß in seine Schmiede und machte eine Zange glühend und kam dann und faßte den Teufel an seiner Nase, versengte und dehnte sie; der Arme konnte sich nicht von der Stelle rühren; er brüllte aber vor entsetzlichem Schmerze. Da stieß ihn zuletzt der Zigeuner, daß er zur Thüre hinausflog. Der Teufel aber war froh, daß er sein Leben hatte und lief was er konnte. Als der Teufel außer Athem in der Hölle ankam, erzählte er seinem Vater und seinem Bruder, was ihm begegnet sei, und die mußten die Wahrheit an seiner Nase erkennen. „Du elender Kerl!" sprach der Bruder, „warte, ich will ihn gleich lehren und holen!" Da ging er zum Zigeuner und ohne einen guten Tag zu bieten, rief er von der Gasse, denn er wollte gar nicht in's Zimmer, damit er nicht in den Spiegel sehe, ihm trotzig zu: „He, Midi, Du bist mein, auf, folge mir!" „Auf der Stelle!" sprach der Zigeuner; „ich will nur ein wenig einsacken, daß wir auf dem weiten Wege zu essen haben!" Damit ging er hinaus, brachte einen großen Kohlensack und sprach zum Teufel: „Sei so gut und steige auf den Baum und fülle diesen Sack, bis ich meine Reisekleider anlege." Das gefiel dem Teufel; denn er hatte die schönen Birnen schon lange angesehen und sie zu kosten gewünscht. Der Zigeuner aber ging in die Schmiede, nahm eine lange Eisenstange, schärfte sie an dem einen Ende und machte die Spitze ganz glühend. Dann kam er und stach damit auf den Teufel, daß dieser laut aufheulte; er kletterte immer höher am Baum, damit der Zigeuner ihn nicht mehr erreichen könne. Der aber nahm zuletzt eine Leiter und stocherte immerfort den Teufel in die Seite; der war zuletzt bis in die höchste Baumspitze hinauf, da brach diese ab und er plumpte wie ein Sack herunter und brach noch ein Bein. Dennoch raffte er sich schnell auf und lief unter großem Geheul in einem fort bis in die Hölle. Da kam sein Bruder schadenfroh und rief: „Aha! da hast's! sagt' ich Dir's! da hast's!" Der Zerschlagene aber hielt immerfort die Hände an seine zerstochenen Seiten und zeigte

seinen zerbrochenen Fuß und jammerte entsetzlich. Der alte Teufel stand da und wußte nicht, was er sagen sollte; endlich seufzte er: „Das muß ein gedonnerter Kerl sein, den möchte ich auch kennen lernen!" Er hatte aber dennoch keine Lust, hinzugehen.

Der Zigeuner lebte von da wieder lustig und ungestört noch eine gute Zeit. Als er endlich fühlte, daß er sterben müsse, befahl er, daß man seine lederne Schürze, Vorschürze und Nägel, Hammer und Zange neben ihn lege. Als er gestorben war, kam er vor die Himmelsthür und klopfte an. Da erschien Petrus gleich mit den vielen Schlüsseln und öffnete. Als er aber den Zigeuner sah, rief er: „Du gehörst nicht hierher, Du hast liederlich gelebt!" und schlug damit die Thüre gewaltig zu. Da bat der Zigeuner gar unterthänig, er möge ihn doch einlassen; er wolle alle Schmiedearbeit im Himmel umsonst thun, und schlug gleich einige Nägel in die Himmelsthüre, die herausgefallen waren; aber Petrus war nicht zu erweichen. Da blieb dem Zigeuner nichts Anderes übrig, als in die Hölle zu gehen und da sein Glück zu versuchen. „Da hast Du wenigstens das Feuer umsonst," tröstete er sich, „Du kannst immer Deines Handwerkes pflegen!" Als er an das Höllenthor gelangt war, nahm er seinen Hammer und klopfte. Da kam der junge Teufel mit der langgedehnten Nase und sah durch die Thorritze; gleich erkannte er den furchtbaren Mann und lief voll Entsetzen davon und schrie: „Er ist hier, er ist hier!" Als der Andere das hörte, der auf dem Baum gesessen, lief er mit und den alten Teufel packte die Furcht anfangs auch und er lief gleichfalls und sie kamen in den innersten Höllenwinkel und verkrochen sich. Da sprach der alte Teufel: „Ich möchte ihn doch auch nur sehen!" Und wie sehr ihn die beiden Söhne zurückzuhalten suchten, so ging er doch, denn seine Neugierde war zu groß. Er öffnete das Thor nun ein wenig und steckte seine Nase hinaus: Tschack! schnappte der Zigeuner die Spitze davon mit seiner Zange ab. Der Alte drückte die Thür schnell zu, klemmte aber dabei seinen Bart ein und konnte jetzt nicht frei werden, wie sehr er herumzerrte; seine Söhne fürchteten sich aber, ihm zu Hilfe zu kommen, und so mußte der Alte seinen Geist elendiglich aufgeben und seitdem spricht man nicht mehr vom alten Teufel, sondern nur von seinen Söhnen, dem langnasigen und dem hinkenden Teufel.

Die Zeit aber wurde dem Zigeuner vor dem Höllenthor endlich zu lang; er versuchte es noch einmal an der Himmelsthüre; doch Petrus blieb unerweichlich. Zuletzt wurde er auch zornig und sprach: „Weil man mich denn weder in den Himmel noch in die Hölle einläßt, so ist es mir recht; ich gehe wieder auf die Erde, da gefällt es mir ohnehin besser!" Und so findet man den Zigeuner bis auf den heutigen Tag hier. Wenn er Geld hat, ist er im Wirthshaus; hat er keines, ergeigt er sich einen Trunk oder nimmt den Hammer und macht Schuh- und Lattnägel. (Siebenbürg. Märchen.)

(690.) Der berühmte isländische Zauberer Thorleifr Thordarson († 1647) schloß einst mit dem Teufel (Kölski) einen Vertrag, ihm anzugehören, falls er ihm drei Dinge verschaffe: 1. einen Sack, aus welchem wider seinen Willen Niemand mehr herauskomme; 2. einen Prügel, mit welchem er nie müde werde, zuzuschlagen; 3. daß der Teufel zur Probe in den Sack schlüpfe. Als Alles geschehen war, prügelte Thorleifr aus allen Kräften auf den Teufel los, bis dieser, der erbärmlich schrie, es nicht mehr aushalten konnte und herausfuhr, wodurch der Vertrag gebrochen und Thorleifr frei war. (Maurer, Isländ. Volkssagen.)

(691.) Ein Bauer und der Teufel mietheten einmal ein Stück Landes gemeinschaftlich. Damit später kein Streit über den Ertrag entstehe, sagte der Teufel: Laß uns würfeln, wer das, was über der Erde oder aber das unter ihr wächst, bekommen soll. Der Bauer war's zufrieden. Der Teufel aber glaubte der Pfiffigere zu sein und warf die meisten Augen, so daß er nun haben sollte, was oben wachse. Der Bauer aber, der das Feld zu bestellen hatte, besäete es mit lauter Rüben; da bekam der Teufel im Herbste nur das Kraut. Das ärgerte ihn, aber er konnte nichts dazu sagen. Als sie für das zweite Jahr würfelten, warf der Teufel mit Absicht die wenigsten Augen. Der Bauer aber säete nun Weizen und im Herbste bekam der Teufel die leeren Wurzeln. Der Teufel schimpfte dem Bauer die Haut voll und kündigte ihm an, übermorgen müsse er sich mit ihm kratzen. Hatte der Bauer erst gelacht, so wurde ihm jetzt bange. Sein Weib merkte das und erwiderte, als sie die Ursache erfahren: „Sei nur ganz ruhig, ich will schon mit ihm fertig werden; aber Du mußt ausgehen."

Der Mann ging am bestimmten Tage aus und als der Teufel kam, that die Frau recht böse und ärgerlich. Als der Teufel fragte: was fehlt ihr denn, kleine Frau? „Ach," antwortete sie, „was hab' ich für einen wilden Mann! Da seh' er einmal her, wie er mir mit dem Nagel seines kleinen Fingers diesen großen Riß quer in meinen schönen eichenen Tisch gekratzt hat." — Dem Teufel war das nicht ganz recht, er fragte aber, wo ihr Mann jetzt sei. — „Wo wollt er anders sein als in der Schmiede? Er ist schon wieder dort und läßt sich die Nägel schärfen; er muß wieder was Rechtes im Sinne haben!" — „Da hat sie ganz recht, gute Frau," sagte der Teufel, „es muß ärgerlich sein, so einen im Hause zu haben!" Damit machte er, daß er so schnell als möglich zur Thüre hinaus kam. (Müllenhof.)

(692.) Zu Herrn Wernhard von Strätlingen kam in großer Winterkälte „der Tüfel in eines Bilgers G'stalt". Der Ritter erbarmte sich und schenkte ihm seinen Mantel. Als er später auf einer Wallfahrt auf dem Berg Garganus in der Lombardei gefangen wurde, erschien der Teufel in seinem Kerker, brachte ihm seinen Mantel wieder und erklärte, er habe von St. Michael den Befehl, ihn heim auf sein Schloß zu tragen, weil seine Frau

diese Nacht mit einem Andern Hochzeit halte. Es geschah, Wernhard kam als fremder Spielmann nach Strätlingen zur Mahlzeit, wozu er eingeladen wurde und wo er sich durch einen „halben Ring" zu erkennen gab, und „Wib, Schloß und Herrschaft wiederumb erlanget". (Einiger Chronik.)

(693.) Vor vielen Jahren hörte ein Fischer von Langen-Prozelten am Main Nachts bei abscheulichem Schneegestöber vom andern Ufer her rufen: Fährer hol! so laut, daß er es trotz dem Sturme deutlich vernahm.

Da dauerte den Mann der Wanderer, er fuhr an's linke Ufer und sah, als er noch nicht ganz gelandet, einen großen, starken Mann in dunklem Mantel in den Nachen springen, welcher augenblicklich so tief in's Wasser sank, daß kaum fingerbreiter Rand blieb. Der Fischer, um den unheimlichen Gast bald los zu werden, ruderte aus Leibeskräften. Dieser aber, sobald er in die Nähe des rechten Ufers gelangte, sprang hinaus und machte sich ohne Lohn, noch Dank davon. Wo er aber an's Ufer gesprungen, sah der Fischer im harten Gesteine — eine große Geißklaue, die man unterhalb Langen-Prozelten noch sieht. (Herrlein, Sagen des Spessarts.)

(694 a.) Ein Bauernmädchen, reich und schön, war so stolz, daß sie jeden Freier mit einem Korbe entließ, da keiner ihr vornehm genug war. Da kam Einer, Niemand wußte woher; aber er that groß und trug einen hellgrünen Rock und einen rothen Bart, so daß die erbosten Burschen ihn „Eisvogel" nannten. Darüber ärgerte sich die Dirne gewaltig, und einst als ihr Geliebter bei ihr eingeschlafen war, nahm sie eine Scheere und schnitt ihm den Bart „wurzweg". Da floh Feuer aus dem Bart und versengte ihr das Gesicht, so daß es zeitlebens schwarz blieb; er selbst verschwand brüllend. Es war der Teufel gewesen. (Schönwerth.)

(694 b.) Zu St. Johann im Unterinnthale hat sich Folgendes zugetragen:

Ein Mädchen, die von ihrem Liebsten verlassen war, weigerte sich, als Gast zu einer lustigen Hochzeitfeier mit Tanz und Musik zu gehen. Sie fluchte und tobte in ihrem Schmerze zu Hause, bis der Böse in Gestalt eines schönen grünen Jägers zu ihr trat und sie zum Tanze einlud. Jetzt besann sie sich nicht lange und ging mit ihm zum Hochzeitstanz in's Wirthshaus, um ihrem Treulosen keinen Triumph zu gönnen. Der Jäger tanzte so rasch und so flink, daß ihn alle Hochzeitgäste bewunderten, und sang und sprang von allen Tänzern am höchsten und besten; trotz dem allen aber graute doch Jedem in seiner Nähe, denn er hatte einen Blick wie eine Schlange, schlau und giftig. Aber die Dirne machte sich nichts aus Allem; sie war lustig die ganze Nacht hindurch. Auf dem Heimwege fragte sie der Jäger, ob er nicht in der nächsten Nacht zu ihr „fensterln" kommen dürfe? Sie erlaubte es freudig.

In der Nacht vom Stelldichein, als der Kirchthurm die zwölfte Stunde schlug, klopfte es an das kleine Fenster der Dirne. Das Mädchen machte auf, den Jäger zu grüßen, aber der Jäger, eine fürchterliche Teufelsgestalt, griff

nach ihr und riß sie durch die schmalen Eisenstäbe hindurch, daß Fetzen von Haut und Fleisch an den Stäben hangen blieben und das warme Blut über die Wände rann, und fuhr mit der Schreienden durch die Luft davon.

Die rothen Blutflecken kann man nicht fortwaschen und nicht verstreichen bis auf den heutigen Tag. Es geht damit, wie mit dem Blutfleck am Fenster des Klosters zu Maulbronn in Schwaben, durch das der Teufel den Doctor Faust zerrte. (Alpenburg, Mythen S. 277.)

(695.) Ritter Kuno von Kastelen (zwischen Willisau und Ettiswil) war ein habsüchtiger Mann, der einst sich dem Teufel verschrieb, damit er ihn zum Reichsten der Gegend mache. Der Teufel erschien in Zwerggestalt, mit Knotenstock, Bocksfuß und einer Bärenmütze, seine Hörner zu verbergen, und verwandelte alle Steine und alle Holzblöcke im Hofraume der Burg in Gold, was so glänzte, daß der Ritter erblindete und dem Zwerge in die Arme sank. Sogleich trug dieser ihn fort, die Schätze aber versanken in die Erde. Alljährlich am Charfreitag zur Mittagsstunde kommt etwas davon an's Tageslicht, aber als Holz oder als Stein. Wer es dann erhascht und sieben Tage lang in finsterer Truhe liegen läßt, findet es als gediegenes Gold. (Wanderer in der Schweiz VIII. 145, Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern I. 241.)

(696.) In Reit hat man den Brauch, daß bei einer Hochzeit die meisten Leute von den Höfen der Pfarre eingeladen werden, so daß oft über zweihundert Hochzeitgäste zusammenkommen, besonders die, welche lustige Leute sind.

Als einst ein Brautzug mit sämmtlichen Gästen vom Wirthshause in der Nacht nach Hause ging, kam ein Spaßvogel dortiger Gegend, der Manharscht Barschtl von der Higna, auf hohen Stelzen in Teufelsvermummung entgegen gegangen, um die Gäste zu erschrecken. Er kam zu ihnen bei der „Mehrerbrücke“ am Wege der Reit nach der „Higna“. Das ist eine häßliche schroffige Gegend mit steilen Thalabhängen.

Alles lief davon und auseinander. Der Barschtl kehrte lachend und jauchzend um und eilte seiner Heimat zu (zum Hofe z'Manhart'n), aber — auf einmal kam ihm ein noch größerer Teufelsriese entgegen, auch auf Stelzen, und so hoch, daß er fast zum Himmel hinaufreichte.

Herrgott und alle Heiligen! schrie der Barschtl, warf die Stelzen fort, sprang über das Gewände gegen den Bach hinab und rannte nach Hause, wo er so naß ankam, als ob er im Bache gelegen hätte. Wie er über die Felsen, ohne sich zu beschädigen, hinweggekommen, wußte er selbst nicht mehr. Er hat sich nie wieder als Teufel vermummt. (Alpenburg. S. 281.)

(697.) Eine Krügerin zu Eichmedien in Ostpreußen war so gottlos, den Bauern öfters zwei Stof Bier statt eines anzuschreiben. Die Bauern aber merkten das, und als es nun zur Bezahlung kam, hielten sie ihr den Betrug vor und sprachen zu ihr: Wollt ihr zu Gott kommen, so müßt ihr recht thun. Andere sprachen: Sie hat zu Gott nicht Lust, sondern zum Teufel. Die Krügerin

aber fing darauf an, sich zu verfluchen, daß sie der Teufel mit Leib und Seele vor ihren Augen wegnehmen sollte, wo sie ihnen auf einen Stof Unrecht gethan hätte. Der Teufel aber hat nicht gesäumt, ist stracks in die Stube gekommen und hat sie vor ihren Augen angefaßt. Dabei ist ein schreckliches Sausen und Brausen in der Stube geschehen und die Anwesenden haben sich so erschrocken, daß sie für todt zu Boden fielen. Der Teufel aber hat sie zum schwarzen Gaul gemacht und ist auf ihr denselben Abend nach Schwarzstein vor die Schmiede geritten, da hat er den Schmied geweckt und von ihm verlangt, er sollte ihm seinen Klepper beschlagen. Der Schmied wollte nicht, da das Feuer schon ausgelöscht und auch sein Gesinde zur Ruhe gekommen war. Aber der Teufel hat nicht nachgelassen, sondern hat gesagt: Ich habe Briefe, die muß ich noch diese Nacht zur Stelle bringen; wo Du nicht wirst aufstehen und mir meinen Klepper beschlagen, so will ich Dich vor meinem gnädigsten Herrn verklagen. Da erschrak der Schmied, stand auf und fertigte die beiden Hufeisen. Wie er nun aber die Eisen dem Pferde auf den Fuß gelegt hat, fing das Pferd an zu reden und sagte: Nur sacht, Gevatter, denn ich bin die Krügerin aus Eichmedien. Der Schmied erschrak, daß ihm die Zange sammt dem Eisen aus den Händen fiel. Der Teufel hat ihn immer angetrieben, sich zu fördern, denn er müßte noch die Nacht mit den Briefen zur Stelle sein. Aber der Schmied, halbtodt vor Entsetzen, kam mit der Arbeit nicht vorwärts und endlich krähte der Hahn. Da ist das Pferd wieder zum Menschen geworden. Der Teufel hat die Krügerin dreimal auf's Maul geschlagen, daß ihre Lebtage seine Finger und Klauen in den Backen zu erkennen waren, „sind also wie Theer geronnen gewesen", und ist verschwunden. Die Krügerin hat hernach noch ein halbes Jahr gelebt, aber sie ist umhergelaufen wie „ein unsinniges Mensch" und konnte weder eingesperrt noch angebunden werden; auch die Sprache hatte sie verloren. Die Hufeisen wurden zu Schwarzstein in die Kirche gehängt, wo sie noch der Bischof Paul Speratus bei einer Kirchenvisitation im Jahre 1562 gesehen hat. Die Begebenheit soll sich im Jahre 1473 ereignet haben. (Toeppen, Masuren. S. 119.)

(698.) Die Küsterfrau zu Eldena war einmal zur Abendzeit mit Buttern beschäftigt. Da fragte die kleine Tochter ihrer Nachbarin: „Weshalb hängst Du denn nicht die drei Knebel über das Butterfaß, wie doch die Mutter stets zu thun pflegt?"

Die Küsterfrau verstand zwar nicht so recht, was hinter der Frage stecken möge; aber neugierig, wie Evens Töchter alle, überredete sie die Kleine, die drei Knebel herbeizuholen und hängte sie über das Butterfaß. Und kaum, daß sie den Butterstab ein Dutzend Mal hatte auf- und niedergehen lassen, so war er so schwer geworden in ihrer Hand, daß sie ihn fast nicht mehr zu handhaben vermochte. Sie hob den Deckel ab, um nachzusehen, was vorgegangen sei und — wunderbar! — das ganze Faß war beinahe von Grund auf voll der schönsten, gelben Butter geworden. Wie groß der Reichthum sei, das sah

sie erst recht, als die Butter ausgehoben und zusammengeknetet war. Da schlug sie voll freudigen Erstaunens die Hände zusammen über die schöne, große Butterschlage und konnte sich gar nicht satt daran sehen, in der herrlichen Aussicht, wie fett sie nun den Kohl kochen, und den Pfannkuchen backen, und das Eirühr schmoren und die Fische braten und das Brot bestreichen könne.

Während die gute Frau aber noch so dastand in ihrer Herzensfreude, kam ihr plötzlich ein grinsend freundliches Mannsgesicht vor Augen, das unter einem großen, mit einer Hahnenfeder gezierten, dreieckigen Hute zur Thür einsah.

„Es freut mich," sprach der Fremde, „Euch einen kleinen Dienst erwiesen zu haben! So guten Frauen gefällig zu sein, wie Ihr deren eine seid, ist mir allemal eine wahre Seelenlust. Gern will ich Euch auch ferner zu Gefallen sein; schreibt nur Euren Namen in dies Buch, damit ich Euer nicht vergesse!" und dabei hielt er ihr ein großes schwarzes Buch zur Eintragung ihres Namens hin.

Man sieht's, der Mann verstand den Fuchsschwanz gut zu streichen, und wer weiß, was die Küsterfrau gethan haben würde, wenn nicht glücklicher Weise in diesem Augenblick ihr Mann herzugetreten wäre. Der hatte von ferne des Fremden Worte mit angehört und fragte nun: „Was ist es denn, womit Ihr meiner Frau gedient haben wollt?"

„Dies Geschenk hier," erwiderte der Fremde, auf die drei Knebel hinweisend, „das ich Eurer Nachbarin gegeben habe, hat Eure Frau sich angeeignet. Butter bringt's Euch, so viel Ihr haben wollt, und in Eurem Willen steht's, wollt Ihr's behalten oder nicht!"

Hier schob ein leiser Luftzug den einen Zipfel vom Mantel des Fremden so weit zurück, daß es gerade genug war, unter dem langen Kleidungsstücke einen Pferdefuß dem Küster sichtbar zu machen. Dies war dem erfahrnen und muthigen Manne genug; statt aller Antwort griff er flugs nach den drei Knebeln hin und schleuderte sie mit solcher Gewalt dem Bösen in's Angesicht, daß dieser rücklings der ganzen Länge nach zu Boden fiel.

Das war nun aber dem Bösen außer allem Spaß und er sah nun wohl, daß ihm hier sein Weizen nicht blühen werde. „Ist's so gemeint," sprach er sich aufraffend, „so nehme ich Alles als mein Eigenthum zurück," und damit that er, zum großen Schrecken der Küsterfrau, als guter Frankfurter einen kühnen Griff in die Butter.

Allein so flink ging es nicht, mit dem Küster fix und fertig zu werden. Der war ein Mann von altem Schrot und Korn, der nicht zum schlimmen Spiel eine gute Miene machte. „Gemach, gemach, Herr Urian," sprach er, „Ihr seid zu eilig bei der Sache! Die Butter gehört nicht Euch allein, sondern mir und Euch. Sie ist aus meiner Milch und Euren Knebeln. Wollt Ihr, so will ich sie theilen zwischen uns! Nur so sind wir geschiedene Leute!"

Das Pulver hat der Teufel nicht erfunden und fand auch nicht, was

gegen den Vorschlag einzuwenden war. „So theilet denn!" war die kurze, verdrossene Antwort, die er murrend von sich gab.

Da theilte der Küster, aber er theilte so, daß er das Meiste behielt. Und nichts war dagegen auszurichten, wie knurrig auch der dumme Teufel sich geberden mochte.

Der Einfaltspinsel hatte ja nur Theilung sich bedungen, aber nicht eine Theilung in gleiche Hälften. So ward er denn über's Ohr gehauen und mußte mit langer Nase davonziehen; denn wie der Mann ist, wird ihm die Wurst gebraten. (Niederhöffer, Mecklenburg, II. S. 168.)

(699.) Nahe beim Klösterchen Mariä Krönung bei Baden führt ein Fußweg bergan auf den Kreuzberg. Von dessen Bergscheitel aus erblickt man südöstlich eine Senkung, wo sich ein wildes rauhes Thal eröffnet, um welches hohe Bergwände einen Halbkreis bilden. Mitten auf dem Abgrunde erhebt sich eine fünfzig Fuß hohe Säule von Nagelfluh, einem Schloßthurme auffallend ähnlich, genannt die Teufelskanzel, weil von ihr herab der Teufel gepredigt habe.*) Zerstreute, eingesunkene Nagelfluhtrümmer gleichen hier Ruinen. Die Leute sagen, man höre hier bisweilen dumpfen Gesang oder klägliches Geschrei. Der Abgrund heißt Teufelskeller. Seine Steinbrocken sind aus den Urgebirgen von Glarus und Graubünden her. Jetzt ist es eine Zuflucht von Habichten, Uhus, Nattern, Eidechsen, Füchsen und wilden Katzen. (Rochholz.**)

Daß in diesen Sagen mit Vorliebe Schmiede als Bekämpfer von Tod und Teufel auftreten, hat seinen guten Grund darin, daß dieser Beruf in den Mythen stets als ein solcher von Göttern (Hephästos

---

*) Bei Baden-Baden giebt es nicht nur eine Teufels-, sondern ihr gegenüber auch eine Engelskanzel, und die bezügliche Sage ist unter den schönen Fresken der Trinkhalle abgebildet.

**) Es ist begreiflich, daß die sogenannten erratischen Blöcke (Findlinge), welche in der ersten Eiszeit von den aus den Alpen den Stromthälern nach weit gen Norden und Westen reichenden Gletschern in das Land hinaus oder von den Polargegenden her auf schwimmenden Eisblöcken nach entfernten Gestaden oder Stellen jetzt trocken liegender Meere getragen wurden und sich jetzt so weit von ihrer ursprünglichen Heimat befinden, vom Volke, das sich diese Erscheinung nicht erklären konnte, mit dem Teufel in Verbindung gebracht wurden. An unzähligen Orten heißen diese Blöcke Teufelsberge, Teufelssteine, Teufelskanzeln, wie die Menhirs und Dolmen der mitteleuropäischen Steinzeit Teufelsküchen und die Hünengräber Teufelsbetten u. s. w., und es knüpfen sich an sie Sagen, nach welchen sie der Teufel (wie früher die oft gefoppten Riesen) an ihren nunmehrigen Standort geworfen habe. (Vergl. Baer, Der vorgeschichtliche Mensch, S. 20 und 293.)

und der Hammerträger Thor) und Göttersöhnen oder Heroen (Wölund u. s. w.) erscheint, deren Aufgabe es ja eben ist, als Allmächtige das Böse und die Lebensverneinung zu überwinden. Namentlich scheint der Schmied von Jüterbogk auf den Licht und Leben bringenden slawischen Morgengott (Jutro bog) hinzuweisen, nach welchem obige Stadt wahrscheinlich benannt ist. (Nork Myth. der Volkssagen S. 358, 374 ff., 413 ff., 569. Vergl. Grimms Sagen 207—210 und 328.)

Die gegenwärtige Vorstellung des Todes als eines Gerippes mit der Sanduhr und der Sense ist neu. In den Todtentänzen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erscheint er stets nur als abgemagerter Leichnam, erst im sechzehnten in erwähnter Gestalt. Der oder vielmehr die vielen Teufel der Volkssage haben wenig mit dem persisch-jüdisch-christlichen Ahriman-Satan, sondern mehr mit den heidnischen Riesen gemein, aber auch Vieles von den Göttern erhalten. Der Teufel erscheint gewöhnlich als Jäger oder Schütze mit Hahnfeder, auch als schwarzer Hund, Schlange, Drache und in anderen Gestalten und nur, wenn er einen ihm Verfallenen holt, in der von den alten Panen (oben S. 163) entlehnten Gestalt. Dabei aber erinnert der Bocksfuß auch an Thors Böcke, der Pferdefuß an Lokis Verwandlung als Pferd, die grüne Kleidung und Farbe an Odins Erscheinung als wilder Jäger, die Verwandlung als Hund und Drache an den Höllenhund und Midgardswurm, das schnelle Erscheinen an Odins und Thors Ritte und Fahrten. Die nordische Todesgöttin Hel, Lokis Tochter, ist es ohne Zweifel, welche in der Volkssage zu des „Teufels Großmutter“ wurde. (Vergl. G. Roskoff, Gesch. des Teufels, 2 Bde., Leipzig, 1869.)

II. Hexen und Feen.

Es ist bereits erwähnt, daß in der deutschen Sagenwelt die Stelle der Riesen, d. h. der gewaltigen Naturkräfte, oft von den Hexen, sowie in der keltisch-romanischen Sage von den Feen eingenommen wird — eine Stellvertretung, welche offenbar durch Fortschreiten der Civilisation bedingt wurde. Die letztere führte nämlich eine stufenweise Erhöhung des Geistes über den Körper mit sich;

gleichlaufend mit Ausbreitung und Befestigung der Bildung, wurde der Körperkraft weniger und der Geisteskraft mehr Wirksamkeit zugeschrieben, wenn auch die Thaten der letztern dieselben blieben, wie die der erstern gewesen waren, nämlich staunenswerthes, mächtiges Schaffen sowohl als Zerstören.

Damit kehrte die Sage naturgemäß wieder zu dem Standpunkte zurück, den sie in den Erzählungen von den Zwergen eingenommen, nämlich zur Annahme hoher geistiger Gaben ohne großen mächtigen Körper. Die Hexen und ihre keltische Modification, die Feen, als Nachfolgerinnen der Riesen, haben jedoch nichts zwerghaftes; sie kämpfen nicht, wie die Zwerge, vergebens gegen die Uebermacht der Menschen an, sie dienen nicht, wie dieselben, den Menschen; sie trotzen vielmehr erfolgreich den Sterblichen und verfügen über deren Wohl und Wehe. Wie im Christenthum der Teufel an die Stelle der Riesen trat, so sind daher auch die Hexen und Zauberer des Teufels Begleiter und Untergebene. Ihr Ursprung reicht jedoch weit über das Christenthum in die altdeutsche Mythologie hinauf.

Uralt ist die Parallele zwischen den Tages- und den Jahreszeiten. Es liegt sehr nahe, den Morgen dem Frühling, den Mittag dem Sommer, den Abend dem Herbst und die Nacht dem Winter zu vergleichen. Die wilden dämonischen schädlichen Naturkräfte, welchen die Riesen entsprechen, walten vorzugsweise im Winter oder sind einer winterartigen (d. h. kalten und unfreundlichen) Unterbrechung anderer Jahreszeiten ähnlich. Dem Winter analog ist die Nacht, und daher die den Riesen zunächst verwandten und sie substituirenden Nachtwesen solche, welche die Nacht und das in ihr regierende Gestirn, den Mond bedeuten. Die Jahreszeiten wirken mehr auf die Körperwelt, die Tageszeiten mehr auf Gemüthsstimmungen; daher sind die Personificationen jener groß und stark, aber wenig geistig begabt, diejenigen der Tageszeiten aber umgekehrt geistig hervorragend, körperlich nicht.

Die Nacht wird vom Monde und vom Sternenheer erhellt, und diese Erscheinungen sind so überwältigend in ihrer Mannigfaltigkeit, daß ihnen, mehr als der sich stets gleichbleibenden Sonne, Einfluß auf das Menschenleben zugeschrieben wird. Das Dämmer-

licht, das die Gestirne der Nacht hervorbringen, abwechselnd mit völliger Dunkelheit, stimmt den Menschen mehr zur Annahme dunkler, räthselhafter, sein Leben regierender Mächte und Wesen, dämonischer Gewalten, als der helle Tag mit seiner blendenden Sonne, der kein Auge Stand hält, die keine Beobachtung gestattet. Am Tage arbeitet der Mensch und hat daher keine Zeit, über Räthsel des Lebens und der Welt nachzudenken; die Nacht ist daher die Periode, welche das Grübeln über Schicksal und Fügungen begünstigt, namentlich da der geheimnißvolle zaubergleiche Schlaf und der diese Eigenschaften in noch höherm Maße besitzende Traum zu räthselhaften Beziehungen und Ideenverknüpfungen auffordern.

So wurde denn schon im Alterthum der Mond als ein auf das Schicksal der Menschen einwirkendes Wesen aufgefaßt. Das Auffallendste an diesem Weltkörper ist aber die Veränderung seiner Gestalt. Astronomisch genommen, sind seiner Gestalten vier: Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel. Dem Augenschein aber fallen blos drei Gestalten auf, entweder in der Weise: wachsender, voller und abnehmender Mond (den unsichtbaren Neumond nicht gerechnet), oder in dieser: leerer, halber (zu- oder abnehmender) und voller Mond. Daraus ergab sich von altersher entweder eine dreifache Gestalt des Mondwesens oder seine Zertheilung in drei Gestalten oder Personen.

Beispiele sind die dreileibige Hekate einerseits und anderseits die Kleeblätter der Eumeniden oder Erinnyen (Furien), Gorgonen oder Phorkiden, Moiren (Parzen) und Chariten (Grazien). Nicht weniger gehört der Wettstreit der drei Göttinnen Hera, Athena und Aphrodite vor Paris, d. h. der Mondgestalten vor der Sonne, in diesen Anschauungskreis. Im deutschen Märchen erhielt sich derselbe in den Gestalten von Ein-, Zwei- und Dreiäuglein, und in vielen anderen Dreizahlen von Geschwistern, unter denen zwei mißgestaltete oder boshafte die dritte, schöne und gute, demüthigen und verfolgen. Es sind die unvollkommenen Mondgestalten, welche neidisch auf den Vollmond sind, der sie aber gehörig beschämt. Hierher gehört namentlich Aschenbrödel (Aschenputtel), das auch in Island ähnlich erzählt wird. Zu einem ganzen Volke wurden die Mondgestalten in den

Amazonen, welche in der einen Brust (der Mondgestalt) und dem mondförmigen Schilde ihre Bedeutung als Nachtwesen, bei welchen das männliche Element (Tag und Sonne) unterdrückt ist, verrathen.

Bekanntlich hat auch der Norden seine Amazonen, die Valkyrjar, Walachuriun, Walküren, welche der Schlacht vorstehen, den Kämpfern weissagen, ihnen Sieg oder Tod bringen. Sie reiten in den Krieg und geleiten die Gefallenen nach Walhöll (Walhalla). Auch blieben sie Jungfrauen. Wöluspa nennt ihrer sechs, Grimnismal dreizehn, was sich auf die Mondumläufe des halben und ganzen Jahres beziehen muß. Dessenungeachtet können die Walküren auch (Simrock d. M. S. 344) auf die Wolken und später auch auf Mächte des Seelenlebens bezogen worden sein.

Die bleibendste Bedeutung unter diesen Gestalten behielten die Schicksalsgöttinnen (Moiren): Klotho, welche den Faden des Lebens spann, Lachesis, welche ihn hielt, und Atropos, welche ihn abschnitt. Ganz ihnen entsprechend sind die nordischen Nornen, Nornir: Urdhr, das Gewordene, Werdhandi, das Werdende und Skuld, das werden Sollende, Künftige. Sie sitzen an dem Brunnen bei der heiligen Esche, bestimmen jedes Menschen Lebenszeit, fällen über Jeden ihr Urtheil und werden als Spinnerinnen des Lebensfadens vorgestellt, wie die Moiren. Sie sind, sagt Simrock, göttlichen Ursprungs, aber bei Riesen auferzogen, sie sind älter als die Götter selbst, weil diese altern. In der Norna-Gest-Saga heißen sie Völvur oder Spâkonur; zwei von ihnen beschenken das Kind mit brennenden Kerzen, die Dritte wünscht ihm nicht längeres Leben, als die Kerze brennt, worauf die erste sie löscht und aufbewahrt. Diese drei verhängnißvollen Spinnerinnen leben denn auch unsterblich in den Sagen und Märchen des Volkes fort.

In verblaßtem Bilde erscheinen die Nornen als komisch gestaltete alte Spinnerinnen in Schwedens und Norwegens Märchen, sowie in den deutschen. Man vergleiche Grimms „Drei Spinnerinnen“, sowie „Frau Holle und die zwei Mädchen“ mit den entsprechenden bei Bechstein und Panzer und folgenden Sagen:

(700.) In vielen Gegenden Böhmens ist es der Gebrauch, wenn ein Kind zur Welt kommt, die Nacht darauf einen Laib Brot mit Salz auf den

Tisch zu legen. Dieses ist für die drei Frauen bestimmt, die über das Schicksal des Kindes bestimmen. Diese Frauen heißen Richterinnen (Sadičky).

Ein Hauptmann übernachtete einmal in einem Bauernhofe, wo eben ein Söhnchen zur Welt gekommen war. Um Mitternacht wurde er durch ein Geräusch geweckt, und als er leise hinter dem Ofen, wo er lag, hervor sah, erblickte er drei weißgekleidete Gestalten mit brennenden Kerzen, die saßen an dem Tische und aßen von dem Brote, das ihnen vorgestellt worden war. Da sprach die eine: Nun, welchen Todes soll er sterben? Durch das Beil? Nein, sagte die andere, er soll erschossen werden. Thut das nicht, sagte die dritte. Ihr seht ja, sie haben uns bewirthet, laßt ihn eines sanftern Todes sterben. Nun gut, sagte die erste, er soll also in seinem eigenen Brunnen ertrinken und zwar im 18. Jahr. Hierauf erhoben sich alle Drei und verschwanden. Früh erzählte der Hauptmann dem Bauer, was vorgefallen sei, zeichnete sich auch Jahr und Tag genau auf und zog weiter in's Feld. Nach achtzehn Jahren reiste er zu Fleiß nach dem Bauernhofe, um den Tod des Jünglings zu verhindern. Eben traf er den Vater, wie er beschäftigt war, den Brunnen zu verschallen, damit der Sohn nicht hineinfallen könne. Der Sohn war auf dem Felde. Bevor jedoch die Verschallung fertig war, kehrte der Sohn zurück, und da er heftigen Durst fühlte, trat er zum Brunnen und wollte trinken. Aber der Vater ließ es nicht zu. Da wurde der Jüngling bleich, sank zusammen und stürzte leblos über den Rand des Brunnens in's Wasser. So war es doch gekommen, wie die Richterinnen geweissagt hatten. (Grohmann Böhmen. S. 4.)

(701 a.) Es war in alten Zeiten, als Aare sangen, heilige Wasser rannen von Himmelsbergen, da hatte Borghild Helgi den Muthgroßen geboren in Bralundr. Nacht war in der Burg, Nornen kamen, welche dem Edeling das Alter bestimmten. Diesen Fürsten begabten sie, der Kühnste zu werden und der Könige bester zu dünken. Sie schnürten mit Macht die Schicksalsfäden, da brachen die Burgen in Bralundr; sie breiteten aus goldene Fäden und festigten sie mitten unter'm Mondessaal. Sie bargen östlich und westlich die Enden, da hatte der König das Land in der Mitte. (Edda, das erste Lied von Helgi dem Hundingstödter.)

(701 b.) Im 158. Kapitel der Nialssaga sieht Dörrudr durch eine Felsenspalte singende Frauen an einem Gewebe sitzen, wobei ihnen Menschenköpfe als Gewicht, Därme zum Garn und Wift, Schwerter zur Spule, Pfeile zum Kamme dienen. In ihrem schauerlichen Gesange bezeichnen sie sich selbst als Valkyriur und ihr Gewebe als das für den Zuschauenden. Zuletzt zerreißen sie es, besteigen ihre Pferde und sechs reiten gegen Süden, sechs gegen Norden. (Grimm.)

(702.) Auf der Leewasserbrücke unweit Ingenbohl und Brunnen im Kanton Schwyz, sieht man zuweilen Mitternachts eine Spinnerin sitzen und spinnen, das Rad Silber, der Flachs Gold, ihr Auge funkelnd,

ihr Gesicht weiß. Führt man Mädchen, die nicht gern spinnen, ihr zu und sie thun ungeberdig und wenden sich ab, um sie nicht zu sehen, so bleibt ihnen der Kopf verdreht. (Reithard, Gedichte und Sagen aus der Schweiz.)

(703.) In Thüringen lebt die Sage vom spinnenden Mädchen am Brunnen und der Spindel, wo jedoch die böse Schwester, der sie den Verlust klagt, sie in den Brunnen stürzt. Auf das weite Feld gekommen, findet sich ein weißes Männchen bei ihr ein und dann begleitet sie ein „Bardel" mit Geige und Sang. Eine rothe Kuh bittet sie, sie zu melken, da die Milch sie drücke, und endlich gelangt sie zu einer prachtvollen, vielthorigen Stadt, wo das Männchen sie fragt, ob sie hinein wolle durch das Gold- oder das Pechthor. Sie wählt bescheiden letzteres und wird geführt durch ersteres, wo Alles von Gold leuchtet und ihr Antlitz schön und ihre Kleider vergoldet werden. Weiter: ob sie im weißen oder schwarzen Hause wohnen wolle? Gleicher Erfolg. Endlich: ob sie mit den schönen Spinnerinnen Goldflachs spinnen und essen oder mit Katzen und Schlangen speisen wolle? Sie schweigt und kommt zu jenen und endlich durch das Goldthor, von einem andern Männchen begleitet, golden heim, wo der gelbe Hahn sie ankündet. Die Schwester geht auch, folgt einem schwarzen Männchen, begehrt durch's Goldthor und kommt durch das pechige in eine Nebelwohnung zu Schlangen, Kröten und Katzen, wo sie weder Nachts noch Tags Ruhe findet. (Panzer.)

(704.) Auf der Altenoren-Alp im Glarnerlande trieben Geister ihr Unwesen. Namentlich saß auf dem Käsboden im „Heuet" jedesmal, wenn der Knecht des Alpbesitzers mit einer Heubürde auf den Gaden ging, im Heuloch eine Jungfrau, mit Stricken beschäftigt, die ihm, so wie er die Leiter aufstieg, jedesmal die Bürde auf den Gaden hinein „stürben" half. Als er das einst einem andern Knecht, welcher das Heu zusammen rechete, erzählte, erklärte dieser, er wolle jetzt einmal tragen und die Jungfer etwas anrühren. Als er dem Gaden zuging, saß diese wie gewöhnlich im Heuloche, rückte jedoch nicht vom Platze, als er die Leiter hinanstieg, zerkratzte ihm, als er sein Vorhaben muthwillig beginnen wollte, tüchtig das Gesicht und warf ihn die Leiter hinunter, daß ihm das Spaßen verging. (Jost Zweifel im Hof, im Linththale.)

(705.) Nahe bei Kissingen in Unterfranken stand die Burg Botenlauben, worin einst drei Schwestern in die Tiefe versanken. Sie ließen sich zuweilen sehen: zwei kreideweiß, die dritte halb weiß halb schwarz, mit einem Geißfuße. Nur die zwei ersten waren gut, die Schwarze böse: bei Kindstaufen war die letztere immer dem Kinde feindlich. Sie wohnten auch Hochzeiten und Begräbnissen bei; ja sie zogen in den Krieg, ritten auf Pferden und thaten mehr als die Helden. (Panzer.)

(706.) Zu Ober-Larg im Elsaß steht ein seit längerer Zeit unbewohntes Haus, von dem die Sage geht, es seien drei Spinnerinnen darin, die

unaufhörlich fortspinnen. Drei Buben aus dem Dorfe wollten sie einst sehen und gingen in das Haus bis auf den Speicher. Da saßen nun wirklich die Drei und spannen so schnell, daß die Räder ganz feurig wurden. Die, welche in der Mitte saß, war viel größer als die zwei anderen, und ihr langes Haar fiel zu beiden Seiten über die Schultern herab. (Wolf Zeitschr. f. d. Mythologie I. Bd. S. 401.)

(707.) Das Städtchen Ziegenhals in Schlesien hieß einst „goldenes Eck", „goldener Eckstein" und hatte den Namen wohl vom Schlosse, welches drei Schwestern bewohnten. Diese nämlich seien so reich gewesen, daß sie ihr Geld, statt zu zählen, mit Gefäßen maßen.

Nun wollten sie einst theilen. Das machten sie so: Eine von ihnen, welche blind war, sollte jedesmal mit der Hand über das Gefäß fahren, ob es voll sei. Sobald jedoch die Reihe an sie kam, hatten sie das Gefäß umgestürzt, so daß nur der Boden mit Gold bedeckt war.

Nach der Theilung trennten sich die Drei und die Blinde verließ das Schloß. Als sie aber die Schloßbrücke überschritten, vernahm sie hinter sich ein lautes Getöse. Als sie zurückkehrte, um zu erfahren, was vorgefallen, fand sie keine Spur mehr vom Schlosse; es war mit den falschen Schwestern in den Grund versunken, wo ihre Schätze noch sind. (Ueber Land und Meer, V. Bd., 1861, S. 131.) Dieselbe Sage spielt mit Abänderungen auch in Tirol und an vielen anderen Orten. Ueberall aber ist die blinde Schwester der unsichtbare Neumond. In den vorhergehenden ähnlichen Sagen ist die halb schwarze und halb weiße der Halbmond, die ganz weiße der Vollmond.

(708.) Die drei heiligen Jungfrauen, bald genannt St. Anbetta, Gwerbetta, Villbetta; bald Ainpet (Einbeth), Wolbett (Warbeth, Worbetta), Wilbeth (Firpet), bald Aubet, Guerre und Cubet oder Aubeta, Carona und Bavina, verehrt zu Meransen in Tirol, in Ober- und Niederbaiern, Worms, Straßburg und anderswo, gelten bald als Solche aus der Zahl der elftausend Jungfrauen der heiligen Ursula, welche, verfolgt von Attilas Horden in Meransen Zuflucht gefunden, wo man eine Quelle und einen Kirschbaum zeigte, die auf ihre Bitte entstanden seien und zu denen man in Schlehdorf, besonders zur Pestzeit, namentlich Nachts in Procession mit Fackeln wallfahrtete, bald gelten sie als bloße Gebetsymbole (Ein- oder Anbet, Wohlbet, Vielbet). (Panzer.) Auch heißt es, auf dem am Kochelsee liegenden Hügel sei einst ein Kloster gewesen, früher ganz im Wasser, und darin haben drei Jungfrauen gewohnt, zwei davon weiß, die dritte schwarz mit weißem Schleier, von einem Hündchen begleitet. Im Berge bei Schlehdorf war eine ihnen gehörende Goldader. Sie spannten von ihrer Kapelle bis nach dem eine Stunde entfernten hochliegenden Fels bei Ohlstadt, genannt die Fesch, ein Seil. (Panzer.)

Eine Sage versetzt sie in den Karlsberg unweit der Würm in Ober-Baiern als drei sehr schöne Jungfrauen, auf Erlösung harrend, in der

heiligen Nacht bei Lichtern singend, einen Hort hütend, auch in Schlangengestalt durch Küsse zu erlösen. (Vergl. Nr. 131 und 158.)

Im Wormser Dome zeigt man drei Bilder, gekrönte Töchter eines burgundischen Frankenkönigs mit den Namen St. Einbede, St. Warbede, St. Villebede, von den Hunnen gemartert. (Panzer.)

Auch in der alten Peterskirche in Straßburg zeigte man ihre Gräber, als Ursulas und nachher Aureliens Gefährtinnen. (Zingerle.)

(709.) Im Elsaß und in Basel sind Chrischona, Ottilia und Margaretha bald Töchter eines Ritters auf Mönchenstein, bald auf Pfeffingen, auf Pfirt, bald auf den drei Schlössern Rapoltstein. Im Langenholz, zwischen Werenzhausen und Hagenheim gehören sie unter die elftausend Jungfrauen der heiligen Ursula, und ihre drei Gräber, nahe an einem „Römersträßchen", sind ein uralter Wallfahrtsort mit Votivzeichen. In Altkirch heißen sie Mechtund, Chunegrund, Wibrand, in Frauenroth Pellmerge, Schwellmerge und Krischmerge. Die drei Erstgenannten winkten sich einander Tags mit einem Taschentuche, Nachts mit Lichtern und riefen sich durch ein Sprachrohr zu. (Elsaſſ. Volksbüchlein von Aug. Stöber.)

(710.) Im kleinen Dorfe Schildturn in Niederbaiern ist mitten im dreizehnten Jahrhundert die Kirche gebaut und unter Anderen zur Ehre der drei heiligen Jungfrauen aus der Gesellschaft der heiligen Ursula: „Ainbeth, Barbeth, Willbeth" eingeweiht worden. Ein Altarbild, späterer Kunst, zeigt die mittlere weiß gekleidet, die andere im blauen Mantel, die dritte im rothen. Man wendet sich in allen Nöthen an sie, namentlich unfruchtbare und gebärende Frauen, und weiß von Hilfe in Pest. (Panzer.)

(711.) Vor vielen hundert Jahren kamen drei Jungfrauen in die Gegend von Langenaltheim in Mittelfranken, wo sie sich, da noch Alles Wald war, verirrten. Sie gingen drei Tage herum, ohne einen Ausweg zu finden; da hörte die Aelteste, Adelheid, ein Glöcklein läuten und ging mit den Schwestern Adelgard und Laura dem Tone nach und aus dem Walde. An dessen Ende trafen sie einen großen Birnbaum voll reifer Früchte und unter ihm einen klaren Brunn. Beide erquickten sie. In der Nähe lagen einige Häuser und ein Kloster, Langenhaid. Sie fanden hier gastliche Aufnahme und bauten an der Stelle des Baumes und Quells eine schöne Kirche, unter deren Altare sie begraben sein sollen. An der Kanzel sind ihre Bildnisse, die Aelteste mit aufgehobenem Finger, in langem scharlachrothen Kleide, mit Gold gestickt und schwarzem Talar, ebenfalls mit Golde, die Haare fliegend, der Schleier weiß; die zwei Jüngeren in betender Stellung, die Kleider himmelblau, die Talare schwarz, alle Drei mit kostbaren Ringen und Halsgeschmeide. (Panzer.) — (Das blaue Kleid bezieht sich ohne Zweifel auf den Himmel, das rothe auf Morgen- und Abendroth, das schwarze auf die Nacht, der weiße Schleier (oder Kleid) auf den Tag.)

(712.) Ein Herzog und eine Herzogin waren lange verheiratet, ohne ein Kind zu bekommen, so sehr sie eines wünschten. Da traf die Herzogin, als sie in einem Nußwalde lustwandelte, „drei hochgewachsene schwarzgekleidete Weiber" (Vertreterinnen der Nacht), fragte sie, wie sie heißen, und erhielt die Antwort: sie nennen sich Bläk ápar, d. h. Schwarzröcke, wie sie heiße, brauchen sie nicht zu fragen, da sie dies recht gut wissen, und auch was ihr fehle und wie zu helfen sei. Sie solle an den nahen See gehen und einen Fisch essen, den sie dort finden werde. Zur Kindtaufe wollen sie dann alle Drei eingeladen sein. Die Herzogin that Alles und gebar zur Zeit ein wunderschönes Mädchen. Sogleich ließ sie Alles zum Empfange der drei Schwestern herrichten; aber die Schaffnerin versah es und legte nur zwei Gedecke auf den Tisch. Die Schwarzröcke erschienen, aber die Jüngste ging leer aus, und als die zwei Aelteren dem Kinde den Namen ihrer eigenen Mutter Märthöll beigelegt und ihm eingebunden hatten, es solle schön werden wie die Sonne, nur goldene Thränen weinen und einen Königssohn zum Manne gewinnen, fügte die Jüngste bei, Märthöll solle in der Brautnacht ein Sperling werden und in den ersten drei Nächten nur je eine Stunde die Sperlingshaut ablegen, auch ewig Sperling bleiben, wenn ihr nicht innerhalb dieser Frist die Zauberhaut abgenommen und verbrannt werde.

Märthöll wurde wirklich wunderschön, alle ihre Thränen waren rein Gold und ein Königssohn kam, um sie zu werben. In der Nähe des Königshofes lebte ein altes Paar; die Frau war die Amme Märthölls gewesen, und ihre Tochter Helga war ihrer Milchschwester sehr zugethan. Deshalb zog sie mit Märthöll und dem Königssohne weg. Um dem Fluche auszuweichen, suchte Märthöll Helgen an ihrer Stelle dem Gatten unterzuschieben; der jedoch, Verdacht schöpfend, schlug beide Frauen, Beide weinten, aber nur der rechten Braut Thränen waren Gold. Dennoch gelang den Beiden in der Nacht die Vertauschung, und Märthöll wurde zum Sperlinge, während Helga statt ihrer in des Königssohnes Armen ruhte. Aber letztere war nicht im Stande, dem argwöhnischen Mann über Nacht ein Tuch voll Gold zu weinen; da stach sie ihm einen Schlafdorn (svefnthorn) ein, ging auf die Heide und rief: „Komm', komm' Märthöll, komm' meine Freundin, komm' glänzendes Mädchen auf die Heidegasse; ich soll Gold gelten und ich kann es nicht weinen." — Da kam der Sperling, weinte in menschlicher Gestalt eine Stunde lang lauteres Gold und flog als Sperling wieder davon. Helga kam am Morgen und lieferte ihr Gold ab. So ging es in der zweiten und dritten Nacht; in letzterer hatte Helga den Schlafdorn nicht fest genug gesteckt, der Königssohn war im Schlafe unruhig, der Dorn fiel aus und er erwachte. Als er seine verweinte Frau wegschleichen sah, folgte er ihr unvermerkt und ward Zeuge ihrer Begegnung mit Märthöll. Nun sah er den Zusammenhang der Sache ein, sprang eilig hinzu, erfaßte das abgeworfene Sperlingshemd und verbrannte es. Damit war der Zauber gelöst. (Maurer, Isländische Volkssagen.)

(713.) Zur Heidenzeit standen die Heilquellen Badens im Schutze dreier weißer Frauen, die man selten ansichtig wurde. Geschah was, das ihnen mißfiel, Unreinlichkeit und dergl., so blieb das Wasser aus, bis sie es wieder rinnen ließen. Besonders widmeten sie ihre Aufmerksamkeit dem „Verenabade". Wer sie erblickte, wurde nie wieder krank. Man nannte sie „die drei Mareien". (Kohlrusch.)

Jetzt ist das St. Verenabad jenes geräumige, gegen hundert Personen fassende in Baden, welches die Armen aller Kantone benützen, aber heimlich auch junge Frauen, die nicht gebären können. Im Mittelpunkt steht auf einer Säule Verena's hölzernes Bild, über'm Haar eine hohe Flitterkrone mit stets frischem Blumenkranze.

(714.) In der Rückwand des Frauenaltares zu Winterbach in Schwaben stehen drei etwa zweihundert Jahre alte Frauenbilder: Maria Salome, Maria Magdalena und M. Kleofe. Das Volk nennt sie „die drei Majen". (Panzer II. 153.)

Bei Eichstädt liegt an der Altmühl der Moiehof, ein uralter Name, dessen Bauer Moiebauer heißt, der Wald das Moieholz, worin „das Moiaweible" am Brunn sich zeigt, klein, schneeweiß, einen Schlüssel tragend. (Panzer II. 151.)

Ein Moiehof ist bei Ziemetshausen und ein Maienholz. (Ebendas. 152.)

Aber in sehr alten Glossen wird lamia und ulula übersetzt „Holz muoja", worin Grimm unrichtig sehen möchte „die muhende". (S. 401.)

In Aislingen bei Dillingen brennt nie mehr als ein Firſt ab. Das dankt das Dorf den drei Majen, Jungfrauen, die das Dorf auf allen Vieren umkrochen. Früher war ein Stein errichtet, auf welchem „die drei Majen" ausgemeißelt waren, und betete man alle Sonntage in der Kirche zu ihrem Andenken. (Panzer.)

(715.) Bei Frickenhausen im Neuffenerthale zwischen Neuffen und Nürtingen, am Kaibrunnen, hörte man drei schneeweiße Frauen, genannt „Nonnen"*) oft singen, und sah sie in den Weinbergen umhergehen, besonders die eine, die sich nicht selten allein zeigte. Kam aber ein Mensch auf sie zu, so flohen sie immer in den Wald. Regelmäßig erschienen sie am weißen Sonntage. (Meier.)

Daran schließen sich die den nämlichen Inhalt bergenden Reime, mit welchen in süddeutschen Landen seit uralter Zeit die Kinder beschwichtigt und belustigt werden, welche offenbar Bruchstücke von Sagen sind:

(716.) Riti reiti Rößli,
z' Bode stoht e Schlößli,
z' Bode stoht a guldi's Hus,

*) Corruption aus „Nornen" wie bei den Nixen. (oben S. 234 ff.)

es luagend drei Jungfraue drus;
die Erst spinnt Side,
die ander schnezzlet Chride,
die dritt goht zum Gloggehus (oder Sunnehus)
und loht die heilig Sunnen us,
Sunne, Sunne, chum bald wieder,
Schatte, Schatte, leg di nieder.

(717.) 's Sünneli schint,
's Vögeli grint'
's hocket unterm Lädeli,
's spinnt e Sidefädeli.
's spinnt en lange Fade,
er langet bis go Bade,
vo Züri bis uf Hauestei,
vo Hauestei bis wiedrum hei.
Z' Rom ist es guldigs Hus,
lueget drei Mareie drus,
die eine spinnt Side,
die ander schnäzlet Chride,
die dritt spinnt Haberstrau,
die viert ist eusi liebi Frau,
si sizt ennet an der Wand,
hät en Oepfel i der Hand;
sie goht dur ab zum Sunnehus.
und loht di heilig Sunnen us
und loht de Schatte dinne
für ihri liebe Chline,
und wemmer s' g'hört singe,
chömmet alli Engel z' springe.

(Rochholz Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz.)

Eine Abänderung lautet:

Eins spinnt Seiden,
eins wickelt Weiden,
Die Dritte geht an's Brünnchen,
findt ein goldig Kindchen. —
Liabi Frau, mach's Thürl auf,
laß die liabi Sunn herauf,
laß in Regen drina,
laß in Schnee vabrina!
Sunn, Sunn, kumt,
die Engelein falln in Brunn.

(Kinderreigen um Preßburg in Wolfs Zeitschr. II, 192.)

(718.) Ridde, ridde, Roß,
ze Basel steht e Schloß,
ze Basel steht e Herrehüs,
Gücke drei scheni Jungfern — n — erüs,
d' ein spinnt Side,
d' ander dräit Wide,
d' dritt schnit Howerstroh,
's Kindel machts au eso (Straßburg).
Ridde, ridde, Reßle,
z' Basel steht e Schleßle,
z' Rom steht e Glockehüs,
's luege schene Jungfre drüs;
Eine spinnt Side,
d' andre gäle Wide,
d' dritte spinnt's klore Guld,
d' vierte — n — isch mim Kindle huld.
(Mülhausen im Elsaß.)

In Gebwiler dazu:
's isch en Engele — n — an der Wand,
hat e roder Aepfel in der Hand.

Es darf nicht in Verwunderung setzen, daß in diesen Versen die drei Jungfrauen auch „Mareien“ genannt werden. Maria trat überall an die Stelle heidnischer Gottheiten und Heroinen, und so auch der Parzen (s. Nork Myth. d. Volkss. S. 888), wie sie auch an die der Riesinnen trat (s. oben S. 378, Note).

Das Nämliche nun, was die antiken Moiren und die nordischen Nornen, sind die keltisch-romanischen Feen. Offenbar vom lateinischen fatum, Schicksal, ist das italienische fata, französisch fée (wie aus amata, aimée u. s. w.) gebildet.

In Schottland, wo der Feenglaube sehr reich an Sagen ist, ertheilt man diesen Wesen sowohl gute als böse Eigenschaften, je nachdem sie versöhnt oder gereizt werden. Zu Appenzell in der Schweiz ist Fei ein Schimpfwort für eine ausschweifende Weibsperson geworden. In Tirol dagegen kennt die Sage echte Faien, Frauen in ewiger Schönheit und Jugend, Liebe, Milde und Weisheit. Sie können zürnen, aber nie verderben, Zauber üben, aber nur guten wohlthätigen; sie zerstören den schädlichen der Hexen, wie sie dagegen „faien“, schirmen. Sie zeigen sich selten sichtbar und Wenigen. Küssen

sie ein Kind, so kann es die Faien sehen wie solche, die einen ihrer Talismane tragen und die Sonntagskinder.

(719.) Nahe am Fuße des stolz aufragenden Bergstockes, welcher das Sonnenwendjoch trägt, eine über 8000 Fuß hohe Kalkalpe — liegen die Oertchen Brixlegg, Mehrn und Zimmermoos, auf der Vorgebirgsebene, von der die Alpbacher Achen zu Thale rollt, und die dort befindlichen Werke der Silber-, Zinn- und Bleischmelze, der wichtigsten Tirols, treibt. Dort wohnte eine Fai. Ganz in der Nähe liegt das Städtlein Rattenberg, an Ort und Stelle Rotenberg genannt, und über demselben lag einst eine stattliche Ritterburg, von der jetzt nur noch einige malerische Trümmer die Gegend schmücken. Einst ritt ein junger Ritter aus dem Schlößchen Mehrnstein über Mehrn zur Jagd ob jenem lieblich grünenden Gelände, und erblickte, nachdem er auf der Verfolgung eines Stück Wildes dem Fuße des Sonnenwendjoches ganz nahe gekommen war, die Fai des Berges. Diese sehen und sich sterblich in sie verlieben, war von seiner Seite eins, und auch die Fai trug ein fühlendes Herz im Busen, auch ihr gefiel der schmucke junge Rittersmann. Die Fai, die an äußerm Liebreiz völlig einer „Saligen" glich, schien auch, gleich den seligen Fräulein, eine Schirmhüterin des Wildes zu sein, denn sie gebot dem Ritter, von der Verfolgung desselben für immer abzustehen, wenn er wünsche, daß sie ihm Gunst schenken solle. Die Fai führte darauf den Ritter in ihr Reich ein, darin es des Herrlichen viel zu schauen gab, wunderklar rieselnde Quellen, friedlich weidende Thiere, nie verblühende Blumen, Grotten und Säle, von Krystallsäulen getragen, mit Decken und Wänden von spiegelndem Marmor. Es schloß sich ein Bund der Herzen, und der Ritter empfing von der Fai ein Ringlein zum Pfande ihrer holden Gunst. Oft ritt er nun scheinbar zur Jagd aus, aber nie brachte er Beute heim; das wunderte seine Umgebung, denn er war doch sonst ein guter Schütze und gewandter Jäger und hatte schon manchen Bär und manchen Eber mit kräftig gehandhabtem Jagdspeer gefällt. Auch fiel es auf, daß der Mehrnsteiner die nachbarlichen Edelhöfe gänzlich mied und unvermählt bleiben zu wollen schien. Da geschah es, daß der Burgherr auf Schloß Rattenberg ein Vermählungsfest feierte, zu dem er auch seinen Freund, den Mehrnsteiner einlud, welcher Einladung dieser nicht wohl absagen konnte. Daher erschien er denn, und leider geschah dann noch mehr. Ein als Gast anwesendes schönes Fräulein aus Innsbruck bestrickte den Ritter und schmeichelte ihm das Ringlein der Fai ab, das sie an seinem Finger funkeln und glänzen sah. Von Minne bethört, gab der Ritter das Ringlein hin, ohne daß ihm der gehoffte Lohn dafür ward.

Von Scham und Reue über seine Treulosigkeit ergriffen, eilte am frühen Morgen der Ritter zum Fuße des Sonnenwendjoches, da sah er, wie vor ihm her ein weißes Reh sprang, und die alte Jagdlust erwachte in ihm, er verfolgte das Reh, aber es floh bis zu der ihm wohlbekannten Stelle, an der durch

ein Anklopfen mit dem Ringlein an eine Felswand sich das Thor öffnete, das den Eingang in das Reich der Fai verschloß. Erschrocken stand der Ritter am starren Fels, denn er hatte ja das Ringlein nicht mehr. Plötzlich stand die Fai vor ihm, würdevoll, ernst, nicht zürnend, aber trauernd. Sie hielt das Ringlein in ihrer zarten Hand.

Du bist nicht treu, sprach sie; Du schwurest, stets nur an mich zu denken, mein Ringlein nie in eine andere Hand zu geben, nie eines meiner Thiere zu verfolgen, und dreifach brachst Du mir Dein Wort. Fahr' wohl! Die Fai schwand weg und der Ritter fuhr nicht wohl. Kaum hatte er die Stelle bestürzt verlassen, so schoß eine Mure von der steilen Bergwand nieder und überschüttete donnerprasselnd mit zahllosem Gestein eine weite Strecke. Darauf ist der Ritter sehr traurig geworden, aus seiner Heimat hinweggezogen — sie sagen nach dem heiligen Lande, und ist niemals wieder heimgekehrt. (Alpenburg, Mythen. S. 94.)

(720.) Nicht weit von einem friedsamen Fischerdörfchen am Seegestade ließ sich alljährlich zu bestimmten Malen eine überirdisch schöne Jungfrau am Ufer sehen. Sie kam jedesmal in einem wunderschönen Schiffchen, welches aussah wie von hellen Perlen zusammengefügt, und Niemand wußte, woher sie kam oder wohin sie zurückkehrte, sobald sie verschwand. Die Fischersleute hatten sie aber gar lieb, weil sie bei jedem Kommen Geschenke brachte und zumal den Kindern Perlen an's Ufer hinstreute. Dann kamen die Fischer und Fischerinnen und trugen der Perlenkönigin eine Mahlzeit auf von Fischen, Brot und Wein, und die Jungfrau aß ihnen zulieb und war froh in ihrer Mitte.

Zur Zeit, da die schöne Unbekannte am Ufer weilte, erschienen Söhne der Edlen und der Könige, sie zu sehen und um sie zu werben, denn der Ruf ihrer Reize und Reichthümer war weit verbreitet. Aber Alle zogen unbefriedigt von dannen, weil keiner die drei Aufgaben löste, an die sie ihre Liebe knüpfte. Die erste war, zu errathen, was für Haare sie trage; denn ihr Haupt war dicht verschleiert. Die zweite, der Jungfrau Halskette umzuhängen, wobei die glänzenden Perlen hell bleiben mußten. Bisher hatten sie bei Jedem sich getrübt und dann die Jungfrau helle Thränen geweint, die als eben so viele Perlen sich jedesmal an die Schnur gereiht. Die dritte war, zu errathen, was sie auf der Brust trage. Und so war bisher alles Werben fruchtlos gewesen und der Jungfrau Schifflein allemal wieder mit ihr verschwunden.

Da war aber ein Knabe, der unter der Jugend des Dorfes oft und am liebsten von ihr war beschenkt worden und ihr über die Maßen anhing, aber, wie er sein Gefühl gewahr wurde, schüchtern und verschämt, kaum mehr wagte, ihre schönen Perlen aufzulesen, und endlich mehrere Male wegblieb. Da wurde die Jungfrau betrübt, denn gerade diesen hatte ihr Herz auserwählt, und sie wünschte nichts sehnlicher, als daß er die Aufgaben löse und mit ihr nach ihrer schönen Heimat fahre. Sie beschloß deshalb, als sie wieder einmal,

ohne den geliebten Fischerknaben gesehen zu haben, vom Gestade abstieß, am gleichen Abende geheim wieder zu kehren und ihm unsichtbar zu nahen. Und wirklich (er war mit seinem Vater auf der See ausgewesen, zu fischen), als der Mond aufgegangen war und sich auf den Wassern spiegelte, glitt das Perlenschifflein einsam durch die Wellen dem befreundeten Ufer zu, wo in der Fischerhütte der Geliebte längst entschlummert ruhte. Die Jungfrau trat in's kleine Gemach und beugte sich sanft und liebend über den Schläfer auf seinem Mooslager. Sie löste ihre Perlenschnur vom Halse, hing sie dem schönen Jüngling um, und die Perlen blieben, weil er reinen Herzens und kindlich war, hell wie zuvor. Sie küßte den Theuren segnend, schied und kehrte auf diese Weise jeglichen Abend wieder, jedesmal die Perlenschnur an des Schläfers Hals hängend, und jedesmal erfreut, so oft sie ihren Glanz behielt.

Einesmals als sie an seinem Lager weilte, erwachte der Jüngling selig in ihrem sanften Kosen, hielt sich aber ruhig, damit sie wähne, er schlafe fort. Als sie abermals die Perlen um seinen Hals hing und ihren Schleier zurück schlug, erblickte er staunend ihr golden Haar. Ihr Busentuch drängte sich weg und er gewahrte auf ihrer Brust einen hellglänzenden runden Spiegel, aus dem sein Bild schaute. Und als sie wieder am Ufer landete und Edle und Fürsten erschienen, um sie zu werben, faßte der Fischerjüngling den Muth, der Angebeteten auch zu nahen, als die Anderen alle abermal beschämt zurücktraten. Als sie ihn sah, glühte sie vor Freude und sie sandte Wünsche gen Himmel, daß er die Proben bestehe. Er beugte sich sittsam zu ihr und sagte: „O Deine Haare müßen golden sein!" Und im Augenblicke fiel der Schleier herab und ihre goldenen Locken strahlten hell. Dann hing sie ihm die Perlen an den Hals und sie glänzten rein wie zuvor. Und wieder sprach er: „Deine Brust muß ein reiner Spiegel sein!" und ihr Tuch rauschte zur Erde und man sah den blendenden Spiegel darauf. In dem Augenblicke erscholl aus dem Perlenschifflein heller Jubel und freudetönende Musik, und ein Kreis von schönen Frauen und blühenden Männern erhob sich froh vom Schiff und nahm das schöne Paar in seine Mitte, und fuhr auf der spiegelhellen Wasserfläche dahin nach der Perleninsel, wo die Braut herrschte. (Bechsteins Deutsches Märchenbuch. Mündlich in Franken.)

Im schweizerischen Engadin (Thal des Inn, romanischer Sprache) spielen die Dialas, Feas, Fedas, Nymfas dieselbe Rolle wie die Tiroler Faien und helfen übrigens den Menschen ganz in derselben Weise wie die Zwerge. Die Feen erscheinen oft in der Zahl von drei, sieben oder dreizehn, von denen die letzte, wie Atropos und Skuld, einen unheilvollen Einfluß auf das Schicksal gegenüber dem heilsamen der übrigen ausübt. Bekannt ist in dieser Beziehung das wunderliebliche Märchen vom Dornröschen, wo

auch die verhängnißvolle Spindel der Schicksalsspinnerinnen ihre Rolle spielt. Die guten Feen beschenken die Kinder mit Tugend, Schönheit, Reichthum und allem Glück, die bösen mit frühem Tod oder mancherlei Unheil. Diese ihre Einwirkung auf das Schicksal hat denn auch mannigfache Verwechslungen und Verschmelzungen der Feen mit den Nixen, mit den Elfen, mit den Riesinnen und endlich mit den Hexen herbeigeführt.

Der Letzteren, der im volksthümlichen Verstande genommenen Hexen, Vorbilder im classischen Alterthum sind die dämonischen Zauberweiber: Medeia, die Weberin flammenden Gewandes und Kindermörderin, die auf dem Drachenwagen in die Lüfte fährt. Ino, welche Unfruchtbarkeit im Lande bewirkt und ihre Stiefkinder tödtlich haßt und verfolgt, Kirke, welche Menschen in Thiere verwandelt, Kalypso, welche die Wanderer verzaubert. Die Alten kannten auch ein gespenstiges Weib, Empusa, welches von der Nachtgöttin Hekate gesandt, auf einem Beine sich bewegte und allerlei schreckbare Gestalten annahm. Alle diese Gestalten versinnbildlichen die durch ihre veränderte Temperatur Krankheiten befördernde Nacht, besonders im Winter, und nicht minder den wegen seiner Einwirkung auf Gesundheit und Krankheit, Fruchtbarkeit und ihr Gegentheil u. s. w. berufenen Mond.

Diese Eigenschaften alle kommen nun auch den nordischen Hexen zu. Wir halten uns nicht bei der Etymologie dieses dunkeln Wortes auf. Ebenso unterlassen wir ein näheres Eingehen auf das Hexenwesen und die Hexenprocesse, welche tragischen Erscheinungen, dem Volke zum Verbrechen gewordene Erinnerungen an seine alten heidnischen Culte, in des Verfassers Allg. Culturgeschichte Bd. III. S. 203 ff. und IV, S. 323 ff.) ausführlich behandelt sind. Bereits unter den Thiersagen haben wir oben öfter Gelegenheit gehabt, der Hexen und ihrer Verwandlungen in mancherlei Thiere zu gedenken, ebenso bei Anlaß der Nixen und Zwerge, noch mehr aber der Riesen. Die Hexen wirken gleich den Nornen auf das Schicksal der Menschen und gleich den Walküren, von deren Rossen Thau und Hagel niederträuft, auf die Fruchtbarkeit der Felder ein; daher sind sie Geistesriesinnen und vermögen Alles, denn sie sind ja Himmelsmächte; ihre

Versammlungen bei Nacht, unter des Bösen Vorsitz, zu welchen sie durch die Luft und den Höhen zu reiten, bedeuten nichts Anderes als die nächtliche Versammlung des schwebenden Sternenheeres. Wenn dann Mädchen und Frauen wegen Unfleißes im Spinnen, dieser Beschäftigung der Nornen, oder wegen Tanzens in den Mond versetzt werden, so sind sie eben abgeblaßte Mondesgöttinnen. Geschieht dasselbe Männern (besonders wegen Holzdiebstahls), so trägt hieran das germanische Genus des Mondes die Schuld (der Mann im Mond). Mit der körperlichen Plumpheit der Riesen ist den Hexen daher auch die geistige Unbeholfenheit genommen. Die verschiedenen Modificationen, in welchen sie das dichtende Volk auftreten läßt, erscheinen anschaulich in folgenden ausgewählten Hexensagen:

(721.) Ein König in England hatte zwei Töchter. Die ältere lud die jüngere an den Strand, jene war schwarz wie die Nacht, die jüngere schön und glänzend wie der Tag. Die Letztere ging voraus, die andere folgte und stieß sie in's tiefste Meer Die Jüngere bat, ihr an's Land zu helfen, und bot ihr das rothe goldene Band. Jene weigerte sich, da sie das Band ohnehin erhalten werde Dann den rothen, goldenen Kranz, endlich den Bräutigam. Dieselbe Antwort. Da fanden Fischer in finstrer Nacht die schneeweiße Leiche und brachten sie zu Lande. Ein Harfner bildete eine Harfe daraus, aus der schneeweißen Brust den Klangboden, aus den Fingern die Schrauben, aus dem Goldhaare die Saiten. Er nahm die Harfe und spielte darauf im Hochzeithofe vor dem Brautpaare die untreue That. Am folgenden Tage büßte die Braut auf dem Holzstoße. (Volkslieder der Schweden, aus der Sammlung von Geyer und Afzelius, von Mohnike, 1830, S. 23.)

(722.) Unterhalb Volmarstein am Ufer der Ruhr liegt eine steile Felswand, „der hage Stein", wo sich oft zwei weiße Jungfrauen sehen ließen. Sie wandelten, gewöhnlich vor Mitternacht, schweigend am Ufer hinauf bis zum Wietkamp, gingen dann wieder hinab und verschwanden. Als einst ein Hirt, der mit seiner Heerde am Wietkamp lag, sie so wandeln sah und ein gewaltiges Rasseln, wie von Eisenketten, hörte, nahm er eine Kuhkette, rasselte damit ebenfalls und rief: „Dat kan ik wol bêter!" Augenblicklich stürzten sich die Jungfrauen auf ihn los und drehten ihm das Genick um. (Kuhn in Hagens Jahrbuch IX, 99. 100.)

(723.) In Framsrüte (Gemeinde Walzenhausen) bemerkte der Bauer Kaspar Sturzenegger, daß seine Kühe plötzlich rothe Milch gaben. Auf den Rath eines Mannes, dem er dies klagte, hieß er seine Frau Buchenholz in's Herdloch legen und verbrennen, bis der Pfannenring roth sei und er wieder aus dem Stalle komme, worauf er auf die Gluth von der rothen Milch goß. Bald darauf

vernahm er, ein Weib in Striland, einer Anhöhe auf der Grenze zwischen Walzenhausen und Wolfhalden liege verbrannt voll Blattern auf den Tod. (Erzählte dem Sammler Sturzeneggers 70jährige Tochter Frau Urs. Kellenberger in der Held, Gemeinde Walzenhausen, 1870.) —

Ein Weib in „Kilchenrüti" (Appenzell), wo obiger K. Sturzenegger Knecht war, brauchte unter ihrer Schürze mit der Hand nur gewisse Manipulationen zu machen, um Butter in Hülle herzuzaubern, die sie natürlich anderen Leuten aus den Töpfen nahm. (Erzählte Dieselbe.)

Eine andere (vielleicht noch junge) Hexe, erzählt man in Walzenhausen, die ebenfalls ihrer Nachbarn Butter in ihren Besitz zu bringen verstand, vergaß sich einmal in der Zauberformel; sie sagte ein Wort zu viel, worauf nicht nur ihr „Buder" (Butterfaß) sogleich überlief, sondern (wie in Goethes Wasserholen durch den Besen) die ganze Stube voll wurde, so daß die nächsten Hexen und Hexenmeister herbeiliefen und sie tüchtig straften. (Erzählte Dieselbe.)

(724.) Eine Hexe wollte ihren Mann in die Ordensgeheimnisse einweihen und lehrte ihn, wie er das „Steckli" salben und durch den Kamin auf den Misthaufen fahren solle. Dort habe er auszurufen:

Ich stehe auf dem Mist,
und verlasse den Herrn Jesus Christ.

Statt dessen rief er jedoch, sobald er unten anlangte:

Ich stohna uff em Mist
und verschlaha was 's Tüfels ist.

Damit schlug er die Hexe todt. (Erzählte Dieselbe.)

(725.) Christian Not von Riedgarten, Pfarrei Rechthalten im Kanton Freiburg, ging einst im Frühling vor Tag nach Plaffeyen und dann in die Berge, wo er in einem „Vorsatz" (Mai- oder Vorsäß') etwas zu thun hatte. Bei Tagesanbruch befand er sich zu Ruffenen hinter Plaffeyen, wo noch Alles schlief. Er setzte den Weg still gegen den Ries- (Kies-) grund des Ruffenenbaches fort, vernahm oben im Schuttbette des letztern brummende Töne, die sich näherten, und erblickte endlich eine *häßliche, zerlumpte Weibsgestalt*, welche in einem fort *sang*:

West' und Hosen,
Knöpf (Knospen) und Rosen,
Spiel und Karten,
Speck und Schwarten,
Kraut und Ruben,
Meitschi und Buben,
Roß und Rinder,
Weib und Kinder,

Hühner und Hähndel,
Säck und Bändel,
das giebt sich zusammen
wie Herren und Damen.

Als Not über den Bachsteg war, wanderte das Weib, immer im Brummbasse singend, eben unter demselben durch, nach der Sense eilend, über welche sie huschte und dann gegen die Vorsäße von Guggisberg.

In der „Kräutera" oder „Schwarzenburgera" hatte sie das Sennwesen so bezaubert, daß im Mai nicht mehr gekäset und geziegert werden konnte. Die Guggisberger ließen den Zauberbanner Brünacker kommen, welcher die Hexe herbannte und unter den Schwellen des Milchgadens etwas wegnehmen ließ, das sie dort hingelegt hatte. Sogleich konnte wieder gesennet werden.

Ein Plaffeyer hatte sie, als sie den Bann gespürt, über Ruffenen hinunter eilen und mit einem Sprunge über die Sense setzen sehen. (Kuenlin.)

(726.) Zwei Knaben gingen einst auf den Sevelerberg in ein Haus, in welchem sie zwei Mädchen wußten. Diese zeigten große Freude, gingen in die Küche und backten Küchели für die zwei Bursche. In der Thüre fand sich eine Spalte, durch diese schauten die zwei Knaben und staunten: Ueber die Pfanne hing eine gewaltige Kröte, welche jedesmal wieder angestochen wurde, so oft der Fettstoff in der Pfanne alle war. Die Mädchen sagten lächelnd zu einander: die Zwei sollen uns nicht mehr entrinnen. Die Jünglinge hatten am Sehen und Hören genug, begehrten nichts von den Kücheln und machten sich eilig auf und davon. (N. Senn.)

(727.) Im Kanton Freiburg lebte früher in der Gegend von Corbières die berühmte Zauberin Catillon, genannt la Toascha (in der Ostschweiz ruft man einer scherzhaft zu, wenn sie Streiche macht „Du Täsch!"), die Hexe, die drei hübsche Töchter hatte. Die kamen jede Woche mit einem Korbe voll Eier auf den Markt. Es mangelte den Mädchen nicht an Kiltgängern. Ein solcher bemerkte einst, daß sie unbemerkt einen Krug aus einem Winkel zogen und daraus gierig leckten. Da er was Köstliches darin vermuthete, nahm er, als er einen Augenblick allein im Zimmer war, den Krug und leckte ihn leer.

Auf der Heimreise befiel den Kilter heftiges Bauchgrimmen; er eilte nach Hause, seine Eingeweide begannen sich zu bewegen und er fühlte, wie unter Lärm und Hagel ein ganzer Kratten voll Eier sich entlud. (Kuenlin.)

(728.) Wandert man aus Rapperswil über die lange Seebrücke (die jetzt durch einen prachtvollen Damm ersetzt ist), so stehen auf dem Felde bei Hurden drei hohe hölzerne Kreuze auf dem Wege. Einige wähnen, es seien Zeichen, daß dort die Rapperswiler einen sie besuchenden römischen Kaiser bewillkommt. Andere aber erzählen, drei Bursche aus Rapperswil seien einst auf ihrer Wanderschaft Abends bei einem alten Mütterchen in der Fremde zusammen getroffen. Ueber'm Essen redeten sie herzlich von ihrem Vaterlande

und ihrer lieben Halbinselstadt und äußerten, als ihre freundliche Wirthin meinte, die könnten sie bald sehen, wenn es ihnen gar am Herzen liege, „das wäre ihre größte Seelenfreude, da sie noch monatelang zu Fuße wandern müssen". Die Alte zauberte sie in Schlaf. Als sie erwachten, wollte eben der Tag aufgehen, und hörten sie ein Glöcklein klingen. Ach, rief der Eine verwundert aus, wären wir nicht hier, so wollt' ich wetten, das wäre das Kapuziner-Glöcklein und läutete zur Morgenmette. Kaum gesagt, so merkten sie, sie liegen im Hurderfelde, und sahen die alten dunklen Thürme des Grafenschlosses über'n See her schauen. Sie kehrten froh zu den Ihrigen und ließen am Orte, wo sie erwacht waren, die drei Kreuze aufrichten. (In Rapperswil.) —

Der Platz „bei den drei Kreuzen zu Hurden" hat auch sonst gespenstischen Ruf. Wallfahrter sahen dort im Vorbeigehen gelbes glänzendes Laub liegen. Sie hoben davon auf und fanden es in Rapperswil als lauteres Gold. (Gall Morell bei Lütolf.)

(729.) Auf dem jetzt zertrümmerten Schlosse zu oberst im Bernerdorfe Worb wohnten einst zwei Zwillingsbrüder, bei deren Geburt eine Zauberin, die Egghexe, geweissagt hatte, sie werden Beide in derselben Stunde sterben. Man ließ die Prophetin verbrennen. Die Beiden wurden, erwachsen, die ärgsten Zwingherren, so daß das Landvolk bald nichts sehnlicher wünschte, als der Zauberin Wort erfüllt zu sehen. Als der eine der Zwillinge die schöne Tochter eines der Burgherren der Umgegend ehelichte und diese bei einem Waffenspiel ihren Schwager zu krönen hatte, entbrannte dieser leidenschaftlich gegen sie, so daß er auf verruchte Entwürfe fiel. Der Bruder, davon benachrichtigt, stellte ihn auf der Wendeltreppe zur Rede, dieser antwortete trotzig-spöttisch, sie zogen Beide von Leder und fielen gegenseitig durch ihre Waffen. Bei stürmischem Wetter hört man in der Mitternachtstunde Waffengeklirr und darauf dumpfes Röcheln. (G. Siegfried in Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung.)

(730a.) Ein Schulknabe hatte seinen Mitschülern erzählt, er könne Mäuse machen. Der Lehrer, dem dies zu Ohren gekommen war, fragte ihn, ob er denn auch schon Mäuse mit Schwänzen machen könne. Das könne er noch nicht, erwiderte der Knabe, aber seine Tante wolle es ihn heute Abend noch lehren, und als andern Tages der Lehrer seine Frage wiederholte, antwortete er: Ja, nun könne er es. Als der Pastor dies erfuhr, schalt er den Lehrer tüchtig aus und nahm den Knaben zu sich, der auch ein guter Junge wurde. Aber von da an siechte der Knabe hin und starb nicht lange nachher. Vor seinem Tode mußte der Knabe dem Pastor versprechen, ihm zu erscheinen und ihn zu benachrichtigen, ob er selig geworden sei. Als nun einst der Pastor in seinem Garten ging, kam eine Krähe herangeflogen und setzte sich auf einen Püttschwengel. Der Pastor fragte: „Jan, büst Du't?" worauf die Krähe antwortete:

„Ja, Gott un de Hillgen eenmal verswaren
is ewig verlaren!“

und davon flog. (Strackerjan I. S. 297.)

(730 b.) Zwei Hexen beredeten einst ein junges Mädchen, welches sehr kränklich war, das Hexen zu lernen; dann werde sie viel gesunder und könne sich viel Freude machen. Sie ließ sich bewegen und lernte das Hexen. Die beiden Weiber nahmen einen schwarzen Topf, den mußte das Mädchen in der Hand halten und dreimal sagen:

„Ick verswere Gott
un löwe an den swarten Pott.“

Als sie das gethan hatte, konnte sie Alles hexen, aber sie wurde noch kränker und fürchtete, daß sie sterben müsse. Sie hatte versprechen müssen, daß sie keinem Menschen etwas sagen wolle, aber jetzt konnte sie es nicht länger aushalten und klagte es ihrer Mutter. Da sagte diese, sie solle, wenn sie stürbe, doch wieder kommen und ihr mittheilen, wie es ihr gehe. Als das Mädchen nun todt war, ging die Mutter eines Tages auf das Feld zur Arbeit, da kamen viele Raben und flogen über ihr herum, zuletzt ließ sich einer nahe bei ihr nieder. Da dachte die Mutter an ihre Tochter und sagte zum Raben: „Weißt Du, wie es meiner Tochter geht?“ Da antwortete der Rabe:

„Gott verschworen
geht ewig verloren!“

und flog mit jämmerlichem Geschrei davon. (Ebendas.)

(731.) Ein Bauer hatte eine Kuh krank, von welcher er glaubte, daß sie wohl behext sein könne. Er ging deshalb zu einem Hexenmeister, und dieser sagte ihm, seine Kuh sei wirklich behext, und es sei schon zu spät, sie wieder gesund zu machen, sie werde sterben. Aber sobald sie todt sei, solle er sie gleich aufschneiden, das Herz, während es noch warm sei, herausnehmen und, ohne es anzusehen, in einem Kessel oder Topfe mit Wasser auf das Feuer setzen und kochen. Dann werde die Hexe sich zeigen müssen; sie werde kommen und etwas leihen wollen, aber er solle sich in Acht nehmen, daß er ihr nichts gebe; denn wenn er das thue, so könne er ihm nicht helfen, auch werde ihm noch viel mehr Unheil widerfahren. Der Bauer befolgte den Rath genau. Kaum war die Kuh todt, so schnitt er sie auf, nahm das Herz heraus und warf es, ohne es anzusehen, in einen Topf mit Wasser, der schon auf dem Feuer hing. Es dauerte nicht lange, so kam in hastiger Eile eine Nachbarsfrau und wollte etwas leihen. Aber der Bauer schlug es ab, indem er sagte: „Ich leihe nichts aus!“ Sie fing an, dringender zu bitten, sie sei gerade verlegen darum, sie werde es gleich wieder zurückbringen; er aber wollte von nichts wissen. Da wurde die Frau ganz ungeduldig und fragte, was sie dort auf dem Feuer hätten? Der Bauer aber sagte: „Das ist Deine Sache nicht, ich kann doch kochen was ich will.“ Da die Frau nun gar keinen Ausweg sah,

gab sie sich als Hexe zu erkennen und bat, er möge doch den Topf vom Feuer nehmen, sie werde ihm auch nie wieder Schaden thun. Noch blieb der Bauer fest. Aber nun fing sie ganz jämmerlich an zu weinen und versprach, ihm allen Schaden wieder zu ersetzen, den sie ihm angethan; er solle doch das Herz vom Feuer nehmen und in die Erde vergraben, sonst müsse sie sterben. Endlich ließ sich der Bauer erweichen und grub das Herz tief in die Erde ein. Sie hat ihm nachher allen Schaden ersetzt, sein Vieh ist nachher auch nie wieder behext gewesen; die Frau aber hat noch lange krank liegen müssen, weil das Herz schon zu heiß gewesen ist. (Ebendas. S. 363.)

(732.) Am Fuße des Jura, unweit des Waatländerdorfes Berolles und in geringer Entfernung vom sogenannten Römerwege liegt ein vereinzelter runder Hügel von ziemlich großem Umfange, auf dem Gipfel mit Eichen, Buchen und Tannen bewachsen. Hier kommen die Hexen zusammen, mit bezaubernder Musik ihren Sabbath zu feiern, wovon er Nernetcan (Nerne-Feld) heißt. Dann erhebt sich oben auf ihm ein Anrichttisch, besetzt mit goldenen und silbernen Geschirren und eine Tafel mit köstlichen Speisen. Alle reihen sich in einer riesenmäßigen Runde aneinander, umgeben den Hügel, und um sie trabt während des Mahles ein graues kopfloses Pferd. Früher habe auf Nernetcan ein Kloster gestanden. Diese Versammlung heißt la chette. (Mém. et docum. de la soc. d'histoire à Genève VII. p. 2. Sollte es so gar ferne liegen, auch hier an die „Nornen" zu denken?)

(733.) In der Mainacht kam einstmals ein Bote von Schwerin aus bei Jülchendorf vorbei. Dort ist ein Eichengehölz und in demselben ein Berg.

Beim Vorübergehen hebt er seine Augen auf und sieht auf dem Berge ein großes Getümmel von Menschen, tanzend, speisend, trinkend, die Gläser anstoßend. Kaum faßt der Gipfel den dichten Haufen; weit über Alle ragt aber hoch empor ein stattlicher Riese.

Der Bote legt sich ermüdet im Thal nieder, um den Ausgang der Sache zu sehen. Da weht es plötzlich durch die hohen Eichen und der Riese steht vor ihm. „Alter," spricht er, „bist hungrig und durstig, willst mitessen und mittrinken? Sei nicht blöde! komm! Dir soll ein köstliches Mahl werden!"

Mancher Schnurrbart würde sich nicht lange besonnen haben, was zu thun sei, der Mann ging aber mit.

Eine Tafel war auf des Berges Spitze gedeckt, an derselben muß er obenan sitzen. Köstliche Speisen, dicker Reis und Grapenbraten werden aufgetragen und feines Brot. Vor ihm auf dem Tische tanzen gruppenweise in größter Eilfertigkeit kleine, daumenlange Menschen und besorgen die Aufwartung. Unter ihnen erkennt er mit Schrecken eine Bauersfrau aus seinem Dorfe. Silberne Löffel und Messer werden vor ihm hingelegt. Er soll essen, er will, köstlich ist ja die Speise; allein er kann Löffel und Messer nicht heben. Das verdrießt ihn.

Da kommt die alte Bauersfrau auf ihn zu und spricht: „Willst essen und kannst nicht? Armer Mensch! Der Dir gegenüber sitzt, hindert Dich. Spei ihm in's Angesicht, so wird's Dir gelingen mit Messer und Löffel!“

Er zögert, aber der Reis ist braun gezuckert, der Pfannkuchen fett und das Schwarzsauer duftet lieblich. Er ermannt sich, hebt sich halb vom Stuhle und speiet dem gehässigen Gegner in's Angesicht.

Da faßt ihn plötzlich ein Sturmwind und wirft ihn rücklings den Berg hinab, daß die veralteten Glieder zerschellen und er ohnmächtig daliegt. Reisende treffen ihn am andern Morgen und bringen ihn nach Hause. Lange muß er krank liegen.

So rathen Hexen. (Niederhöffer, Mecklenb. III. S. 140.)

(734.) Drei Spielleute kamen Nachts beim Heimgehen von einer Kirchweihe zu einem hell erleuchteten Waldschloß, woraus lustiger Tanz erscholl. Um noch etwas zu verdienen, gingen sie hinein und in einen Saal des obern Stockes, worin eine Menge Weiber zu einer Gellflöte tanzten. Diese blies Einer, welcher auf dem Tische stand; die Spielleute stellten sich zu ihm hinauf und geigten wacker mit. Während dessen nahm der Baßstreicher einen goldenen und einen silbernen Becher vom Tische und steckte sie in die Tasche. Als sie im besten Fiedeln waren, schlug es Zwölf und im Nu verschwand Alles, und die Drei waren allein im Dunklen. Wie sie merkten, saßen sie auf einem Baume; einer von ihnen sprang hinab und brach das Genick. Auf dieses blieben die zwei Anderen oben, bis es Tag wurde, wo sie sich auf einer hohen Tanne sitzen sahen, von welcher sie nur mit Mühe hinab kamen. Als der Baßgeiger nach seinen eingesteckten Bechern schaute, waren es eitel Kühklauen. (Baader, Neue Volkss. S. 82.)

(735.) Der Sarganser Geiger Hans Jöri (Großvater der Großmutter des Sammlers) ging spät Abends über den Rhein in's Lichtensteinische, wo er Morgens aufspielen sollte. Unterhalb Balzers, es dunkelte tief, wurde er von fremdartig Gekleideten von der Straße abseits gerufen und traf eine glänzende Gesellschaft. Man setzte ihn auf einer Bühne, wo auserlesenes Essen und Trinken für ihn stand, indem ein Herr ihm bedeutete, er möge sich durch nichts beunruhigen lassen, auf nichts achten und namentlich keine Gesundheit trinken. Er schwieg, spielte tüchtig und ließ sich's schmecken. Es wurde toll und bunt getanzt vor ihm und ihm fehlte an nichts; nun kümmerte sich Niemand weiter um ihn, so daß ihn am Ende langweilte und er, warm werdend und der Mahnung vergessend, bei einem Trunke zu sich selber sagte: „G'sundheit Hans! Gseg' ders Gott, Hans! Fürcht's der nüt, so geschieht der nüt!“ Kaum über die Lippen, so war Alles verschwunden, es ging gegen Morgen und Hans Jöri fand sich auf dem Vaduzer Galgen, statt des silbernen Bechers einen Kuhhuf in der Hand. (Erzählte des Sammlers Vater und verlautet von vielen Orten ganz ähnlich. Hans Jöri war wohl ein Schalk, der diese alte Sage auf sich selbst anwandte. — Daß man, bei Hexentänzen

eingeladen, sowie man den Namen Jesus ausspricht, Alles plötzlich verschwinden sieht und sich in einem Gestrüpp oder unter einem Galgen findet, weiß auch Nikl. Senn.)

(736a.) In Hessen kamen etliche Pfeifer und Spielleute von ungefähr zu einem Hexentanze, wo sie aufspielten und gut bewirthet, endlich in einer Kammer in ein stattliches Bett gebracht wurden. Am Morgen erwachten sie unter'm Galgen. (Brandl's „Narrenkurzweil" Innsbruck 1695.)

(736b.) Im Jahre 1649 luden an einem gräflichen Orte junge Töchter Sonntags Abends einen Spielmann auf die Nacht zum Tänzeaufspielen. Es geschah, wie er glaubte, auf dem Grafenschlosse im großen Saale. Er verlangte endlich zu trinken, worauf ihm ein silberner Becher gebracht wurde. „Gesegn' es mir Gott, wie ist das ein guter Wein!" rief er, und im Nu war Alles verschwunden und er saß auf dem Galgen des Ortes, hatte aber den Silberbecher noch. (Ebendas.)

(737.) Wie in Italien (Venedig?) eine vornehme Dame ihren einquartierten Soldaten, als er seinen Heimatsort Weißtannen nannte, fragte, ob er auch den Gafarra-Bühl kenne, und ihm dann gestand, sie habe dort manch vergnügten Abend zugebracht, erzählt man in Chur, eine Pariser Dame habe einen Brettigauer, der im siebzehnten Jahrhundert als Schneider in Paris lebte, nach verschiedenen Frauen seiner Heimat und auch nach der Alp Pardenn gefragt, wo Aehnliches vorgeht und wo sie oft gewesen sei. Ganz dasselbe begegnete einem Brettigauer in Holland. (Mündlich.) Der Gafarra-Bühl im einsamen Weißtannerthale der Seez ist ein Ort, berühmt durch Zusammenkünfte nächtlicher Frauen. Dort hinein ritten zuweilen die Stiftsdamen von Schennis herauf, die Oberin an der Spitze, das Thal hinein. Sie hatten früher eine Alp dort. Auch gelten sie bedeutsam als die Frauen edler „Vinetier", die aus ihrer sagenberühmten Stadt hierher ritten, um die Nacht in Schmaus und Tanz zuzubringen. Ein Hirte fand dort einst einen seidenen Damenschuh. (Von des Sammlers Mutter erzählt.)

Es ist dasselbe mit dem Vorstehenden, wenn ein Soldat in Holland mit einer Hexe auf einem Besenstiele Abends heim nach Grabs reitet und am Morgen wieder auf seinen Posten ist. (Nikl. Senn.)

(738.) Eine Frau an der Jaderlangstraße, die kurz vorher von einem Sohne entbunden war, lag in der Stube im Bette, während der Mann vor der Stube am Feuer saß. Die Frau jammerte im Bette und der Mann glaubte zu hören, daß sie mehrere Male hintereinander rufe: „O Donnerstag." Der Mann ging zu ihr und erkundigte sich, ob ihr etwas fehle, aber sie verneinte es. Als der Mann nun weiter fragte, warum sie denn immer jammere „O Donnerstag", gestand sie ihm, sie gehöre zum Verbunde der Hexen und müsse am nächsten Donnerstag nach Galiläa. Dagegen sehe sie sehr an, und deshalb habe sie gejammert „o Donnerstag". Der Mann beruhigte seine Frau und

erbot sich, an ihrer Stelle die Reise mitzumachen. Deß war die Frau zufrieden und sagte: „Nun, so paß auf, in der Johannisnacht, nächsten Donnerstag, wird ein Ziegenbock vor das Haus kommen und sich durch Stoßen gegen die Hausthür melden; den besteige getrost, er wird Dich hintragen, und wenn er zu langsam ist, so treibe ihn mit Fluchen an.“ Als nun die bestimmte Nacht gekommen war, stellte sich der Ziegenbock richtig ein und meldete sich durch Stoßen gegen die Hausthür, wie die Frau vorhergesagt hatte. Der Mann setzte sich auf und rasch ging die Reise vor sich. Andere Reisende, theils auf Hähnen, theils auf Schweinen reitend, schlossen sich nach und nach an. Kamen sie an einen Fluß, so wurde geflucht und der Ziegenbock setzte munter hinüber. Vor einem See, an den sie gelangten, wollte der Ziegenbock ein wenig zögern, aber ein derber Fluch brachte ihn auch über den See. Endlich kam die Gesellschaft in Galiläa an, und der Mann, von der Reise erschöpft und über die Erreichung des Ziels vergnügt, rief ein freudiges „Gott Lob!“ Da warf der Bock seinen Reiter ab und ließ ihn auch nicht wieder an sich kommen. Nicht lange, so kehrte die ganze Reisegesellschaft, die zusammen gekommen war, wieder zurück, und der Ziegenbock trabte ledig neben den übrigen Reitern mit fort, ohne seinen Reiter wieder an sich zu lassen. Der mußte also zu Fuße heimkehren, und als er zu Hause ankam, da war der kurz vor seiner Reise geborne Sohn vierzehn Jahre alt. (Strackerjan I. S. 314.)

(739.) In Kappeln hielten die Hexen einmal einen Schmaus und der Knecht des Hauses guckte durch's Schlüsselloch ihnen zu. Als die Hexen gut gegessen hatten, gelüstete sie auch nach einem Trunke Wein. Sie nahmen ein Töpfchen mit Salbe, schmierten sich ein und sprachen

„ower Busk, ower Bom,
ower Water, ower Strom,
to Bremen in'n Wynkeller!“

und im Hui waren Alle auf und davon. Der Knecht wollte es ihnen nachmachen, schmierte sich ein und sprach den Spruch, aber er versah sich und sprach

„doer Busk, doer Bom,
doer Water, doer Strom,
to Bremen in 'n Wynkeller!“

und nun ging's mit ihm davon durch Gestrüpp und Wald und Wasser, so daß er, als er in Bremen ankam, kaum noch ein Glied heil hatte. (Ebend. S. 315.)

(740.) Im Walde vom Kloster Triefenstein bis zu den Höfen von Eichenfort längs des Mains, besonders aber wo ehemals das Raubschloß, die Neuenburg, gestanden, läßt sich zu Zeiten eine **sehr schöne Frau** sehen, gewöhnlich in **weißes** oder **himmelblaues Gewand** gekleidet, von sehr feinem Schleier umwallt. Einem Holzhacker, der Frau und Kinder krank daheim hatte,

reichte sie eine Handvoll dort wachsender Rehlinge (eßbare Pilze), die daheim Goldstücke waren. Einen Mann aus Altfeld, dem bei einem Franzoseneinfall eine große Summe Geldes, die er gerüstet, um einen Gläubiger zu bezahlen, geraubt worden und der dem Main zulief, sein Leben zu enden, schickte sie mit dem Troste heim, das Geld liege an seinem Platze. Es war so. Drei Handwerksbursche, die auf der Wanderschaft in die Ruinen der Neuenburg traten, sahen auf einmal die Frau vor sich und reichten verlegen ihre Hüte hin. Sie brach drei Fichtenzweige ab und reichte jedem einen und verschwand. Zwei warfen, sowie sie von den Ruinen entfernt waren, die ihren, als Hexenzweige, weg; der Dritte steckte den seinen auf den Hut. Er fand sich in der Herberge als schwer Gold, das ihn zum reichen Manne machte. Die zwei anderen suchten nun die ihrigen vergebens und man sieht sie ewig dort umherwandeln und suchen. (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. I. 275—278.)

(741.) Einst, als schwere Hungersnoth im Lande an der Saar herrschte und nicht wenig Leute umkamen, trieb ein Hirte von Dillingen, der sieben Kinder und kein Brot für sie besaß, seine Heerde früh Morgens sorgenvoll dem „heiligen Berge" zu, wo ein Kloster versunken ist. Plötzlich öffnete sich vor ihm der Fels und eine weiße Nonne winkte ihm zu folgen. Durch dunkle Gänge gelangten sie zum Speicher, wo eine große Masse Getreides auflag. Die Nonne winkte ihm, ein schweres Malter aufzuheben, führte ihn dann abwärts bis zum Thore, wo der Schwestern Chorgesang an sein Ohr schlug, legte zum Zeichen, daß er über das Geschehene schweigen solle, ernst die Hand an die Lippen und ließ ihn hinaus, worauf der Fels sich wieder schloß. Freudig eilte der Hirt heim und erquickte die Seinen. War der Sack leer, so ging er zum Felsen, betete, er öffnete sich und er holte sein Korn. Sein Weib drang vergebens in ihn, sein Geheimniß zu erfahren, folgte ihm aber einst von ferne und rief, als der Fels sich öffnete: „Georg, geh schnell!" Das Thor schlug zu und blieb von da an geschlossen. (Moselsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. 193.)

(742.) Ein Hüter von Altendorf sah im „Feldrietli" bei hellem Tage auf einem Baume ein lumpiges Weiblein, welches keinen Kopf hatte, aber einen schwarzen Hut in der Hand. Der Mann wurde krank und starb bald. (Nikl. Senn.) Im Berner Oberland erzählt man von einem „kopflosen Walliserwibli". —

Im Haslenholze unweit Waldkirch, gegen Lehn zu, neckte ein Weibsbild, in lumpige Kleider gehüllt, Vorübergehende, namentlich Weibsbilder, sprang um sie herum, holte sie große Strecken weit auf dem Wege ab und begleitete sie bis zu einem Riegel beim Haslenholz, dem Bösgatter, wo es unter gewaltigem Lärmen und Krachen verschwand. (J. A. Eigenmann.)

(743.) In Mitte des Dorfes Schennis steht noch ein alter Heidenthurm, der beim Brande 1824 eingeäscherten St. Gallenkirche, die schon zur [illegible] zeit

bestanden haben soll. Um diese Kirche liegt ein Rasenplatz, der ehemalige Gottesacker. Entlang diesem zieht sich, von der Landstraße ausgehend, eine Gemeindestraße auf die „Gastermatt", die „Gallengaß". Diese wandelte sonst, namentlich in Fronfasten-Nächten, zur Mitternachtstunde, das „St. Gall-Weibchen".

Zur Zeit als man noch vom Toggenburg aus mit Saumrossen Post und Waaren nach Glarus spedirte, habe einer der Säumer bei der Schmiede, nahe bei der Gallenkirche, Halt gemacht, um zu füttern und die Pferde beschlagen zu lassen. Es war schon Mitternacht und man redete vom St. Gallenwibli. Der Säumer, ein junger entschlossener Bursche, erklärte, Bekanntschaft mit dem Weibchen machen zu wollen, nahm ein Licht und ging auf die Kirche, des Weibchens Ausgangspunkt, los. Drinn sah er nichts als auf einem Stuhle einen Kratten voll Roßnägel. Er nahm zwei davon mit, die sich in Thaler verwandelten. Als er aber die anderen holen wollte, war nichts mehr da. (Nach einer Mittheilung des Lehrers Seliner von Schennis und mündlich.)

(744.) In Niedersachsen erzählt man von einer Frau, die mit ihrem kleinen Wilm einsam an einem Walde lebte. Einst mußte die Mutter, es war Johannisabend, in die Stadt und warnte Wilmen, in ihrer Abwesenheit ja nicht aus dem Hause zu gehen, weil im Forste Waldweibchen seien, die diesen Abend spuken. Nachdem sie sorgsam geschlossen, ging sie fort. Das offene Fenster jedoch hatte sie vergessen zuzumachen und nach einer Weile sah Wilm einen schönen Vogel mit grünen und goldenen Federn. Er wollte ihn haschen, sprang hinaus und ihm in den Wald nach, wo der Vogel in einem halbzerfallenen Thurme verschwand. Wilm trat hinein in einen großen Saal, wo auf einer langen Tafel eine Menge Silbergeschirr mit den köstlichsten Speisen stand, in den Ecken aber Haufen Goldes lagen. Als Wilm nach den Speisen griff, rief ein grauer Vogel aus einem Käfige von der Wand: „Laß das sein, es ist nicht Dein, es gehört dem Zwerge drüben vom Berge!" Damit flog er herbei und reichte Wilmen ein Stück Brot, der aber zog den Braten und die anderen Gerichte vor, sah jedoch mit Erstaunen, daß Alles, was er aß, sich sogleich wieder ersetzte. Mit einem Male hörte er trappeln und trappeln, und die Treppe am Thurme herab kam der Zwerg. Wilm kroch aus Furcht unter das bis zur Erde herabhängende Tischtuch. Der Zwerg trat herein und konnte wegen seiner Kleinheit nur mit unsäglicher Mühe auf den Lehnstuhl hinauf gelangen. Er fing an zu essen, Wilm aber seine Taschen mit Gold aus einer Ecke zu füllen. Jetzt entdeckte ihn der Zwerg, verhieß aber, ihm nichts Leides zu thun, und rief ihn zu sich. Wilm sprang auf und stieß ihm aus Furcht eines der silbernen Messer in die Brust. In demselben Augenblicke erscholl ein lautes Hohngelächter und statt des Zwerges sah Wilm ein altes häßliches Waldweibchen vor sich. Dieses verwandelte sich sogleich in ein Pferd, den Jungen in eine Katze, nahm diese auf den Rücken und lief mit ihm fort. Mittlerweile war die Mutter heimgekehrt, hatte den Knaben nicht

gefunden und folgte seinen Spuren in den Wald, wo sie dem Rosse begegnete. Nebenher flog der graue Vogel und rief: „Geschwind, geschwind, errette Dein Kind!“ Da faßte die Mutter das Pferd an der Mähne und riß mit der andern Hand die Katze herunter. Die wurde zu einem Aar. Der Vogel mahnte auf's neue und die Mutter hielt ihn fest, wie er auch mit den Flügeln schlug, und eilte mit ihm aus dem Zauberwalde, worauf sie ohnmächtig niedersank. Als sie erwachte, lag sie vor ihrem Hause und hielt ihren Wilm, den sie erlöst hatte, in den Armen. (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 400—402.)

(745.) Auf der Alp Suls im Berner Oberlande fuhr einst ein Senne mit seinem Vieh in einen tiefern Bergstafel hinab, mußte jedoch wieder hinauf, noch einige Thiere und Geschirr nachzuholen. Als er sich am Brunnen vor der Hütte wusch und sich wieder aufrichtete, gewahrte er zu seinem Erstaunen in der vor ihm stehenden Felsenwand eine thürähnliche Oeffnung. Er stieg hinein und betrat ein etwas finsteres Gemach, wo er bald an der gegenüberstehenden Wand eine Oeffnung erblickte und sich durchdrängend sich in einem hellen schönen Saale befand, wo er einen Haufen Goldstücke und darauf eine goldene Schelle sah, daneben aber eine glänzende Frau, welche zu ihm sprach, davon möge er nehmen, was ihm gefalle; aber er solle das Rechte wählen. Als sie bei seinem Zaudern andeutete, das zu Wählende sei sie selbst, entschuldigte er sich als verheiratet und wählte die Schelle. Da habe sie gezürnt, daß er sie nicht erlöst und fernerer Qual überlassen. (P. Seiler in Zuberbühlers Sammlung.)

(746.) Einst kam eine alte Frau von Trub im Emmenthale her in das Dorf Rorbach und erkundigte sich nach drei beherzten Männern, die den Muth hätten, einen großen Schatz zu heben. Als sie ihnen eine schöne Geldsumme versprochen, ging sie Nachts zwischen elf und zwölf in den Altburgwald und zirkelte, in der Mitte angekommen, wo ein Zwingherrenschloß gestanden haben soll, mit einem Säbel einen Kreis, in welchen sie den Säbel steckte. Dem Priester in Uffhausen, des benachbarten Kantons Luzern, hatte sie den Auftrag ertheilt, in dieser entscheidenden Stunde für sie gegen die sieben Geister, die erscheinen sollten, zu beten. Zu ihrem Schrecken indeß erschienen vierzehn solche. Bald kam ein weißer Widder und wollte in den Kreis eindringen; sie vermochte ihn abzuhalten. Dann nahte ein Mutterschwein mit sieben Ferkeln, den Schlüssel zum verborgenen Schatze tragend. Die Zauberin faßte den Schlüssel und es gelang ihr auch diesmal, den Eingang zu versperren, bis ein schwarzer Bock erschien, der in den Ring eindrang und den Zauber vereitelte.

Die Frau trug man halbtodt in's Dorf, wo sie bald verschied. Die Leiche wurde brandschwarz. (Furrer in Zuberbühlers Sammlung.)

(747.) Im Schloßwalde bei Forsteck sammelte ein Weib von Sax Laub. Plötzlich kam ein schönes Fräulein zu ihm und sagte, sie sei verwünscht

und das Weib könne sie um Mitternacht erlösen, dadurch, daß es ihrem Hündchen drei Streiche gebe und vor nichts Furcht empfinde. Um Mitternacht kam das Weib. Das Hündchen war schon da. Beim ersten Streiche kamen allerlei häßliche Thiere zum Vorschein, beim zweiten fielen die Berge donnernd zusammen, die Erde öffnete sich und einem bodenlosen Schlunde entquoll Feuer und Rauch. Da ließ das Weib die Ruthe fallen; das hübsche Fräulein aber jammerte kommend und rief: Nun muß ich wieder zurück in's Innere der Erde und auf meine Erlösung warten, bis das Kind in der Wiege, die man aus jenen Bäumchen machen wird, erwachsen ist. Hiemit verschwand es. (Nikl. Senn. Ganz dasselbe erzählt Lehrer G. Gauer in Azmos von einer Erscheinung unweit der Ziegelhütte in Wartau.)

(748.) Das „Stadem-" oder „Staven-Wüfke" ist ein Weib, welches auf den alten Wurten, Hügeln oder Stavenplätzen, welche sonst Häuser trugen und die nun nackt und kahl vom Meere umspült und vom Dünensande umgeben sind, erscheint, diese Orte umgeht und da, wo sonst der Herd des Hauses stand, sitzt und weint. (Kohl, fris. Sagen.)

(749.) Das Wisperthal unweit Lorch am Rheine soll seinen Namen von den „wispernden" Stimmen haben, die man dort Nachts oft vernimmt. So hörten sie einst drei durch's Thal wandernde junge Gesellen. Sehr froh gelaunt, wurden sie neugierig, zu erfahren, wem die Stimmen angehören, und der älteste und klügste von ihnen, ein Schwertfeger, rief laut: Das sind Stimmen von Weibern, die gewiß so häßlich sind, daß sie sich nicht zeigen dürfen! Er hatte kaum die herausfordernden Worte gesprochen, so standen plötzlich drei wunderschöne Jungfrauen vor ihnen, welche sie einluden, sich in ihrem Schlosse zu erholen und zu vergnügen. Die Gesellen hatten in der Gegend nie ein Schloß gesehen, traten ein und wunderten sich nicht wenig über die Pracht, die ihnen von allen Seiten entgegen glänzte. Die Drei gaben ihnen hier ein kostbares Mahl, wobei sie selbst den Wein kredenzten. Die Burschen hatten nie so schöne Wesen gesehen und verlobten sich ihnen.

Am dritten Tage aber hießen die drei Bräute sie, wenn sie dies Leben fortbehalten wollen, wieder in den Wald zu gehen und dort zu horchen, was ihnen der Sperling, die Elster und die Eule sagen werden. Die Gesellen begaben sich hinaus in den Wald, und nachdem sie sich durch Gestrüpp und Wurzeln hindurchgearbeitet hatten, zwitscherte ein Sperling von einem Baume herab. Der Schwertfeger verstand darin einen Hohn: Drei dumme Hänse zogen in's Schlaraffenland, wußten sich aber, als ihnen gebratene Gänse vor den Mund flogen, nicht zu helfen, weil der Mund zu klein und die Gänse zu groß waren. Weiter gewandert, kamen sie zu einem zweiten Baume, von welchem die Elster trätschte: Meine Mutter war eine Elster, meine Großmutter war ebenfalls eine Elster, auch meine Urgroßmutter war eine Elster, und wenn meine Ururgroßmutter nicht gestorben wäre, so lebte sie noch, in welchem

Spruche der Schwertfeger die ganze Weltgeschichte zu finden erklärte. Beim dritten Baume saß in dessen Höhlung eine Eule, welche murrte: Wer mit einem Weibe spricht, wird von einem betrogen; wer mit zweien spricht, wird's von zweien, und wer mit dreien, von dreien.

Der Schwertfeger spottete der alten, häßlichen Prophetin und sie entfernten sich. Als sie aber vor dem Schlosse anlangten, öffneten sich oben drei Fensterlein, aus deren jedem ein altes Mütterchen heraus schaute, alle drei langnasig, triefaugig, ihrer Häupter wackelnd und ihre zahnlosen Mäuler heraus kreischend: Da unten sind ja unsere holden Bräutigame, wir werden gleich öffnen.

Die jungen Gesellen aber warteten das Oeffnen nicht ab, sie nahmen Reißaus und machten so lange Beine, daß sie noch desselben Tages nach Lorch gelangten, wo sie bei einem Trunke Weines sich erholen mußten. (Heines sämmtl. Werke 1861, VII. Bd., S. 78.)

Hierher gehört auch die liebliche Sage von Sneewittchen mit ihren mannigfachen Abänderungen und Nachahmungen, ebenso die waldfrische Rapunzel und das reizende „Brüderchen und Schwesterchen" mit dem schmackhaften Hexenhäuschen, wo auch der Riese als Menschenfresser wieder erscheint.

Es ist gar nicht zu verwundern, daß die auffallend gleichen Züge, wie von den Hexen, auch von vielen christlichen Heiligen, diesen Nachfolgerinnen der heidnischen Nacht- und Mondwesen, erzählt werden. Man vergleiche die Legenden von Walpurgis, Margarita, Odilia, Lucia, Hunna, Gertrud, Notburga, Edigna und der Himmelsmutter Maria selbst bei Grimm, Vernaleken, Stöber, Lütolf, Zingerle, Schönwerth und Panzer. (Vergl. auch Grimm Sagen 247—251.)

III. Hexenmeister und Zauberer.

Seltener als die Hexen sind in der Sage und im Aberglauben des Volkes die Hexer, Hexenmeister und Zauberer, — nicht weil man, wie die Unwissenheit in der Mythologie meint, mit Vorliebe die Weiber der Hexerei beschuldigte, um die Männer zu schonen, sondern weil die Hexen die Nacht und den Mond bedeuten, welches weibliche Elemente sind, männliche Hexen daher nur beiläufig, gleichsam als Ergänzung zu den weiblichen, als geübtere, vertrautere Adepten des Teufels, gedacht werden. Auch die Hexer sind, gleich den Hexen, Geistesriesen, welche an die Stelle der rohen Natur-

gewalt die feinere geistige Macht des Zaubers treten lassen. Weil bei ihnen das weibliche Element der Nacht und des Mondes, wie auch der Sterne wegfällt und sie überhaupt ihrer Wenigere sind, versammeln sie sich nicht besonders, und nur selten mit den Hexen, sondern verschreiben sich einzeln, unter feierlichen Ceremonien, der Böses bewirkenden Macht der Finsterniß, woraus die tiefsinnigsten Allegorien des ewigen Kampfes zwischen dem Guten und dem Bösen ihren Ursprung herleiten. In dem Volkswahn neuester Zeit haben jedoch die Freimaurer, weil sich Ungebildete deren Geheimnißthuerei nicht anders erklären können, sich gefallen lassen müssen, als Gesellschaft von Hexenmeistern zu gelten, die sich dem Teufel verschrieben haben. In vielen Gegenden werden aber auch die katholischen Geistlichen, namentlich Jesuiten und Kapuziner, als Zauberer betrachtet und durch den kirchlich gebilligten Exorcismus auch als solche verwendet. Endlich stehen die Scharfrichter in demselben Rufe.

Ehe jedoch der Teufel seine Rolle statt der alten Riesen spielte, waren die Zauberer, so sehr dämonische Macht in ihnen gährte, nicht Verlorene, Verworfene, sondern kunstreiche Arbeiter, besonders Schmiede, d. h. Verfertiger aller möglichen Geräthe, Waffen und Kostbarkeiten, oder auch treffliche, kein Ziel fehlende Schützen, d. h. sie waren menschgewordene Gestirngötter und übten als solche sowohl das Amt der Weltschöpfung im Kleinen, als die Kunst der Sterne, über weite Fernen hin richtig am bestimmten Orte einzutreffen. Die in der wilden Jagd dahinbrausten, mußten auch gute Schützen sein, und von den Zwergen ging die Geschicklichkeit in jeder Kunst auf sie über.

Merkwürdig sind in dieser Beziehung die überraschend entsprechenden Züge im classischen Süden und im düstern Norden. Dort wird uns vom kunstreichen Daidalos, seinem Labyrinth und seinem kühnen Fluge erzählt, dem sein unerfahrener Sohn Ikaros (die Frühlingssonne wie unter den Göttern Phaethon) zum Opfer fiel. Sein Gegenbild im Norden ist der treffliche „Schmied“ Wieland (mittelhochdeutsch, althochdeutsch Wiolant, angelsächsisch Veland, altnorwegisch Wölundr), in dessen Großvater Wilkin Grimm mit Recht eine Verwandtschaft mit Vulkan suchte, die auch in seinem eigenen Namen

nicht zu verkennen ist. Seine Großmutter (oben Nr. 392) ist eine Nixe, sein Vater der Riese Wade (Wato); er selbst wird von Zwergen erzogen und unterrichtet; seine Gattin ist eine spinnende Schwanenjungfrau, eine von drei Schwestern (mit den Nornen und Walküren verwandt), die sich mit den ebenfalls eine mythische Dreiheit bildenden Brüdern Wölundr, Eigil und Slagfidr vermälen, in denen vielleicht die Vertreter dreier sogenannter Elemente (Feuer, Luft und Wasser) verborgen sind. Wielands Ruhm ist in fast ganz Europa verbreitet; Skandinavien, Deutschland, Lithauen, Britannien, Gallien besingen ihn. Wie Osiris im Sarge, schwimmt er, als Sonnengott, im hohlen Baumstamme, mit dem Gold der Zwerge, auf Strom und Meer. Sein Wettstreit mit dem Schmiede Amilias, den er schließlich, ohne daß jener es merkt, mit dem Schwerte sachte mitten durchhaut, stellt den Kampf zwischen Sonne und Mond und des letztern halbes Licht dar. Wenn er vom eifersüchtigen Könige Nidung gelähmt wird, spricht daraus wieder die Verwandtschaft mit dem durch seinen Fall vom Himmel lahmen Hephästos sowohl als mit den Zwergen, deren Füße verborgen sind. Seine verborgene Liebe zur Königstochter ist die verborgene Liebe zwischen Sonne und Mond. Das Interessanteste aber ist sein dem Daidalos genau entsprechendes, in der Edda und Wilkinasaga geschildertes Fliegen, um dem feindlichen Nidudr (Nidung), d. h. der Nacht, zu entgehen. Auch der Sonnengott Sigfrid erlernt in seiner Jugend das Schmiedehandwerk bei den in demselben erfahrenen Zwergen. Ja selbst in das Christenthum ging diese Hochhaltung der Schmiede über.

St. Eloi, Eligius, Bischof in Noyon und Tournai seit 640, † in der Nacht vom 30. November auf den 1. December 659, hieß im Volke St. Loi und ist der Schmiede Patron, welchem Stande er vor seiner Weihe angehört habe. Daher der Schmiede Fest am 25. Juni, der Eloitag. Er habe, um die Pferde bequemer zu beschlagen, ihnen die Beine abgeschnitten und dann wieder angesetzt.

(750.) Bei einem Bilde in der Spleekapelle unweit Sargans, welches, wenn der Sammler sich recht erinnerte, St. Loi darstellte, erzählte ihm als Knaben sein Vater: Als St. Loi einmal auf den Gruß „Meister“ geantwortet: „Ja Meister über alle Meister“, habe Gott seinen Uebermuth dadurch bestraft, daß er das abgeschnittene Pferdebein nicht mehr ansetzen konnte, bis er in sich ging und bereute. Noch bequemer hatte es der heilige Abt Kolumban, der,

wenn sein Pferd zu beschlagen war, nur dessen Füße in die Schmiede geschickt, das Pferd aber zu Hause gelassen habe. (Aus dem österreich. Klosterleben I. Bd. Berlin, S. 288.) Der nämliche Name kommt aber auch wieder als derjenige eines geschickten Schützen vor.

Wir verweisen übrigens auf die oben mitgetheilten Sagen von Schmieden, die mit dem Tod und dem Teufel den Kampf aufnahmen. (Nr. 685—689).

Des Fürsten der Schmiede, Wieland, Bruder Eigil ist zugleich der Schützen erster Fürst, und seine Kunst hat sich in demselben Zuge weit in die Jahrhunderte hinein erhalten und ist bis vor kurzem in einer nach den folgenden Sagen abgefaßten und dann von unkritischen Chronisten wiederholt veränderten vaterländischen Erzählung für geschichtlich gehalten worden.

(751.) In dieser Zeit kam von Wieland herbeschieden, der junge Eigil (in den Edda-Liedern Egill), sein Bruder, an Nidungs Hof. Eigil war einer der wackersten Männer und hatte vor allen ein Ding voraus: er schoß mit dem Bogen besser als irgend ein Anderer. Der König nahm ihn wohl auf und Eigil blieb lange Zeit dort.

Einmal fiel es dem König ein, zu versuchen, ob Eigil so ein trefflicher Schütze sei, wie von ihm gesagt wurde. Er ließ dessen dreijährigen Knaben herbringen und ihm einen Apfel auf den Kopf legen, und gebot dem Vater nun, nach dem Apfel zu schießen, aber wohl Acht zu haben, daß er ihn treffe, und nur einen Schuß zu thun, nicht mehrere.

Eigil nahm jedoch drei Pfeile, befiederte sie, legte einen auf die Sehne und schoß mitten durch den Apfel, so daß der Bolzen die Hälfte desselben mit sich wegriß und beide Stücke zur Erde fielen. „Dieser Meisterschuß ist lange hochgepriesen worden — und Eigil ward berühmt vor allen Männern und man nannte ihn Eigil den Schützen."

Der König, der den Schuß ebenfalls sehr bewunderte, fragte Eigiln, warum er dem Gebote zuwider drei Pfeile genommen habe. Eigil antwortete: „Herr, ich will nicht gegen Euch lügen; wenn ich den Knaben mit dem ersten Bolzen getroffen hätte, so waren diese beiden Euch zugedacht." Der König aber nahm dieses gut auf, und dünkte Allen, daß er bieder gesprochen habe. (Von diesem Schusse wissen die Edda-Lieder nichts; wohl aber die prosaische Wilkinasaga I. Bd. S. 114. 115.) Dieser ältesten europäischen Apfelschuß-Sage geht indessen eine noch ältere asiatische voraus, indem der persische Dichter Farîd Uddîn Attâr um 1175 erzählt: Ein König habe einem Lieblings-sklaven einen Apfel auf den Kopf gelegt, darnach geschossen und denselben

stets getroffen; der Sklave aber sei vor Furcht krank geworden. — Die Erzählung ist allerdings sehr mager, beweist aber, daß diese Mythe ein Gesammteigenthum aller arischen Stämme ist. —

(752.) Ein gewisser Toko machte sich im Dienste des Königs Harald (von Dänemark) durch seine Vorzüge viele Feinde. Einst rühmte er sich bei einem fröhlichen Gastmahle, er sei in der Schießkunst so gewandt, daß er einen auf einen Stab gesteckten Apfel aus weiter Entfernung auf den ersten Schuß treffen würde. Dies wurde dem Könige hinterbracht, welcher, um den Schützen zu versuchen, ihm befahl, statt von einem Stocke, den Apfel von seines Sohnes Haupt zu schießen, oder aber für seine Prahlerei zu sterben. Toko ermahnte seinen Sohn, sich ruhig zu verhalten, nahm drei Pfeile aus dem Köcher und vollbrachte den gefährlichen Schuß glücklich. Als ihn aber der König fragte, warum er mehrere Pfeile genommen, antwortete er: „Damit ich, wenn der erste fehlte, mit den übrigen meine Unschuld und Deine Gewaltthat rächte!“ Diesen Stürmen folgte indessen bald nachher ein ebenso schlimmes Gewitter. Toko wagte nämlich seine Kunst in Handhabung der von den Finnen gebrauchten Schneeschuhe derjenigen, deren der König sich rühmte, gleichzustellen. Da wurde er aufgefordert, seine Gewandtheit am Felsen Kolla zu zeigen. Nachdem er die schlüpfrigen Platten an die Füße geschnallt, trieb er sein Fahrzeug vom hohen Gipfel in die Tiefe herab. In raschem Lauf gegen Felsen geschleudert, konnte er sich mit unerschrockener Hand im Gleichgewicht erhalten, und indem er es vermied, auf den Trümmern seiner Schneeschuhe in das nahe Meer geführt zu werden, gewann er das Ufer, wo ihn ein Schiff aufnahm. Der König hielt ihn für todt, während er sich zu dem Sohne desselben, Sweno, begab, der die Fahne des Aufstandes gegen den Vater erhoben. Als die Heere Beider sich gegenüberstanden und ein Waffenstillstand geschlossen werden sollte, erging sich Harald im nahen Wald; als er sich aber hinter einem Gebüsche niederließ, um ein Bedürfniß zu befriedigen, wurde er durch Toko überrascht, welcher, vor Rachedurst brennend, ihn mit einem Pfeile tödtlich verwundete. Der König wurde nach Julin gebracht und starb dort bald hernach. (Nach dem Lateinischen des Saxo Grammaticus.)

(753a.) William von Cloudesly rühmte sich vor dem König auf eine gewisse Entfernung eine aufgesteckte Haselruthe mit dem Pfeile zu spalten, und that es wirklich. Der König lobte ihn als den besten Schützen, was ihn so sehr erregte, daß er sich anerbot, statt der Ruthe seinen Sohn aufzustellen und von dessen Kopf einen Apfel zu schießen Der König befahl ihm, dies zu thun, und drohte ihm, falls er fehle, ihn hängen zu lassen. William that, was er versprochen, während Alles für ihn zitterte, und der König rief aus: „Gott verhüte, daß Du auf mich geschossen hättest; Du sollst mein Bogenträger werden.“ (Nach einer altenglischen Ballade in Percys Reliques of ancient english poetry I.) Beinahe dasselbe wird wörtlich von drei anderen englischen

Schützen: Adam Bell, Clym of the Clough und Robin Hood und von dem Friesen Hemming Wulf erzählt.

(753b.) Ein gewisser Fürst am Rhein, der Bärtige genannt, hatte in seinem Gefolge einen Zauberer, Punker mit Namen, welcher bei einer Belagerung Jeden, den er ansah, durch seinen Pfeil verwundete und tödtete. Es wird nun erzählt, daß einer der Vornehmen seine Kunst prüfen wollte, ihm seinen eigenen kleinen Sohn als Ziel setzte und auf dessen Mütze einen Pfennig legte, den er mit dem Pfeile herunterschießen sollte, ohne die Mütze zu treffen. Als der Zauberer erklärte, er würde dies thun, noch lieber aber unterlassen, damit er nicht durch den Teufel zu seinem Untergang verführt würde, der Fürst aber ihn bewog, es zu vollführen, steckte er einen Pfeil in sein Koller und schoß mit dem andern, den er auf die Armbrust legte, den Pfennig ohne allen Schaden von der Mütze. Als der Fürst dann den Zauberer fragte, warum er einen Pfeil in das Koller gesteckt, antwortete er: „Wenn ich vom Teufel verblendet, mein Kind getödtet, hätte ich mit dem andern Pfeil sogleich Euch durchbohrt, um so dessen Tod zu rächen." (Aus dem Lat. des „Hexenhammers", Mallens maleficarum II, 15.)

Es kann kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß die Apfelschußsage, werde sie von Tell oder einem Andern erzählt, mythischen Ursprungs ist. Der Schütze ist eine der vielen Gestalten des Sonnengottes, der sein Ziel nie verfehlt, oder des Donnergottes, von dem das nämliche zu sagen ist. Der Pfeil ist der Strahl, der zugleich belebt und versengt, oder der Blitz, der zugleich die Luft reinigt und Lebendes vernichtet; er wird daher dem indischen Indra, den hellenischen Apollon und Artemis (Sonne und Mond) und dem nordischen Odin (Wodan) als wildem Jäger zugetheilt. Auch der Apfel hat ein mythische Bedeutung, auf die wir bei Anlaß der Gestirne (oben S. 76 f.) hingewiesen; hier mag es sich vielleicht darum handeln, daß besonders die Früchte der Erde oder auch die oft als Früchte dargestellten Sterne zunächst vom Sonnenstrahle getroffen werden; beide sind ja, wenn dies geschieht, reif zum Falle. Daß der Vater den Sohn auf das Spiel setzt, ist ein weitverbreiteter mythischer Zug, der sich bei Helios, Kronos (dem Verschlinger seiner Kinder), Zeus (mit Bezug auf Hephästos und Dionysos), Daidalos, Abraham und bei dem christlichen Gotte wiederholt. Dasselbe ist auch oft der Fall mit den Töchtern (Iphigenia, Jefthas Tochter u. s. w.) und bedeutet die nichts scheuende Macht eines Gottes. Der Vogts- oder

Königsmord endlich ist der Kampf der Sonne gegen Wolken und Stürme oder der Sonne und des Blitzes gegen die feindlichen Mächte des Winters, Schnee, Eis und Frost, was ja die älteste nordische Sage bereits in Thors Kämpfen gegen die Riesen versinnbildlichte.*)

Eine besondere Art der zauberischen Schützen sind die **Freischützen**, deren Kugeln immer treffen, nachdem sie in schauerlicher Weise gegen das dem Menschen Heiligste geschossen. In heidnischer Zeit war dies die **Sonne**; in christlicher ist die ebenfalls scheibenförmige **Hostie** an ihre Stelle getreten, wie ja auch der **Apfel** der oben erwähnten Schützen an dieselbe erinnert.

(754.) In einer Sage dieser Gattung wird ein Schütze vom Teufel in Jägergestalt verleitet, sich zum Freischützen zu machen. Erst sträubte sich der Mann, aber sein Weib ließ ihm keine Ruhe. Der folgende Tag war ein Sonntag, da gingen sie trotz des Schnees mit einander in's nächste Dorf hinab zur Kirche und nahmen dort das heilige Abendmahl. Am Tage darauf war das Wetter klar; der Jäger ergriff sein Gewehr, steckte ein weißes Tüchlein zu sich und ging schweigend hinaus in den Wald. Am Mittag, als die Sonne am höchsten stand, gerade über seinem Haupte, nahm er mit zitternden Händen aus seiner Brusttasche das heilige Brot, welches er im Nachtmahl empfangen hatte, breitete das weiße Tuch auf den Schnee aus, stellte sich mit beiden Füßen darauf, lud die Hostie in den Lauf der Büchse und schoß damit **mitten in die Sonne hinein**. Ein entsetzliches Brausen erhob sich, wild heulte der Sturm durch den Wald, schwarze Wolken fuhren am Himmel auf, Blitze zuckten und der Donner brüllte. Zu Tode erschreckt, wollte der Jäger entfliehen, er raffte das Tüchlein auf — da sah er blutige Fußspuren darin. Und als er nun auf sein Haus zustürzte, schlugen hochauflodernd die Flammen daraus empor, sein Weib und seine Kinder irrten jammernd umher und riefen vergebens nach Hilfe. Wie herbeigezaubert stand plötzlich der fremde Waidmann mitten unter ihnen; seine Gestalt wuchs von Moment zu Moment, immer höher wurde sie, ragte über die riesigsten Tannen hinaus, sein Auge blitzte und mit einer Stimme, die Donner und Sturm übertönte, rief er dem Jäger zu: „Da du das Geheimniß nicht zu wahren vermochtest, so sei verflucht! Jage mit deinem nimmer fehlenden Rohr, bei Tag und bei Nacht, Sommer und Winter, jahraus jahrein, jage, jage!“

---

*) Ueber die weitere Ausbildung der **Tellsage** s. des Verf. Aufsatz „Die Wahrheit über Tell“ in der „Gegenwart“, 1873, Nr. 19 und 20, und dessen Geschichte des Schweizervolkes, 3. Aufl. Bd. I. S. 215 ff. Vergl. Pfannenschmidt, Der mythische Inhalt der Tellsage, Germ. X. S. 1 ff.

Wie er gesprochen, so geschah es. Weib und Kind verwandelten sich zur heulenden Meute und auf und davon tobte die wilde Jagd. Von dieser Zeit an wurde der Wald unsicher. Jäger und Holzfäller sahen dort bei Tage einen grüngekleideten, finstern Mann, von Hunden geleitet, unter den alten Bäumen wandeln, umkrächzt von dem heisern Geschrei der Raben; in der Nacht aber zog das wüthende Heer mit Hussaruf und Hundegebell über den Forst dahin. (Sagen- und Märchengestalten S. 107.)

(755.) Vor alten Zeiten hat in Zellerfeld ein Förster gelebt, der ist ein Freischütz gewesen. In seinen Lehrjahren hat er nämlich gar kein Glück im Schießen gehabt, und ist darüber ganz tiefsinnig geworden. Also geht er auch einmal ganz verdrießlich im Revier umher und denkt bei sich selber, er will nun die Jägerei ganz aufgeben. Da begegnet ihm auf dem Wege ein Grünrock, der fragt ihn, was er so betrübt aussähe? Da sagt's der Jägerbursche. Wenn's weiter nichts ist, antwortet der Grünrock, dem ist leicht abzuhelfen, es gehört nur ein bischen Muth dazu. Ich will Dir's sagen, Kamerad. Geh' zum Abendmahl und den wahren Leib behältst Du im Munde. Wenn Du dann aus der Kirche kommst, nimmst Du Deine Flinte und gehst in's Holz und da nagelst Du den wahren Leib an einen Baum an und schießest dreimal darnach im Namen des Teufels. Hast Du das gethan, so magst Du in die blaue Luft schießen, Du triffst, was Du willst. Mein Jägerbursch hat sich bethören lassen und ist auf diese Weise ein Freischütz geworden. Er hat als Förster manchmal seine Geschicklichkeit sehen lassen, des Spaßes wegen. Zuweilen, wenn er an langen Winterabenden Gesellschaft gehabt hat, so hat er gefragt, was sie essen wollten, Hasenbraten oder Rehbraten oder einen Auerhahn; hat dann seine Flinte genommen, zum Fenster hinausgeschossen und gesagt: geht in den Garten, oder: Geht in den Hof, oder auf die Gasse, da liegt's. Und wenn sie dahin gegangen sind, wo er gesagt hat, haben sie es gefunden. Manchmal hat er auch gefragt, wo es liegen soll, und jedesmal hat es da gelegen, wo es die Leute haben wollten.

Einmal bat ihn Einer, er möge ihm doch auch die Kunst lehren. Aber das wollte er nicht, und erst nachdem dieser geschworen, er wolle die Kunst nicht weiter lehren, auch Niemand sagen, wie er, der Förster, ein Freischütz geworden sei, erzählte er es ihm. Lange Jahre hatte er so sein Wesen getrieben. Endlich wie er auf dem Todbette liegt und schon im Sterben ist, springt er plötzlich auf und stürzt wie wahnsinnig durch die Stube und schreit: Nein Teufel, noch nicht! Noch sollst Du mich nicht haben! Aber was half es? Mitten in seinem Geschrei stürzte er todt nieder Und wie man genau zusieht, ist ihm der Hals umgedreht und ringsherum ein blauer Streif, wie ein blaues Halsband. Da hat es jener Mensch erzählt, was es für eine Bewandtniß mit dem Förster gehabt habe. (Harrys Volkss. Niedersachsens II. S. 22.)

Damit hängen auch das sogenannte Festmachen und der Wahn vom unverwundbar machenden Nothhemde zusammen, die

jedoch mehr in das Gebiet des Aberglaubens als der Sage gehören, obschon dies echt mythische, an die unverletzlichen Gestirne mahnende Züge sind.

Unter den Sagen von Zauberern, welche weder als Schmiede, noch als Schützen auftraten, nehmen wir folgende auf:

(756.) Der einzige Sohn einer Witwe aus Neroth im Trierischen war als Soldat in ferne Länder gekommen und in Gefangenschaft gerathen. Als er hier hart gehalten wurde, beschloß er zu entfliehen und irrte in einem Walde umher, wo er zu einer Hütte kam, in welcher ein Greis wohnte. Als er diesen um Rath fragte, wie er heim kommen möge, entgegnete der Greis, dies Land kenne er nicht einmal dem Namen nach, führte ihn aber zu der nächsten Hütte, wo sein Vater wohnte. Der kannte das Land eben so wenig und führte ihn zu einem noch ältern Greisen, seinem Vater. Als der den Namen Neroth hörte, sprach er: „Ha, ha, da bin ich wohl bekannt, auf dem Nerother Kopf bin ich oft gewesen.“ Er verhieß ihm, falls er ihm folge, ihn noch vor dem Frühstücke hinzubringen, setzte ihm und seinem Sohne zu essen vor und brachte dann drei Böcke, auf welche die Drei sich setzten, und schon um halb elf Uhr Nachts waren sie auf dem Nerother Kopfe Bei der dortigen Pfütze stiegen sie ab, der Greis band dem Nerother einen Seidenfaden um den Leib, steckte ihm einen Ring an den Finger und ließ ihn am Faden hinab. Am Boden angelangt, berührte er nach Vorschrift die sich zeigende Thüre mit dem Finger, sie öffnete sich und er verfolgte einen langen Gang, der in ein Zimmer führte, wo mehrere Herren um einen Tisch tranken und Karten spielten. In einer Ecke stand eine Kiste, auf welcher ein großer zottiger Hund mit glühenden Augen lag. Er berührte ihn mit dem Ringe, worauf sich das Thier in einer Ecke verkroch. Dann nahm er aus der Kiste den goldenen Becher und so viel Kostbarkeiten, als er tragen konnte, eilte aber, nach Vorschrift, so schnell er mochte, und kam wirklich gerade an, als die eiserne Thüre hinter ihm zuschlug, die ihm noch die Ferse verletzte. Der Uralte nahm den Becher, heilte die Ferse, ließ dem Manne alle übrigen Schätze und nahm Abschied von ihm. Der Nerother aber kam zu seiner Mutter, fing einen Handel an und wurde ein reicher Mann. (Eifelsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. B. S. 3. 17.)

(757.) Bei Joh. Franz Straparola aus dem Mailändischen (Ende des 15. bis Mitte des 16. Jahrhunderts, die Sammlung Venedig 1550—1554) heißt es: Lactantius, der Zauberer, der öffentlich das Schneiderhandwerk trieb, hatte einen Lehrling im Handwerke, der ihn beim Zaubern behorchte. Dieser anerbot seinem armen Vater, sich von ihm als Pferd verkaufen zu lassen, ermahnte ihn aber, den Zaum ja zu behalten, damit er wiederkommen könne. Auf dem Markte erkannte aber der Meister das Thier, kaufte es dem Vater ab, beschwatzte diesen, ihm auch den Zaum abzulassen, band es dann

am Hause an und mißhandelte und schlug es. Einst führten die Töchter des Zauberers das Pferd zum Wasser, wo es sich plötzlich zum Fische machte und untertauchte. Schnell wandelte sich der Meister zum Raubfische und machte Jagd auf den Kleinen. Der sprang als Rubin in einem Goldringe in den Korb der Königstochter, die am Strande Steinchen auflas. Sie nahm den Ring heim, wo er sich ihr als schöner Jüngling zeigte, den sie liebgewann, dann aber als Ring in ihrem Besitze blieb.

Nun wurde der König, ihr Vater, krank, Lactantius heilte ihn als Arzt und forderte den Ring als Belohnung. Sie wollte ihn nicht herausgeben, wurde aber endlich dazu gezwungen. Nun sagte ihr der Jüngling, sie solle den Ring, sobald sie zum Zauberer komme, an die Wand werfen. Sobald er auf die Erde fiel, wurde er zum Granatapfel, zerplatzte und die Körner rollten überall hin. Der Arzt verwandelte sich in einen Hahn, um die Körner aufzupicken; eines aber verbarg sich, sprang als Fuchs auf den Hahn, packte ihn und biß ihn todt.

Darauf gab der König dem schönen Jünglinge die Tochter zur Gemalin.

(758.) Ein Zauberer dingte einen Bettelbuben, der in Lumpen seinem Vater Brot zutrug, seine Bücher abzustauben mit dem Gebote, beileibe nicht darin zu lesen. Der Bube that den Dienst fleißig, las aber in den Büchern und lernte daraus die Kunst, sich in Thiere u. a. zu verwandeln. Als seine Zeit aus war, ging er zum Vater, verwandelte sich in ein schönes Pferd und hieß den Alten es auf den Markt führen, aber ja den Zaum zu behalten. Er that es, der Zauberer kannte das Thier, bezahlte theuern Preis und ritt davon, ohne daß der Alte den Zaum beachtet hatte beim Anblicke des Goldes. Als das Roß vor Müde fast zusammen sank, stieg der Zauberer ab und band es an einen Baum. Aber ehe er was Weiteres vornehmen konnte, verwandelte sich das Pferd in eine Krähe und der Zauberer in einen Habicht, als welche sie heftig kämpften. Bald fiel die Krähe zu Boden, war aber sogleich ein Ring. Der Habicht schluckte diesen und erstickte daran. (Schönwerth)

(759.) Der Zauberer im unterirdischen Gange des Rodenecker Schlosses Lauterfresser, der Schrecken der Umgegend, konnte sich in alle beliebigen Gestalten verwandeln. Einst stand er (in Rübezahls Weise) als Strunk am Wege, auf welchen ein Glashändler seine Krätze abstellte. Der Strunk verschwand und das Glas fiel in Scherben. Da jammerte der Krämer und zerraufte das Haar. Sogleich stand an der Stelle ein Stier, den der Mann mit sich fortnahm und verkaufte. Kaum hatte ihn der Käufer im Stalle, als er verschwand und in Gestalt einer großen Fliege auf- und davonflog. Als er ein andermal Butter wünschte, flog er als Mücke in den Schlegelkübel einer Bäuerin. Diese nahm die Mücke heraus und schleuderte sie auf den Boden, auf dem Lauterfresser sogleich seine wahre Gestalt wieder erhielt, aber hinkend blieb. (Zingerle.)

Man vergleiche damit die beiden Zauberlehrlingsmärchen bei Bechstein: „Der Zauberer und die zwei Kinder“ und „Der Zauberlehrling und sein Meister“, und folgende schweizerische Originalsage „Jeger-Dovi“.

(760.) Kaspar Zellweger nennt unter den im Jahrhundert vor der Reformation im Lande Appenzell einheimischen Geschlechtern die Jeger. Diesem gehörte ein Mann an, den die Volkssage als Zauberer erster Klasse kennt, David Jeger, in der Landessprache Jeger-Dovi. Sie weiß weder seine genaue Zeit, noch seine Heimatgemeinde zu nennen, und sagt blos, er habe in einer Epoche gelebt, wo die Schweizer bereits in fremde Kriegsdienste zogen. Er war seines Berufes ein Schreiner, sonst aber Zauberer und Geisterbanner. David hatte für seine zwölf Töchter ein kreisrundes Bett verfertigt, worin das ganze Dutzend schlief.

Damals hatte die Tochter eines Königs in Spanien ein sonderbares Uebel befallen, welches an das Besessensein erinnert. Sie war so lahm, daß sie sich gar nicht regen konnte, und die bösen Geister umflogen sie in Gestalt großer, schwarzer Vögel, wobei sie oft ohrenzerreißend kreischten. Alle Aerzte des Landes wurden nacheinander zu der Kranken gerufen, aber keiner wußte das Uebel zu heilen oder nur zu mildern. Da ließ ein unter den Schweizersöldnern dienender Appenzeller verlauten, in seiner Heimat sei Einer, welcher der Prinzessin helfen könnte. Die Sache kam vor den König, der den Soldaten kommen ließ und den David zu sich lud, und zwar viermal, denn der Wundermann beliebte nicht vorher zu kommen, indem er dachte, die Patientin werde ihm nicht fortlaufen. Endlich machte er sich auf, und zwar in seiner Innerrödlertracht, was durch Frankreich allen Gaffern genug zu schauen gab. „Luagid ehr no, dachte David, ehr werid scho wider ufhöre.“

Er kam Nachts auf spanischem Boden an und in einen Wald, wo sich ihm ein einsames Wirthshaus von äußerst verdächtigem Anblicke zeigte. Durch seine Wissenschaft aber durchschaute er es sogleich und trat herzhaft ein, von einer Alten, die mit einem Mädchen allein in der Stube saß, Nachtessen, Wein und ein Bett verlangend. Es war ein „Mörderhus“, die Mörder aber noch abwesend. Die Vettel brachte das Verlangte, worin aber Dovi Blut und Menschenfleisch erkannte. Er faßte die Vettel so scharf in's Auge und befahl ihr, sie alte Hexe nennend, so drohend, rechte Sachen zu bringen, daß sie es zitternd that. Während sie draußen war, eröffnete ihm das Mädchen, da sein Leben jedenfalls verloren sei, möge er gegen die Alte ja rücksichtsvoll sein, da in diesem Falle ihm freigestellt bleiben werde, sich seine Todesart selbst zu wählen, welche außerdem eine schreckliche sein würde.

Sowie David gegessen und getrunken, verlangte er sein Nachtlager. Die Alte wies ihm eines ohne Licht. Er aber machte sogleich hell, wo er dann ein völliges Mordgemach mit Fallthüren erblickte. Er zog das Bett vor die

verschlossene Thüre, die er außerdem mit allem Vorhandenen verbarrikadirte, und blieb angekleidet und wach. Nicht lange, so hörte er die Mörder heimkommen, die bald die Treppe heraufpolterten, und als sie die Schlafzimmerthüre verschlossen fanden, drohend Oeffnung forderten. David hieß sie kaltblütig Geduld haben, und sprach, als sie sich zum Einbrechen anschickten, eine Bannformel aus, wodurch sie augenblicklich, jeder in seiner Stellung, erstarrt dastanden.

Jetzt begab er sich hinab in die Wirthsstube, wo er die Alte, die sich zuerst hartnäckig weigerte, unter Androhung gleichen Schicksals nöthigte, ihn, mit Licht vorausgehend, in alle Gemächer und Schlupfwinkel des Hauses zu führen, wo er in einem die reichsten Schätze an Gold, Silber, Kostbarkeiten und Geld, in einem andern die schönsten und kostbarsten Waffen und Geräthe, in einem dritten Gewänder und Tücher, in andern eingesalzene Leichen, im Keller Wein und Speisen jeder Art, in einem andern frisch herabgestürzte Todte und endlich in einem Verließe, welches ihm die Führerin sorgfältig verbergen wollte, einen Jüngling und ein Mädchen, Beide von wunderbarer Schönheit, entdeckte, welche, im Walde aufgefangen, von den Mördern freiwilligen Hungertod gewählt hatten, um doch miteinander zu sterben, und bereits so entkräftet waren, daß sie ihm nicht ohne Mühe eröffnen konnten, wer sie seien. Sogleich zwang David die Alte, den Beiden eine Erquickung zu bringen, bannte die Hexe darauf und begab sich eilig in den nächsten Waffenplatz, wo er, so sehr man es weigerte, befahl und endlich nöthigte, den Befehlshaber, den Alles zu fürchten schien, aus dem Schlafe zu wecken, und diesen, der ihn zuerst niederstechen wollte, ihm unverweilt mit einer Truppenschaar in's Mörderhaus zu folgen, da der Bann mit Tagesanbruch aufhören würde, wo dann die Mörder und die Alte, die man in ihrer Erstarrung antraf, gefesselt und in die nächsten Kerker abgeführt wurden.

Jetzt reiste der Appenzeller in die Hauptstadt, wo er vor den König gehört zu werden verlangte, und als die Wachen ihn abwiesen, sich sogleich auf den Heimweg machen wollte, indem er ausrief: „Wenn der Chünig mi nöd brucht, i bruch ihn nöd!“ als der König den Mann erblickte und als er hörte, er habe zu ihm verlangt, ihn kommen ließ. Hier sah er lächelnd eine Schaar der berühmtesten Aerzte, als er seinen Namen genannt und in's Krankenzimmer geführt worden, und erklärte, die studirten Herren mögen entfernt werden, damit er seinen Versuch beginnen könne. Die Prinzessin lag todtblaß und bewegungslos auf ihrem Schmerzenlager und die schwarzen Vögel erhoben, als der Mann eingetreten war, einen noch viel ärgern Höllenlärm und schlugen auf die Gequälte mit ihren Flügeln los. Sobald diese den Schweizer erblickte, sagte sie mit schwacher Stimme, dieser Mann werde sie heilen. Als David sie angeschaut, erklärte er, zur Heilung nichts zu bedürfen als zwei kohlschwarze Pferde mit weißen Ohren. Der König erschrak, denn gerade zwei solche besaß er, die ihm jedoch lieber waren als fast Alles, was er hatte. Er ließ zuerst

im ganzen Reiche solche ausschreiben, gab aber, als diese nirgends aufzutreiben waren, und er die Tochter äußerst liebte, die zwei Thiere her. David zapfte ihnen eine Portion Blut ab, ließ die Königstochter in kaltes Wasser legen, dann abtrocknen und mit dem Blute waschen. Sogleich befand sich die Kranke bedeutend besser. David nahm die Kur den andern Morgen wieder vor, da die schwarzen Unholde gegen sie noch viel häßlicher und wilder thaten, und ihr Befinden besserte sich noch mehr. Als sie nach der dritten Kur aufsitzen konnte, war es, als wenn die Vögel sich verzweifelnd gegen eine Wiederholung wehren wollten, aber der Zauberer blieb beharrlich, nahm die vierte vor, und die Königstochter stand auf von ihrem Lager und war gesund. Die schönen Pferde, sobald der Appenzeller sie besprach, hatten ihre frühere Kraft wieder. Der König wußte sich vor Freuden nicht zu fassen und hätte der Tochter Wunsch, ihren Erretter, dem kein Mensch sein Alter ansah, zu heiraten, entsprochen, hätte dieser nicht zu Aller Staunen erwidert: solche Ehre könne ihm freilich nicht zu theil werden, da er daheim bereits ein „Froweli" und zwölf große Töchter habe. Ihr Vater erklärte ihn als seinen größten Wohlthäter, sich aber trotzdem für einen unglücklichen Vater, da vor wenig Tagen sein einziger Sohn auf räthselhafte Weise verschwunden sei. Der Zauberer meinte, auch da könne vielleicht Rath werden, wenn Seine Majestät ihn in einen gewissen Wald begleiten wolle. Sie brachen sogleich auf, nahmen auf dem Wege den Truppenbefehlshaber wieder mit, und im Mörderhause stellte David den zwei erstaunten Männern dem einen seinen Sohn, dem andern seine ihm ebenso abhanden gekommene Tochter vor, worauf ihn Beide mit Dank und Anerbietungen überhäuften. Das Volk der Umgegend wurde drei Tage lang bewirthet und dann die unermeßlichen Reichthümer des Mörderhauses in die Residenz gebracht, wohin man auch das Mädchen desselben mitnahm. Die Alte und die Banditen entgingen der verdienten Strafe nicht. Der schlichte Mann lächelte, als er Vicekönig einer schönen Provinz werden sollte, und meinte, er wolle bleiben, was er bisher gewesen, und lieber „dahäm wieder schrinera". Blos ein Goldstück nahm er als Andenken an diese Begebenheit mit und begab sich, nachdem er seinen Landsmann, der ihn dem Könige empfohlen, und den dieser reich beschenkte, begrüßt, fröhlich zurück in seine Bergheimat. (Erzählte dem Sammler Frau A. Barbara Hohl, geb. Kellenberger, in Vorder-Hasle, Gemeinde Wolfhalden, am 26. October 1870.)

Jeger-Dovi hatte sich eine „Bäre" (Schubkarren) gefertigt, die von selbst aufwärts, ja über die steilsten Felsen ging, sobald er sie irgend was zu holen schickte. Die Nachbarn plagten ihn aber so arg, sie ihnen zu leihen, daß er im Unwillen, um ihrer los zu werden, das Kunstwerk auseinander nahm. (Nämliche Quelle.)

Unverkennbare mythische Züge finden sich ferner in folgenden Sagen:

(761.) Daß die Hexenmeister und Hexen, so enge man sie auch gebunden, frei wurden, so wie sie die Erde berührten (wie Antaios der Sohn der Erde im Kampfe mit Herakles), ist in der Schweiz und Tirol allbekannte Sage. Zingerle erzählt, wie das mit dem Zauberer Mathias Lauter von Tschötsch in der Umgegend von Brixen geschah. (1859. S. 326 Nr. 573.) Oft baten zum Tode Geführte begleitende Buben, sie mit Koth zu bewerfen, da sie bei jeder Berührung von Erde ihre Fesseln sogleich sprengten. (Ebds. S. 328. 330. 334.)

(762.) Der gallische Glaubensapostel Germanus aus Trier, der um 644 im Jura Grandval baute und im Jahre 666 auf Anstiften des Herzogs Eticho mit seinem Propste Randoald auf der Brücke bei Courrendelin ermordet wurde, wohnte erst in der Höhle eines Felsens zwischen Münster und Courrendelin an der Bern-Baselstraße. Die Grotte liegt in einer Höhe von etwa 60 Fuß, aber der Heilige betrat sie ohne Hilfe einer Leiter, indem ein Wunder ihn jedesmal hinaufhob. (J. Burger in Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung.)

Der irische Beatus, der im Berner Oberlande am obern Thunersee in der nach ihm benannten Grotte hauste, fuhr, so oft er eine der umliegenden Gemeinden besuchen wollte, auf seinem Mantel über den See. (Allgemeine Sage.) Der heilige Wolfgang fuhr auf einem Wagen über die Donau. Der heilige Gebhart theilte den Po und ging trockenen Fußes hindurch, der heilige Benno durch die Elbe, der heilige Gotthart durch die Donau, und so viele Andere. (Menzel, christl. Symbolik I. 299.)

(763.) Zwei Eheleute, edeln Geschlechtes, mit Gütern gesegnet, aber ohne Kinder, was sie sehr schmerzte, beschlossen, um von dem Ihrigen zu genießen, auf Reisen zu geh'n. Kaum waren sie wieder daheim, so befand sich die Frau schwanger, und nun kränkte es Beide erst recht, daß sie nun nichts mehr besäßen. Dennoch freuten sie sich, als ein schöner Knabe zur Welt kam. Der wuchs zu ihrer Freude heran und zeichnete sich in allen ritterlichen Künsten vor Allen aus. Als ihn aber an einem Tanze ein reiches Fräulein verschmähte, erklärte er seinen Eltern entschieden, in die weite Welt zu wollen, wovon er sich nicht abbringen ließ. Beim Abschiede gab ihm die Mutter das wenige Geld, das sie hatte, in die eine und eine eiserne Uhr in die andere Tasche. Als er in einem Walde unter einer Eiche saß und ausruhte, überzählte er sein Geld; die Uhr, deren Schwere ihm lästig und deren Aussehen unscheinbar war, schleuderte er in's nahe Heidekraut. Als er jedoch erwachte, und die Zeit zu wissen wünschte, suchte und fand er die Uhr wieder und öffnete sie. Wie staunte er, als er im eisernen Gehäuse ein silbernes und in diesem ein goldenes entdeckte, worin ein beschriebener Zettel die Worte trug: „Mein Knecht Johannes!“ Als er sie aussprach, stand ein graues Männlein vor ihm und fragte freundlich: „Was befehlt Ihr, Herr?“ Er wünschte in

einer Stunde in London zu sein, und der Kleine fuhr mit ihm durch die Luft. Aehnlich wurden alle seine Wünsche erfüllt und er sah sich weit in der Welt um. Jetzt hörte er von einer wunderschönen Grafentochter in der Nähe, die bisher alle Bewerber abgewiesen. Sogleich befand er sich beim Schloßgärtner im Dienste, wo er unter den Fenstern des Fräuleins, dem der junge schöne Gärtner gleich aufgefallen war, durch sein Männlein binnen drei Tagen einen Lustgarten schaffen ließ, den die Tochter längst gewünscht hatte. Als diese aus dem Fenster schaute, wandelte durch die Stauden und Blumen statt des Gärtners ein stattlicher junger Edelmann. Sie forderte ihn von ihrem Vater zum Gatten und dieser legte ihre Hände zusammen. Das Männlein baute ihnen einen Palast in der Nähe des Schlosses; aber der letzte Freier des Fräuleins, ein benachbarter reicher Graf, der einen Schimpf darin sah, daß man ihm einen Fremdling vorgezogen, suchte Rache. Als der junge Mann eines Tages auf der Jagd seine Uhr verlor, fand der Feind sie, kam in den Besitz des Zaubers und ließ durch das Männlein, das dies ungern genug that, den Palast sammt der Gräfin auf sein eigen Gebiet versetzen. Der unglückliche Gatte machte sich auf, sie zu suchen, und kam zu einer Hütte, deren Bewohnerin, ein Weiblein, ihm Hilfe verhieß. Sie war eines Riesen Dienerin, dessen Weisheit und Milde sie rühmte. Als dieser erschien, begleitet, wie immer, von Hunden, Katzen und Raben, die ihn verstanden, und als er des jungen Mannes Anliegen erfahren, sandte er seine Raben aus, die Uhr zu holen. Es war Nacht, sie fanden und brachten sie. Jetzt ließ er sich und den Palast wieder heim versetzen. (Märkische Sage aus Albringwerde in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 338.)

(764.) Als um 1514 eine große Tagsatzung zu Baden im Aargau stattfand und die Ehrengesandten der dreizehn Kantone und der zugewandten Orte in dem dortigen Herrengarten bewirthet wurden, kam der Steucheler Stadtpfeifer oder Spielmann von St. Gallen in dortiger Stadt unter das Multerthor auf die Brücke, wo er auf den Bänken derselben etliche vornehme Bürger traf, unter ihnen auch den Theofrastus Paracelsus, der zu selber Zeit in St. Gallen wohnte. Der Pfeifer stand bei ihnen still und sagte endlich: „Jetzt werden sich die Herren Gesandten zu Baden im Herrengarten lustig machen, denn ich habe gehört, die angestellte Gastung finde heute statt. Wenn ich jetzt dort wäre, wollte ich mit meiner Zwerchpfeife ein Trinkgeld aufheben." Darüber sagte Theofrastus zu ihm: Hast Du Lust, das Trinkgeld zu verdienen, so gehe nach Hause, leg' Dich an, nimm Deine Pfeife zu Dir und komme wieder hierher, so will ich Dir ein Pferd geben, darauf Du in einer halben Stunde in Baden sein sollst. Der Pfeifer erwiderte: Herr Doctor, ich weiß wohl, daß Ihr mehr könnet als andere Leute, ich will heim und meine Pfeife holen! Damit ging er, legte andere Kleider an, nahm seine Pfeife zu sich, kam unter das Thor zurück und sagte: Herr Doctor, jetzt bin ich geputzt, wo ist nun der Gaul, darauf ich in einer halben Stunde in Baden sein soll?

Theofrast antwortete: Gehe hinaus zur Schießhütte, dort wirst Du einen Schimmel gesattelt angebunden finden; lös' ihn ab, sitz' auf, aber hüte Dich, daß Du kein Wort redest, bis Du zu Baden absitzest!

Der Steucheler ging hin, fand den Schimmel bei der Schießhütte angebunden, saß auf und nach einer halben Stunde (es ist sonst 20 Stunden weit) ließ sich das Thier zu Baden an der Schloßhalde zur Erde nieder und verschwand. Sobald der Pfeifer abgestiegen, ging er in den Herrengarten und fing an, auf seiner Zwerchpfeife vor den Herren Eidgenossen meisterlich zu spielen. Als ihn der Ehrengesandte von St. Gallen erblickte, rief er: Steucheler, bist Du auch da? Welcher Teufel hat Dich hierher getragen? Der Pfeifer entgegnete: Ja, Herr, der lebendige Teufel und kein anderer Heiliger. Und nun erzählte er, wie Alles ergangen, schloß aber damit, Gott solle ihn behüten, er begehre auf diesem Schimmel sein Lebtag nie mehr zu reiten.

Der gelehrte Pfarrer Bartholomä Anhorn erzählte dieses Abenteuer dem Bürgermeister Georg Huber im Jahre 1638, ein 86jähriger, wie er es in seiner Jugend vom Steucheler selbst, der damals ziemlich alt war, aus seinem eigenen Munde gehört hatte. (Mitgeth. vom Buchdrucker Wegelin. *)

(765.) Anno 1773 wurden auf der „scharfen Wies" zu Hohentengen drei Zigeuner, ein alter und zwei junge, hingerichtet. Sie hatten unter anderm in Kugelnazisbauern Scheuer zu Oelkofen ein großes Feuer angemacht, ohne daß das vom Orbet herabhängende Stroh Brand gefangen hätte. Ueberdies brannten sie eine heselne Wiede, mit welcher ein Schaub gebunden war, vom Stroh weg, ohne daß das Stroh angezündet worden wäre. Anton Sorg von der Hagelsburg köpfte sie. Als er den Alten enthaupten mußte, sah er drei Köpfe auf dem Hals. Da dies sein erstes Meisterstück werden sollte, erschrak er sehr und fragte den nebenan stehenden Vater: „Welchen soll ich nehmen, Vater?" „Den mittlern," antwortete der alte Sorg, „denn die anderen zwei sind nur hingezaubert!" Und richtig, das war der rechte. Der Kleemeister Sorg ist jetzt im Besitz des Schwertes seines Urgroßvaters. Bis 1806 hatten die Meister das Recht, im ganzen Dienger Amt (in der Wasenmeisterballei Hagelsburg), wo immer sich einer selbst entleibte, mit dem Schwert hinzuzehen und soweit sie mit diesem um den Entleibten reichen konnten, Alles für eigen mitzunehmen, was nicht niet- und nagelfest war. Am liebsten waren ihnen geizige Bauern, die sich auf ihrer Kornschütte erhängten. Die Leichname mußten dann entweder unter der Hausschwelle durch oder durch eine hinausgeschlagene Riegelwand entfernt werden, damit der Selbstmörder im Hause nicht geiste. — Die scharfe Wiese hinter der Kirche zu Hohentengen verkaufte laut Originalurkunde von

*) Zum Andenken war in der Laube der Schießhütte bis auf unsere Tage der Schimmel mit rother Decke an der Mauer gemalt und soll das Gasthaus nächst dem Thore das „Rößli" zum Schilde gewählt haben. (Verwaltungsraths-Präs. Näf in St. Gallen.)

1483, Jakob „Scharpf“ von Freudenberg an Graf Andreas v. Sonnenberg zu Scheer. (Birlinger, Aus Schwaben. I. S. 321.)

(766.) Mit dem Meilitzer Gutsherrn, von Koppy, hatte es eine besondere Bewandtniß; so oft er ausfuhr, konnte man sehen, wie eine Krähe vor seinem Wagen herflog, und während er als Hauptmann in ausländischen Diensten zu Felde lag, haben ihn die Leute gar oft zu gleicher Zeit aus den Fenstern seines Schlosses herausschauen sehen.

Einst befahl er seinem Kutscher, ihn nach Münchenbernsdorf zu seiner Schwester zu fahren, und wenn hinter ihm im Wagen dies oder jenes vorginge, sich dieserhalb nicht umzusehen, sondern nur tüchtig zuzufahren. Wie nun der mit Rappen bespannte Wagen den Lohgrund hinauf in die Nähe des Kreuzweges kam, befahl Koppy dem Kutscher, so rasch zu fahren, als es nur möglich; aber wie ein Sturmwind kam's hinter dem Wagen d'rein gefahren und mit Grausen vernahm der Kutscher hinter sich im Wagen ein heftiges Ringen und Würgen und zuletzt wie ein Knacken, dann wurde es todtenstill. Dem Knechte ließ es keine Ruhe mehr, er sah sich um — da lag sein Herr entseelt im Wagen, das Angesicht im Nacken! Voller Schrecken kaleschte er vollends nach Münchenbernsdorf hinein, die Schwester seines Herrn aber wollte von dessen Leichnam nichts wissen, und so kam er nach Meilitz zurück. Die Leiche blieb auch nicht ruhig auf dem Paradebette, wohin man sie gelegt, liegen, sondern war verschwunden oder anders gelegt, so oft man zurückkehrte, und als man sie endlich mit großem Gepränge begrub, schaute Koppy in eigener Person im zweiten Stocke seines Hauses zum Fenster heraus und hat sich die ganze Feierlichkeit mit angesehen. (Eisel, Voigtl. S. 213.)

(767.) In Sistrans, ohnweit Innsbruck, lebte einmal ein Mann, ein Raufer wie keiner im ganzen Lande; er zog auf alle Kirchweihfeste, wo ehemals die stärksten und muthigsten Burschen absichtlich zum Raufen zusammenkamen, fand aber nie einen, der seiner Meister wurde. Aber diese übermenschliche Stärke war nicht das einzige; er konnte noch andere Künste, er konnte noch mehr als Birnen sieden und die Stängel nicht naß machen. Lief ein tüchtiger Fuchs oder ein tüchtiger Hase im Wald draußen, so richtete ihnen der Sistranser die Latze (Schlinge) gerade hinter dem Ofen auf, und in der Früh hing das Wild gewiß in dem Draht. Wurde Jemandem etwas gestohlen, so ging man zu ihm; denn er konnte das gestohlene Gut bringen machen. Er nahm blos ein kleines in Schweinsleder eingebundenes Büchlein aus dem Kasten und begann zu lesen, und der Dieb mußte, er mochte wo immer sich aufhalten, von einer unwiderstehlichen höhern Gewalt getrieben, die entfremdete Sache wieder aufnehmen und dem Lesenden zutragen, bei dem sich natürlich auch immer der Eigenthümer befand. Dieses Büchlein hatte aber eine solche Kraft, daß der Dieb bei jedem Worte einen Schritt thun mußte; dreimal Wehe also Demjenigen, der etwas Großes, Schweres gestohlen hatte, und mit diesem aus weiter Ferne oder über steile Abhänge gehen mußte, wenn der

Mann zu schnell las; von weitem hörte man ihn schon daher keuchen, sein Leib war im Schweiß gebadet.

Eines Tages machte sich dieser Hexenmeister einen Knieschemel von neunerlei Holz, kniete darauf neben dem Orgelkasten in der Kirche und schaute auf die Leute hinab; da sah er alle Hexen, wie sie hinterlings in der Kirche waren. Aber nach der Kirche waren diese Hexen haufenweise über ihn her und hätten ihn zerrissen, hätte nicht der Geistliche ihn befreit; denn die Hexen merkten es wohl, daß er sie jetzt Alle kenne.

Dieser Mann hatte einst in der heiligen Nacht dem Geistlichen die consecrirte Hostie, während dieser sie in die Höhe hielt, entwendet, und dieselbe eingewickelt unter einem Tüchlein mit sich fortgetragen, und trug sie nun seit dieser Zeit am linken Arme; daher kamen alle seine Künste und seine unbändige Riesenkraft. Doch am Ende kam bei ihm der Sensenmann, warf ihn mit aller seiner Kraft und seiner Pfiffigkeit auf das Todbett und er mußte sterben. Damit aber hielt es schrecklich hart; drei Tage und Nächte lag der Raufbold in Zügen und konnte nicht ersterben; man rief wiederholt den Geistlichen und nach langem Zureden und Bitten fing der Sterbende endlich an, einzubekennen. Man schnitt aus seinem Arme die Hostie heraus, welche schon in den Arm hineingewachsen war, und verbrannte die vorgefundenen Zauberbücher und Schriften. Als man diese in die Flammen warf, krachte und donnerte es furchtbar und wurde eine Hitze, daß das Blei von den Fenstern herabrann, und während dieses Höllenlärms starb der Raufbold. (Alpenburg, Mythen S. 309.)

(768.) Die Sage läßt Doctor Faust gewohnt haben in einem Hause neben dem ehemaligen Universitätsgebäude zu Erfurt; kaum ist ein alterthümlicheres in der Stadt als jenes. Es ist hoch aus Steinen gemauert, die das Alter gebräunt hat, die Ecken sind rund gemeißelt, die Thür ist niedrig, in kleinen Spitzbögen ausgezogen, links und rechts in die steinernen Pfosten gehauene Rundsitze, darüber in den Winkeln zwei Mohrenköpfe. Im Innern ist es gleich alterthümlich, hoher Flur, hohes Parterre, große Säle. Die Seitengebäude sind auch alt, Gebälk und Mauerwerk grau, die Fenster wie beim Haupthause vergittert, Alles mit hohen Mauern umgeben.

In die Schlösserstraße zu Erfurt, welche vom Anger nach dem Mittel- und ältesten Punkte der Stadt, einer Mühle an der Gera, leitet, mündet zwischen zwei Häusern lauernd das „Doctorgäßchen" ein. Es ist so schmal, daß, wer eintreten will, zuerst lugt, ob Niemand am andern Ende bereits eingetreten ist; denn zwei Personen können unmöglich aneinander vorbei, und da die Häuser, die das Gäßchen einschließen, nach oben sich zuneigen, so ist es ziemlich dunkel darin. Von diesem Gäßchen erzählt die besonders in der Schuljugend, welche hier vorbeikommt, lebende Sage: Doctor Faust habe einst, als dieses Gäßchen stadtbekannt, aber anders benannt gewesen sei, mit Studenten die Wette gemacht, dasselbe mit einem vierspännigen Fuder Heu zu passiren. Die Wette wurde angenommen und des andern Tages unter ungeheurem Zulauf

des Volkes ausgeführt. Vier Ochsen zogen das mächtigste Fuder Heu die Schlösserstraße herauf. Sie machten vor dem Gäßchen Halt. Plötzlich verwandelt sich der Wagen in einen Strohhalm, die vier Ochsen in vier Mistkäfer (nach Anderen in weiße Mäuse), welch wunderlich Gespann dann leicht das Gäßchen passirt und am Ausgange, in der Borngasse, sich wieder in Wagen und Ochsen verwandelt. Seitdem heißt das Gäßchen das „Doctorfaustgäßchen". (Pröhle, Deutsche Sagen. S. 249.)

Was die Versammlungsorte der Hexen und Hexer betrifft, so wird als solcher mit Vorliebe der Brocken oder Blocksberg genannt. Es scheint sich immer mehr zu bestätigen, daß der wirkliche Höhendienst unserer Vorfahren nicht auf entlegenen, schwer zugänglichen Bergen, sondern auf niederen Erhebungen, Hügeln oder Hochs mitten im bewohnten Lande stattfand. Solcher Hos oder Hochs lassen sich bereits im 15. Jahrhundert mehrere nennen, wie 1494 das Donresho bei Wüst-Holtemmeditfurt. Noch häufiger sind die „Bocks-, Blocks-, Blockshoren- und Osterberge", die auch wohl als „Hexenberge" bezeichnet werden, die Stätten des abergläubischen Osterfeuers (Frühlingsfeier). In den deutsch-slavischen Gegenden von Polen, Preußen, Pommern, den Marken bis nach Holstein und vereinzelt wohl noch westlicher waren es die „Blocksberge", meist geringe Erhebungen in dem sonst ebenen Lande, an die sich ähnliche Sagen von Hexenfahrten knüpfen. Wie alle diese Benennungen in heidnischem Brauch und Vorstellung ihren Ursprung haben, so auch der seit etwa 1300 bezeugte Name eines Nachtfahrerberges, „Brochels-", sonst „Prockels-" und „Pruckelberg". Ueberall handelt es sich hier aber nicht um einen einzelnen geographisch bestimmten Berg, sondern um eine mythische Vorstellung, die landschaftlich an besondere Höhen geknüpft wurde. Bei diesem ganzen Vorstellungskreise scheint übrigens eine slavische Grundlage unzweifelhaft. In der Brockengegend, wo gerade die Aussagen von den Blocksbergfahrten sehr selten sind, kommt dafür fast ausnahmslos der ehrliche und eigentliche Namen „Brocken" oder „Brockenberg" vor, der dann also auch hier als Versammlungsort der Unholdinnen gedacht ist. Die älteste bekannte derartige Aussage rührt von einer „Zauberin" Grete Wroistes aus Elbingerode her und datirt vom 10. Januar 1540. (Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde, 11. Jahrgang, 1878.)

In dem Cult der Dämonen herrschte die Furcht vor wie zum großen Theile auch in demjenigen der Thiere. Als religiöse Grundlage konnte dieselbe vor einer vorgeschrittenen Civilisation und Bildung nicht Stand halten. Die Ausbildung des Familienlebens unter den Menschen, das auf der Liebe beruhte, machte es diesen zum Bedürfniß, auch die geglaubten höheren Wesen, denen sie Alles verdankten, was sie waren und hatten, zu lieben. Zu diesem Ende schwand in der Vorstellung von denselben alles Thierische und machte einer menschenähnlichen Gestalt Platz; es schwand das Dämonische vor dem Erhabenen. Es war kein Widerspruch mehr da zwischen der Erscheinung und der Macht der Götter; denn wenn auch menschenähnlich, wurden sie doch als von höherm, ätherischem Wesen und von unendlich größerer Kraft, vor Allem aber als unsichtbar, allgegenwärtig, allmächtig und allwissend gedacht. Wenn sie auch oft deutlich der Phantasie als riesenhaft erschienen, hatten sie doch nichts mehr von dem rauhen, ungeschlachten Wesen der Riesen. Ihre riesige Größe war etwas Selbstverständliches, nichts Auffallendes, Außerordentliches wie bei den Riesen. Es war endlich eine Folge der Zunahme des Selbstbewußtseins und der Würde bei den Menschen, was die Götter, auf der höchsten Stufe der polytheistischen Religionen, vollends alles Uebernatürlichen und Uebermenschlichen entkleidete und sie zu vollen und ganzen Menschen — nicht heruntersetzte, sondern erhob. Denn bisher waren sie keine Personen, sondern blos Ideen und Bilder gewesen; als Heroen wurden sie Menschen, nur außerordentlich begabte. Sie wurden geboren, lebten, liebten, freiten, kämpften, litten und starben wie die Menschen, und wenn sie nach dem Tode fortlebten oder gar wieder auf der Erde erschienen, so thaten sie nur, was von den Menschen selbst ebenfalls allgemein geglaubt wurde. Mit diesen Stufen des Sagenglaubens wird sich unser drittes und letztes Buch beschäftigen.

Drittes Buch.

Die Götter- und Heldensage.

Erster Abschnitt.

Die Götter.

Allgemeines.

Wir haben bisher gesehen, daß die Volkssage ihren Ursprung in der Verehrung der Naturerscheinungen, und zwar vor Allem der Gestirne hat, und denselben solche Gestalten giebt, wie sie volksthümlicher Fassungskraft angemessen sind, und darum auch, mit der Bildung der Menschheit fortschreitend, gewisse Stufen und Perioden durchmachen, von denen eine jede folgende dem Ideal des Menschenwürdigen näher kommt als die vorhergehenden. Diese Gestalten der Naturerscheinungen sind daher im Anfange der Sagenbildung, so lange sich der Mensch noch nicht zur Erkenntniß und Schätzung seines eigenen Geisteslebens emporgeschwungen hat, noch rein körperlich; erst sind es wirklich vorkommende, die Thiere, dann aus Thier- und Menschengestalten gemischte, die Nixen, Vegetationsgeister und Zwerge, hierauf ganz menschenähnliche, aber dem Menschen an Körperkraft überlegene die Riesen, deren Kraft jedoch nach und nach, in den Hexen und Feen, eine geistige wird, während die Größe zur wirklichen des Menschen herabsinkt; das leitende Princip in den Handlungen dieser Gestirnwesen ist aber der Zauber, d. h. der Kampf des Geistes gegen die ihm widerstrebende Natur. In der nun folgenden höhern Entwicklungsperiode der Sagenbildung geht der Gläubige über die Körperwelt hinaus in die des Geistes; die Gestirne sind ihm nicht mehr die Götter selbst, sondern Bilder oder Werkzeuge

derselben, die Götter selbst aber sind Geister, in der Gestalt zwar den Menschen ähnlich, aber feiner organisirt, unsichtbar, wenn sie wollen, und unsterblich. Die Götter sind Abstractionen aus der Natur, deren höhere Entwicklung der Geist ja ist, — sie sind Gespenster, d. h. Hirngespinnste; sie haben daher alle Eigenschaften, welche der Mensch in der Natur und in sich selbst vermißt, aber gerne haben möchte: Allwissenheit, Allmacht und Allgegenwart. Daher wirken sie nicht mehr durch Zauber, wie Riesen und Zwerge, d. h. sie brauchen nicht die Naturmächte zu überlisten, um sie sich gehorsam zu machen, sondern diese sind ihnen von vornherein untergeben, ihrem Machtspruch unterthan. Die Götter sind daher auch den Menschen so sehr überlegen, daß sie nicht mehr mit ihnen verkehren, wie Nixen, Zwerge und Riesen, sondern in unheimlicher gespenstiger Weise ihre Anwesenheit gleichsam nur ahnen lassen, weder zu fassen, noch genau zu betrachten sind, und verschwinden, ehe man sie nur recht wahrgenommen hat.

I. Im Morgenlande.

Die Götter des Polytheismus waren stets Vertreter entweder der Gestirne oder der irdischen Naturmächte, ersteres in gebildeterer, feinerer, letzteres in sinnlicherer, roherer Auffassung. Die drei ersten und obersten Nationalgötter Indiens, unter denen es ursprünglich keinen eigentlich Höchsten oder Uebergeordneten gab, waren:

1) Der Himmelsgott Váruna (Uranos) mit seinem Zwillingsbruder Mitra (jener den Nacht-, dieser den Taghimmel vorstellend) und ihren Geschwistern, den Adityas (Kindern der Aditi, einer erhabenen Göttin des Alls), sowie den Göttern der Lichterscheinungen, unter welchen die Sonnengötter Surya und Savitri hervorragen.

2) Der Donner- und Schlachtengott Indra, der „Großarmige", der mit des Blitzes und Donners mächtigen Waffen das schwarze Gewölk theilt und die Luft reinigt, — mit den ihm untergeordneten Wind- und Regengöttern, und

3) der Gott des Feuers Agni (ignis), zu welchem zunächst Soma, der Gott des Opfers und Brahmanaspati, der Gott des Gebetes gehören. Erst spätern Ursprungs ist die aus dem Letzt-

genannten gezogene philosophische Abstraction Brahma, die Kraft des Gebetes, die Weltseele, und noch später dessen Verbindung zu einer Art von Dreieinigkeit (Trimurti) mit Wischnu und Siwa, dem erhaltenden und zerstörenden Princip an der Seite.

Die der arischen Mythe durchaus fremdartigen hamitischen und semitischen Götter, meist Personificationen der Gestirne oder Elemente, lassen wir hier bei Seite.

II. Im Süden.

Deutlichere, schönere, menschlichere Gestalten als die formlosen indischen, die thierköpfigen ägyptischen und die fratzenhaften assyrischen Gottheiten waren die **griechischen**. Ihnen gingen als Urgötterpaar der Himmel, Uranos, und die Erde, Gaia, voran, ursprünglich wohl eher Zeus, der älteste Himmels-, Donner- und Sonnengott, aus dem nach Preller (Griech. Myth. S. 38) erst später ein Vater Kronos und ein Großvater Uranos abstrahirt worden sind. Ihre Kinder waren die schon erwähnten sechs Titanen und sechs Titaniden, ohne Zweifel die zwölf Monate vorstellend. Der jüngste von ihnen, Kronos (Saturn), die verderbliche Wintersonne stürzt seinen Vater, entmannt ihn (d. h. beraubt ihn seiner Kraft), unterwirft seine Brüder und verschlingt seine eigenen Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Diese sind ohne Zweifel ursprünglich die von der Sonne verdunkelten sechs Planeten, wurden aber gerettet, und nachdem sie herangewachsen, die Männer zu Bildern dreier Gestalten der Sonne (Sommer-, Herbst- und Frühlings-, und Wintersonne, oder Sonne am Himmel, — Zeus, im Meere auf- und untergehend, — Poseidon und in der Unterwelt, untergegangen, — Aidoneus oder Pluton); die Frauen aber zu ebenso vielen Bildern der Gestalten des Mondes (Hera: voller, Demeter, Göttin der Fruchtbarkeit: wachsender und abnehmender, und Hestia, die Verhüllte: Neumond). Ebensoviel hat aber auch eine andere Deutung für sich: die Geschwister stellen die Theile der Welt und die Elemente vor: Himmel (Zeus), Meer (Poseidon), Unterwelt (Pluton); Luft (Hera), Erde (Demeter), Feuer (Hestia). Die Griechengötter zerfallen denn auch, ähnlich denen der Vedas, in drei Klassen nach ihrem Aufenthalte, nämlich in Götter des

Himmels, des Meeres und der Erde nebst der Unterwelt, oder in die Genossen des Zeus, des Poseidon und des Aidoneus. Aber die Wintersonne wird von der Sommersonne überwunden, Kronos von Zeus gestürzt und das dritte Göttergeschlecht, das vollendetste, alle Schönheit des griechischen Geistes vereinigende, tritt die Herrschaft an. Wie die Titanen und Titaniden, so sind auch die Olympier sechs Götter und sechs Göttinnen, also wieder die zwölf Monate (Zeus, Poseidon, Hephästos, Ares, Apollon, Hermes; Hera, Demeter, Hestia, Aphrodite, Artemis, Athena). Unter ihnen stellen speciell Apollon die Sonne und Artemis den Mond dar; aber auch die übrigen zeigen deutliche Bezüge: die Männer auf die Sonne, die Frauen auf den Mond. Weil jedoch der Sonnengott als solcher auch Himmelsgott ist, so wird, da die weibliche Ergänzung des Himmels die Erde ist, die Mondgöttin sehr oft zugleich Erdgöttin und in diesen beiden Eigenschaften vielfach verwechselt, so z. B. die ägyptische Isis und ihre Metamorphose, die griechische Io, welche von dem hundertaugigen Argos (dem Sternhimmel) bewacht wird, den der Sonnengott Hermes tödtet. Das Bild Beider ist die Kuh, deren Hörner den Mond darstellen. Hephästos ist die Sonne als Feuer, Ares die kämpfende, Hermes die eilende Sonne; nicht unter die Olympier gerechnet wird Dionysos, die fruchtbringende Sonne. Aphrodite ist der aus dem Meere aufsteigende, Artemis der die Gestirne jagende Mond; Athena scheint sich, als Erzeugerin des Oelbaums, mehr auf die Erde zu beziehen; doch erinnert ihr Eulenauge (γλαυκῶπις) ebenso an das Gestirn der Nacht.

Uebrigens hat die Vorstellung von den griechischen Göttern je nach der Bildung und Erziehung des Volkes verschiedene Wandlungen durchgemacht. In der ältesten Zeit, so lange sich das Volk keine Bilder zu machen verstand, am wenigsten von sich selbst, verehrte es schlechterdings die Naturdinge wie sie sind, den Himmel, das Meer, die Gestirne, das Feuer 2c. Dabei wurden dieselben natürlich als lebend gedacht, wie noch jetzt die Fetische der „wilden" Völker. Je mehr aber in dem Volke künstlerischer Trieb erwachte, um so mehr wuchs in ihm das Bedürfniß, sich seine Götter menschenähnlich zu denken und später auch, sie zu bilden. Doch erstanden erst nach mühevoller

Entwicklung aus anfänglich rohen Holz- und Steinblöcken die erhabenen hellenischen Göttergestalten, denen nach manchen Anzeichen erst Thiergestalten wie in Aegypten vorangingen, die aber später theils mit menschlicher Gestalt verschmolzen, theils zu Begleitern der Götter wurden. Da aber weder thierische noch menschliche Gestalt derjenigen der Elemente glich, welche die Götter ursprünglich bedeuteten, so wurde demgemäß zwischen den Göttern und den ihnen entsprechenden Naturdingen immer mehr unterschieden und erstere endlich völlig von letzteren getrennt und nur noch als die dieselben beherrschenden Genien oder Dämonen betrachtet. Zeus war nicht mehr der Himmel, sondern dessen Herr, Helios, später Apollon, nicht mehr die Sonne, sondern deren Lenker, Poseidon nicht mehr das Meer, sondern der Zügeler von dessen Wogen, die als seine Rosse erschienen.

So war auch Hephästos ursprünglich das Feuer, später der Dämon des Feuers und endlich ein mit Feuer arbeitender Künstler, wie der nordische Wölund; aber es ist gewiß überflüssig und verfehlt, zwischen seinem Charakter und Aussehen und dem Feuer irgend welche Aehnlichkeiten auffinden zu wollen, — und ebenso verhält es sich mit den übrigen Göttern. Ethische Bedeutungen aber, wie Krieg, Liebe, Weisheit, Keuschheit u. s. w., sind erst sehr späte Erzeugnisse griechisch-römischer, religiös-ethischer Speculation.

III. Im Norden.

Die nordische Mythologie hat einen düsterern, an Gestalten ärmern Charakter als die antike. Theils der Umstand, daß im Norden die Gestirne öfter verhüllt sind als im Süden, theils der andere, daß die beiden wichtigsten Weltkörper, Sonne und Mond, in der germanischen Sprache das Geschlecht haben, welches ihrem Charakter widerspricht (die mächtige Sonne weiblich, der sanfte Mond männlich), bewirkten, daß dort beide als Gottheiten ziemlich in den Hintergrund traten (oben S. 29 f.).

Der oberste Gott der alten Germanen, das Haupt und der Vater des Göttergeschlechtes der Asen (Aesir), daher auch Allfadur, Allvater, — war der Gott des Himmels, deutsch Wuotan, Wodan, angelsächsisch Woden, nordisch Odhinn, Odin. Sein

Wesen umfaßt das All, er ist daher der weise, fürsorgende Welterhalter; erst später wurde er zu einem in der Zeit entstandenen und einst wieder weichenden Weltherrscher und als solcher auch zum Ordner der Kriege und Schlachten, welcher den Sieg verleiht. Er erfüllte den Menschen, was die Alten mit „Wunsch" ausdrückten, d. h. Alles, dessen sie zu ihrem Heile bedurften. Die sieben Sterne des großen Bären hießen sein Wagen, der Himmelswagen. Er war aber auch der älteste Sonnengott, wie dies stets der Himmelsgott zugleich war (z. B. Zeus); denn obschon die Sonne im Deutschen weiblich ist, mußte doch ihr männlicher Charakter über die Grammatik den Sieg davon tragen (s. oben S. 22 f. 27 f. 37. Simrock d. M. S. 180, 205, 208). Wir werden den zahlreichen Zeugnissen von seiner einstigen allgemeinen Verehrung noch oft begegnen. In Gylfaginning erscheint er als Glied einer Dreieinheit: Hâr (der Hohe), Jafnhâr (der gleich Hohe) und Thridhi (Odin, der Dritte). Seine Brüder sind Wili und We (oben S. 19 f.). Auch erscheint er oft mit zwei Gesellen, Hönir und Lodur oder Loki, welche mit ihm vielleicht die drei überirdischen Elemente: Luft, Wasser und Feuer, bedeuten, — welche Dreiheit, wie bei den Griechen, später in ein Dutzend vervielfältigt wurde. — Nach den nordischen und angelsächsischen Stammsagen ist Odin der Stammvater aller dortigen Königsgeschlechter.

Mit Wodan wetteifert an Alter und Vorrang der Gott des Donners und Blitzes, also auch ein Himmelsgott, deutsch Donar, nordisch Thorr, Thor. Er reitet nicht, sondern fährt entweder in einem Wagen mit zwei Böcken, wovon es donnert, oder er geht zu Fuß. Er trägt einen langen feuerrothen Bart (den Blitz) und führt in Eisenhandschuhen einen steinernen Hammer, Mjölnir (den Donnerkeil oder das Symbol der Weltschöpfung, wie der ägyptische Ftha, der Demiurgos); er schleudert denselben in seinem Zorne und Kampfe gegen die Winter-Riesen (oben S. 355) weithin; in der östlichen Schweiz trat an seine Stelle der heilige Jakob, welcher seinen Wanderstab vom Kronberge bei Appenzell bis nach Compostella in Spanien geworfen haben soll. Das Hammerzeichen (T) war daher ein heiliges und ging als entsprechendes dem christlichen Kreuzzeichen voran. Von der Mythe, daß Thors Hammer einschlage, kommen Flüche wie der

Hammer schlage Dich. Auch die Bezeichnung des Teufels als „Meister Hämmerlein“, wie dessen rother Bart führen auf Thor zurück. Dem Donnergott heilig war der Hirschkäfer, Schröter, auch genannt Donnerguge oder Donnerpuppe, welcher nach der Sage Kohlen in's Haus trägt und es anzündet, — sowie unter den Pflanzen der Donnerbart (Hauswurz), der Donnerbesen, das Donnerkraut, die Donnerdistel, namentlich aber die Eiche. Auch der Donnersberg und zahlreiche mit „Donner“-, in Skandinavien mit „Thors“- zusammengesetzte Ortsnamen, wie nicht minder zahlreiche skandinavische Namen wie Thoralfr, Thorhildr, Thorketill u. s. w., sind auf ihn zurückzuführen, wie auf Wodan der Wuodenesberg in Hessen, der Godesberg, ehemals Gudenesberg bei Bonn, der Odenwald, der Odensberg in Schonen, Odhinsve (Odense) auf Fünen und zahlreiche Orte mit Odhins- oder Othens- in Schweden und Norwegen und mit Woodnes- oder Wednes- in England.

In Schweden und Norwegen scheint Thor, in den übrigen germanischen Ländern Odin mehr verehrt worden zu sein; dort erscheint Thor unter den Ahnen Odins, hier, und auch in der isländischen Edda, als des Letztern Sohn. Im „Grimnismal“ der alten Edda sagt Odin: Odhin heiß ich nun, Thundr (Donner, Thor) hab' ich geheißen. — Wahrscheinlich war daher Thor der ältere Gott, welcher später durch Odin verdrängt und herabgesetzt wurde. Thor hat in der That in Allem das alterthümlichere Gepräge; er ist der Gott des Volkes und geht zu Fuß mit dem Hammer in der Hand; Odin ist der Gott des Adels, reitet und führt den Speer. Im Tempel zu Upsala stand, nach Adam von Bremen, Thor in der Mitte, Odin und Freyr zu seinen beiden Seiten. Ueberdies ist Thor Herr über Leben und Tod. Er schlachtet seine Böcke und ißt sie in Gesellschaft, belebt sie aber wieder durch Weihung der aufgehobenen und auf die Felle gelegten Knochen, — ein Zug, der auch in vielen Märchen wiederkehrt (z. B. vom Machandelboom) und in den Sagen vom Nachtvolk (oben S. 204 ff.). — Die Römer (Tacitus) verglichen Odin mit Mercur*), Thor wurde später mit Jupiter

*) Sollte es mit des Letztern griechischem Namen (Hermes) zusammenhängen, daß eine Bildsäule der heidnischen Germanen Irmansul oder

zusammengestellt, und daher wurden auch die nach Mercur und Jupiter benannten Wochentage von den Deutschen dem Wodan und Thor gewidmet. (Dies Mercurii — Wodanstag, englisch Wednesday — Mittwoch; Dies Jovis — Thorstag, englisch Thursday — Donnerstag.)

Ein fernerer germanischer Gott, den die Römer (Tacitus) mit Mars zusammenstellten und der auch dessen Tag erhielt (Dies Martis — englisch Tuesday — Dienstag), war (gothisch) Tius, (althochdeutsch) Ziu oder Zio, (altnordisch) Tyr, (genit. Tys), (angelsächsisch) Tiw, welche Formen alle mit Deus und Ζεῦς, Διός, verwandt sind, und nicht weniger mit dies, Tag, was indessen Alles aus der Wurzel div, leuchten, stammt, daher Tius-Zio wahrscheinlich der älteste Himmels-, Tages- und Sonnengott, der „Gott" schlechtweg ist, der wohl erst mit der Zeit, wie Thor herabgesetzt wurde und daher auch mit Letzterm ursprünglich zusammenfallen muß (wie Simrock d. M. S. 367 vermuthet). Tyr galt als Sohn Odins; aber Odin und Thor selbst haben Beinamen, welche wieder auf Tyr zurückführen (Ersterer: Sigtyr, Hangatyr u. s. w., Letzterer: Reidhartyr u. s. w.). Auch ihm waren Berge heilig, ebenso Pflanzen; wie Odin einäugig, wurde er zum Zeichen göttlicher Einfachheit und Ursprünglichkeit einhändig gedacht, weil nach der Edda (Oegisdrecka, Einleitung) ihm der Wolf Fenrir die rechte Hand abgebissen habe. In Deutschland heißt er auch Er, Eri, Ear, Eor (Ares?). Der Dienstag heißt in Schwaben und der Schweiz Ziestag, in Baiern und Oesterreich Erktag. In Dänemark nennt man den Teufel „alter Erich".

Der nordische Freyr, hochdeutsch Frô (wovon das weibliche „Frau"), war aus dem Geschlechte der Wanen, das zwischen den Asen und Alfen stand und in der Sagenwelt spärlich erwähnt wird, wurde aber den Asen beigesellt, in Folge eines Friedens nach langem Streite, welchen die gegenseitige Hingabe von Geiseln besiegelte (die Wanen erscheinen sonst weiter nicht als besondere Wesenklasse in der

Yrmensul hieß (wie die griechischen „Hermen")? Hiärmen heißt noch in Westfalen sowohl der Teufel (der oft die Rolle der ehemaligen Götter erhält), als ein starker Mann (Kiärspels-Hiärmen, der Löwe des Kirchspiels).

Sage). Freyr vertritt, gegenüber dem düstern ernsten Charakter der vorher genannten drei Götter, das heitere freundliche Element. Er gab aber weder einem Wochentage den Namen, noch wurde er mit einem römischen Gott in Parallele gesetzt. Mit dem Kriege hat er nichts zu thun; Fruchtbarkeit und Friede sind sein Werk. Das Pferd Freyfaxi und der Eber Gullinbursti (dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tag erhellten) waren ihm, dem Sonnengotte, geweiht; er war der Sohn Niördhrs (wohl eine männliche Variation der Erdgöttin, gothisch Nairthus, bei Tacitus Nerthus), welcher nach der Edda über Wind, See und Feuer gebietet und daher ohne Zweifel auch Sonnengott war.

Söhne Odins sind Baldr und Hermodhr; der nordische Mythos von Baldrs frühem Tode durch seinen blinden Bruder Hödhr auf Anstiften Lokis, die schönste und ergreifendste Episode der nordischen Mythologie, bedeutet des Tages oder Sommers Untergang, den er bei dem Herannahen der Nacht oder des Winters findet. Baldr ist ein Sonnengott, der gleich jedem solchen untergehen muß, um einst wieder verjüngt aufzuerstehen. Die Mistel, welche ihm den Tod giebt, ist ein Winterkraut, und die Feuer zur Sommersonnwendzeit im Norden wurden zu seinem Andenken gebrannt, weil zu dieser Zeit der junge Sonnengott des Frühlings dem kräftigern des Sommers weicht.

Heimdallr war der Wächter der Götter, denen er auf dem Gjallar-, d. h. gellendem Horne jede Gefahr anzeigte; andere Asen waren der sangreiche Bragi, der richtende Forseti, der Baldr rächende Wali, der winterliche Uller, der alle Götter überlebende Widar u. s. w. Der Asen zählte man gewöhnlich (außer Odin) zwölf; doch war man nicht einig über ihre Namen; Manche der Genannten wichen in verschiedenen Aufzählungen Anderen. Gewöhnlich aber füllte die Zahl, die als jene der Monate zum Wesen einer Götterschaar gehört, ein Sohn der von den Asen überwundenen Jötunn, der vor ihnen herrschenden Riesen, Loki, der Sohn Forniotrs, nach anderer Angabe des Farbauti und der Laufey, der das Feuer bedeutet, ursprünglich wohl von dessen beiden Seiten, der wohlthätigen und der verderblichen (s. „Die Sagen von Loki“, Haupts Zeitschr. VII. S. 1 ff., von Weinhold), mit der Zeit aber immer mehr blos als

zerstörendes Element. Obschon stets Begleiter der Götter, namentlich Thors (des Blitzes Feuer ist natürlich Genosse des Donners), sinnt er doch fortwährend auf Zwietracht und Verrath, bis er dafür die gerechte (oben Nr. 626 berichtete) Strafe erleidet; er erscheint seit der Christenzeit häufig mit dem Teufel verwechselt und vermengt. Identisch mit ihm ist Logi (die Lohe, verzehrende Flamme), der sich mit ihm im Schnellessen mißt, und auch dessen Herr, Utgardloki. Sein ältester Name, als Genosse Odins, ist übrigens Lodr (der Lodernde). Nach ihm ist der letzte Wochentag benannt (nordisch Laugardagr, Lögerdag, später nach Saturn Saturday, endlich nach dem hebräischen Sabbath, „Samstag“ oder, mit gänzlichem Verluste eines selbstständigen Namens, Sonnabend, Abend vor dem Sonntag). Lokis Bruder, Oegir, Aegir, vertritt, wie jener das Feuer, so das schreckende, verderbliche Meer (oben S. 357), wie der dritte Bruder Kari (ebendaselbst) den verheerenden Sturm. Als Sohn Farbautis hat Loki den Byleistr und Helblindi zu Brüdern. Ersterer, der „Sturmlöser“, entspricht dem Kari, Letzterer, der an Hel erinnert, dem verschlingenden Meergott Oegir. Nach Weinholds Untersuchungen vertrat übrigens Loki ursprünglich alle drei Elemente zugleich, mit denen er auch stetsfort in der Mythe vertraut erscheint. Als Vertreter aller zerstörenden Mächte ist er denn auch Todesgott und fällt, wie auch sein Tag, mit Kronos-Saturn zusammen. Er muß überhaupt, wie er auch von dem ältern Riesengeschlechte stammt, der Odin'schen Götterwelt vorangegangen sein. Aber er überlebt auch die Naturreligion und wird in dem homerischen Eddalied Oegisdrecka oder Lokasenna zu der Götter bösem Gewissen, das auf ihren Untergang hindeutet. Weinhold will ihn sogar im Reinecke-Fuchs wiederfinden.

Den Asen entsprechen, in Verdoppelung des griechischen Olymp, Asinnen, deren ebenfalls bis auf zwölf angenommen, aber mit noch größerer Willkür gezählt wurden, als ihre männlichen Genossen. Die zwei bedeutendsten sind: Odins Gattin Frigg und die nordische Aphrodite, Freya, die aber als Schwester Freyrs, des nordischen Apollon, auch an Artemis erinnert. Friggs und Freyas Namen und daher auch Personen müssen (wohl als Erdgöttin) ursprünglich vereinigt gewesen sein; ihnen ist der sechste Tag der Woche geweiht (Friggiar-

dagr nordisch, Friatac althochdeutsch, Freitag). Andere Asinnen sind: Sif, Thors, Nanna, Baldrs, Idun, Bragis Gattin, Gefion u. s. w. Auch Sif, deren Haar (das Gras und Korn) Loki abschneidet, ist eine Erdgöttin, so auch die pflügende Gefion, während Nanna und Idun jünger sind und bereits den Uebergang zu ethischen Ideen bilden. Dem Loki entspricht in der weiblichen Götterwelt seine fürchterliche Tochter Hel, die Unterwelt, ursprünglich jedoch die älteste Erdgöttin, der wir wieder begegnen werden, und dem Oegir seine Gattin Ran.

Die nordischen Götter bewohnten eine Burg, welche sie mitten in der Welt gebaut hatten, Asgard genannt. Mitten in der Burg lag das Idafeld (Idavöllr), wo die Asen richteten. Es war umgeben von zwölf Häusern der Asen, jedes mit einem besondern Namen, welche die Asen aus Erz, Gestein und Holz errichtet, theilweise mit Silber und Gold gedeckt hatten und darin alle Geräthe von Gold waren. Die zwölf Häuser sind die Häuser des Thierkreises, das Gold die Sterne wie in allen Sagen. Merkwürdig ist, daß der Name Ida im Norden wiederkehrt, wie er in Kleinasien und auf Kreta einen alten Göttersitz, die Heimat der ebenfalls in der Bau- und Bildnerkunst bewanderten idäischen Daktylen (oben S. 281) bezeichnet hatte, sollte er etwa auch an „Eden“ erinnern? Verwahrt ja Idun, Bragis Gattin, in einem Gefäße die Aepfel, welche die Götter genießen sollen, wenn sie altern; denn sie werden Alle jung davon, und um ihrer willen wird sie von den Riesen durch Lokis Verrath geraubt. Eine dunkle Stelle in einem der älteren Eddalieder läßt sie von der Weltesche herabfallen und im Thale der Nacht weilen. Es ist, wie Persephone, die Blumenwelt, welche jährlich abfällt und doch, ewig jung, wieder erneuert wird. In Asgard, und zwar in den Häusern Walhall und Wingolf, werden die Helden aufgenommen, welche auf dem Wahlplatze fallen; sie heißen da Einherier und vergnügen sich mit Essen, Trinken und kriegerischem Spiel.

Wie mächtiger Donner und blutiger Nordlichtschein hören und lesen sich die Geschichten, welche die beiden Edden von den nordischen Göttern und ihren Kämpfen mit den Riesen erzählen. In der deutschen Volkssage hat sich nichts davon in der ursprünglichen Form

erhalten. Soweit sie die Mythen bewahrt hat, die früher Deutschland und Skandinavien gemein waren, in letzterm Lande aber, das die Römer nicht erreicht, länger und vollständiger fortdauerten, — das ist in vielen, theilweise von uns bisher mitgetheilten Sagen von den Thieren, Zwergen und Riesen enthalten. Die Götter sind in unserer Sage, ihres mehr geistigen als körperlichen Wesens wegen, weit mehr verwischt worden. Die deutsche Volkssage kennt im Grunde nur noch den höchsten Himmelsgott und die höchste Erdgöttin, Beide in abgeblaßter, gespenstiger Gestalt, und das übrige Götterheer nur noch als Ganzes, als umziehende Schaar, die namentlich nächtlicher Weise ihr Wesen treibt, weil das Christenthum den Tag in Beschlag genommen und dem alten Heidenwesen nur die Nacht übrig gelassen hat. Und in dieser, im glänzenden Heer der Sterne, unter der schützenden Aufsicht des milden Mondes, aber auch unter dem strömenden Einflusse der wilden Stürme und der düsteren Wolken waltet und schaltet der alte Göttermythos noch immer trotz Taufe und Abendmahl, trotz Priesterthum und Kirche.

Von deutlichen Ueberresten der in der Edda erzählten Göttergeschichten in unserer Volkssage sind uns nur folgende wenige Beispiele bekannt geworden, die wir ihren Urbildern anreihen:

(769.) Die Götter wollten bei Oegir (dem Meergotte) zu Gast sein, erfuhren aber durch Zaubermittel, daß demselben der erforderliche Braukessel fehle. Oegir, der den Göttern schaden wollte, bat Thorn, ihm den Kessel zu schaffen. Thor erfuhr durch Tyr, daß dessen Stiefvater, der Riese Hymir (Ymir), der an des Himmels Ende wohnte, einen solchen Kessel besitze. Beide Asen machten sich auf den Weg dorthin, wo sie des Riesen Kebsweib unter Kesseln verbarg, weil ihr Geselle oft Gästen gram und grimmes Muthes sei. Als Hymir heim kam, verrieth ihm das Weib die Asen und vor seinen Blick barst eine Säule, hinter welcher sie waren, und alle Kessel brachen bis auf einen. Der Riese wagte ihnen jedoch nichts anzuhaben und bewirthete sie, wobei Thor allein zwei Stiere von drei vorhandenen verzehrte. Sie mußten daher am andern Tage, um Speise zu schaffen, auf Fischfang ausgehen. Als Köder holte Thor im Walde den Kopf eines wilden Stieres. Während dann Hymir zwei Walfische fing, warf Thor den Köder nach der Midgardsschlange aus, zog sie zum Schiffsrande empor und schlug sie mit dem Hammer auf den Kopf, daß die Erde erbebte und die Schlange zurücktaumelte. Noch mehr Kraftproben verlangte dann Ymir von Thor, der zuletzt den Kessel, den Tyr nicht bewegen konnte, aufpackte und davon trug. Hymirs ihn ver-

folgende Genossen erschlug er mit dem Mjölnir und brachte den Kessel glücklich zu den Göttern, die daraus bei Oegir nun jährlich zechten. (Aeltere Edda, Hymisquidha.)

(770.) In Trient wird an der Fastnacht auf dem Platz unter einem kupfernen Kessel gefeuert und Plenta gekocht, worauf Erwachsene und Junge um das Feuer sitzen, trinken und tanzen. Nun kommen Andere und versuchen den Kessel zu stehlen, was dem Gewandtesten zuweilen gelingt, indem er über Alle mit dem Kessel davonspringt.

Alljährlich am nächsten Sonntage nach Michaelis versammeln sich die jungen Leute beiderlei Geschlechtes auf dem Bergschlosse bei Gablingen in Schwaben, bringen einen großen kupfernen Kessel, in dem man Käse kocht, stellen ihn in die Mitte des Schloßhofes und füllen ihn mit Wasser aus dem Schloßbrunnen. Dann umringen den Kessel so viele Raum finden können und fangen an zu trinken; aber sogleich springt Einer aus seinem Verstecke, drängt Einige der Umstehenden weg, entreißt ihnen den Kessel, schleppt ihn eine Strecke weit und versteckt sich wieder. Die Anderen verfolgen ihn und beklagen den Raub des Kessels. Diesen Brauch heißt man „Balfaribrauch, Palfaribrauch“. (Panzer.*)

(771.) Freyja wünschte einen kostbaren Halsschmuck, Brisinga-Men, den die Zwerge gefertigt, zu besitzen. Um ihn zu erlangen, gab sie sich ihnen preis (was für die ursprüngliche Identität der Götter und Zwerge spricht); Odin aber ließ ihr das Kleinod durch Loki entwenden. (Olaf Trygvasonar Saga 17.)

(772.) Woud, ein König in endlosem Gürtel und weitem Mantel, hatte eine Gemalin Freid, die das schönste Frauenbild war und sich ganz in ihre Haare hüllen konnte. Um aber einen Halsgürtel zu haben, der alle Herzen für immer fesselt, gab sie sich den Zwergen preis. Woud wurde in der That von dem Schmuck gefesselt; doch als er den Preis erfuhr, entwich er von ihr und nahm das Kleinod mit. Da suchte ihn Freid durch alle Länder und weinte Abends Thränen, deren jede eine Perle wurde. Endlich fand sie ihn wieder und zeigte ihm die Perlen, deren gerade so viel waren als Sternchen im Halsband. Da ward er gerührt und reichte ihr zur Versöhnung den Schmuck. Weit sei er herum gewandert; aber Keine habe er gefunden, ihr gleich an Schönheit. (Oberpfälzer Sage bei Schönwerth.)

Daß Frigg und Freya ursprünglich eine Person, die Erdgöttin, waren, erhellt hieraus klar.

---

*) Der Kessel des Meergottes, in welchem er braut, ist natürlich das Meer selbst; aber auch das in diesem abgespiegelte Himmelsgewölbe, welches die Mächte des Tages (Asen) und der Nacht (Joten) einander entreißen.

(773.) Den schönen Mythos von Baldur liest man am Besten in Simrocks Edda, S. 317 ff. (Gylfaginning 49), worauf wir verweisen. Weniger bekannt und fremdartiger ist seine Entstellung in einer von Saxo Grammaticus (III) überlieferten dänischen Sage (erzählt von Menzel, Unsterblichkeitslehre II. S. 200), nach welcher Hotherus (Höder) ein König von Dänemark und Norwegen ist, der mit Balderus, Odins Sohn, um Nanna kämpft, sie erringt und schließlich, von Baldur wieder besiegt, ihn durch List tödtet.

(774.) Zwei mächtige Brüder, Hather und Hother, geriethen in Streit. Der Letztere wurde verjagt, verliebte sich in die schöne Nanna, eine Nordfriesin, und wollte sie verführen. Allein sie war bereits mit Baldur, dem weisesten aller Riesen, vermält. Da schenkte die Zauberin Hel dem Hother ein gefeites Kleid und belehrte ihn, wie er den guten Baldur tödten könne. Hierauf überfiel er denselben, brachte ihn um und raubte ihm die schöne Nanna. (Nordfriesische Sage auf Sylt.)

Der wundervolle Baldur-Mythos ist hier allerdings sehr verstümmelt und entstellt, aber die Erinnerung an ihn unverkennbar.

(775.) Von der Asin Idun sagt das Eddalied „Hrafnagaldr Odhins" (Odins Rabenzauber):

Im Thale weilt die vorwissende Göttin,
Herab von Yggdrasils Eiche gesunken,
Alfengeschlechtern Idun genannt,
Die jüngste von Iwalts älteren Kindern,
Schwer erträgt sie dies Niedersinken,
Unter des Laubbaums Stamm gebannt.

In Bragis Gesprächen (Bragaröbur), in der sogenannten jüngern Edda, wird Idun von Loki den Riesen ausgeliefert, aber auf Befehl der Asen wieder geholt, indem Loki, in Freyas Falkengewand, sie durch die Lüfte mit Adlersschnelle, dem nachfolgenden Riesen kaum entgehend, wieder nach Asgard trägt und die Asen ein Feuer anzünden, wodurch sie den Riesen fangen und tödten.

(776.) Ida, Gräfin von Toggenburg, wurde fälschlich der Untreue beschuldigt und auf Befehl ihres strengen Gemals aus dem Fenster der Burg in den Abgrund gestürzt, aber von Engeln aufgefangen und in einen Wald gebracht, wo der Graf sie auf der Jagd wieder fand und ihre Unschuld erkannte. Sie blieb aber im Walde und besuchte nur täglich die Frühmesse in der Kirche, wobei ein Hirsch mit Lichtern auf dem Geweih ihr voranging. (Legende in der Grafschaft Toggenburg, Kanton St. Gallen.)

Dasselbe wird von einer Ida von Hohenfels in der Oberpfalz und von der frommen Ruchtrud von Almanshofen in Baden erzählt. Beide Iden wiederholen in ihrer unfreiwilligen Luftreise und Verborgenheit, wie im Namen, Idun, die fallende, schwindende und wieder erscheinende Vegetation, die nordische Persephone.

(777.) König Gylfi beherrschte das Land, das nun Swithiod (Schweden) heißt. Von ihm wird gesagt, daß er einer fahrenden Frau zum Lohn der Ergötzung durch ihren Gesang ein Pflugland in seinem Reiche gab, so groß als vier Ochsen pflügen konnten Tag und Nacht. Aber diese Frau war vom Asengeschlecht, ihr Name war Gefion. Sie nahm aus Jötunheim vier Ochsen und spannte sie vor den Pflug. Da ging der Pflug so mächtig und tief, daß sich das Land löste und die Ochsen es westwärts in's Meer zogen, bis sie in einem Sunde still stehen blieben. Da setzte Gefion das Land dahin, gab ihm Namen und nannte es Seeland. Und da, wo das Land weggenommen war, entstand ein See, den man in Schweden nun Löger (Mälar) nannte. Und im Löger liegen die Buchten so wie die Vorgebirge in Seeland. (Jüng. Edda, Gylfaginning 1.)

(778.) Karl der Große war auf der Jagd von einem Hirsch verwundet worden. Da heilte ihn die heilige Lufthildis durch bloße Berührung mit dem Finger. Um sie zu belohnen, versprach er ihr so viel Land, als sie, während er schliefe, mit ihrer Spindel würde umfurchen können. Da setzte sie sich zu Roß, schleifte die Spindel an einem Faden hinter sich her, jagte blitzschnell voran und umritzte durch diese Art ein weites Gebiet, welches noch jetzt der Liftelberg heißt. (Simrock Rheinsagen S. 146.)

Lufthildis ist eine deutliche Wiederholung von Gefion. Beide sind offenbar Nachtgöttinnen, welche dem schlafenden Tage ihr Gebiet abringen. Den Pflug der Gefion werden wir bei Berchta wieder finden; die Spindel der Lufthildis erinnert an die Schicksals- oder Nachtgöttinnen (Nornen), wie auch in vielen Sagen ein gesponnener Faden als Maß gilt, z. B. bei Kriemhilds Rosengarten im Heldenbuch. Ihr Name Hilde deutet ebenfalls auf Berchta oder Hulda (s. unten).

Zweiter Abschnitt.

Die Schatten der Götter.

I. Spukgeister und Gespenster.

Die Götter sind in ihrer individuellen Gestaltung und Ausbildung das, was die Menschen gerne wären. Daher macht der Volksglaube aus jedem Menschen nach dem Tode Das, wofür er die Götter hält, einen Geist, ein Gespenst. Der Mensch wird, wie er glaubt, nach dem Tode unsterblich wie ein Gott; er wird allwissend, indem er vom Himmel herab beobachten kann, was auf

der Erde geschieht; er wird allmächtig, indem er bei der Gottheit für seine Angehörigen oder (als Heiliger) für seine Verehrer Fürsprache einlegen darf (wie er ja schon im ersten Leben durch Gebet und Opfer allmächtig gedacht wird und den Willen der Gottheit bestimmt), — und er wird endlich auch allgegenwärtig, indem er „geistet“ oder „spukt“, wo, wann und in welcher Gestalt es ihm beliebt (oder auch vorgeschrieben wird).

Solcher Gestalten menschlicher Gespenster giebt es denn auch mannigfaltige; die Sage sieht indessen ihr Umherwandeln und Spuken in der Regel als Strafe für begangene Unthaten an. Wie zu den Götter-Gespenstern, nimmt sie auch zu den Menschen-Gespenstern die Gestalten und Kennzeichen von Naturerscheinungen her, welche für die Sinne etwas Auffallendes haben. Zuerst wie immer von den Sternen.

Die Sterne leuchten, sind feurig, daher feuerfarbig, in rothen Gewändern. Ein Volksspruch sagt von einem Verräther, er verdiene einen „rothen Rock“, was keinen andern Sinn hat, als: er sollte „verbrannt werden“. Dies ist auch des Herakles verzehrendes Sonnengewand. Dionysos war roth gekleidet, roth färbte man dieses Gottes Schnitzbilder (wie der indische Siwa roth ist), aber auch anderer, namentlich Naturgottheiten, des Pan, des Priapos, der Satyren, ja nach Plutarchos gar die Bilder aller Götter. So tief wurzelte diese Idee, daß, sagt Mone, „Jesus auf alten Gemälden fast durchgängig ein röthliches Kleid, als sol novus, wie ihn die Kirchenväter nennen“, trug. (Creuzers Symb. Bd. I. S. 126—129.)

Daher spuken denn die Menschen-Gespenster mit Vorliebe in feuriger Gestalt, als Irrlichter und Irrwische, Feuergeister oder feurige Männer (oben S. 63).

Sie haben Menschengestalt, bald baumhoch, bald zwergig, nur im Rücken ausgehöhlt wie eine Mulde (was auch von den Walddämonen gesagt wird), oft eine Fackel in der Hand. Sie zeigen sich bald einzeln, bald mehrere zusammen, laufen häufig hin und wieder, mit und gegen einander, wobei, namentlich wenn sie sich schütteln, Feuerfunken wegfahren. Reichen sie die Hand, so raucht und brandet der Händedruck. Sie lassen sich vorzüglich zu

heiligen Zeiten, im Spätherbst und Winter sehen, Abends und Nachts, ausnahmsweise Tags. Jedoch in's Dorf gehen sie nie, immer drum herum, und gelten beim Volke überall als Abbüßer früherer Verbrechen, meist Diebstahls, Markenverrückens, Betruges. Es giebt gute und böse. Sie thun Niemandem etwas, wenn man sie nicht beleidigt, und ruft man sie, so leuchten sie einem Nachts heim oder zur Arbeit, wofür sie Lohn erwarten, Brosamen, Mehl, schwarze Pfennige, am liebsten ein schwarzes Huhn. Täuscht man sie oder beleidigt sie, so führen sie irre oder hucken auf und man muß sie schwer tragen, bis sie abspringen. Sie setzen sich auch auf Wagen und fahren mit. Auf Schlachtfeldern sind sie oft zahlreich. Im Zorn zünden sie zuweilen Häuser an.

(779.) Wer in seines Anstößers Boden hinübergepflügt oder einen Markstein versetzt, muß nach dem frühern Volksglauben in Sargans und anderswo als Irrwisch, „füriger Mann" (andernorts „bründliga Ma") wandern, bis er erlöst wird. Sie brennen lichterloh, daß man durch die Rippen hindurchschauen kann. Auf Betende gehen sie los, Fluchen vertreibt sie. Redet man sie an, so müssen sie Rede stehen; wer aber ihnen das erste Wort läßt, fährt übel, noch übler, wer ihre dargebotenen Rechte faßt, statt ihnen ein Scheit Holz, einen Rechen-, Furken-, Schaufel- oder Peitschenstiel zu reichen, in welchem Falle ihre fünf Finger angebrannt erscheinen. (Allgemein schweizerisch, wie bei Hebel auch.)

(780.) Ein wandernder Hausirer berichtet: „Ein helles, großes Feuer, es war ein brennender Mann, der in seinen Lebzeiten Marken gerückt hatte, brannte vor drei Jahren in einer stockkuhdunkeln Augustmitternacht auf der Wiese, die jetzt dem Bruggmüller gehört. Ich sah furchtlos dem um die Marken fahrenden brennenden Manne zu. Erzürnt darüber, setzte er sich blitzschnell auf meinen Kasten und drückte mich beinahe zu Boden. Erst als ich unter die Hausthüre kam, rannte er wieder in die Hölle, wo er seine Sünden abbüßen muß." (J. K. Tobler von Wolfhalden. „Die Wege des Herrn," 1864 S. 43.)

(781.) Im untern Toggenburg und anderswo nennt man die sogenannten brennenden Männer „Zößler", d. h. Funken werfend. In der Gegend von Uzwil sprang ein solcher immer im Felde herum. Einst bat er einen Begegnenden dringend, Schaufel und Haue zu holen, um eine Marke, die am unrechten Orte stehe, zu rücken, da er vorher weder Rast noch Ruhe habe. Der Mann gewährte ihm und wollte dem glühenden Manne, als der Stein gesetzt war, die Hand reichen; dieser aber begehrte blos den Hauenstiel, in welchem man hierauf die fünf Finger eingebrannt sah. (Aus Nieder-Uzwil.)

Im Ganterswiler Felde habe es früher ganze Schaaren Zößler gegeben, so daß sie gleichsam eine Kette bildeten. Sie sprangen einander nach. (Dorther.)

Schwarzenbacher, die in der heiligen Nacht über die Brücke beim Töbeli gingen, sahen zwei solche, aber ohne Kopf, und einen schwarzen Hund mit feurigem Auge. (Mündlich bei Ober-Uzwil.)

Vergl. bei Lütolf S 135. „Von den Züttern oder füwrigen Mannen."

(782.) Der Laufenburger Schiffer Josef Zimmermann, der eines Abends spät mit seinem Weidlinge von Säckingen heimwärts fuhr, sah, als er dem sogenannten Scheffigen (Landungsplatze) gegenüber war, den jenseitigen steilen Abhang herunter einen feurigen Mann kommen und fortwährend winken, ihn herüber zu holen. Der Schiffer, wohl überlegend, daß er keine andere Wahl habe, wenn er heim wolle, fuhr hinüber und ruderte mit ihm an's jenseitige Ufer zurück. Dort wollte ihm der Brennende zum Danke die Hand reichen, statt deren der Zimmermann ihm blos das Ruder bot, in welches deutlich alle Finger eingebrannt erschienen, wie am Platze, wo er gesessen, der ganze Sitztheil. (Rueb.)

(783.) Ein Gamser, Christelis Franz, verließ spät Abends das Wirthshaus im Dorfe, um sich in sein Wohnhaus im nächsten Weiler zu begeben. Es war tief Nacht, und statt die etwas weitere Landstraße, wählte er den nächsten Fußweg über die Hub, obschon er oft gehört, es sei dort nicht geheuer und Wenige es um diese Zeit gewagt hätten. Er gewahrte indessen nichts, bis nahe seinem Hause (er sah es bereits) er durch's Dunkel den unheimlichen Ruf hörte: Wo soll ich ihn hin thun? Wo soll ich ihn hin thun? — Der Franz, einen Spaßmacher hinter'm Rufe vermuthend, antwortete: Du Narr, wo Du ihn genommen hast! — Plötzlich schoß es dem Blitze gleich heran und vor ihm stand ein schwarzer Mann mit weißer Zipfelkappe, neben ihm ein Markstein. Jetzt wußte der allmälig nüchtern Gewordene schon, wen er vor sich habe, und um auf alle Fälle sicher zu sein, rief er den bekannten Spruch: Alle guten Geister loben Gott den Herrn, und das erste und das letzte Wort sollen mein sein. — Dann fragte er den Unbekannten, woher er so spät komme, und wollte ihm die Hand reichen. Dreimal versuchte er es und dreimal griff er wie in den Wind. Dann erwiderte jener seufzend, er habe einst zu dieser Stunde diesen Markstein verrückt und müsse seither wandern, bis Jemand mitleidig den Stein an seine Stelle setze. Geschehe das nicht, so verzögere sich seine Erlösung, bis aus einem diese Mitternacht hervorkeimenden Tannenschößlinge eine Wiege werde; das Kind darin, sobald es erwachsen sei, werde es zuwege bringen. Auf seine dringende Bitte (er hätte Franzen zu Tode geredet, wenn dieser sich nicht das letzte Wort vorbehalten) versprach der Gamser getröstet durch die weiße Mütze und ein zum größern Theile weißes Hemd, was den Geist als erlösbar darstellte, Hilfe, holte daheim Pickel und Schaufel und folgte dem Geiste bis zu einer bezeichneten Stelle, wo er

den Markstein eingrub. Sogleich verschwand der Geist vor seinen Augen, erscholl ein Freudengeschrei durch die Lüfte und zeigte ihm in der Nacht eine Erscheinung, er habe Ruhe gefunden und wolle für seinen Retter flehen, daß er bald zu ihm gelange.

Wirklich erkrankte der Mann bald, und an seinem Todbette erschien der Erlöste, welcher ihm die Hand reichte, um ihn in's Land des ewigen Friedens zu geleiten. Seine Nachkommen wurden reich. (Lehrer Chr. Schöb von Gams.)

(784.) Auch in der baierischen Oberpfalz kennt man die „feurigen Männer“, „feurigen Landsknechte“, die sich in finsteren Nächten neben Wäldern zeigen und dem Wanderer um ein Trinkgeld heimleuchten. Auf dem Pinzerberge bei Auerbach sieht man sie nicht selten. Sie haben die Gestalt einer Back-Mulde. Oft führen sie auch irre. Sie sind „arme Seelen,“ die auf Erlösung harren. Andern Orts heißen sie Lichtträger. (Globus IV. Bd. 1863, S. 171.)

(785.) Im hintern Reichenstein bei Zweisimmen im Kanton Bern hauste ein Freiherr, der den Schlündibach so in den Burggraben leitete, daß ein kleiner See die Burg umgab. Der Volkdränger starb, und wenn das Wetter ändern will, sehen Gläubige einen feurigen Ritter durch den Graben hinfahren. (Sam. Wiedmer, Münchenbuchsee, in Zuberbühlers Sammlung.)

(786.) Im deutschen Valserthale Rätiens erzählt man, einst haben die Valser die schöne Alp Lamperts an die Blegnothaler verkauft und man habe gemeinschaftlich die Marksteine gesetzt. In der Nacht sei jedoch ein Blegner herüber gekommen, habe den Markstein ausgegraben und weiter gerückt. Bei dem Thun sei er aber erlahmt und todt liegen geblieben, und so wie die Zeit jährlich wiederkehre, reite er dort auf flammendem Rosse, von bösen Geistern gejagt, um und müsse reiten, bis die Marke wieder am alten Platze stehe. (G. Theobald, das Bündner Oberland, 1861, S. 172.)

(787.) Im Flumser Rathhause war ein runder Tisch in der vordern, alten Stube. Einst wollte im Hause gegenüber Jemand Nachts Licht machen, kam aber nicht zurecht damit, ging als er Licht im Rathhause sah, hinüber und erblickte um den runden Tisch feurige Männer sitzen, deren einer dem Erschrockenen zurief: Du, wärest Du nicht mein Götti (Pathe), würdest Du „z'Huttlen (zu Fetzen) verrupft!“ (Von einem Kantonsschüler.)

Wenn die Sage einen sog. Bilmezschnitt kennt, d. h. einen unsichtbaren nächtlichen Diebstahl, wobei Einer auf einem Bocke, am linken Fuß eine goldene Sichel, durch die Saat reitet und einen Schnitt (Bocksschnitt) durch die ganze Kornsaat thut (s. oben S. 275), und wo man den Thäter sehen kann, wenn man einen Maulwurfsrasen herausschneidet und verkehrt auf den Kopf nimmt, die Wurzeln

oben, das Gras unten; wenn man erzählt, wie das Flachspferdchen Einem nächtlich sein Hirsefeld abfrißt, wie ein Nachbar dem andern über die Marke pflügt oder gar den Markstein versetzt und später dafür als feuersprühender Wandler büßen muß, oder wie durch Meineid Güter, Wälder, ganze Alpen gewonnen werden, so ist das nichts Anderes, als wenn Hermes schon als Knabe Apollons Rinder und dann dessen Köcher stahl und jedem der Götter etwas, oder Herakles Anderen Rinder und Rosse und Königreiche, und dem Apollon den Dreifuß u. s. w.; es ist das Walten des in der Nacht die himmlische Weide abmähenden Mondes, am Tage des ohne Grenze überallhin pflügenden Sonnengottes. — Hierher gehören sowohl Gefions abgepflügtes und Lufthildis abgesponnenes Land (s. Nr. 777 und 778), als weitere auf lebende Menschen übertragene Sagen von gespenstigem Charakter.

(788.) Oestlich von Kleindietwil im bernischen Bezirk Aarwangen zieht sich eine niedrige Hügelkette von Süden nach Norden. Auf einem der Hügel lag ein Schloß, bewohnt von einem harten Zwingherrn, der das Landvolk quälte. Als einst ein hablicher Bauer unweit davon mit zwei schönen Ochsen pflügte, erschien der Zwingherr und forderte ihm die Thiere ab. Der Bauer erwiderte, das solle geschehen, sobald die Furche zu Ende gepflügt sei. Der Herr wartete, aber als der Pflug gewendet werden sollte, kehrte sich der Bauer, den Karst in der Hand, plötzlich um, schlug den Dränger zu Boden und begrub ihn in der Furche. (Rud. Friedr. Stucker in Zuberbühlers Sammlung.)

(789.) Hinten im Lutherenthale war einst ein Herr von Waldsberg die Geißel des Landes. Einst, als er mit Knechten und Hunden hinausritt auf die Jagd, fand er im Thale ein Bäuerlein mit den Ochsen mühsam ein Fuder Heu einschleppen. Uebermüthig, befahl er ihm, das Fuder den Luthernberg hinan zu fahren, wo nicht, so nehme er ihm das Thier. Der Bauer flehte zur Mutter Gottes und fuhr die steile Wand hinan. Dort steht die alte Bergkapelle, unten aber im Felde ein steinern Kreuz.

Denselben Bauer fuhr er ein andermal an, als er ihn am Pflügen traf. Er befahl, das Thier herzugeben, die Muttergottes werde ihm auch heute helfen. Da bat der Bauer, ihn nur noch die letzte Furche ziehen zu lassen. Der Edeling gab es zu, rief aber, als er den Mann zu mehreren Malen dieselbe Furche und tief ziehen sah, „Halt, Schurke! das ist keine Furche mehr, das ist ein Grab, das Roß und Reiter bergen möchte. Spann los!“ Der Bauer gehorchte, machte aber zugleich die Pflugschar los und zerschmetterte dem

Zwingherrn das Hirn, so daß er in die Grube hinabsank. Der Bauer deckte mit Erde zu, und dort steht darum das steinerne Kreuz. (Kas. Pfyffer, der Kanton Luzern, I. Bd. S. 241. 242.)

Mit diesen Sagen ist auch eine antike solche verwandt:

(790.) Nachdem Kadmos den Drachen, welcher die Quelle des Ares bewachte und Menschen zerriß, getödtet hatte, säete er, auf Anrathen der Athene, dessen Zähne in die Erde. Daraus erhoben sich sogleich bewaffnete Männer. Kadmos, um sie von sich abzuhalten, warf Steine unter sie, worauf sie allsogleich einander selbst anfielen, wobei die Meisten erschlagen wurden. (Apollod. III, 4, 1.) Die andere Hälfte der Zähne schenkte Athene dem Aietes, Sohn des Sonnengottes Helios. Diese säete Jason und warf, als die Gewaffneten auf ihn los wollten, auf Medeens Rath ebenfalls einen Stein (oder Steine) unter sie, worauf sie sich selbst bekämpften und Jason sie nieder machte. (Apollod. I, 9, 23.)

Es ist dies der Streit der Nachtgestirne, welcher ein Ende hat, sowie der Feuerball der Sonne aufgeht, was Phädrus mit dem Fabelchen ausdrückt: De principatu contendebant sidera, Sol oritur, omnis cessat hic contentio.

Ebenso bedeutet die Sage vom Grenzzwiste zwischen Nachbarstaaten oder Gemeinden, wo Wettläufer mit dem Hahnenschrei ihre Wohnung verlassen und der zu spät anlangende Müde den Sieger noch weiter trägt, bis er erschöpft sterbend niedersinkt, seien es nun die Philänen zwischen Karthago und Kyrene, wo ihre Altäre noch lange verehrt waren, oder Zwei zwischen Glarus und Uri oder zwischen dem rhätischen Maienfeld und dem walgauischen Balzers (Flugi S. 101), ursprünglich den Streit und Wettlauf zwischen Sonne und Mond mit dem Siegen des einen und dem Sterben des andern. Wenn es sich dabei auch um Lebende, nicht nur um Gespenster handelt, so sind dessenungeachtet die Züge dieselben; was in der ältern Sage und Mythe noch lebte, das ist für die neuere, unter der Herrschaft des Christenthums, gestorben, spukt aber noch immer.

(791.) In den Gesta Romanorum (wohl schon um Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben) steht: ein König wollte seine Tochter nur Dem zur Gemalin geben, der sie im Wettlaufe besiege; wer aber den Kürzern ziehe, dem werde der Kopf abgeschlagen. Ein armer Jüngling unternahm das Wagestück. Er warf ihr zuerst einen Kranz von Rosen auf die Bahn; sie hob ihn auf und während sie ihn auf den Kopf setzte, kam er ihr vor. Zürnend schleuderte sie den Kranz weg und überlief ihren Gegner. Zum zweiten Male warf er einen goldenen Gürtel hin, sie nahm ihn auf und gürtete sich damit; als sie aber sah, daß sie zurückblieb, riß sie ihn in drei Stücke, lief

dem Jünglinge wieder vor, schlug ihn in's Gesicht und rief: Armseliger, Du sollst mich nimmermehr zur Gemalin haben. Da warf er zum dritten Male einen Beutel hin, in welchem ein vergoldeter Apfel steckte mit der Inschrift: Wer mit mir spielt, wird des Spieles nie müde. Sie fing mit dem Apfel an zu spielen, der Jüngling erreichte das Ziel vor ihr und erhielt die Königstochter.

(792.) Einst stritten die Urner und die Glarner lange und heftig über die Grenzen ihrer gegenseitigen Weiden. Da beschlossen endlich beide Völkerschaften, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche aus beiden Ländern tüchtige Läufer mit dem ersten Hahnenschrei abzusenden, und wo Beide zusammentreffen, die Marke zu setzen. Jetzt wählte man beiderseits die besten Jäger zum Laufe und jedenorts einen Hahn. Die Urner fütterten aber den ihrigen äußerst dürftig, damit er vor Hunger früh krähe, während die Glarner dem ihrigen vollauf gaben, um ihn freudig und üppig zu machen. Am bestimmten Morgen krähte der Hahn in Altdorf zuerst und der Urner Läufer lief, während der Glarner, wo der Hahn faul schlief, erst spät abkommen konnte. Und so geschah es, daß der Urner, wo es noch „Urnerboden" heißt, weit in die streitigen Matten herabkam, als der Glarner erst keuchend und erhitzt bei ihm anlangte. Fast niedersinkend vor Mattheit und Kummer, daß seine Landsleute ihm die Schuld des Verlustes beimessen werden, flehte er den Sieger so bewegt an, sich von ihm noch so weit tragen zu lassen, als er mit seinen letzten Kräften vermöge, daß der Urner, ihn ansehend, nachgab. Da trug ihn der Glarner noch eine gute Strecke weit, bis er todt niedersank.

(793.) Verwandt mit dem Wettlaufe ist das Mähen um die Wette; beides bedeutet der Sterne Wettstreit, welcher ein Ende nimmt, wenn die Sonne aufgeht. Der Himmel ist, wie ein Garten, so auch eine endlose Wiese.

Auf der Gaißenwiese bei Waldthurn sieht man Mitternachts zwölf Geister mähen. — In einer kleinen Wiese am Unterkofelgut in Ulten sah man öfters um Mitternacht drei Männer unter Heulen und Fluchen mähen. Wetzten sie, so flogen die helllichten Funken davon. (Zingerle.) — Diese Züge erinnern, wie an den Mythos von Kadmos (Nr. 790), so auch an folgenden der Edda:

(794.) Odin zog von Hause und kam an einen Ort, wo neun Sklaven Heu mähten. Er fragte sie, ob er ihre Sensen wetzen solle. Sie nahmen sein Anerbieten dankbar an, er zog einen Wetzstein aus seinem Gürtel und schärfte die Sensen. Nun schienen sie ihnen weit besser zu schneiden und sie feilschten um den Stein. Da warf er den Stein in die Luft, und da Alle ihn greifen wollten, kamen sie so in's Handgemenge, daß sie einander mit ihren Sensen tödteten. (Edda, Bragarödur, 58.)

(795.) Vor alter Zeit lebte im bernischen Ober-Aargau ein sehr reicher Bauer, der weit herum Güter besaß und eine einzige Tochter hatte, Namens Verena. Bei ihm diente ein treuer Knecht, Ulrich, mit Verenen im Hause aufgewachsen. Deshalb waren sich Beide seit der Kinderzeit in Liebe zugethan, und Ulrich bat endlich den Meister um ihre Hand. Der Bauer hatte dies erwartet; er war Ulrichen gut und verhieß ihm, um seinen Nachbarn gegenüber doch etwas zu thun, die Tochter, falls er, die Sense in der linken Hand, ein Kreuz in seine Großmatte mähe. (Das Kreuz, das seine Strahlen nach den vier Weltgegenden wirft, ist ein altes Sinnbild der Sonne.)

Ulrich ging die Bedingung ein und mit dem ersten Tagesgrauen frisch an's Werk. Verena blieb bei ihm und reichte dem Geliebten von Zeit zu Zeit einen Labetrunk. Aber ein Bauer, dessen Sohn Verenen ebenfalls gerne gehabt hätte, ließ dem Mäher vergifteten Wein reichen. Ulrich fühlte sich matt davon, wollte aber nicht aufhören, begehrte, als er noch einige Striche zu mähen hatte, von Verenen ein Glas Wasser, trank es, mähte mit dem letzten Reste seiner Kraft das Kreuz zu Ende und sank todt in's Grab. Verene fiel zu ihm. Manche wollen den Namen des Dorfes Madiswil davon herleiten. (Jak. Huber in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung aus Münchenbuchsee.)

(796.) Es bleibt der nämliche Zug, wenn statt des Mähens Lebendiger von Geistern gehackt, geklopft oder sonstwie gearbeitet oder Lärm gemacht wird. — Hinter dem bernischen Gurnigelberge, an der Grenze von Rünenen, ist ein großer Hügel, aber fortwährend dem Herunterbrechen ausgesetzt. Die schönen Wiesen des Rünenenberges reizten den verwegenen und ungerechten Besitzer des Gurnigels, sein Vieh dort zu weiden, was er, trotz den Einsprachen der Nachbarn, rücksichtslos that. Ja er steckte willkürlich für seine Weide einen Zaun aus. Jetzt klagten sie beim Landgerichte, und der Usurpirende habe (wie in einer Unzahl Sagen) von dem streitigen Erdreich in seine Schuhe gethan und dann vor Gericht geschworen, wenn er nicht auf seinem Eigenen stehe, wolle er nach seinem Tode nicht ruhen, bis er den „Gurnigelhubelbruch“ herunter gegraben habe. Nun behielt er die Weide, wurde aber, als er gestorben war, von Holzhauern oft gehört, wie er arbeitete, mit der Spitzhacke Felsenstücke ausgrub und ablöste und dann in die Tiefe rollen ließ. (Friedr. Hügli und Rud. Stucker in Zuberbühlers Sammlung.)

(797.) Auf Schloß Brandis unterhalb Lüzelflüh lebte in alter Zeit ein reicher, aber geiziger und wegen seiner Härte gefürchteter Zwingherr. Als einst der warme Fluhluft von den Bergen kam und den Schnee schmolz und die Emme hoch anschwoll, fragte der zum Jagdtreiben aufgebotene Müller im Dorfe um Erlaubniß, heute daheim bleiben zu dürfen, da er nothwendig schwellen müsse, wenn ihm das Wasser nicht die Mühle wegnehmen solle. Der Zwingherr aber befahl ihm, beim Treiben nicht zu fehlen, da man eine Bärenspur entdeckt habe. Der arme Müller, welcher im Thale unten das Wasser

seine Mühle wegreißen sah, rannte angstvoll hin, nach den Seinen zu sehen. Da fehlte der Säugling. Als er das bejammerte, erschien der Herr zu Pferde und schalt ihn, daß er sein Geschäft verlassen. Der Mann erhob seine geballte Faust gegen ihn und nannte ihn Mörder und des Teufels Sohn. Da schlug ihn des Ritters Streitaxt todt zu Boden. Die Müllerin aber fluchte diesem, daß er keine Ruhe finden solle. Seitdem, so oft der Fluhluft kommt und die Emme überfließt, stöhnt es in des Ritters Grabe auf dem Kirchhofe zu Lützelflüh, er muß auf, die schwere Streitaxt fassen, wo er lockere Pfähle findet, hämmern, wo keine sind, neue einschlagen, und erst wenn der Hahn kräht, darf er sich wieder zur Ruhe legen. (Joh. Ellenberger in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung in Münchenbuchsee.)

(798.) In der Spessartgegend erzählt man, im Schloßkeller einer ehemaligen Burg in der Kertelbachswiese sei ein Kessel voll Gold neben einem Tische, an welchen ein graues Männlein immerfort rechne und Geld zähle. Mittags schlage es elfmal auf den Deckel des Kessels, dann erwachen drei Gestalten in einem Winkel aus ihrem Schlafe, treten hinaus, messen die Felder, schlagen Pflöcke und setzen die Steine, die sie ehemals verrückten, wieder an ihren Ort. Mit dem zwölften Glockenschlage schwinden sie wieder in den Keller, schlafen bis Mitternacht und gehen, feurig, wieder an ihre ewige Arbeit. (Herrlein, Sagen des Spessarts.)

(799.) Ein Senn, sagt man in Flums, welcher oft Vieh vernachlässigte, mußte nach seinem Tode „geisten“, d. h. fortsennen. Viele sahen ihn so, namentlich wie er alljährlich zu gewisser Zeit ein Beil wetzte. Einst fragte ihn einer, was er damit wolle. Auf diese Frage, war die Antwort, habe er bereits sieben Jahre gewartet. Der Fragende, wenn er ihn erlösen wolle, solle die Nacht bereit sein, er werde mit einer Kuh kommen, und falls er ihr mit diesem Beile, eines Hiebes, beide Vorderbeine abzuhauen vermöge, sei alles von ihm verdiente Gold sein. Es gelang. (Rud. Stucki.)

Und so setzten sich Sagen von Erscheinungen Verstorbener als Spukgeister und Gespenster bis auf die Gegenwart fort. Jede Familie weiß solche zu erzählen und die Leichtgläubigkeit und Wundersucht der Menschen vermehrt sie noch immer in's Unendliche. Ursprünglich haben sie alle, wie jene von allgemeinem Spuk an gewissen Orten, ohne individuelle Zuspitzung, ihren Grund in der Koboldsage, — den ihrigen in der durch die Begierde des Menschen nach Allmacht und Unsterblichkeit hervorgerufenen Göttermythe. Zur fortwährenden Nahrung und Verbreitung der Gespenstergeschichten mögen indessen auch hier und in anderen Fällen krankhafte Visionen und Hallucinationen das ihrige beigetragen haben. Für den vorurtheilslosen Menschen

kann nicht nur keine wirkliche Erscheinung Verstorbener, sondern auch keine „magische Erzeugung“ des Bildes Sterbender durch dieselben stattfinden. Mit Recht hebt Perty (die mystischen Erscheinungen rc.) hervor, daß alle Geister der Geisterseher, Tischklopfer und Psychographen noch nie den mindesten Aufschluß über das „Jenseits“ gegeben haben; aber auch für die von ihm angenommenen „magischen Kräfte“ liegt nicht die Spur eines Beweises vor. Das öfter erzählte Zusammentreffen einer Erscheinung auf dieselbe Stunde mit dem Tode der erscheinenden Person ist ohne Zweifel entweder Zufall, oder der Visionär hatte Grund, den Tod des Betreffenden zu fürchten, oder das Ganze ist eine durch Verwechslung der Zeit oder auch durch Wundersucht hinterher entstandene Sage. — Daß aber auch der Betrug sich vielfach der Geistererscheinungen zu selbstsüchtigen Zwecken bedient und solche künstlich in Scene gesetzt hat, ist bekannt genug.

II. Der spukende Odin.

a) Gespenstige Wanderer und Reiter.

Keiner der alten germanischen Götter hat so viele Erinnerungen unter dem Volke zurückgelassen wie Wodan (denn die Uebrigen sind eben nur seine Vervielfältigungen). Als Himmelsgott, mit dem einen Auge, der Sonne (weil das andere, der Mond, untergegangen, oder umgekehrt),*) überschaut er in der Mythe, auf seinem Throne Hlidhskialf sitzend, die gesammte Welt, oder blickt vom Himmel durch ein Fenster zur Erde nieder, welche Vorstellung das Volk auch von dem christlichen Gotte noch immer hat.

„In den altnordischen Liedern und Sagen,“ bemerkt Uhland (Sagenforschungen I. S. 138), „erscheint oft ein großer alter Mann, einäugig, bärtig, mit niedrigem Hute, in einen Mantel eingehüllt. In der Wildniß und in der Königshalle, im Seesturm und im Schlachtgewühl zeigt er sich; jungen Königssöhnen und lebensmüden Helden tritt er nahe, hier gabenspendend und hilfreich, dort zankstiftend und todbringend. Mancherlei Namen führt er; bald wird er nicht genannt, doch kenntlich bezeichnet, bald auch hat er den rechten Namen,

---

*) Dieser Ansicht ist auch Simrock. (Deutsche Myth. S. 205—207.)

Odin, der Asen Höchster." Er trägt einen breiten Hut (die den Himmel bedeckenden Wolken) und einen weiten gefleckten Mantel (Wolken- oder auch Sternenhimmel), welche beide immer noch in der deutschen Volkssage spielen, und einen wunderbaren Speer, das Zeichen seiner Kraft und Macht. Weil sein Auge beständig wandert, muß auch er wandern, und diese seine rastlose Wanderung ist es, welche sich auch auf andere Persönlichkeiten, theils zur Strafe, wie auf Pilatus und den ewigen Juden, theils ohne diesen Zweck, wie auf verschiedene Heilige und endlich auch auf Gespenster von Menschen übertragen hat. Aber er wandert nicht immer zu Fuß; er hat ein außerordentliches Roß, Sleipnir; es hat acht Füße und ist das beste aller Rosse. Ein nordisches Räthsel (Hervörsaga) heißt: „Wer sind die Zween, die zur Versammlung fahren? Drei Augen haben sie zusammen, zehn Füße und einen Schweif, so schweben sie über die Lande." Es ist der einäugige Odin auf seinem achtfüßigen Rosse. Sein Gespenst spukt jetzt noch, wenn auch auf Menschen-Gespenster übertragen, in der Volkssage. Selbst die Erinnerung an Sleipnir hat sich erhalten, indem in Tirol das „Wildg'fahr" sowohl die Bedeutung der wilden Jagd, als die eines einzelnen spukenden Ungeheuers in Pferdegestalt mit acht Füßen hat.

Grimm erzählt, als schaumburgische Sitte: In Schaaren von zwölf, sechzehn, zwanzig zieht das Volk aus mit Sensen zur Mahd (s. auch oben Nr. 794). Es ist so eingerichtet, daß Alle am letzten Erntetag zugleich fertig sind, oder sie lassen einen Streif stehen, den sie am Ende mit einem Schlag hauen können, oder sie fahren nur zum Schein mit der Sense durch die Stoppeln, als hätten sie noch zu mähen. Nach dem letzten Sensenschlag heben sie die Werkzeuge empor, stellen sie aufrecht und schlagen mit dem „Streek" dreimal an die Klinge. Jeder tröpfelt von dem Getränke, das er hat, sei es Bier, Branntwein oder Milch, etwas auf den Acker, und trinkt selbst, unter Hüteschwingen, dreimaligem Anschlag an die Sense und dem lauten Ausruf Wold, Wold, Wold! Die Weiber klopfen alle Brodkrummen aus den Körben auf die Stoppeln; jubelnd und singend ziehen sie heim. Unterbleibt die Feierlichkeit, so ist das nächste Jahr Mißwachs an Heu und Getreide. In Niedersachsen, ebenfalls nach

Grimm, läßt man bei der Kornernte ein Büschel Getreide auf dem Felde stehen für Wodens Pferd, so auch in Schweden und Mecklenburg. Hier wird gerufen:

Wode, Wode,
hale Dinem Rosse nu voder,
nu Distel unde Dorn,
tom andern Jar beter Korn.

David Franck (Mecklenb. I. S. 56. 57), welcher eine andere Form des „Wode, Wode!" von „alten Leuten" gehört hat, fügt bei, auf adelichen Höfen werde, wenn der Roggen geschnitten sei, den Erntemeiern „Wodelbier" gereicht; auf „Wodenstag" jäte man keinen Lein, damit „Wodens Pferd" den Samen nicht zertrete; in den „Zwölften" spinne man nicht und lasse keinen Flachs auf dem Rocken, „der Wode jage hindurch"; ausdrücklich wird berichtet, dieser „wilde Jäger Wod reite auf weißem Rosse". (Grimm 3. Ausg. I. S. 142.)

Im Osnabrückischen, in der Gegend von Bissendorf und Gesmold, bindet man, wenn der Roggen abgemäht ist, zwei Garben mit einem Stricke zusammen, giebt ihnen die Gestalt einer Puppe, stellt sie dann aufrecht hin und Mäher und Binderinnen rufen jubelnd: „de aule! de aule!" —

In der Gegend von Lückeburg werfen die Knechte, wann das letzte Korn abgemäht ist, die Kappen in die Höhe und rufen: Waul, Waul, Waul! womit meist Spott auf Mädchen verbunden wird. (Kuhn in Von der Hagens Jahrb. IX. S. 101. 102.)

Jonas, der Mönch im longobardischen Bobio, in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, sagt von Tuggen, in der unseren rätischen Urbewohnern benachbarten alamannischen Landschaft March (Schwyz, Marca Rhaetiae): Dort wohnen benachbarte Stämme der Sueven (Schwaben). Als St. Kolumban sich dort aufhielt und zu den Bewohnern jenes Ortes gelangte, fand er sie im Begriffe, ein heidnisches Opfer zu bringen; sie hatten ein großes Geschirr, das sie cupa (Kufe) nennen, welches 26 modios (Eimer) faßte, voll Bier in der Mitte. Der Mann Gottes trat hinzu und erkundigte sich, was sie damit im Sinne haben? Sie sagten, sie wollen es ihrem Gotte Wodan, den Andere Merkur heißen, opfern. (St. Kolumbans Leben.)

(800.) In der Vorstadt zu Brugg liegt ein kleines Haus, das einer fremden im Auslande lebenden Herrschaft gehört und von einer daneben wohnenden Magd in Stand gehalten wird. Alle Läden sind geschlossen, nur zu einem Fenster schaut seit undenklichen Zeiten immer derselbe Mann heraus, so oft die Witterung ändern will. Er trägt einen grauen Hut auf dem Kopfe. Man nennt ihn Günnä, ohne weiter was von ihm zu wissen, als daß er sich hier angekauft und Unrecht begangen haben soll, und daß ihm die Magd, der er jedoch nie begegnet, jeden Morgen das Bett frisch machen muß, wofür jedesmal ihr Lohn auf dem Nachttischlein liegt. (Rochholz.) An einigen Orten der Schweiz heißt Wodans wilde Jagd auch „Guenis Heer" oben S. 187 und unten S. 528.

(801.) Bei dem Städtchen Werdenberg, im Ried, wo ehemals der Galgen stand, und an den Wassern in der Umgebung sieht man zuweilen Nachts einen dunkeln, unheimlichen Wanderer langsam und schweigend dem Wasser nach auf- und abgehen. (Nikl. Senn.)

Eines der Hauptgespenster in Sargans ist ein Mann, der in einem „Lamphute" im Grafenschlosse zuweilen schweigend umhergehend gesehen wurde. (Jugend-Erinnerung des Sammlers.)

(802.) Auf dem Gräfenberge in der Spessartgegend wandeln von Zeit zu Zeit drei finstere Gestalten, vermummt wie Räuber, mit großen Schlapphüten. Das Volk hält sie für drei Gräfenberger, die treulos die gegenüber auf dem Klosterberg wohnenden und ihnen verbündeten Templer überfallen und umgebracht hatten. (Herrlein, Die Sagen des Spessart.)

(803 a.) Ein Weib von Buchs ging von Hag über das Ried heim. Bei der Bülsbrücke trat ein riesiger Mann hervor, welcher nur ein einziges Auge auf der Stirne hatte, groß und glühend. Er sprach kein Wort, begleitete sie eine Strecke weit und verschwand dann, wie er erschienen war. (Nikl. Senn.)

(803 b.) Einige Buchser gingen vor vielen Jahren auf die ob Wartau und Sargans befindliche Alp Balfris, um nach ihrer Habe zu sehen. Es wurde spät und sie mußten im dortigen Hause übernachten. Bei ihnen war auch ein Katholischer. Mitten in der Nacht erwachten sie am lauten Rosenkranzbeten des Letztern, was er so eifrig that, sagt einer der mitgewesenen Reformirten, „als ob er es vom Stück hätte" (für's Stück bezahlt würde). Sie gewahrten indeß den Grund davon bald. Es war nämlich zur Thüre herein ein großer Mann getreten, einen gewaltigen Hut auf dem Kopfe. Derselbe ging zum Sennengeschirr, verrichtete mit Geräusch seine Arbeit, als hätte er vollauf zu thun, und entfernte sich nachher wieder. Der Katholik berichtete, von diesem „Grünhütler" schon früher gewußt zu haben; er habe nicht geschlafen und ihn gleich erkannt.

Am Morgen lag fast knietiefer Schnee auf der Alp. (Nikl. Senn.)

(804.) Am linken Main-Ufer, wo der Weg von Leider nach Stockstadt führt, ist der Weg des sumpfigen Landes wegen oft gefährlich und der Wanderer verirrt leicht. Dort lebt jedoch ein guter Geist in einem Schlapphute, blauer Jacke und kurzen ledernen Beinkleidern, der schon Manchen zurecht wies. Man heißt die Stelle „am guten Manne". (Die Sagen des Spessarts, von Herrlein.)

(805.) Der ewige Jude, welcher, als der leidende Erlöser unterm Kreuze müde an seinem Hause in Jerusalem ausruhen wollte, diesen hart wegtrieb und dafür von ihm die Strafe erhielt, ewig zu wandern, ohne je ausruh'n zu dürfen, den man deshalb zu allen Zeiten und überall gesehen haben will, Tag und Nacht, auch beim Essen ewig wandernd, ist auch in der Schweiz überall gut bekannt, auch in der sonst sagenärmern Ebene. In den Gemeinden Gaiserwald und Andwil erschien er einst als ein steinalt und zerrissen aussehendes Männchen, welches Almosen sammelte und durch sonderbares Benehmen, besonders die beständige Unruhe und daß er sogar das Essen gehend einnahm, sich verrieth, was er auf Anfrage auch gestand. In Niederbüren, wo er ebenfalls erschien, weiß man hingegen, viel antiker und mythischer, von seiner Riesengröße, und sagt, sein Schatten habe eine halbe Stunde weit gereicht. Von Hochaufgeschossenen heißt es in jener Gegend: „Er ist fast so groß als der ewige Jude!" Er besitze immer denselben Groschen in der Tasche, der sich nach jedem Ausgeben wieder drinn finde. (A. Ruggle.)

Auch im Badischen Schwarzwalde (in Rötenberg) sagt man, der ewige Jude und der ewige Jäger seien Eines. (Meier.)

(806.) Der unermüdete Wanderer um die Erde, auch Nachts, der christlich „der ewige Jude" heißt, ist unstreitig Odin. Eine Aargauersage weiß, wie er alljährlich vom Pilatusberge her durch das Aargau an den Rhein wandert. Im Freiamt heißt er Pilatus, an anderen Orten „der Pilger von Rom", weil er in Pilgertracht erscheint, mit großem Rundhute, hohem Stabe, langer Kutte mit Mantelkragen, in stark beschlagenen Schuhen. In Lengnan, Endingen und katholisch Frickthal nennt man ihn den ewigen Juden. Bereist er diesen Landstrich, so übernachtet er immer in demselben Wirthshause, geht aber nie zu Bette, sondern läuft immer in der Stube (an anderen Orten um einen Tisch, den er in die Mitte stellt) herum bis zum Morgen. (Rochholz.)

Bei Müllenhoff S. 292 klagen die Zwerge über ihres Königs Tod: „As Pilatie duad, Hatje Pilatie duad!"

(807.) Als Pilatus, wegen schlechter Verwaltung aus Judäa abberufen, vor den Kaiser Tiberius trat, sein Strafurtheil zu empfangen, empfing ihn dieser auf's freundlichste, und so wiederholt ihn immer wieder vorbescheidend, bis man seinen Leib untersuchte und den Zauber in Jesu Rock entdeckte,

den er auf dem Leibe trug. Jetzt wurde er hingerichtet und in den Tiber geworfen, wo aber so schreckliche Stürme hervorbrachen, daß man die Leiche in's ferne Gallien nach Vienna brachte und in den Rodan senkte. Als hier dasselbe geschah, entfernte man den Todten wieder, und zwar nach Lausanne, wo auch in demselben Jahrhundert ein Bischof von Genua ihn kennt. Auch hier duldete es den Todten nicht. Der Züricher Schriftsteller Konrad de Mure im dreizehnten Jahrhundert nennt seinen Wohnsitz auf dem Septimer in Rätien: eine Unzahl Sagen aber verlegt diesen für immer in den kleinen See auf dem Pilatusberge, welchen der Geist aber oft verließ, um den Berg zu durchstreifen oder auf einem Felsen zu sitzen oder mit einem Andern, dem Könige Herodes in Streit zu gerathen, auch laufend umherzuirren, immer aber Sturm und Wetter sendend, die Hirten erschreckend, ihre Heerden zersprengend, das beste Vieh über die Felsen hinabstürzend. Die Bewohner der Gegend bewegten einen fahrenden Schüler, ihn durch Zauber zu besiegen. Die Beschwörungen begannen, wurden immer stärker und brachten den Geist endlich so weit (in seinem Eifer machten seine Fußstöße den Hügel, wo er ihm gegenüber stand, noch heute graslos), daß Pilatus Ruhe versprach, wenn er ihm eine schwarze Ruthe gebe, in den See zurückzukehren und ihm gestatte, alljährlich einmal auf die Oberfläche zu kommen. Es wurde zugesagt und nun sprengte Pilatus so dem See zu, daß man die Huftritte noch immer auf einem der Felsen am See erblickt. Alljährlich am Charfreitag steigt er herauf und irrt um den See herum; wer ihn aber gewahrt, stirbt vor Ende des Jahres. Schmäht man ihn aber oder wirft Steine in den See, so sendet er heftige Ungewitter. Letzteres galt so fest, daß die Obrigkeit von Luzern das Besteigen streng verbot und daß selbst Vadian es dahin gestellt läßt, bis 1585 der Stadtpfarrer Müller mit Gesellschaft hinaufzog, Steine ohne Folgen hineinwarf und den See durchwaten ließ.

Hier tobt „der wilde Türst“ von den Hörnern oder aus dem See mit der Jagd und Hundegebell an der Alphütte vorbei und in's Land hinab. (Lütolf.) Südwestlich von Vienne nennt man einen Berg Pilat mit einem See, aus welchem Ungewitter entstehen. *) (Lütolf.)

(808.) Auf dem Vigilijoche, vier Stunden von Meran, liegt der Jochersee, in welchen Pilatus und ein Graf Fuchs gebannt sind. Fuchs saß steinreich auf Löwenberg und lebte in Saus und Braus, spielte Tags, durchbuhlte die Nacht und besuchte jahrein jahraus den Gottesdienst nicht. Kein Mahnen half. Als einmal wieder Ostern war und das Halleluja erscholl,

*) Pilatus ist beim Volke noch vielfach einer der „Wetterherren“ und man sagt von der Osterzeit: „Pilatus verläßt die Kirche nicht, er richte denn zuvor noch einen Lärmen an.“ Daher kommen auch aus seinem See (freilich aus allen „verwünschten“ Seen) Gewitter. (Rochholz.)

durchbirschte er die heilige Nacht und trieb mit Dirnen ein loses Spiel. Da stieg der alte Schloßkaplan noch in später Nacht in den Rittersaal hinauf und warnte vor Entweihen der Auferstehungsnacht. Manche Herzen wurden gerührt, nur der Graf blieb kalt und ließ den Priester vom Joch in den See werfen. Dann trieb er sein Leben wild und frech fort, bis er einst, wo er „mutterseelenallein" zum Jochersee empor ritt, — nie wieder zurückkam. Er sei in Gestalt eines Wolfes im See, aus dem er oft emporsteige, sich zu sonnen. Murrt und wogt der See, so sagen die Umwohner, Pilatus und der Graf raufen mit einander. Der See soll mit dem Kalterer zusammenhangen. (Zingerle.)

(809.) Am Martinitage*) verzehrt in Schwaben nicht nur fast jede ordentliche Familie gemüthlich die „Martins- oder Hafergans" (die Sage will, der heilige Bischof Martin sei durch eine Gans verrathen worden. — Hippels Lebensläufe in aufsteigender Linie, I. Thl., Berlin 1828, S. 230), sondern am Abende des Tages, wenn die Sonne untergegangen ist und die Lichtlein angezündet sind, verwandelt sich in jedem Dorfe Einer in den heiligen Martin, d. h. er vermummt sich in einen alten Schafpelz, dessen Wolle nach außen gekehrt ist, setzt eine hohe schwarze Pelzmütze auf, die ihm bis über die Ohren geht, schwärzt sich Gesicht und Hände mit Kohlen oder angebranntem Korke und staffirt sich mit einem Worte so aus, daß er ein recht grausliches und bärenmäßig-schreckhaftes Aussehen bekommt. Dann ist er der Pelz-Märte. Nun hängt er einen alten, mit Nüssen, Aepfeln, Birnenschnitzen u. s. w. gefüllten Sack um, bewaffnet sich mit einer langen Gerte, ergreift dann eine Kuhschelle oder ein ähnliches Instrument und geht damit auf die Straße, seine Ankunft in die Häuser durch lautes Klingeln anzukünden. Der Pelz-Märte, der Pelz Märte! rufen die Mütter und die Kleinen werden schreckensbleich. Aber noch größer ist der Schreck, wenn der Pelz-Märte, wie in der Schweiz der St. Niklaus, mit Poltern in die Stuben tritt und in tiefem Baßtone und mit verstellter Stimme examinirt, ob die Kinder brav oder böse gewesen und in

---

*) Grimm führt Stellen an, welche den Flug des Martinsvogels, l'oiseau St. Martin, sant Martins Vögalin, im Kinderliede „sunte Martens Vogelken", bald mit rothem Rocke, bald mit goldnen Flügeln vielbedeutend nennen. In der Schweiz heißt so Thors kleiner Liebling coccinella septempunctata, der Sonnekäfer, das Sonnekind.

In Sargans rufen die Kinder, indem sie das liebliche Thierchen an dem in die Höhe gereckten Finger hinauf laufen lassen:

Marti-Marti-Vögili,
flüg über ds Töbili,
säg Vater und Muater söllend guat Wetter schicka!

Darum heißt dasselbe auch „Sonnekäferchen" (s. oben S. 127 f.).

letztern Falle sie zur Strafe herausfordert. Gewöhnlich nimmt es jedoch auch hier ein befriedigendes Ende, und wenn die Kinder genug geängstigt, so werden die guten mit dem Naschwerke beschenkt, die bösen mit Mahnreden abgespeist. (Griesinger, Silhouetten aus Schwaben, 1863, S. 252.)

(810.) In Schwaben nennt man die letzten drei Advents-Donnerstage vor Weihnachten „Klöpflestage" und die Nächte „Klöpflinsnächte", was der Verfasser der Silhouetten aus Schwaben (Ausg. 1863, S. 195. 254) aus der alten Zeit erklärt, wo die Christen, noch unterdrückt, sich jene Abende heimlich durch Klopfen an die Fenster auf die nahende hohe Zeit aufmerksam zu machen gepflegt hätten. Jene Abende nämlich ziehen die halberwachsenen Buben mit Erbsen, die sie oft ihren Müttern stehlen, in den Dörfern herum und werfen solche oder Wicken, Linsen oder Gerstenkörner in die Fenster, daß oft welche zersplittern. Es heißt auch „die heilig Anklopfet", und meist fordern und erhalten sie von den Weibern Gaben, wozu die Verse auffordern:

„Anklopfet Hämmerle!
's Brot liegt im Kämmerle,
Aepfel raus, Bira raus,
sonst ist's mit der Freundschaft aus"

Aber der bekannte „Pelz-Märte" bleibt auch nicht aus, er schleicht, diesmal ohne seine Schelle, unvermerkt herbei, eine furchtbare Peitsche in der Hand, mit der er die Muthwiller auf zehn Schritte weit treffen kann, worauf sie schreiend, von ihm verfolgt, davon laufen, wobei etwa besonders frech Gewesene oft getroffen werden. In dieser Zeit jedoch heißen sie ihn „Schante Klaas", St. Niklaus, dessen Fest auf den 6. December fällt. Die Protestanten sagen mehr „Pelz-Märte". Am Vorabende der Christbescheerung, dem letzten Donnerstag-Abende vor Weihnachten, erscheint er nicht allein, sondern mit ihm eine Begleiterin, die Einer aus dem Himmel gleicht. Sie trägt ein schneeweißes Gewand bis zu den Knöcheln hinab und auf ihrem Haupte eine Goldkrone, ihr Gesicht von hellen Locken umrahmt, wie man die heilige Jungfrau malt. (Silhouetten aus Schwaben, S. 254—258.) (Ueber den dem Pelz-Märte ähnlichen tirolischen Klaubauf s. oben S. 366.)

(811.) Am 5. December ist der Vorabend des heiligen Nikolaus (im untern Vorarlberg und Rheinthal „der Klös", im obern „der Chlos", in Sargans und anderswo „Samichlaus", Sanct Niklaus) und der Nikolausmarkt (rheinthalisch und für Appenzell „der Klösler"), wo in beiden Landschaften am Rheine die Kinderbescheerungen gekauft werden und der Hausvater „de Chlosa stört", d. h. auf die Stör bittet, die Kinder rüsten lange vorher ihre Gebete, d. h. eine Anzahl Vaterunser oder gar Rosenkränze, die mit Kreide an der Wand oder durch Einschnitte (Chrinnen, d. h. Rinnen, Kerbe) in ein Kerbholz notirt werden. Entweder liegt am Morgen des 6. früh Alles auf dem Tische, ein wahres Jubelfest beschenkter Kinder, oder der heilige Bischof

mit Inful und Stab, der Knecht mit dem Sacke, worin er Böse mit fortschleppt, kommt am Vorabend in die Häuser und bescheert und droht und mahnt. Manche legen Heu und Wasser für seinen Esel vor die Thüre. Neben Kleidungsstücken, Spielsachen, Süßigkeiten finden sich Aepfel, Birnen, Birnenbrot in glänzenden Schüsseln und auf Tellern. Der Klaus bringt auch die neugeborenen Kinder aus dem Paradiese und anderswoher. (Vonbun). *)

(812.) Der Name Woud, Woudl, Wouzl kommt in der baierischen Oberpfalz (außer der Sage Nr. 772) sonst noch vor, und namentlich bei den meisten jener wunderlich geformten Felsblöcke, bei denen der Teufelsspuk eine Rolle spielt. Auch hier reitet er den Grau-Schimmel; aber er und sein Roß haben keine Köpfe. Im oberpfälzischen Juragebiete schreckt man weinende Kinder mit der Drohung: Sei still, der Wouzl kommt! oder, wie ein altes Wiegenlied um Königstein sagt: „Da Wouzl kummt und nimmt — da mit. Er is schon drauß'n mit sein Gäul."

(813.) Am Rigi vorüber, gegen Zug, erhebt sich der Roßberg, an dessen südlichem Fuße Goldau lag. Dort wohnte in einer tiefen Felsenspalte der „Bannhölzler", der Arther und Zuger wilde Jäger, und reitet auf seinem geisterhaften Schimmel um die weite Almend von Walchwil und von der Lorze bis zur Sil, von Küßnach bis Immensee und vorbei am Kapellbusche wieder zum Zugersee in einem Ritte, Schweif und Mähne des Rosses glühend und Hufe und Nüstern funkelnd, wie die Augen. Er trägt einen schwarzen, breitgekrämpten Hut (wie im Norden Odins), einen schwarzen Mantel, und vom fahlen Antlitz fällt ein feuriger Bart. Von seinem Peitschenknalle widerhallen Berg und Thal, er ragt über alle Bäume, wenn er daher braust. Mitternachts reitet er den Schimmel zur Schwemme, dann rollt der See und zischt, als ob Feuer ihn berühre; dann stürzt das Thier hinein und schwimmt nach Immensee und zurück, wo ein rother Streif die Spur zeigt. Er reitet durch den „Kappelbusch" heim und stellt das Roß in den Stall. Als einst drei Bursche im Kappelbusche Sonntags kegelten, rief einer, der wiederholt fehlte, unwillig: „Bannhölzler, komm, kegle Du statt meiner!" Sogleich brauste der Bannhölzler heran, riß ihm die Kugel aus der Hand

---

*) In Luzern war früher Sitte, daß Kinder, die das vermochten, neben die aus Pfaffenkäppchen- oder anderm Holze gefertigten, mit „Hicken" (Einschnitten, im Sarganserlande „Chrinnen" — Runen genannt) versehenen Stäbchen („Beile") und neben das Körbchen oder „Beckeli", worin der „Samichlaus" seine Bescheerung thun sollte, ein Schüsselchen süßen Nidels mit funkelneuem Löffel für den himmlischen Gast hinlegten.

Niklausens Vorbote, wie der Diener der „Sträggele" (s. unten S. 561) ist der „Schmutzli" (Klaubauf, Knecht Ruprecht), der Aepfel, Birnen, Nüsse und — Ruthen brachte und wohl vom rußigen Gesichte den Namen hatte. (Lütolf.)

und warf sie so weit, daß sie im „Kaiserberge", zwischen Zuger- und Aegerisee, in einer Felsenspalte steckte. (Reithard Ged. und Sagen a. d. Schw. S. 303. Rochholz II. Bd. XXIX. XXX.)

(814.) In einer stürmischen Nacht wurde der Schmied zu Eckersdorf in Schlesien plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Es war ein unheimlich aussehender Fremder da, der sein Pferd beschlagen lassen wollte. Auch das Pferd sah nicht aus wie andere und obendrein vernahm er beim Arbeiten ein fortwährendes Wimmern und Wehklagen, ohne erfahren zu können, woher es komme. Als er fertig war, lohnte ihn der Fremde überreichlich, saß auf und war im Hui fort. Zugleich verstummte das Wehklagen.

Am Morgen hörte der Schmied, ein Nachbar sei in der Nacht unselig verstorben und er habe ihn als „das Teufelsroß" beschlagen. (Rud. Drescher.)

Zu Buchau bei Neurode rief das Pferd des vermummten Reiters beim dritten Eisen: „O wih, Gvotter!" Der Schmied starb sehr bald. (Ders.)

(815.) Am Grenchnerberge sagt man, wenn von der „Egg" her über den Berg das schauerliche Rufen und Stöhnen, Johlen und Gellen mit allen Stimmen erschallt, „der Beseriß- (d. h. Besenreis-) Dönnel hünet", und macht die Fensterladen zu. Es krache dann in den Tannen, als müsse der alte Wald gefällt werden, ein Rudel Lichter tanze vor dem Sturme her, balle sich zu Feuerkugeln und in ihrer Mitte schreite der Alpengeist, der Dönnel mit rothem langen Barte, in der Hand eine Kienfackel, auf den Schultern eine halbe frischgeschlachtete Kuh. Das Vieh im Stalle schützt vor ihm ein schwarzer Ziegenbock. Im Sennhause angelangt, scheuert er das Geschirr, käset und spielt dabei den berühmten „Liren- oder Trüllbudertanz", der alle Geschirre, Geräthe, Käse und die Thiere in Bewegung bringt, welcher nichts zu widerstehen im Stande ist. (Rochholz, Naturmythen, Lpzg. 1862, S. 49, nach Fr. Jos. Schild von Grenchen. „Aus dem Leberberg, Gedichte und Sagen." Biel 1860, S. 77. Der Dönnel sei ein Senne gewesen, der betrügerisch gehandelt habe.)

(816.) Ein Buchser begab sich in die Alp und übernachtete dort im „Geißbachställeli". In der Geisterstunde rumpelte es, das Thörchen wurde geöffnet und ein unsichtbares Wesen tappte auf's Heu, wo es den Mann anblies, so daß er am Morgen einen furchtbar geschwollenen Kopf hatte. Man sieht in dem Geiste den sogenannten Haschier von Altendorf-Buchs, welcher nach dem Tode so in seinem Hause rumorte, daß man ihn durch zwei Kapuziner in das schauerliche Geißbachtobel bannen ließ, wo er nun als Geißbachzopfi (von seinem Zopfe) sein Unwesen treibt und auf einem Schimmel herum reitet. (Nikl. Senn.)

Das Volk sah eben so gläubig den zweitletzten Zürcherschen Landvogt auf Forsteck, einen Escher, wegen angeblich tyrannischen Waltens nach dem

Tode auf einem Schimmel beim Eglensee (s. Nr. 76) zu Salez und an anderen Orten im Ried und Walde herumreiten. (Derselbe.)

(817.) Bei Oberriet spukt am Rhein ein Schimmelreiter, der „Oberrieter Johler“. Er sei zur Revolutionszeit am Rhein angelangt, und weil die Schiffsleute nicht da waren, in den Strom gesprengt und umgekommen. (Nikl. Senn.)

Ein alter Mann in Einsiedeln, der in seiner Jugend als Schlosser in Flums arbeitete, sah dort oft Nachts einen Schimmelreiter am Bache hingalopiren und hörte ihn durchdringend rufen: Röllibach (mach?) die rechte March. Beim Justuskapellchen erblickte man einen baumgroßen schwarzen Mann mit einem Hute.

Auch auf der „Heidenburg“, einem bewaldeten Hügel auf der „Breite“ bei Bassersdorf, Kanton Zürich, sieht man in dunkler stürmischer Nacht oft einen kopflosen Reiter auf einem weißen Pferde von der Burg herunter, aus dem Walde hervor, in's offene Gelände in schnellstem Laufe forteilen und plötzlich verschwinden.

Der Landammann und Bannerherr Wolf Dietrich Reding, reicher Besitzer auf Iberg bei Schwiz, hatte den Ibergern den Boden und Bau einer Kapelle versprochen, zögerte aber und starb, ehe er Wort gehalten. Da ging es dort herum seltsam zu und ehrliche Männer bezeugten, den Landammann auf einem Schimmel hin und her reiten gesehen zu haben. Da bauten die Erben 1650 die Kapelle. (Lütolf.)

Auf dem Waldwege bei Einsiedeln fürchteten noch lange nach der Revolution Nachtwandernde den „Huuper“, der auf einem Schimmel vom „teufa Brüggli“ daher gesprengt kam und mit dem Rufe: Hup, hup! hip, hip! oft den Wandernden auf den Nacken sprang und sich, zum Ersticken schwer, weit (z. B. bis zum Horgenberg-Gatter) tragen ließ. Oft führte er ganz vom Wege ab; ja man habe so Irregeführte schon todt gefunden. (Ein gewesener Einsiedler Lehrer. Mittheilung durch P. Gall Morell.)

(818.) Im Tempel zu Arkona auf Rügen hatte der slavische Gott Swantovit einen Schimmel, den Niemand besteigen durfte als der Priester. Auf diesem zog der Gott jede Nacht aus, ritt seinen Ritt und am Morgen stand das Roß mit Staub und Schweiß bedeckt im Stalle. (Saxo Gramm.)

(819.) In Mellin reitet Einer ohne Haupt auf einem Schimmel um die Grenzen. Es ist der Richter Pohlmann, der einst Erde eines fremden Bodens in seine Stiefel zu falschem Eidschwure gethan. Oder man hat in der dortigen Klosterstallung einen Schimmel für den verzauberten Mönch, der den nächtlichen Grenzenritt thun muß. (Kuhn nordd. Sagen.) Je nach dem Wetter, das sein Erscheinen andeutet, richtet man die Feldarbeiten ein.

In der Eifel zeigt sich auf der Hochebene zwischen Kirchweiler und Hohenfels allnächtlich ein Reiter ohne Kopf auf einem Schimmel

galoppirend, worauf Geheul und Wimmern vernommen wird. (Wolfs Zeitschrift für d. Myth. I. S. 316.)

(820.) Ein kohlschwarzer Reiter muß auf einer Berghöhe im Urschaithale in Unter-Engadin mit seinem Schimmel über die alte Mauer setzen, welche die Grenze bildet zwischen den Alpweiden von Fettan und Steinsberg. Kommt er an's Ende der Weiden, wo die Grenze eine Einbiegung macht, so öffnet sich die Erde und verschlingt Roß und Reiter. Hier hat er durch einen falschen Rechtsspruch die Gemeinde Fettan verkürzt. (Schweizerischer Merkur 1835, S. 234.)

Baierisch Hintelang und Wertach stritten um eine Alpe. Doctor Bach, der Wertacher Dechant, schwur seinem Orte, den Löffel unter'm Hute, die Alpe zu und muß nun daselbst auf dem Schimmel herumreiten. (S. Nr. 223.)

(821.) Gegen das Versprechen eines neuen Kleides wollte ein Mädchen Nachts in das verfallene Kirchlein von Pappelsee gehen. Da traf es an der Thüre einen Schimmel und dabei ein Streitroß mit einem aufgepackten Bündel. Das Mädchen nahm den Bündel, verbarg sich damit hinter einem Düngerhaufen, als der Schimmelreiter hinter ihr nachgesprengt kam, und brachte ein prächtiges Geschmeide heim. (Fr. Mihm, Koburg. Sagen.)

(822.) Zwischen Remigen und Riniken im Aargau stand einst, wo jetzt ein Steinbruch ist, ein schönes Schloß. Dessen Besitzer wünschte eine nahe Wiese, um welche die zwei Gemeinden sich stritten, und wußte sie durch einen Schiedspruch zu erlangen. Aber sein Schloß verfiel, die Wiese verwilderte, sie ist jetzt Wald, und nach dem Tode reitet er nächtlich auf einem Schimmel rastlos Mönthal zu, vor ihm her ein brennender Mann, der ihm leuchtet. (Birrcher, das Frickthal 1850. S. 43.)

(823.) Vom Papste Benedikt VIII. aus Tuskulum (1012—1024) sagt, nach antipäpstlichen Nachrichten, das im Jahre 1673 gedruckte Büchlein „Perspektiv" auf S. 46: „Dieser Papst hat durch böse Kunst können die Buhlen ihme nachlauffen machen in die Wälder, oder wo er hat wollen, und ist auch nach seinem Todt auf einem schwarzen Roß gesehen vmb einander reitten".

(824.) In der Umgegend von Eisgrub in Mähren hörte Einer Pferdegetrapp hinter sich und erblickte, umschauend, einen Reiter, dem der breite Hut sein Gesicht verdeckte, auf einem dreibeinigen Rosse. Er flüchtete in ein Gitterthor hinein, aber sein Begleiter folgte ihm. Als er den gespenstigen Reiter nicht los werden konnte, schoß er nach ihm. Da erfüllte ein entsetzliches Getöse die Luft und es schien, als wäre ein großer Stein aus der Höhe in den nahen Teich gefallen. Nach kurzer Zeit sahen zwei Müller denselben Reiter. (Vernaleken.)

Der Teufel reitet häufig ein dreibeiniges Pferd, so auch viele Hexenmeister.

(825.) Der Volksheilige Oswald, hoch verehrt im rätischen Churwallen (Graubünden nebst Sargans), und bald als northumberländischer König († 642), bald als König im Etschlande verehrt, wo er, von Feinden vertrieben, zum Ifinger hinauf zog und dort lebte und starb, zu dessen Zeit weder Krieg, noch Seuche, noch Theure und Hunger waren, die Wiesen noch einmal so viel trugen als heute, und Niemand arm war, ist, als Wetterherr (am 5. August, seinem Todestage) hoch angesehen. Man hält eine Procession aus Schenna und Hafling zu seiner Kapelle am Ifinger, wo sein Bild unter Alpenrosen gefunden, in die Kirche von Schenna gebracht wurde, aber jede Nacht lichtstrahlend wieder auf den Berg unter die Alpenrosen ritt, welche dort „Oswaldstauden" heißen. — Er ist nach obigem zugleich Thor und als vom Raben begleitet, Wodan (Asawalt, Asenkönig). (Zingerle.)

(826.) In Freudenthal (österr. Schlesien) kommt am Vorabende Martini (10. November) der heilige Martin auf einem Schimmel geritten und bringt Geschenke, worunter ein „Martinshörndl" (Gipfl) nicht fehlen darf. (Vernaleken 1859, S. 62.)

In Schlesien heißt es, wenn der erste Schnee fällt: „Der Märten kommt auf seinem Schimmel geritten". (Nieritz, deutscher Volkskalender für 1866, S. 55.)*)

Am Nieder-Rhein ward noch vor vierzig Jahren der Vorabend des Martinstages durch Anzünden von Feuern auf allen Höhen und Bergen gefeiert und noch jetzt hat dieser alte Brauch hie und da noch nicht aufgehört und sammelt die Jugend Holz und Stroh zum „Martinsfeuer":

Wir holen Holz und Stroh,
Hohoho! Froh, froh, froh!
Heiliger Sanct Martino!

Das verbrennen sie, voran ein St. Martin auf einem Stecken reitend, auf einem Dorfplatze. (Nieritz, deutscher Volkskalender 1866, S. 56.)

---

*) In Lengenfeld, bei Velburg in der baierischen Oberpfalz, sammeln sich alle Pferdebesitzer aus weiter Umgegend am Martinstage bei der Martinskapelle außer dem Dorfe. Nach dem Gottesdienste erscheint der Pfarrer mit der Procession, betet mit den Leuten und ertheilt den Segen. Hierauf umreiten die Bauern die Kapelle dreimal und spenden beim dritten Umritte reichlich Geld vor des Heiligen Bilde, das auf einem gedeckten Tischlein steht. Den Pferden kann alsdann ein Jahr lang kein Unheil zustoßen. (Rochholz.) In Schwaben geschieht Aehnliches am St. Leonhardstage. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 49 f.) Die Legende weiß, wie der heilige Aemilian, als Benediktinerabt auf einem Schimmel durch die Lüfte reitend, ein großes Kriegsheer zum Siege geführt habe. (Aus dem österreichischen Klosterleben. I. Bd. S. 288.)

Sein Fest fällt in den Spätherbst, wo schon im Heidenthum von der guten Jahreszeit Abschied genommen und der Beginn des Winters gefeiert wurde. Wo seine Leiche durch's Land fuhr, grünte und blühte Alles wie im Frühling, obwohl er am 11. November starb. (Menzel, christl. Symbolik II. S. 111. 112.)

(827.) An beiden Moselufern zeigt man Reste von Templermauern, wo aber die Geschichte keine Templer kennt; man schildert sie als nächtliche Räuber, die, um nicht entdeckt zu werden, ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlugen. Aehnlich in Wüstenbrühl und Larscheid. In der Christnacht habe man sie vernichtet. (Wolfs Zeitschr. für d. Myth. II. Bd. S. 414.)

(828.) Mitten im Dorfe Uttigen im Bernerlande sind Reste einer, wie man glaubt, ehemaligen Zwingherrenburg. Die Besitzer davon waren eine Geißel der Umgegend. Durch unterirdische Gänge konnten sie in das etwa zehn Minuten weit vom Schlosse gelegene „Heidenbühlewäldchen“ gelangen, und um Verfolger irre zu leiten, ließ sie ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen, so daß man sie in der Burg wähnte, wenn sie fort, oder fort, wenn sie daheim waren. Endlich jedoch wurde vom Volk ein Dienstmädchen gewonnen, ein Zeichen zu geben, wenn sie bei Hause wären. Als es einst ein weißes Tuch aushängte, drang man auf die Räuber, deren Anführer einem Pfeilschusse erlag. Das Nest wurde geschleift. (Vergl. Nr. 621.) Seither will man oft einen grüngekleideten Mann gesehen haben, der auf den Ruinen herum wandert. (Joh. Rolli in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung.)

Vergl. Grimm Sagen 128 (wo der Raubritter Johann Hübner Odins Kennzeichen trägt), S. 271. 272.

(829 a.) In einer Neujahrsnacht waren Mehrere mit dem alten Görschel aus Schwarzbach auf einen Kreuzweg gegangen, um zu „horchen“. Sie sollten im Kreis, den sie bildeten, stillstehen, und sich nicht fürchten, es komme, was da wolle. Zuerst war eine Kutsche gekommen, hernach aber ein Reiter, der „den mit der rothen Weste“ verlangte. Hernach kam ein Fuder Heu und nochmals ein Reiter, der den mit der rothen Weste haben wollte. Jetzt wurde diesem Angst und er lief davon. Der Reiter aber war dicht hinter ihm d'rein und verfolgte ihn bis an seine Wohnung. Hier warf der Fliehende zwar die Hausthür hinter sich zu, nach drei Tagen aber ist er gestorben. Das Pferdeeisen des Reiters ist noch heute an der Thüre sichtbar. (Eisel, Voigtl. S. 60.)

(829 b.) Am Weihnachtsheiligenabend kehrten zwei Ronneburger von Naulitz heim. Wie sie das kleine Wässerchen dicht am Dorfe überschritten haben, reitet im hellen Mondscheine Einer an ihnen vorüber. Der saß auf einem gewaltig großen Pferde und auf dem Kopfe hatte er einen Bonapartshut. Ein Sturmwind aber fuhr hinter ihm her und zog dem einen der Beiden

den Rücken zusammen, als wenn's ihm aufhuckte. Dieser legte sich bald darauf und starb. (Ebendas. S. 61.)

(830 a.) Einst lebte auf der Herrschaft Dobrawitz ein sehr strenger Gutsherr, der immer zu Pferde die Arbeiten seiner Unterthanen besichtigte. Vom Volke wurde er sehr gehaßt und man stellte ihm nach dem Leben; er aber rettete sich jederzeit durch die Raschheit seines Pferdes. Als er aber einmal seinen Diener ermordet und den Leichnam desselben in einen Abgrund gestürzt hatte, ereilte ihn die Strafe. Seit dieser Zeit muß er in allen seinen Waldungen auf einem feurigen Pferde herumreiten. Ein Postillon, der um Mitternacht nach Dobrawitz fuhr, hat ihn gesehen; die Pferde haben ihn schon von weitem gehört, der Postillon vermochte aber erst, als er herabgesprungen war, die scheu gewordenen Thiere zu bändigen. Er ist vor Schrecken ohnmächtig worden. (Grohmann, Böhmen S. 94.)

(830 b.) Der Schuster von Ritonic ging mit seinem Freunde einmal über Feld. Da sagte der Schuster: „Du wirst diese Nacht vielleicht Dinge sehen, die Du noch nie gesehen hast. Halte Dich nur ruhig!“ Als sie vor Mitternacht in einen Wald kamen, zeichnete der Schuster mit Kreide ein Rad und stellte sich und seinen Begleiter hinein. Um Mitternacht begann im Wald ein entsetzliches Getöse und zwölf gerüstete Männer ritten im Fluge vorüber. Als sie der Beiden ansichtig wurden, riefen sie ihnen zu, sie sollten ihnen folgen. Die beiden Männer aber rührten sich nicht und so brauste der Trupp vorüber.

Von diesen zwölf Reitern erzählt man sich zu Domousnic Folgendes: Es lebte hier einst ein ungeheuer reicher Graf, der nichts Gutes that, sondern nur Schätze sammelte. Bei seinem Tode sollen jene zwölf Reiter ihn sammt seinem Schatze geholt haben. Den Schatz vergruben sie im nahen Walde und bewachten ihn. Um den Schatz zu heben, muß man alle zwölf Männer erlösen, was dann geschieht, wenn man jeden Einzelnen im Zweikampfe besiegt. Einst zog ein junger Bauer von der nahen Kirchmesse nach Hause. Er hatte ein Gläschen über den Durst getrunken und schlief im Walde ein. Um Mitternacht ward er durch ein Getöse erweckt und als er aufblickte, sah er die zwölf Reiter, in ihrer Mitte eine eiserne Kasse. Der Bauer bekreuzigte sich und schrie: Jesus, Maria! Da ließen die Reiter die Kasse fallen und jagten stöhnend weiter. Die Kasse hob der Bauer auf. Seit dieser Zeit hat man nichts mehr von den zwölf Reitern gehört. (Ebendas. S. 95.)

b) Der wilde Jäger und die Geisterkutsche.

Wir haben bereits die wilde Jagd erwähnt: es bleibt uns noch ihr Haupt, der wilde Jäger, in Person übrig. Wir haben in demselben ebenso wie in dem einsamen und gespenstigen Wanderer

und Reiter, Wodan zu erkennen, welcher, als Gott des Himmels, auch der Herr der Stürme, der Wolken und des Sternenheeres ist, welche Erscheinungen zusammen die schreckenden Phantome des „wüthenden Heeres" bilden. Als Meister aller lärmenden und tosenden Mächte war er der Gott der Kriege, als solcher auch der Herr der Jagd. Ein alter Schwur (in einem ungedruckten Gedicht des Rüdiger von Munir) war „bi Wuotunges her". In Schweden sagt man noch jetzt, wenn nächtlicher Lärm sich erhebt, „Oden far förbi"; in Schonen nennt man nächtliches Geräusch „Odens Jagd", in Holstein, Mecklenburg und Pommern sagt man: „De Wode tüt", oder „Wode jaget", und macht mitunter eine „Fru Gode" oder „Frau Gaude" aus „Frô (Herr) Woden". In Oesterreich heißt der wilde Jäger Wotn, und wenn er die „saligen Fräulein" verfolgt, Wut oder Wode, in Schwaben Berchthold (Masculinum der unten zu erwähnenden Berchta), auch der „grüne Jäger". In Baiern heißt ein roher und wilder Mensch ein Woudi. In Mittel- und Süddeutschland spricht man ferner vom „wüthenden" oder „wütischen Heer", in Baiern und Oesterreich vom „wilden Gjoad", „wilden Gfahr", „wilden Grist" (Geritt) u. s. w., in Schwaben vom wilden Gjäg, sowie vom Modes-, Modis-, Wuetes- oder Wuotesheer*), in der Schweiz von „Wüetisheer", corrumpirt „Muotis-, Muoltis-, Guetigs-, Guenis-Heer", -Eel oder -Ee**); in der mittleren Schweiz aber jagt der Thürst (Thor? oder Thurse, Riese?)***) und an verschiedenen Orten der Schimmel-

*) Im Remsthale will man das „Modisheer" nur gehört haben, wenn dem Lande Krieg, Pest oder Theuerung bevorstand. Sein Weg ging über die Milchstraße hin. (Meier.)

**) M tritt hier an die Stelle von W, wie in unzähligen deutschen Dialecten (z. B. mir, mer, für wir), so auch in dem schweizerischen Kinderräthsel:

De Muot
mit de breit Huot
het meh Gäst,
als der Wald Tannäst,

d. h. Wuotan mit seinem breiten Hute (dem Wolkenhimmel) hat mehr Gäste (die Sterne), als der Wald Tannäste.

***) Mit diesem Namen stimmt, daß in Schwaben (unten Sage 831a) der wilde Jäger einen Hammer trägt.

reiter (von Odins Schimmel Sleipnir), auch Hellrüter (Höllenreiter), und in der Altmark: Helljäger. Im Berner Oberlande heißen die in den Alpen donnernden Wetterriesen „die Roththalherren“ (s. Nr. 662), in Hessen der wilde Jäger „der Rodensteiner“ auf Rodenstein und Schnellart, und die Aargauer sagen bei den zeitweiligen, kanonenähnlichen Luftdetonationen, das sei „der Rotenburger“, was sie auf einen frühern Zwingherrn der Luzerner Rotenburg beziehen, welcher nach im Leben verübten Unthaten, so oft Unwetter oder Krieg drohe, mit seinem Waffengetöse sich hören lasse. (Rochholz.) In Irland heißt der wilde Jäger, der mit Elfen umzieht, O'Donoghue, und erhebt sich auf weißem Rosse aus dem See von Killarney; in England hat der Jäger und Räuberhauptmann Robin Hood (der allerdings eine historische Person ist) Vieles mit dem wilden Jäger gemein (nach Kuhn, in Haupts Zeitschrift V. S. 480 ff. sogar den Beinamen von Wodan).

In Niedersachsen und Westfalen heißt der wilde Jäger „Hackelbärend“, Hackelberg oder Hackelblock, angeblich nach einem braunschweigischen Oberjägermeister des 16. Jahrhunderts, Hans von Hackelnberg, welcher, bald zur Strafe für sein allzu eifriges Jagen, bald aus Neigung, seit seinem Tode spukt. Der Name ist aber wahrscheinlich ein alter mythischer, zusammenhängend mit der längsten Nacht, im Norden Hökunott, Haukanott, in der Schweiz Häggelenacht, mit Hagen (nordisch Högni), dem Mörder des Sonnenhelden, mit dem Riesen Ecke, mit den Hexen, mit dem „Höllenkönig“ oder Hellekin (Dimin. von Hel), corrumpirt in „Erlkönig“, Harlequin, Carolus Quintus (wie in Hessen der wilde Jäger heißt: Karlequintes). An vielen Orten, z. B. in Böhmen, fällt der Nachtjäger mit dem Teufel zusammen; in Meißen heißt er Hans Jagenteufel. In Dänemark jagt König Woldemar (Wod, Wodan), in Schleswig König Abel, im Badischen „Junker Marten“, in Hessen auch Karl der Große, in Frankreich Artus, Roland oder König Hugo.

Das Gefolge des wilden Jägers bilden die gewaltsamen Todes Umgekommenen und die ungetauft gestorbenen Kinder, natürlich eine christliche Vorstellung, welche dem heidnischen Gott giebt, was der christliche nach engherzigem Dogma verschmäht, ebenso aber auch die

aus sträflicher Neugier oder Leichtfertigkeit ihre Christenpflicht vergessen, darum in die wilde Jagd aufgenommen werden und für die Erde verschollen bleiben. Im Heidenthum bestand die wilde Jagd eben aus Allem, was zu Wodan gehört; und das waren, außer seinem achtfüßigen Sleipnir, seine beiden Raben, Hugin (der Gedanke) und Munin (die Erinnerung), welche auf seinen Schultern saßen und ihm alles in der Welt Vorgehende berichteten, seine beiden Wölfe, Geri und Freki, welche er täglich füttert (s. oben S. 135 und 149), die ihm heiligen Habichte u. s. w.; er selbst verwandelte sich, als Herr des Windes, in einen Adler, oder auch in eine Schlange, das Bild des Lebens und der Gesundheit. Den Zusammenhang der wilden Jagd mit den Gestirnen zeigt die Benennung des Sternbildes vom Großen Bären als Wodanswagen (angelsächs. Woenswaghen, mittelhochdeutsch Himelwagen, dänisch Karlswogn, schwedisch Karlwagn) und der Milchstraße (Himmelsstraße) im Gälischen als Gwydions (Wodans) Burg. Das Nämliche bezeugt auch die mit der deutschen verwandte griechische Sage von Orion, der noch in der Unterwelt das Wild verfolgte und als Sternbild den Verfolger der Himmelsthiere darstellte. Wie Orion geblendet wurde und wie Wodan einäugig ist, so erscheint der wilde Jäger oft ohne Kopf oder mit diesem unter dem Arm. In der griechischen Mythe wird Orion vom Skorpion in die Ferse gestochen, in der deutschen Hackelberg vom Eber in den Fuß gehauen. Mit Recht erinnert Simrock (D. M. S. 198) auch an den Riesen Wate (ein Name mit Wuotan), der seinen Sohn Wölund auf den Schultern durch's Wasser trägt, wie Orion das wunderbare Kind Kedalion (und Christophoros das Jesuskind). Statt des wilden Jägers erscheint jedoch häufig in der Sage des Volkes sein Wagen, der Wodans-Schlitten, endlich auch modernisirt als Geisterkutsche, die nach christlicher Auffassung natürlich ein Teufels- oder Höllenwagen ist (versch. Beisp. in Norks Myth. d. Volksf. S. 69 ff. und 1051), und deren Bezug auf die Sterne vorzüglich deutlich aus Sage 861 erhellen wird, die aber auch den rollenden Wagen des Donnergottes oder den Wagen, auf dem die Todten in die andere Welt fahren, bedeuten kann.

In vielen Sagen dieses Kreises ist aber auch alle Erinnerung

an bestimmte Gestalten verschwunden und nur noch die unklare Vorstellung eines nächtlichen Lärms geblieben, welcher sehr oft euphemistisch als Musik bezeichnet wird (solche nehmen ja Manche, besonders nach reichlichem Genusse geistiger Getränke, oder nach Anhörung wirklicher Musik, deutlich in den Ohren wahr). Bisweilen hat diese Nachtmusik noch den Namen der wilden Jagd (oder des wüthenden Heeres) bewahrt, bisweilen aber auch diesen nicht mehr. Oft schreibt man sie auch, wie die nächtliche Einkehr in Alphütten und Ställen (oben S. 204 ff.), dem räthselhaften „Nachtvolke" zu, welches stets das Sternenheer bedeutet.

(831a.) Im Buchwald bei Neuenburg sah man den „ewigen Jäger" zu Fuß mit einem Hammer, der an einem ledernen Riemen hing, mehrere Hunde bellend voraus, zuweilen auch nur einer, den er an einem langen Riemen führte. Er jagte auch auf einem Schimmel, großen Lärm machend, aber ohne Kopf. So vom Buchwald bis Herrenalb, namentlich im „Gaisthale", ferner im Enzthale auf dem Heiminhart, auf dem Eiachberg zwischen Wildbad und Dobel, wo er die Menschen irre führt. Auch hier hat er den Hammer, mit dem er im Walde bald hier, bald dort klopft. Er heißt auch der „Schimmelreiter" und trägt den Kopf unter'm Arme. Er müsse „umgehen", weil er einst im Uebermuth „in die Sonne geschossen" habe.

In Schönbuch zwischen Tübingen und Böblingen ist er ein grüner Jäger, der durch Brüllen, Aufsitzen und sonstigen Spuk erschreckt, im Walde blitzschnell mit Holloh und Hundebellen vorbeifährt und „Ranzenpuffer" heißt. Auch hier schlägt er mit seinem Hammer an die Bäume. Er hat sich schon als Kalb gezeigt, auch als Hund und Schwein und als Reh, Hase und Ochs, ja als eine Heerde Schweine, als Hirsch und Roß.

Bei Herrenalb heißt der ewige Jäger „Neck", und hat auch den Hammer, oft auf einem Hirsche mit Hunden fahrend. (Meier.)

Bei Dirlinsdorf im Elsaß hauste ein gespenstischer Schmied, den man oft im Berge schlagen und hämmern hörte. Zuweilen sah man ihn zum Berge heraus kommen und sein Vieh am Bache tränken. (Wolf Zeitsch. f. d. Myth. I. Bd. S. 402.)

(831b.) Auf der Insel Mön liegt der Grünwald, in welchem allnächtlich der Grönjette zu Pferde jagt, sein Haupt unter'm linken Arme tragend, in der Rechten den Spieß, um ihn die Hundemeute. Zur Erntezeit legen die Bauern ein Gebund Hafer für sein Pferd hin, damit er ihre Saaten nicht niederreite. (Jette heißt Riese und grön kann „grün" und „Bart" heißen; Grimm zieht letzteres vor. Sollte man nicht auch an Grani, den Hengst Sigurds, auch einer Gestalt Odins, denken dürfen?) Er jagt nach der Meer

frau. Ein Bauer sah ihn einst zurückkehren, die todte Meerfrau quer über das Pferd hingelegt. „Sieben Jahre, rief er, jage ich ihr nach, auf Falster habe ich sie erlegt.“ (Thiele.) Die wilde Jagd heißt dänisch auch „Gröns Jagd“.

(832.) Im Kanton Luzern erzählt man, es habe einst ein Burgfräulein leidenschaftlich die Jagd geliebt. Als einmal ihr Geburtstag auf einen Fastenfreitag fiel, überkam sie ein Gelüste, frisches Wildpret zu speisen. Alle Anwesenden mißbilligten das, nur ihr Geliebter stimmte gleich bei. Beide ritten mit ihren Hunden hinaus, kamen aber nie wieder zurück. Sie fahren jeden Fastenfreitag um Mitternacht, und auch sonst in gewissen Nächten des Jahres als die wilde Jagd in's Land hinaus, wo man dann von den schroffen Felsen des Pilatus durch das ganze Land das Gejägt mit Pferdeschnauben und Hundegebell, bald hoch in der Luft, bald ganz nieder über den Boden hin, wie Sturmwind ziehen hört. Dann heißt es: „die Sträggele und der Türst kommen“. (Kasimir Pfyffer, der Kanton Luzern, St. Gallen 1858, I. Bd. S. 237.) Das ist im anstoßenden Emmenthale „das Türstengejägt“, und Türst der Name des Thor oder Thurs (Riese).

(833.) In der Rheinprovinz sagt man, der wilde Jäger habe einen eisernen Hut auf und einen blechernen Rock an („der blecherne Jäger“), trage ein glänzend Gewehr auf der Schulter und habe zwei Hunde an einem Stricke. Er pfeift im Gehen und jagt vom Asberge nach der Löwenburg und von da zurück. Dann muß er in ein Thal unweit Asberg; dort ist eine goldene Kiste vergraben und jeden Abend muß er nachsehen, ob sie noch da ist. Dann öffnet sich dort die Erde zu einem Grabe, worein sich der Jäger legt, dann schließt es sich. Am Morgen öffnet sich das Grab, er steht auf und macht seinen Weg wieder. Begegnenden soll er nichts thun und zwei Holzhauern, die ihm einst nachpfiffen, sogar gebratenes Wildpret gereicht haben, über dessen Geschmack nichts ging. (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. III. S. 53.)

(834.) Einer aus dem Traversthale ging mit seinem Hund auf die Jagd. Als er oben auf dem Creux du Vent (ein Halbkreis senkrechter Felsen) anlangte, sah er einen großen Mann an einen Stein gelehnt, gehüllt in einen weiten grauen Mantel, auf dem Kopfe einen großen breitkrempigen Hut, der das Gesicht völlig verdeckte. Der Mann, neugierig, trat grüßend näher, hatte aber kaum den Mund geöffnet, als ihn ein Wirbelwind wohl zwölfmal im Kreise herumdrehte, und als er zur Besinnung kam, er sich unten im Thale fand, wo er gefrühstückt. Den Hund sah er nie wieder. Dagegen wollte er zur Weihnachtszeit, wenn der „wilde Jäger“ mit Peitschenknallen, Jagdruf und Hundebellen über das Traversthal hinbrauste, den Hund stets aus dem Lärmen heraus erkannt haben, weil das treue Thier jedesmal ob dem Hause vom Zuge etwas zurückblieb. (Mündlich aus Travers, Kohlrusch I, 419.)

(835.) In Niedersachsen wollte man wissen, Hans von Hakelnberg sei im sechzehnten Jahrhundert braunschweigischer Oberjägermeister und ein leidenschaftlicher Jäger gewesen; er habe einst Nachts geträumt, einem wilden Eber zu erliegen, bald darauf das Thier getroffen, es erlegt und in der Freude darüber es so mit dem Fuße gestoßen, daß des Ebers Hauer ihn tödtlich verwundete. Seither fahre er durch den Thüringerwald, den Harz, am liebsten den Hakel zwischen Halberstadt und Dornburg, ihm voran eine Eule (Tut-Osel, Tur-Ursel), eine gewesene Nonne, die sich nach ihrem Tode an ihn schloß. Wer dem Zuge begegne, werfe sich still auf den Bauch, bis das Hundebellen, Peitschen und der Huhu-Ruf über ihn hinaus sei. Nach Anderen lebte er fromm unweit Uslar, liebte aber das Waidwerk so sehr, daß er auf dem Todtenbette flehte, für seinen Theil Himmel bis zum jüngsten Tag am Sölling jagen zu dürfen. Im badischen Wiesenthale haust er eben so und heißt hier Habsberg. (Grimm; Mone Anz. IV, 309.)

(836.) Eine interessante halb mythische, halb historische Sage lebt im nördlichen Böhmen vom Berner Dieterich (Banadietrich). Dieser war so tugendhaft, daß ihm ein Engel die Speise brachte und der Wind oder auch die Sonnestrahlen den Mantel trugen, bis es dem Teufel gelang, ihn durch dasselbe Kunststück, das er bei St. Beat u. A. versuchte, das Strecken einer Bockshaut, auf welche er die beim Gottesdienste Sündigenden aufschrieb, wobei er sie zerriß und den Kopf an die Kirchenthüre schlug, zum Lachen und zur Sünde zu bringen. Sogleich ließ der Wind den Mantel fallen und die Engelspeise blieb aus. Der Held sank so tief, daß er sich erkundigte, wie er die größte Sünde begehen könne, und dann Brot in die Schuhe that und die Gottesgabe so mit Füßen trat. Er betete nicht mehr, besuchte keine Kirche und trieb sich statt dessen leidenschaftlich jagend in den Wäldern umher. Als er so eines Sonntags während des Läutens in wüster Gegend auf seinem feurigen Rosse wie ein Sturmwind einherflog, rief eine gewaltige Stimme vom Himmel: „Banadietrich, Banadietrich! wie lange willst Du noch jagen?" Da erzitterte er zum ersten Male und rief: „So lange Gott will!" Das war sein Glück; er wäre bei einer frechen Antwort sogleich der Hölle zugeritten, nun aber antwortete eine Stimme: „Nun, so sollst Du jagen bis zum jüngsten Tage!" Und das that er. (Vernaleken.)

(837.) Der Geist im Odenwalde. Simon Daum, ein 46jähriger Mann, erklärte im Verhöre zu Oberkainsbach 1742, er habe „das Wesen auf dem Schnellart" vielmal aus- und einziehen gehört, aber nie gesehen, und jedesmal als großes Getöse, gleich einem Fuhrwerke mit Pferden und dgl. Es komme gewöhnlich eine Stunde nach eingetretener Nacht oder eine vor Tag, gerade durch seinen (Daums) Hof, und zwar zur Zeit bevorstehender Kriege und Völkermärsche. So hörte er wie zu Anfang des Krieges in Schlesien 1740 „er" vom Schnellart ab und nach Rodenstein zog.

So bei Karls VII. Krönung 1742 und schon ein halb Jahr vor Anfang des spanischen Krieges 1734 und beim Ende 1735. — In einem Verhöre 1743 sagte derselbe, das Geisterheer sei, als die Franzosen über'n Rhein gekommen, ab- und nach etwas Zeit wieder zurückgezogen. Kurz vor der Dettinger Schlacht sei Abends in der Dämmerung ein unsichtbarer blasender Postknecht den Schnellartsberg hinaufmarschirt und folgenden Morgen wie eine Menge Reiter den Berg ab und weiter. — 1748 zeigte er an: als das letzte Volk nach Brabant marschirte, sei das Geisterheer mit Reiten und Fahren durch den Hof gezogen. So noch zweimal und mit Getös von Pferden und Wagen und Peitschenknallen, daß man es weit gehört. Daums Witwe Elisabeth zeigte 1748 im December an, daß vor vierzehn Tagen der „Landgeist" vom Schnellart bei ihrem Hause vorbeigefahren sei. Sie habe, vor dem Hause herumgehend, ein Anhauchen gespürt und plötzlich gemerkt, daß sie unter'm Halse eines Pferdes stehe, auf dem ein Reiter sitze. Als sie in die Stube gelaufen, haben die drinnen gesagt, es habe dreimal an einen Pfosten geschlagen, daß die Fenster zitterten, wie jedesmal, wenn der Geist durch den Hof ziehe. Auch Daums Sohn Joh. Peter eröffnete, der Landgeist sei wirklich in der Nacht des 6. vom Rodenstein aus und wieder in den Schnellart gezogen.

Im April 1759 zeigte die Daum an: Letzten Palmtag, etwa eine Stunde Nachts, habe es am Schnellartsberge sehr gekracht, wie wenn man Baumäste abhiebe, endlich habe eine mit Pferden bespannte Kutsche langsam den Berg herab zu fahren geschienen und sei in der Ebene nicht durch ihren Hof, sondern in der durch den Bach führenden Straße sehr schnell fortgefahren, wie wenn man schnell über Steine raßle.

Am 19. Januar 1763 sagte Joh. Hartmann von Ober-Kainsbach, letzten zweiten Christtag und am dritten, ehe die kaiserlichen Truppen durchgezogen, sei am Schnellart ein großer Lärm entstanden, der sich allmälig seinen Gütern genähert; doch habe er am Boden nichts wahrnehmen können, nur in der Luft ein Bellen vieler junger Hunde, die von Jemanden gehetzt schienen. Gestern Abends haben die Seinen ihn hinausgerufen, weil am Schnellart wieder Lärm sei; da habe er ein erstaunlich Getöse und Geräusch in der Luft vernommen, welches quer über seine Güter vorbei zog, und diesmal, als wenn viele große Hunde zusammen bellten und Jemand ihnen zurief: „Heu, Heu!"

Am 20. habe Johannes Weber nach acht oder neun Uhr Abends ein starkes Getöse vernommen, als führen Wagen den Berg hinauf gegen des Schnellarts Schloß, mit Pferdetraben, Räderknarren und dem Rufe: Hohn! Hohn! (Wilh. von Waldbrühl nach den amtlichen Einvernahmen, in der Zeitschrift „Die Natur" 1857, Nr. 39.)

(838.) Nach der Sage in Dänemark liebte König Waldemar ein Mädchen von Rygen (Tovelille), trauerte über die Maßen, als sie starb, und konnte sich auch von der Leiche nicht trennen. Diese folgte ihm überall, wo er

durch das Land zog. Als dies dem Hofgesinde lästig wurde, fand einer seiner Mannen einen Zauberring am Finger der Todten, von welchem diese Anziehekraft ausging (wie in der Sage vom Kaiser Karl). Als er den Ring anthat, wendete sich des Königs Leidenschaft ihm eben so zu, was dem Manne endlich den Entschluß aufnöthigte, den Ring im Gurrewalde, wenige Meilen von Helsingör, in ein Moor zu werfen. Sogleich übertrug sich des Königs Liebe auf diesen Wald, er baute darin das Gurre-Schloß und jagte dort Tag und Nacht; ja er sagte: Gott möge sein Himmelreich behalten, wenn er ihn nur immerdar im Gurrewalde jagen lasse. Jetzt reitet er jede Nacht „von Burre nach Gurre“ und heißt „den flyvende Jäger“ oder „den flyvende Markolfus“. Wer sein Huien, Hoho-Rufen, Lärmen und Peitschenknallen vernimmt, stellt sich hinter die Bäume. Dann kommt der Jagdzug heran, voran kohlschwarze Hunde, hin- und her laufend, die Erde beschnüffelnd und die glühenden Zungen aus dem Maule hängend. Dann erscheint „Wolmar“ auf „schneeweißem Rosse“ in sausendem Galopp, zuweilen sein Haupt unter'm linken Arme tragend. Tritt ihm Jemand entgegen, besonders alte Leute, so befiehlt er ihnen drohend, ihm die Hunde zu halten. So läßt er sie oft stehen, oder giebt zuweilen mit einem Schusse ein Zeichen, worauf die Hunde die Bänder zerreißen und schnaubend weiter laufen. Eilt er fort, so hört man ihn die Hecken hinter sich zuschlagen, und in mehreren Gegenden des Landes, wo die Höfe eine Durchfahrt bieten, jagt er (Thüren und Schlösser springen auf) zum einen Thore ein und zum andern hinaus. Weihnachts läßt man für ihn Nachts ein Thor offen; auch über die Dächer fährt sein Zug. In Gurre gehen alte Weiber um Johannis Nachts hinaus auf die Landstraße, ihm die Hecken zu öffnen. Seine Straße heißt „Voldemars vej“ (Weg) Auf Wallöe-Schloß hatte er eine Schlafstube mit zwei Betten, wo er als schwarzer Hund oft übernachtete. So an anderen Orten. Zuweilen gab er Solchen, die seine Hunde hielten, etwas, das wie Kohle aussah, aber schön roth Gold wurde; umgekehrt erhielt ein Bauer, der bei Wardingberg in Waldemars Thurme ungläubig übernachtete, um ihn zu sehen, ein Goldstück, das ihm ein Loch in die Hand brannte und als Kohle zur Erde fiel. (Pröver af Danske Folkesagn samlede af J. M. Thiele, Kiöbenh. 1817 und H. Steffens Novellen, I. Bd. 1837 S. 19.) Bei Helsingöer ist auch Hamlets Heimat und Grab. Auch er ist ein fliegender Nachtjäger, aber als Mörder, auf schwarzem Pferde. (Steffens.) Auf Fünen jagt der Palnajäger (Palnatoke?).

(839a.) Im Kanton Bern, unweit Rüti, liegt der Wald, welcher noch Burg heißt, weil auf einem einzelstehenden Hügel drin eine Burg gestanden habe, deren Bewohner Zwingherren waren. Wegen seiner Geistererscheinungen heißt er an vielen Orten Teufelsburg. Um diesen Hügel ging nach einer Rüti-Sage ein großer Hund, der „Burgmuni“. Auf der Straße aber lasse sich

zuweilen ein furchtbares Gerassel hören, welches vom Ausreiten des Burgherrn herrühre. (Stefan Schluepp in Zuberbühlers Sagensammlung.)

(839b.) Im romantischen Graubünden nennt man den wilden Jäger la cavalcada nocturna, und auf den Spitzen des Berges Recon ob Vionnaz in Wallis hört man oft Nachts „die höllische Reiterei", welche dort herum haust und stürmt, und die nichts zu verscheuchen vermag, als nächtliche Opfer in einer kleinen gnadenreichen Kapelle. (Kuenlin.)

(840.) Ein Bauer kam trunken Nachts aus der Stadt und hörte im Walde die wilde Jagd, die Hunde und den Ruf des Jägers. Mitten in den Weg! rief eine Stimme. Er achtete ihrer nicht und blieb. Plötzlich stürzte aus den Wolken der Wod, ein langer Mann auf einem Schimmel, und rief: Hast Kräfte? Wir wollen's versuchen. Hiermit reichte er ihm eine Kette, an welcher Beide ziehen sollten. Damit schwang sich Wod hoch in die Luft; der Bauer aber hatte die Kette um eine nahe Eiche geschlungen, und der Jäger zerrte vergebens. Du hast die Kette gewiß um den Baum gewunden? fragte der Wod. Der Bauer, der sie schnell wieder abgelöst, leugnete es. So mehrere Male, und der Jäger rühmte nun des Mannes Kraft und versprach ihm Lohn, da auf diese Weise schon viele Männer sein geworden seien. Nun bellten die Hunde, die Wagen rollten, die Rosse wieherten und die Jagd ging an: Hallo, hallo! Wol! Wol! Der Bauer ging schon seines Weges, als plötzlich ein Hirsch aus den Höhen vor ihn stürzte, der Wod vom Schimmel sprang und das Wild mit den Worten zerlegte: Blut sollst Du haben und ein Hintertheil dazu! — Herr, sagte der Mann, Dein Knecht hat nicht Eimer noch Topf. — Da hieß ihn Wod den Stiefel ausziehen, goß ihn voll Blut und sagte, er solle nun mit Fleisch und Blut heim zu Weib und Kind. Der Bauer ging, fühlte aber die Bürde immer schwerer und schwerer, und fand zu Hause den Stiefel voll Gold und statt des Hinterstückes einen Lederbeutel voll Silber. (Lisch, Mecklenb. Jb. V, 78—80; Grimm.)

(841.) In Sachsen liebte ein reicher Fürst Jagd und Wald in dem Grade, daß er einem Knaben, der eine Weide zu einer Schalmei geschält, den Leib aufschneiden und seine Gedärme um den Baum treiben, und einen Bauer, der auf einen Hirsch geschossen, auf denselben festschmieden ließ. Zuletzt brach er seinen Hals auf der Jagd, und ist nun der wilde Jäger, auf einem Schimmel reitend, dessen Nüstern Funken sprühen, gerüstet und peitschenknallend, mit ihm zahllose Hunde, und rufend: Wod! Wod! Hoho! Hallo! Ordentliche Straßen meidet er, und trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, so stürzt er mit dem Rosse zusammen und rafft sich erst jenseits wieder auf. (E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen. I, 401—404.)

(842.) Ein Mann aus Liebsdorf im Elsaß war eines Abends spät auf dem Berge, welcher „der Esel" heißt, um zu holzen, und hörte den „Nachtjäger" in den Lüften und ein Bellen und Schreien: „Husdädä, hau, hau!

hu, hau! husdädä!" über seinem Kopfe. Keck griff er in die Höhe und faßte was Lebendiges, das er mit nach Hause nahm. Hier sah er ein weißes Hündchen, das aber weder Augen noch Ohren hatte und nichts that als „winsla und grimsla". Der Mann aber wurde urplötzlich krank, mußte das Bett hüten, und als es immer schlimmer mit ihm wurde, rieth ihm Jemand, das Thierchen wieder auf den Esel tragen zu lassen. Als das geschehen war, genas er. Im Sundgau und Ober-Elsaß sagt man „das Nachtgejäg" und im Münsterthale „Pfaffengejäg". (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. 402.)

(843.) Mit Ende Octobers des „Kirmesmonates" bis Neujahr walteten im Glauben des schlesischen Landvolkes unheimliche Mächte, und nicht selten hört man um Goldberg und Hainau Nachts die Aeußerung: Machen wir, daß wir fortkommen: „Siste ni, 's kimt a Unhêmlich." Am tollsten ging es her von Allerheiligen bis Weihnacht (Vortage und Beginn der Julzeit); an der Spitze des Spukes ist der Teufel als Nachtjäger. Schon Prätorius in seiner Daemonologia Rubinzalii 1662 II erzählt, man höre im Riesengebirge nächtlich oft „Jägerruf, Hornblasen und Geräusch von wilden Thieren", dann heiße es „der Nachtjäger jagt". In Nordwestschlesien erscheint er als Reiter, in den anderen Landestheilen meist zu Fuße.

In den Dörfern um Goldberg, Schönau und Lähn war er ein „pferdefüßiger Reiter ohne Kopf, auf schnaubendem Rosse mit drei Köpfen, um ihn die unaufhörlich klaffende Meute von zwölf Hunden mit feurigen Zungen", früher alljährlich, „seit der Franzosenzeit seltener" (in Süßenbach). Ein Mann, der spät Nachts von Armeruh nach Süßenbach ging, vernahm plötzlich einen schrecklichen Lärm hinter sich, gellendes Pfeifen, Peitschenknallen, Tuten, Blasen und Gebelle, daß ihm Hören und Sehen verging. So sehr er rannte, holte ihn der Jäger doch ein, und er fühlte deutlich, wie ihm ein Pferd seinen Kopf über die eine Schulter legte und das Schnauben der Nüstern. Weiter geschah ihm jedoch nichts.

Bei Peterswalde weiß man von Geistern mit klaffenden Wunden oder den Kopf unterm Arme, die zu Fuß und Roß, umgeben von feuerspeiendem Gethiere, den Berg durchjagen.

Im Eulen- und im Riesengebirge ist er Fußgänger, ein grüner Jäger ohne Kopf, hinter sich eine Koppel klaffender scheckiger Hunde. Das Volk sagt ausdrücklich: „der Nachtjäger ist der Rübezahl".

Die Hunde sind oft nur ganz kleine sogenannte „Pimmerla", die im Zuge leicht zurückbleiben und nicht über Gräben wegkommen. Dann winseln sie erbärmlich, und wer ihnen hinüber hilft, erhält vom Nachtjäger einen Thaler. Geht man ihm nicht aus dem Wege, so schießt er auf Einen, und es entsteht eine schwere Entzündung. Einsame Wanderer hörten auch schon seinen Ruf: „Hast Du nicht einen Hasen gesehen?"

Ein Bauer war einst so keck, dem in der Luft Vorüberziehenden zuzurufen, er möge für ihn auch ein Wild schießen. Mitternachts darauf fiel ein

„Menschenviertel" (nach Andrer Mittheilung ein Hase) durch den Schornstein auf seinen Herd, was, als er die Bescheerung vergrub, dreimal wiederkehrte, bis ein Geistlicher ihn befreite. Dies Wild sind auch hier die „Puschweiblan", mit Moos bedeckte Weibchen, auch Holz- oder Rüttelweibchen. Auch hier retten sich die Verfolgten auf den Stamm eines Baumes, bei dessen Fällen der Bauer „Gôt wâls" gesprochen.

Das Gefolge sind „arme Seelen" unselig Gestorbener. Auch sie retten sich auf Baumstämme, in deren Rinde, während sie fielen, drei Kreuze gehauen worden. (Dr. Rudolf Drescher, Globus X. Bd. 1866, S. 240.)

(844.) Wenn der wilde Jäger die Riesen im Grindelwald jagt, müssen ihm die Thüren des Melkhauses auf der Scheideck offen stehen, weil die Fahrt hindurch zum Faulhorn führt. So fährt der Zwingherr auf Botenstein im Bezirke Zofingen über den Schwarzenhauser Berg und mitten durch die Scheunentenne des obern Bolihofes im Dorfe Wittwil hindurch. Der Rodensteiner nicht minder nimmt seinen Zug beharrlich durch die Scheune des Bauers Simon Daum. (Rochholz, Naturmythen, Lpzg. 1862, S. 24, 25.) Der wilde Jäger kam in Gadendorf bei Panker spät Abends durch die große Thüre in's Haus und nahm ein Brot vom Brotschragen herab, worauf er zur Seitenthüre des Hauses wieder hinaus ritt, und als er draußen den Bauer traf, sagte er ihm: Weil ich dies Brot hier bekommen habe, soll's in Deinem Hause nie dran fehlen. Das geschah. (Müllenhof, Schleswig-Holsteinische Sagen, Nr. 497. Aehnliche Durchzüge des wilden Heeres durch Wohn- und Wirthshäuser erwähnt Menzel, Odin S. 272.)

So brausen im Berner Oberlande die „Ostfrisen" durch Wald und Alp und Gaden hindurch.

(845.) Im Harz heißt es hier und da, der „wilde Jäger" mache seinen Zug alle sieben Jahre; er komme in einem Windstoße, in welchem man seine Jagdmusik vernehme. In Osterode sagt man: „Wenn's in der Nacht (dreimal) um Hilfe ruft, gehe ja Niemand hinaus, denn es ist der Pöpas (der wilde Jäger). (Harzsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. 197.)

(846.) Auf der Straße von Huttwil nach Rorbach erblickt man links neben Rorbach einen steilen Hügel mit geringen Ueberresten einer ehemaligen Burg, jetzt „das Schlößli" genannt. Die ganze Umgegend ist öde und der Wanderer vernimmt nichts als das eintönige Rauschen der Langeten. Einst aber war es laut hier, als der Tyrann auf Rorbach mit seinen Dienern tagtäglich hinüber ritt auf den Berg jenseits seiner Burg zum Schloßherrn auf der Altburg, wo sie miteinander Anschläge machten gegen das Landvolk.

Einst wollten sie die Rorbacher zwingen, ihnen eine Brücke zu bauen über dem Dorfe hin, von einem Berge zum andern, damit sie sich ebenen Weges besuchen können. Das aber erregte einen Aufstand und beide Zwingherren wurden vertrieben. Seither ziehen die Beiden, bei jedem heftigen

Ungewitter unter Lärmen und Peitschenknall durch die Luft von einem Berge zum andern. (Joh. Riser aus Rorbach in Zuberbühlers Sagensammlung.)

(847.) In England sagt Einer in Walter Scott's Roman „Woodstock" (10. Kap.): „Ein oder die andere Art von bösem Geiste war immer um Woodstock her zu finden. Da ist kein Mann und keine Frau in der Stadt, die nicht Geschichten von Erscheinungen im Walde oder um das alte Schloß her gehört hätten. Zuweilen ist es eine Koppel Hunde, die vorbeisausen und das Hussasa der Jäger und Hörnerschall und Pferdegetrappel, das man erst in der Ferne, dann ganz dicht in der Nähe hört, dann ist es wieder ein einsamer Jäger, der Einen fragt, ob man ihm sagen könne, welchen Weg der Hirsch eingeschlagen."

Shakespeare in „Die lustigen Weiber von Windsor" vierter Act, vierte Scene, erwähnt die alte Sage von dem Jäger Herne, welcher im Windsor-Walde in Winternächten allerlei Spuk verübt. Der Name Herne wird wohl derselbe sein mit Herla. (Oben Nr. 444.)

(848.) Auf der Nordseite des Solothurner Dorfes Ichertswil stand früher ein Zwingherrenschloß, dessen Besitzer sein Wesen so lange trieb, bis das sich ermannende Landvolk ihn vertrieb und die Burg in Schutt verwandelte.

In dem auf den Trümmern wachsenden Buchenwalde hielten sich später zwölf kleine Jagdhunde auf, die Nachts durch Feld und Wald und Berg und Thal heftig bellend, bis zu den menschlichen Wohnungen kamen. (Stefan Furrer in Zuberbühlers Sammlung.)

(849.) Vor etwas mehr als hundert Jahren hörte man sehr oft in den oberen deutschen Pfarreien des Kantons Freiburg, besonders in Rechthalten, in den Schloßweiden des Herrn von Forel zwischen elf und zwölf Uhr Nachts den Nachtjäger mit vielen Hunden und dem üblichen Geschrei. Antwortete man ihm, so näherte er sich plötzlich und glich dann einem mausgroßen, ungestalteten Wesen, und die Hunde waren anfangs so groß als ein Manneskopf, dann rund wie Aepfel. Sparte man das Kreuzzeichen, so kam man selten ohne Backenstreiche oder Ausschlag davon.

In einem Maisäß der Pfarre Montbovon, genannt la gîte (das Vorsäß) du Chasseur, hörte man oft, wenn die Jagdzeit begann, des Nachtjägers Hundegebell und Ho, Ha, Ho. Dann mußten die Sennen jene Weide verlassen, sonst blieb nichts an seiner Stelle, und der unholde Waidmann machte, daß die Kühe nur schlechte Milch gaben.

Ein Küherbube, der einst den Nachtjäger foppen wollte und aus Leibeskräften Ho, Ha, Ho! rief, erhielt unversehens einen so heftigen Kolbenstoß auf den Rücken, daß er ganz schwarzbraun aussah. Auch hier heißt es, es sei ein Reicher aus Montbovon gewesen, welcher seine Jagdlust auch an Sonn- und Feiertagen nicht lassen konnte. (Kuenlin.)

(850.) Im solothurnischen Leberberge (Jura) kam in Grenchen, wenn es rauh Wetter geben wollte, ein gespenstischer Alter vom Altwasser her, dem Eiholze zu, mager, bleich, mit kreideweißem, langem Barte und hohlen Augen, auf der Achsel ein Zwilchbündel, an dem er schwer und „bärzend" (stöhnend) trug. Am Wittibache legte er das Bündel ab, öffnete es und daraus kugelten schwarze Hündchen, jedes auf der Stirne nur ein Aug („Einauger"), die heulend den Alten umsprangen; zuletzt aus den zwei Endzöpfen des Bündels grüne Jägermännchen. Jetzt wirbelte der Alte in die Luft und fuhr mit dem Zuge auf und davon, mitten drin auf dreibeinigem schwarzen Hengste ein großer grüner Jäger, der „Schwed" (zur Erinnerung an den Einfall Bernhards von Weimar 1637 in den Jura). Der blies in's Horn zur Jagd, die unter „Utä, utä! und Hossässä! wie im Wetter unter dem Heulen der Hunde und dem Hin- und Herrennen der kleinen Jäger ihm nach dem Witi- und dem Moosbache zu, durch's „Leusemoos" und beim Bachtlebade vorbei, zum Galenwege tobte, der dort über den Jura nach Gallien geführt hat. Wer der wilden Jagd, dem Schweden, dem „Bachtlegeschrei" begegnete, blieb nur verschont, wenn er zu einer der drei ob dem Galenwege befindlichen Eichen mit Heiligenbildern flüchten konnte. Der Zug stürmte über den Berg in's jenseitige Thal. (Aus dem Leberberg, Gedichte, Sagen und Erzählungen in Solothurner Mundart von Fr. Jos. Schild, II. Bändchen, 1866, S. 57.)

(851.) Im Entlebuch der Schweiz wird jener übermüthige Spieler, der im Zorne, daß er verloren, seine Waffe gen Himmel zuckte, um Gott zu verwunden, worauf Blut heruntertropfte, als der angesehen, welcher zur Strafe als der Türst Nachts ewig über Berg und Wald hinjagen muß. (Mündliche Erzählung.)

(852.) Der „Dürst", von dem man im Solothurner Gäu weiß, sei in der Heidenzeit Reichsvogt gewesen und habe beim Chapeller Born gewohnt. Seine Stallungen waren voll Rosse, er hatte hundert Hunde und für jeden eine Hundemagd. Zur Erntezeit ritt er dann mit all diesen Thieren durch die Saaten und rief: „Drei Schritt abweg!" Im Grenchner Schlosse beim Bachteler Bade wohnte seine Geliebte, und noch heute rollt er da krachend als Feuerrad über die Jurawände herab. Seit ihn der Teufel geholt hat, ist er das „Gäuthier" und muß Nachts hoppen, „huhu" rufen und damit „Hudelwetter" ankünden. (Schweiz. Unterhalt.-Bl. 1848, Nr. 36.)

Derselbe Name mit Türst ist zweifelsohne der in Will. Harrison Ainsworths Roman „Die Hexen von Lancashire" erwähnte, die Wanderer in den Gebirgschluchten von Lancashire, wo manche keltische Reste sind, Nachts schreckende, „furchtbare, zottige Dämon, Namens Hobthurst". (3. Buch, 4. Kap. Kretzschmars Uebersetzung. Leipzig 1849, 5. Bd. S. 157.) Der Name

Hob Thurst ist analog mit dem Begleiter und Herolde der Feen und Elfen, Hob-Goblin (in Shakespeares lustigen Weibern von Windsor).

(853.) Am Westende des Thunersees steht auf einem Hügel der Strätlingerthurm, von welchem ein Strätlinger (sie kegelten mit goldenen Kugeln) einst seinen Feind, den von Oberhofen, über den See mit einem Pfeile erschoß, und dessen letzter Besitzer, als ihm die Bewohner der Gegend aufsäßig waren, diese durch einen unterirdischen Ausgang und das bekannte Verkehrtaufschlagen der Pferdehufeisen äffte. Dort wollen Viele einen alten Herrn im Jagdkleide und grünem Hute gesehen haben, wie er mit seinem Hunde um die Ringmauer wandelte. In der Tiefe liegen reiche Schätze, deren Schlüssel an einem Holunderstrauche hängen soll.

(854.) Wer in Niederösterreich in den sogenannten Rauchnächten Mitternachts hinausgeht auf einen Kreuzweg, die Zukunft zu schauen, sieht ein weißes Roß an der Spitze eines Zuges, darf jedoch weder ihm folgen noch zurückbleiben, blos gerade vor sich hin. Nur wer das Pferd erblickt, erfährt die Zukunft. Oft hört man in diesen Nächten Hörnerruf, Hundegebell und Hallogeschrei. Man nennt es die wilde Jagd und glaubt, der Bergmann, oder Wota und Frau Holke jagen um diese Zeit in den Lüften, die Niemand stören darf. Tags gewahrt man dann Blutspuren von den erlegten Thieren. (Vernaleken. S. 23.)

Die in letzter Sage erwähnte „wilde Jägerin" kommt auch allein vor und jagt sogar „weiße Weiber", d. h. Moos- oder Holzweibchen.

(855.) Die Häuser des Dorfes Sukow, am östlichen Ende der Lewitz gelegen, sind fast kreisförmig um die Kirche herum gebaut worden, davon die zwölf Bauern mit ihren Wohnhäusern fast zwei Drittel des Kreises einnehmen. Geht nun ein Bauer aus seiner Hinterthür, so kommt er in seinen Obstgarten; an diesen stößt eine Hopfenplantage und hinter dieser befindet sich eine Wiese, daran unmittelbar die Lewitz liegt.

Manche Sage von der wilden Jagd und den weißen Weibern wissen diese Bauern, und ich will erzählen, was mir davon mitgetheilt worden ist:

Im Hause des jungen Warnke, rechts an der Diele, unter dem Kuhstall, wohnten zwei unterirdische Weiber, die dem Dorfe ganz besonders dadurch lästig wurden, daß sie ungetaufte Kinder stahlen und dafür ihre Wechselbälge unterschoben; weshalb jedes neugeborne Kind sorgfältig bewacht wurde, und zur Nachtzeit ein brennendes Licht bei der Wiege stehen mußte. Auch neckten sie gerne und auf mancherlei Weise die Leute.

Alle Neumond, Abends im Zwielicht, wenn Warnkes beim Abendbrot saßen, rief eins dieser Weiber mit ihrer hellen Stimme: „Lehnt uns Jug'n Bruhkätel 'n bät'n!"*)

*) „Leiht uns Euren Braukessel ein bischen!"

Die Bauersfrau ging dann in die Küche, holte den Kessel, setzte ihn auf die Diele und nach dem Abendessen war er verschwunden.

Am dritten Abend, zur selben Stunde, rief das weiße Weib wieder: „Hieer is Jug'n Bruhkätel werra; wie bedanken uns ock."*)

Die Frau ging nun hin und sah ihren Kessel auf der Diele stehen, darin sich dann immer einige Kannen schönen Biers befanden.

Eines Abends, es war im Spätherbste, hatten Warnkes Mutter und das Dienstmädchen in der Backkammer, welche sich rechts am Gang bei der Hinterthür befand, eingesäuert, um am andern Morgen zu backen. Während das Mädchen den Teig zudeckte, ging Mutter Warnke noch einmal zur Hinterthür hinaus. Als sie eben draußen war, hörte sie in der Lewitz das Getöse der wilden Jagd und sagte zu ihrer Dirne: „Doa is de oll Wäderhex Wauer all werra."**)

Kaum war sie wieder zur Hinterthür herein, da kamen die großen und kleinen Hunde der wilden Jägerin mit ihrem „Juckjack, huuch" ihr nach, drangen in die Backkammer, fielen über den Teig her und schlürften, als ob sie bei der Tranktonne wären.

Die alte Frau sprach in ihrer Angst zum Mädchen: „Nu fret't Düwelstüg mie all den Deeg up."***)

Zu gleicher Zeit gab die wilde Jägerin ihr Hornsignal; da stürzte die ganze Meute zur Thür hinaus.

Neugierig, wie Warnkes Mutter war, schielte sie aus der Thür und sah, wie hoch zu Roß die wilde Jägerin aus dem Hofthor jagte, die beiden weißen Weiber mit den Haaren zusammengeknüpft vor sich über dem Pferde hängend.

Seit jener Zeit sind die weißen Weiber aus dem Warnkeschen Hause verschwunden. (Niederhöffer, Mecklenburg, III. S. 190.)

(856.) Zur Zeit als die Allmend noch unvertheilt war und alles Land gemeinsam beweidet wurde, seien über den ebenen, jetzt ganz mit Walde bewachsenen Eiberg eine Schaar Jünglinge aus Nieder-Bipp geschlendert. Da habe einer aus ihnen aus Muthwillen geäußert: Das ist ein „tufelsschöns" Plätzli; hätten wir jetzt „tüfelsschöne" Rosse, so könnten wir „tüfelsschön" reiten. Kaum war das ausgesprochen, so standen Pferde vor ihnen, so schön, wie man sie schöner nicht hätte wünschen können, und mit Zaum und Sattel, gerade als hätten sie auf die Jünglinge gewartet. Diese besannen sich nicht lange, sie saßen auf, und es waren genau so viel Rosse als Reiter, keines mehr, keines weniger. Nun ging es aber so sausend und schnell auf und davon, daß es alle Vorstellung übertraf. Das kam Einem von ihnen unheimlich vor,

*) „Hier ist Euer Braukessel wieder; wir bedanken uns auch."

**) „Da ist die alte Wetterhexe Wauer schon wieder."

***) „Nun frißt das Teufelszeug mir all den Teig auf."

er besegnete sich und fiel glücklicherweise vom Gaule, d. h. hoch herab in's Gestrüppe, wo er sich tüchtig zerkratzte, während die Anderen sammt ihren Thieren verschwanden, ohne daß man je wieder eine Spur von ihnen fand.

Auf ähnliche Weise setzten sich einmal in Attiswil Jünglinge im Mondscheine auf einen Beinschlitten, der ihnen gemeinsam gehörte, um einen abschüssigen Feldweg hinab zu fahren. Nun habe Einer gerufen: Jetz fahret dem Tüfel zuo! Da fuhr es ab, aber nicht den Rain hinunter, sondern aufwärts in die Luft. Auch hier besegnete sich der Hinterste und stürzte, ohne beschädigt zu werden, zur Erde; die Uebrigen kamen mit dem Schlitten Gott weiß wohin; wenigstens hat nie wieder ein Mensch von ihnen gehört. (Jakob Zurlinden in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung, Münchenbuchsee.)

(857a.) Nach einer Iserlohner Sage fährt zu Zeiten (12 Uhr Mittags und Mitternachts) durch den „Königsweg" (den König Witekind von Hohen Syburg aus nach Soest zieht) eine glühende Kutsche, mit sechs Bären bespannt, vom Bamberge aus und verschwindet im Westen der Stadt. Eine Frau, die sich im Königswege befand, hörte einst die Kutsche heranbrausen und konnte nichts mehr, als sich auf's Angesicht niederwerfen, worauf das „höllische Fuhrwerk" über sie schadlos hinfuhr. (Märkische Sagen in Wolfs Zeitschrift f. d. Myth. II. Bd. 82.)

(857b.) Nicht zur Mittnachtstunde, wo sonst die Geister umgehen, sondern viel später, wo der Schlaf am tiefsten ist, rasselt zu Wien, daß die Fenster klirren, der schwarze oder schwere Wagen, in dem der Teufel fährt. Man hütet sich, an's Fenster zu gehen, wenn man nicht vom Vorüberfahrenden eine Maulschelle oder fünf Finger lebenslänglich der Wange eingebrannt haben will. Manchem wurde der Kopf so verdreht, daß das Gesicht im Nacken war oder er wurde ihm gar weggerissen. (Vernaleken 103—104.)

(858.) Auf dem Moosberge, Gemeinde Aarwangen im Kanton Bern, hausten in den zwei einander gegenüberstehenden Gebäuden, Schloß genannt, zwei feindliche Brüder, deren Haß so weit ging, daß sie sich einander im gleichen Nu erschossen. Seither hörte man oft einen Knall, wie vom Schusse, hört man sie im Spigwalde jagen oder sieht sie mit ihren weißen Pferden in der großen Kutsche zum Hofe hinein fahren. (Aarwangersage in Zuberbühlers Sammlung.)

(859.) Vor Zeiten wohnte zu Gerzensee im Kanton Bern ein steinreicher aber äußerst habgieriger Bauer. Dieser erfuhr einst von einem Bettelmann, in der nahen Burgruine liege ein großer Schatz auf einem Wagen. Die Deichsel rage, Einige sagen Nachts vor Ostern, Andere in der Fastnacht, unter dumpfem Rollen und winselnden Tönen klafterlang aus dem Boden und dann könne man den Hort heben. Es bedürfe aber dann unverbrüchlichen Schweigens, und eines Paares schwarzer Ochsen mit noch nie gebrauchtem

Geschirre. Auch wachse der Schatz je um eine Kiste Gold, so oft er einen schwarzen Bock schlachte. Der Geizige verschaffte sich und that Alles und in der bestimmten Nacht begab er sich mit einem Schatzgräber an Ort und Stelle, wo Schlag zwölf Uhr die Deichsel unter den angeführten Tönen hervorschoß. Die Thiere wurden vorgespannt und angetrieben. Er ging schwer, Ruck um Ruck, und endlich kamen bereits die Vorderräder zum Vorschein, als der Bauer sich nicht mehr enthalten konnte zu rufen: Es geht, es geht! Urplötzlich versank mit Krachen der Wagen in die Tiefe zurück, die Zugthiere mit sich reißend. Der Bauer blieb sinnlos und ist nie wieder erwacht.

In jener Nacht aber hörte man Mitternachts Peitschenknallen, Rufen und Poltern. (Beinahe ganz gleich die zwei Seminarzöglinge Nikl. Junker und Alb. Gaßmann, Münchenbuchsee 1859. In Zuberbühlers Sammlung.)

(860.) Einst schritt an einem Feiertage nach eingebrochener Nacht ein Klosterherr zu Neustadt von Rothenfels am Maine her seinem Kloster zu. Plötzlich vernahm er von Würzburg her lustigen Hörnerschall näher kommend und über den Strom her nahte ein glänzender Zug, voraus reitende Jäger mit klingenden Hörnern, dann stattliche Geistliche und Ritter hoch zu Rosse, den Jagdspeer in der Faust, hierauf Karossen mit schönen Frauen und schließlich ein großer Troß mit Jagdgeräthen und Bracken an der Leine. Der Jagdzug schwebte, ohne Boden oder Wasser zu berühren, an dem Staunenden vorüber und verlor sich im Klosterwalde.

So sah er es ein Jahr später an demselben Tage wieder, und vernahm, eine Jagdgesellschaft aus Würzburg habe in früherer Zeit sich selbst am Feiertage das Waldvergnügen nicht versagen können, und übe nun nach dem Tode die Geisterjagd im Neustadter Forste fort. (Herrlein, Die Sagen des Spessarts.)

(861.) Wenn am Himmel sich Wolken aufthürmen und Gott das Land wässern will, so fahren aus den Trümmern der Burg Reifenstein (Baselland, Schweiz) hoch zum Sternenzelt Fräulein und Ritter in feurigen sechsspännigen Wagen. Da glänzt und glitzert und funkelt Alles wie Edelgestein. Aber sie ziehen nicht in die Gefilde des Himmels. Eine Zeitlang fahren sie um das unbegrenzte Himmelsgewölbe und kehren dann wieder in die Burgruine zurück. (Lenggenhager, Schlösser und Burgen in Baselland, Liestal 1848, S. 203.)

(862.) Im „Feengarten“, einer Masse unbehauener Felsstücke beim Kromlech auf dem Langenberg im Breuschthale, erscheint zuweilen Nachts eine Schaar weißgekleideter Jungfrauen, Feen, die einen Reigen tanzen. Manchmal kommt vom entgegengesetzten Berge ein Wagen mit feurigen Rossen durch die Luft und allsobald verschwinden die Jungfrauen. Eine von ihnen steige in's Thal hinab, in der Kirche von Haslach zu beten. Sobald sie ihren Weg zum Berge wieder antritt, verschwindet der Wagen bei ihrem Anblicke, der indessen den Ort im Kreise

umfahren hatte, und die weißen Jungfrauen erscheinen wieder. (A. Stöber, d. S. d. E.)

(863.) Auf den Scheibenfeldern unfern Nickelsdorf sieht man Nachts eine Kutsche angefahren kommen, vor der der Sturmwind tobend einhersaust. Auf dem hohen Bocke sitzt der Kutscher ohne Kopf; manchmal lenkt er vier Rappen, manchmal kommt die Kutsche aber auch ohne alles Gespann daher. Einer sah sich von der mit schwarzem Flor behangenen Kutsche, so sehr er sich auch auf die Seite drücken mochte, noch an den Kleidern gestreift; dann ging's immer querfeld über die steilen und hohen Raine den Tauchlitzer Abhang hinunter, bis endlich Alles unter furchtbarem Gepolter in die dortige Lehmgrube gestürzt und verschwunden ist. (Eisel, Voigtl. S. 106.)

(864.) Es war in der Neujahrsnacht, als ein Mann von Köstritz nach dem Dürrenberg hinaufging. Wie nun die Allee daher ein Wagen auf ihn zukommt und er verwundert stehen bleibt, um zu sehen, wer doch so spät in der Nacht noch hier zu fahren habe, hält der Kutscher an und fragt, ob er nicht ein paar Speichen in das Rad machen wolle, dasselbe sei zerbrochen. Holz und eine Axt waren zu Handen und der Mann ist auch bereit, der d'rin sitzenden vornehmen Herrschaft diesen Dienst zu erweisen. Wie er fertig ist, wird er bedeutet, zum Lohne die abgefallenen Holzspäne an sich zu nehmen. Er dachte zwar, daß er etwas mehr verdient hätte, und wollte schon gehen, ohne davon einzustecken, als ihm einfällt, doch bei Tage nachzusehen, was für Holz es gewesen. Er nimmt denn um deswillen einige Späne an sich, die sich am andern Morgen auch noch in seiner Tasche vorfanden; es waren aber ebensoviele Goldstücke, während diejenigen, die er hatte liegen lassen, in einen Haufen Steine sich verwandelt hatten. (Ebendas. S. 108.)

(865.) Ein Edelknecht wird von dem heimtückischen Schloßvogte auf ein entferntes Schloß seines Herrn geschickt, mit dem Auftrage, bei Todesstrafe vor Sonnenuntergang zurückzukehren. Der Edelknecht begiebt sich traurig auf den Weg, obwohl er weiß, daß der Auftrag unausführbar ist. Im Walde trifft er auf einen schwarzen, mit schwarzen Rossen bespannten Wagen und in dem Wagen sitzt ein weißer Herr, der fragt ihn nach der Ursache seines Kummers, und als er diese erfahren, nimmt er ihn zu sich auf den Wagen, knallt furchtbar mit der Peitsche, die Rosse schnauben und der Wagen saust über die Wipfel der Bäume, daß dem Jünglinge Hören und Sehen vergeht. Zu Mittag ist er in dem Schlosse seines Herrn. Nachdem er dort den Auftrag des Vogts ausgerichtet, geht die Fahrt wieder zurück. Als die Sonne untergeht, sieht der Vogt zum Fenster hinaus, ein furchtbarer Peitschenschlag und ein Wagen mit vier weißen Rossen fährt über die Zugbrücke, auf demselben der Edelknecht. Abermals knallt nun der Fuhrmann mit der Peitsche und in demselben Augenblicke sinkt der Schloßvogt todt zu Boden. (Grohmann, Böhmen S. 98.)

(866.) In einem Thale bei Bunzlau wohnte vor vielen Jahren ein wilder Herr, dessen größte Lust es war, den Leuten zu schaden. Als er alt geworden war und nicht mehr gehen konnte, ließ er sich einen goldenen Wagen bauen. Mit dem fuhr er nun rings in der Gegend herum und verwüstete alle Felder. Eines Tages fuhr er über einen Weg, worauf drei Knäblein saßen. Unbekümmert um das Geschrei der herbeieilenden Eltern, jagte er über die unschuldigen Wesen fort. Da zuckte plötzlich aus heiterm Himmel ein Blitz herab und schlug den Mann mit dem goldenen Wagen tief in den Boden hinein. Alle neun Jahre nun stieg er einmal, und zwar in der Walburgisnacht, aus der Erde heraus und umfuhr um Mitternacht sein ehemaliges Besitzthum. Sein Wagen war aber rothglühend und überall, wo er vorbeikam, versengte er Gras und Getreide. Schon vor vielen Jahren wagten vier Bauern den Versuch, den Ritter zu erlösen. Sie waren auch fast am Ziele; nach zahlreichen Beschwörungen kam der Wagen herauf und man wollte ihn eben mit dem Blute einer schwarzen Henne bespritzen, als einer der Bauern „Herr Jesus!" ausrief und sogleich fuhr der Wagen mit fürchterlichem Krache in die Erde zurück und zog die Bauern nach sich. (Ebendas. S. 99)

(867.) In der Zeit, als die heidnischen Wenden noch Mecklenburg bewohnten, verehrten sie die Siwa, die Göttin der Fruchtbarkeit, hauptsächlich an dem Orte, wo jetzt die Stadt Schwaan liegt, welche von dieser Gottheit ihren Namen führt und noch in alten Urkunden Siwan heißt. Auf der einen Seite fließt die Warnow in ihrem breiten Wiesenbett vorüber, an der andern Seite liegt der Krützensee.

Alljährlich um die Zeit der Sommersonnenwende umfährt in stiller Nacht ein Wagen diesen See dreimal in immer weiteren Kreisen und lenkt dann in die Mitte des Sees, in dessen Tiefe er verschwindet. Die Spuren der Räder sieht man am nächsten Morgen deutlich am Ufer des Sees.*) Jede Nacht aber entsteigt diesem Krützensee ein Hammel oder ein Schafbock und nimmt seinen Weg nach der Warnow an der Teufelskuhle, einer sumpfigen, grundlosen Stelle, unweit des Weges von Schwaan nach Rostock vorbei; in der Warnow aber verschwindet er.

In alter Zeit ist in diese Teufelskuhle ein Fuhrwerk mit vier schwarzen Pferden nebst dem Fuhrmann, welcher des Nachts sich von der Landstraße

---

*) Diese Sage erinnert an das, was Tacitus über die Verehrung der Göttin Nerthus — Mutter Erde — bei den früheren Germanen des nördlichen Deutschlands erzählt, daß diese Göttin nämlich zu gewissen Zeiten in einem verdeckten, von Kühen gezogenen Wagen, den nur der Priester berühren durfte, die Länder besuchte, in denen dann Friede und Freude herrschte; daß aber nach ihrer Rückkehr der Wagen nebst Zubehör in einem verborgenen See von Sklaven gewaschen wurde, welche letzteren dann der See verschlang.

verirrt hatte, hineingerathen und darin umgekommen. Seitdem macht dieses Fuhrwerk allnächtlich dieselbe Fahrt.

Einst kam ein Schwaaner Schuhmacher aus Rostock des Weges, hatte sich aber etwas verspätet, und da es dunkel geworden war, hörte er einen Wagen hinter sich kommen. Er stand still und als das Fuhrwerk ihn eingeholt hatte, bat er den Kutscher, ihn mitzunehmen. Dieser erlaubte es ihm, hinten aufzusteigen, machte es ihm aber zur Bedingung, sogleich hinabzuspringen, wenn er flöten würde.

Die Fahrt ging mit den vier munteren schwarzen Pferden rasch von Statten. Plötzlich gab der Kutscher das verabredete Zeichen; der Schuster sprang vom Wagen und stand dicht vor der Teufelskuhle, in welche das Fuhrwerk hineinstürzte und verschwand. (Niederhöffer, Mecklenburg III. S. 62.)

(868.) Wer sich in gewissen Nächten (glaubte man in der Kinderzeit des Sammlers und erzählte damals sein Vater) an Kreuzwegen, „wo Brut und Bohr" (Braut und Bahre) vorbei müssen, hinstellte, konnte die Musik des sogenannten Nachtvolkes hören und lernen. Er darf jedoch keinen Laut von sich geben, komme da was will. Einst wagte das Einer und sah die seltsamsten Gestalten, auch Vater, Mutter und Geschwister vorbeiziehen. Hinten nach wankte ein alter lahmer Geiger und rief, als er beim Lauscher anlangte: „öuw überchummi schu noh" (Euch bekomme ich schon noch). Da platzte der Zuschauer mit den unbedachten Worten heraus; „a Drägg überchunscht" (einen Dr. bekommst du), erhielt aber Ohrfeigen von des Alten Geige und Alles verschwand.

Ganz so hörten zu Soden im Aschaffthale des Spessarts Schatzgrabende, die sich Mitternachts auf eine angegebene Stelle begeben, dort gegraben und bereits geglaubt hatten, auf eine Truhe zu stoßen, plötzlich Hufschläge und sahen einen Reitertrupp auf sich zusprengen. Sie schwiegen, bis hinten nach noch Einer geritten kam, aber auf einem Besen, ein altes schlotterndes Männlein, und sie um den Weg fragte, den die Reitenden eingeschlagen; sie gaben keine Antwort, worauf das Männlein sie schimpfte und ebenfalls rief: „Die Reiter hol' ich doch ein!" Nun konnte sich Einer der Schatzgräber nicht enthalten, hellauf zu lachen und (etwas feiner als der unserige) zu rufen: „Ja, blasen!" Klatsch, hatte er eine ungeheure Ohrfeige, und Schatz und Alles war verschwunden. Der Berg, wo dies geschah, heißt noch: „Der Teufelsritt". (Herrlein, Sagen des Spessarts.)

(869.) Die Brüder Ruedo aus der Pfarre Rechthalten im Kanton Freiburg kehrten einst benebelt aus Ueberstorf heim. Auf der Almend von Brünisried hörten sie in merklicher Entfernung eine Nachtmusik wie von Geigen und Pfeifen; Peter, der ältere, jauchzte und tanzte, Christen, der jüngere, fürchtete sich und schalt Petern wegen seines Leichtsinnes. Die Musik flog rauschend über ihre Köpfe, aber ohne daß sie Spielleute oder sonst irgend was gesehen hatten. (Kuenlin.)

(870.) Auf dem isolirten Hügel „Thiergget" (Thiergarten?) unterhalb Mels, wo zuweilen das ehemalige Landgericht sich versammelte, bildeten sich früher an schönen Abenden geisterhafte Zirkel und hörte man eine geheimnißvolle Musik, so daß der Horcher den Weg verlor. (Sarganser- und Melsersage.)

(Vergl. Grimms Sagen 171. 172. 277. 278. 308—312.)

III. Die Nachtfrau und ihr Gefolge.

Dem männlichen Princip in der Welt des Seins, als dem Himmel, stand auch bei den alten Deutschen das weibliche als Erde gegenüber. Die Erde, die Quelle aller Fruchtbarkeit, war ihnen die Mutter aller Wesen; ihrem Schoße entsprang was lebte und webte. Bei der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit ihres Wesens haben sich, wie aus dem Himmel mehrere Götter, aus ihr mehrere Göttinnen entwickelt. Simrock, dem wir uns hier aus voller Ueberzeugung anschließen, und im Wesentlichen auch der Sammler unserer Sagen, nehmen an, daß die spätere Göttin der Unterwelt, Hel (goth. Halja, althochd. Hellia, mittelhochd. Helle, neuhochd. Hölle, von hilan, verhehlen), die „verborgen wirkende Mutter alles Lebens", die Quelle sei, aus welcher alle weiblichen Gottheiten der Deutschen entsprungen sind. Wie Alles aus ihr hervorgegangen, so muß auch Alles zu ihr, der gemeinsamen Mutter, zurückkehren; daher sie, wie die Göttin des Lebens, so auch die des Todes, im wohlthätigen wie im schreckenden Sinne ist, aber mit der Zeit, als die verschiedenen Seiten ihres Wesens auseinander fielen, unter ihrem ältesten Namen nur die letztgenannte Seite, als Herrin der furchtbaren Unterwelt, bewahrte, so daß die jüngere Edda von ihr die schauerlich-prächtige Schilderung machen konnte: ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, Gier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bette Kümmerniß und ihr Vorhang dräuendes Unheil.*)

---

*) An dieses Bild, wie auch an Odins Jagd und sein Roß, an den Höllenhund und an die Hähne der Götterdämmerung erinnern folgende Volksreime:

Aus welcher Gegend kommt Ihr?
Von Sonnenaufgang.
Wohin gedenkt Ihr?
Nach Sonnenniedergang.

So wurde in dieser ihrer Auffassung halb schwarz, halb menschenfarbig gedacht, was wohl die beiden ursprünglichen Seiten ihres Wesens, die freundliche und die schreckliche, oder die Herrschaft über Leben und Tod, über Belohnung und Strafe bedeutet. Diese Doppelfarbe tragen auch häufig in der Sage verwünschte Jungfrauen, und beinahe regelmäßig eine der drei Spinnerinnen oder Nornen (oben Nr. 705). Auch spalten sich die Farben in zwei Gestalten, in eine weiße und eine schwarze Frau, welche in freundlicher und feindlicher Weise auf des Menschen Leben einwirken. In vielen Märchen

---

In welches Reich?
In die Heimat.
Wo ist die?
Hundert Meilen in's Land hinein.
Wie heißest Du?
Springinsfeld
grüßt mich die Welt,
Ehrenwerth
heißt mein Schwert,
Zeitvertreib
nennt sich mein Weib.
Spät-es-tagt
ruft sie die Magd,
Schlecht und recht
nennt sich der Knecht,
Sausewind
tauft ich mein Kind,
Knochenfaul
schalt ich den Gaul,
Sporenklang
heißt sein Gang,
Höllenschlund
lock' ich den Hund,
Wettermann
heißt mein Hahn,
Hupfinsstroh
heißt mein Floh.
Nun kennst Du mich mit Weib und Kind
und allem meinem Hausgesind.
(Volkspilgerlied bei Musäus, Märchen V, 130)

werden dieselben zu der guten verstorbenen Mutter und der bösen Stiefmutter, und ihr Wirken spiegelt sich in der belohnten Tochter der erstern und der bestraften der zweiten. (Goldmarie und Pechmarie und viele ähnliche in Schweden und Norwegen.) Es sind die obere und die untere Erdgöttin, die der Vegetation und die des Todtenreichs, wie sie z. B. auch in den semitischen Religionen Phönikiens und Assyriens ihre Rolle spielen. (Hierüber der Anhang: Die Höllenfahrt Istars.) Zu den Vervielfältigungen Hels gehören auch die „neun Mütter" Heimdals, d. h. die neun Welten des Nordens, als Mütter des jungen Sonnengottes (oben S. 21).

Hel ist also die Göttermutter, und zwar ohne Zweifel jene, welche nach Tacitus (Germ. 45) die suebischen Aestyer an der Ostsee verehrten und als deren Symbol sie Eberbilder (formas aprorum) trugen, durch welche sie sich im Kampfe gesichert glaubten (die Namen „Helm" und „Held" sind daher offenbar mit Hel verwandt), indem sie damit den Feind zu schrecken meinten. Von anderen suebischen Stämmen weiß Tacitus (Germ. 40), daß sie die „Mutter Erde", und zwar unter dem Namen Nerthus verehrten (welcher Name bekanntlich in Folge falscher Schreibweise in des Beatus Rhenanus Ausgabe der Germania von 1533 bis in die neueste Zeit und bei Unkundigen noch jetzt mit dem in keiner Quelle vorfindlichen Hertha vertauscht wurde und wird, aber auch in obiger Form schwerlich echt ist [Mannhardt, Baumcultus S. 570 ff.]). Auf einer Insel des Weltmeeres*) wurde der Nerthus verhüllter Wagen in einem heiligen Hain verwahrt und bei ihrer angeblichen Gegenwart von Rindern im ganzen Gebiete ihrer Verehrung herum gezogen, wo dann Freude und Friede herrschten. Dann wurden Wagen und Verhüllung und wie das Volk glaubte auch die Göttin selbst im heiligen See gebadet, die dabei Dienenden aber ertränkt, d. h. ihr geopfert. Ganz Aehnliches geschah bei dem Cult der phrygischen „Mutter Erde", Reia oder Kybele (Mannhardt, Baumcultus S. 573 ff.) und geschieht

*) Nach Maack (Germania IV. Bd.) der früher vom Festlande losgerissene und mit Fehmern verbundene nordöstliche Theil von Holstein (um den See von Siggen).

noch jetzt bei Frühlings- und Erntegebräuchen des Landvolkes (ebendaselbst S. 581 ff.).

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß jene „Göttermutter“ und diese „Mutter Erde“ zusammenfallen. Auch der Gott Freyr, dem der Eber heilig war (oben S. 161), zog im Frühling auf einem Wagen durch das Land, und seine Schwester Freya irrte umher, um ihren Gatten zu suchen (Gylfaginning 35). Beider Vater hieß Njördhr, welcher Name mit „Nerthus“ offenbar verwandt ist und daher wahrscheinlich (wie Freyr und Freyja) ursprünglich ein Geschwisterpaar bezeichnete, das aber unter sich vermählt war und jene ähnlich heißenden Kinder zeugte. (Tacitus nennt den Gatten, die Edda die Gattin nicht; aber Loki wirft dem Njördhr, Oegisdrecka 36, vor, mit der eigenen Schwester den Freyr erzeugt zu haben.) Der Name der Nerthus ist auch erhalten in Jördh, der Gattin Odins und Mutter Thors, welche aber eine spätere Fiction ist, weil Thor ursprünglich nicht Odins Sohn, sondern ein älterer Gott war. Unter den Asinen galt Frigg als Odins Gattin; sie war also die neue Erdgöttin, auf welche die wichtigste von Hels Eigenschaften übergegangen. Mit Recht halten Simrock (D. M. S. 326 ff) und Henne (der Sammler der Sagen), Grimm gegenüber, daran fest, daß Frigg und Freyja ursprünglich ebenso Eines sind, wie Odin und Freyjas Gatte Odhur, daher auch die Oberpfälzer Sage von Woud (Wodan) und Freid ganz dasselbe erzählt, was die skandinavische Sage von Odhur und Freyja, und nach der Edda die Gefallenen zwischen Odin und Freyja getheilt werden. Auch ist Letztere die Hebe der Asen, was nach germanischen Begriffen nur die Hausfrau sein kann. Die Longobarden (Paulus Diakonus) nannten die Gattin „Gwodans“, „Frea“. Frigg und Freyja sind also die spätere Spaltung einer Person (auch Saxo verwechselte sie); die ernstere und die heiterere Seite der Erdgöttin sind in beiden auseinander gehalten.

Ein Beiname Freyjas in der Edda heißt Gefn, was später zu dem Namen einer besondern Göttin Gefion wurde, welche wie Hel die Seelen der Verstorbenen aufnahm, wie Nerthus mit Ochsen fuhr, mit diesen Land vom Festlande als Insel (Seeland) abpflügte

(oben Nr. 777, nach Gylfaginning 1), und welcher wie der Freyja buhlerische Vergehen nachgesagt wurden.

Weitere Vervielfältigungen der Göttermutter und Erdgöttin Hel sind die Nornen und die Walküren, bei welchen ihre Kennzeichen sich stets wiederholen, welche aber zugleich diejenigen von Mondgöttinnen angenommen haben. Unter den Namen der Walküren erscheint stets Hilde, was augenscheinlich auf Hel zurückführt, und zwar um so mehr, als in manchen Volkssagen Held eine verwünschte Jungfrau heißt (ostschweizerisch heißt die Hölle „Held", mittelschweizerisch „Hell"). Die Walküre Hilde hat in Vielem auffallende Züge Freyjas (Simrock a. a. O. S. 348 f.), und unter ihrem spätern Namen Brynhild, solche Friggs (siehe in der Edda: Sigrdrifumal 4 und Helreidh 8, verglichen mit der Einleitung zu Grimnismal; beide, Frigg und Brynhild, sind dort Beschützerinnen eines Agnar). Brynhilds göttlicher Charakter erhellt auch daraus, daß im Mittelhochdeutschen und in den Niederlanden die Milchstraße Vroneldenstraet (Frau Hilden- oder Brunhildenstraße) heißt. Ebendort heißt eine mythische Persönlichkeit, welche das Spinnen begünstigt, Verelde, in Niedersachsen Ver Hellen, in Schleswig-Holstein Ver Wellen, Alles Variationen von „Frau Hilde". Aus diesem Namen machte nach Grimm der mittelalterliche Verfasser des lateinischen Gedichtes Reinardus eine Pharaildis, Farahild, wie nach seinem Berichte*) Herodias seit ihrem Tode hieß, d. h. eigentlich Salome, Tochter des Herodes und der Herodias, die Urheberin der Enthauptung Johannes des Täufers, welche der Aberglaube des Mittelalters an die Spitze des wilden Heeres stellte, bisweilen auch die antike Artemis (Diana). Da letztere die ausgesprochenste Mondgöttin ist, so erhellt, daß wir es hier mit einer Anzahl verschiedenartig scheinender und doch zusammengehörender Personificationen zu thun haben. Die gespenstisch wandelnden Frauengestalten sind alle die weiblichen Ergänzungen zum höchsten Gotte, welcher Himmels-, Sonnen- und Tagesgott ist.

---

*) Schon vor ihm (1139—1164) wird sie genannt von Burchard von Worms († 1024), und noch früher vom Bischof Ratherius zu Verona († 974).

Dem Himmel steht gegenüber die Erde,
" Tag " " " Nacht,
" Sonnengott " " " Mondgöttin.

Die nächtliche Göttin wechselt daher in ihren Bezügen auf Erde, Nacht und Mond.

Man fabelte, daß der dritte Theil der Menschen der Nachtfrau gehöre, ohne Zweifel, weil in der Regel der dritte Theil der Zeit (acht Stunden) dem Schlafe gewidmet ist (wie der Freyja die Hälfte, weil Tag und Nacht im Ganzen gleich vertheilt sind), und daß dieser Theil der Menschheit, was offenbar auf die fantastischen Situationen der Träume hindeutet, die Nacht mit ihr auf Bäumen zubringe. Beinahe das Nämliche wurde in Frankreich von der Dame Habonde (lat. Domina Abundia) gesagt, einem Dämon, der Nachts in die Häuser und Keller einfalle und von Allem zehre, was zu finden ist, ohne daß es deshalb abnehme, an welchem gespenstigen Treiben der dritte Theil aller Menschenkinder theilnehme (Bischof Wilhelm von Auvergne und der Roman von der Rose). Denselben Namen (Abundantia) hat die Asin Fulla; sollte das Ganze eine mißverstandene Auslegung vom Begriffe des vollen Mondes sein? (Simrock D. M. S. 353.) — Auf diese nächtlichen Gestalten und Fahrten bezieht sich, was (in Laßbergs Liedersaal III. S. 10) eine leichtfertige Frau sagt, welche außer dem Hause ihren Buhlen besuchen möchte:

Ich muß uz farn
mit der nacht frawen,
da muß ich beschawen
baidi not und arbeit.

Ganz dasselbe nun, was von Farahild und Abundia im Mittelalter geglaubt wurde, nämlich geheimnißvolles nächtliches Umherziehen, berichtet die deutsche Volkssage verschiedener Gegenden von der Frau Holle oder Holda, auch Hulda, welche Namen an Hel und Hilde erinnern und offenbar dasselbe sind.

Hulda ist eine freundliche Göttin in der Volkssage und bedeutet „Frau“, wie Holde, Helden „Männer“ bedeutete. In Burchard von Worms Sammlung der Decrete (Köln 1548) steht die Frage: „Credidisti ut aliqua femina sit, quae hoc facere possit, quod

quaedam a diabolo deceptae se affirmant necessario et ex praecepto facere debere, i. e. cum daemonum turba in similitudinem mulierum transformata, quam vulgaris stultitia Holdam vocat, certis noctibus equitare debere super quasdam bestias, et in eorum se consortio annumeratam esse.“ Sie ist den guten Menschen geneigt und fast in ganz Norddeutschland bekannt. Schneit es, so macht sie ihr Bett, daß die Federn fliegen (die Erde im Winter). Zur Mittagsstunde sieht man sie als schöne weiße Frau in See und Brunnen baden und verschwinden. Ihr nachgehend, kann man in ihre Wohnung gelangen. Sie fährt auf einem Wagen, aber (als Mond) auch schreckhaft durch die Lüfte mit dem wüthenden Heere. Hexen sind ihre Gesellschaft, und „Hollefahren“ heißt in Oberhessen Hexenfahrt. Dann ist sie langnasig, großzahnig, alt, strupphaarig. Man schreckt Kinder mit ihr. Ein Unordentlicher, Ungekämmter „ist mit der Holle gefahren“.

Holla ist als Mondgöttin Spinnerin und liebt Flachs und Hanf und Arbeit. Fleißigen Dirnen schenkt sie Spindeln und spinnt ihnen Nachts die Spule voll. Faulen brennt sie den Rocken an oder beschmutzt ihn. Kehrt sie um Weihnachten in's Land, so werden alle Rocken reichlich angelegt und für sie stehen gelassen; kehrt sie Fastnachts heim, muß Alles abgesponnen sein und man versteckt die Rocken vor ihr. Trifft sie Alles, wie sich's gebührt, so segnet sie. Wenn Fastnachts gesponnen wird, mißräth der Flachs; die Spinnräder werden daher versteckt. Den „Samstag der Hulla“ wird auf der Rhön keine ländliche Arbeit verrichtet, wie im Norden von Jultag bis Neujahr weder Rad noch Winde sich drehte.

Diese häusliche Idee ging auch über auf Odins Gattin Frigg. Orions Gürtel hieß „Friggs Rocken“, wie später „Marienrocken“.

Norwegen und Schweden kannten eine Berg- und Waldfrau Hull, Huldra, die sie (es ist der wechselnde Mond) bald jung und schön, bald alt und finster dachten. Im blauen Kleid und weißen Schleier naht sie sich den Weideplätzen und den Tänzen, an denen sie theilnimmt; sie hat indessen einen Schweif, den sie sorgsam zu verbergen sucht. Nach Einigen ist sie vorne schön, hinten

häßlich. Sie liebt Musik und Gesang; ihr Lied aber ist schwermüthig und heißt „Huldreslaat". In den Wäldern ist sie grau gekleidet, alt, an der Spitze ihrer Heerde, den Melkeimer in der Hand. Sie soll den Menschen ungetaufte Kinder forttragen. Oft erscheint sie als Herrin der Berggeister, des „Huldenvolkes" (auf Island „Huldufolk, Huldumenn").

Im Oberinnthal ist Hulda die Königin der Saligenfräulein, mit denen sie in unterirdischen Prachtgemächern der Gletscher wohnt. (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. S. 343. 354. Alpenburg S. 3.)

Luther übersetzte die hebräische Prophetin Chuledda oder Chulda mit Hulda.

Wie Frau Holle bis in's Voigtland, über die Rhön hinaus im nördlichen Franken, in der Wetterau bis zum Westerwald und aus Thüringen in das angrenzende Niedersachsen und dann in den höchsten Norden reicht, aber in Friesland, Nordsachsen, Schwaben, Baiern, Oesterreich und der Schweiz unbekannt ist (Grimm), so kennen diese Länder die Berchta (in Thüringen und Franken beide Namen). Daß sie jedoch auch das Volk als ein und dasselbe Wesen ansieht, zeigt der Doppelname Hilde-Berta, entstellt „wilde Berta", und Brech-Höldere, womit man in Schwaben unartige Kinder schreckt und sich darunter ein alt häßlich Weib denkt. (Meier und Grimm.)

Auch sie hält ihren Umgang in den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und Dreikönigen, wo ihr Tag gefeiert wird (in Luzern, Zürich, Aargau ist der 2. Januar oder, falls Neujahr Samstags ist, der 3. der „Berchtelis-, Bergelistag, urkundlich St. Berchtentag", und wurde früher von den Zünften mit einem Essen, vom Volke mit Lärm, Schellen, wilder Musik („Berzelen") gefeiert. Im Elsaß liefen Knaben und Handwerksgesellen zur Weihnachtzeit von Haus zu Haus („Bechten"), und im Salzburgischen 100—200 Burschen („Berchten") bei hellem Tage verkleidet und mit Peitschen und Kuhglocken umher, so auch im Pinzgau, im Gasteinthale durch's ganze Thal („Berchtenlaufen, Prechtenspringen"). Auch sie führt die Aufsicht über das Spinnen. Dem Mädchen, das den letzten Tag im Jahre seinen Rocken nicht abspinnt, heißt es im Saalfeldischen, beschmutzt ihn das

zottige Ungeheuer „Bergda“. An ihrem Feste ist die althergebrachte Speise Brei und Fische, Fastenspeise. In Saalfeld beschloß man den letzten Jahrestag mit Knödel und Häringen. Fehlte man dagegen, so „schnitt einem Berchta den Leib auf, füllte ihn mit Häckerling und nähte ihn mit einer Pflugschar mittels eiserner Kette zu“.*)

In Italien wurde Berchta aus Epiphania zur Fee Befana, einer Tänzerin, mit welcher man Kinder schreckt. Sie ist die Berekynthia, deren Bildsäule in Autun Gregor von Tours (de gloria confessorum), wie ihres Wagens erwähnt, der pro salvatione agrorum et vinearum mit dem Bilde durch Ochsen herumgeführt wurde, vor ihr her Musik und Gesang. Ja es deutet darauf schon die Weberin Arachne bei Ovid (Met. VI, 5).

In Eschenloh bei Partenkirch in Oberbaiern gingen Weiber, „Berchten“, meist drei, in alten Mannskleidern und vermummt (eine am Gürtel eine Kette, eine mit der Ofengabel, eine mit dem Besen), in die Häuser, wo sie lärmten und dann Birnen, Brod und Nudeln bekamen. Zu Holzberndorf in Mittelfranken stellten sonst junge Leute die „Eisenberta“ (andernorts eiserne Berta, Isanberchta) in einer Kuhhaut mit Hörnern vor, Aepfel, Birnen, Nüsse und eine Ruthe tragend und von Haus zu Hause die Kinder lohnend oder strafend. (Panzer.)

Wie unter'm Namen Hulda und Werra, ist sie Nachts in Begleitung, und zwar der Heimchen, kleiner Kinderwesen (nach manchen Sagen: ungeborener Kinder, weil die Kinder vom Himmel, von den

---

*) Im Voigtlande that dasselbe die „Werre“, die Reinesius (geb. 1587, † 1667) schildert: „Furibundam, silvescente coma, facie lurida, cetero habitu terribilem, cum comitatu Maenadum Werram“ (wilde Jagd). Witte sagt um 15 0: „Nam in hodiernum diem domini nativitatem et epiphaniam dicere solent Browe Here Blughet“ („Schweig, oder die eiserne Bertha kommt!“ schreckte man Kinder) und Vintler i. J. 1411: „Precht mit der langen Nas“. An Epiphaniä backte man fette Kuchen, den Leib zu schmieren, „damit Frau Berche Messer abglitsche“ (Schmeller I, 194), oder: „nach Wihenacht am zwelften Tage, nach dem heilgen ebenwihe (worin Grimm irrig was anderes sah als epiphania), do man ezzen solt ze Nahte, do sprach er zem Gesinde und zuo sin selbes Kinde: ezzet hiute fast durch min Bete, daz iuch diu Stempe niht entrete!“ (Stampa ist in Tirol allgemeiner Name der Berchta, und werden von ihr unter diesem Namen dieselben Züge erzählt.)

Sternen gesandt sind, später ungetaufter), und führt einen Pflug mit sich, was sie zugleich als Göttin der Erde und Vegetation, wie die Verwandtschaft ihres Zuges mit dem Geisterwagen kennzeichnet. Im Voigtland zieht die Buschgroßmutter mit ihren Töchtern, den Moosfräulein, durch das Land.

Martin von Amberg im 14. Jahrhundert nennt sie Percht mit der eisnen Nas, und meldet, die Leute lassen ihr in der Perchtnacht Essen und Trinken stehen.

In sehr vielen Orten um Bamberg und in der Stadt kommt vor Weihnacht die „eiserne Beata", vermummt, Aepfel, Nüsse, Schuhe, Strümpfe unter die Kleinen vertheilend, die sie zum Fenster und der Thüre hineinwirft.

Bei Augsburg heißt es: heut kommt der Klas (am Klasenabende, im Bambergischen „der Hel-Niklas", in Erbsenstroh gehüllt), morgen die „Buzebercht", eine vermummte Frau, die Haare verwirrt herabhängend, das Gesicht schwarz und in schwarzen Lumpen, einen Hafen mit Kläre (Stärke) tragend und Begegnende beklecksend.

In Nürnberg nannte man die Nacht der drei Könige die Bergnacht, in welcher Buben und Mädchen in den Straßen umher liefen, mit Hämmern, Schlägeln und Krügeln an die Hausthüren klopften (Klöpflenacht), was 1616 abgeschafft wurde.

In Mühldorf in Oberbaiern stellte man in der hl. Dreikönigsnacht für die Frau Beat Kücheln auf den Tisch. Dort, in Bergen und anderswo, drohte man Mädchen am Vorabende zum Neujahr, spinnet rein ab, sonst kommt Frau Bercht, schneidet Euch den Bauch auf, füllt ihn mit Haar- (Flachs-) Wickeln und zündet sie an. (Panzer 118. 119.)

Im alten Frankreich sah man ob dem Portal mehrerer Kirchen eine gekrönte Königin, den einen Fuß platt wie ein Gansfuß, la Reine pédauque. Daraus machte man Karls des Großen Mutter la reine Berte au grand pié, „Berhte mit dem Fuoze", wie man die „Spinnerin Berta" in der Burgunder Königin des 10. Jahrhunderts suchte. Auch in Italien redet man von tempo ove Berta filava. Der Plattfuß ist nicht nur jener bei den „drei spinnenden Basen" und der „tretenden Stampe" (im fränkischen Nordgaue „die Trampe"

trampen heißt stampfen), sondern echt antik der Schwanenfuß der Leda, und sie die „Schwanenjungfrau" (Suane-Hilde).*)

Der Name Hollas lebt auch noch in dem beim Volke beliebten Hollunderstrauche, schweiz. Holder (altd. Hollun-tra, Hollenbaum), dessen Zweige in vielen Gegenden am Frohnleichnamtage auf alle Straßen und Plätze der Dörfer und Städte gestreut und dessen Blüthen und Beeren medicinisch und letztere auch als eine Lieblingsspeise gebraucht werden. Falsch ist die Ableitung von „hohl"; denn ebenso ist der Name des sogar abergläubig verehrten Wachholderstrauches (Juniperus), schweiz. Reckholder, dessen Beeren in der Sage die Pest abwenden und dessen Holz in jedem Hause als Wohlgeruch verbrannt wird, wohl nichts als der Volksname Brechholdera (Berchta-Holda).

In Werdenberg glaubte man, das Verbrennen von Hollunderholz bringe einem Hause Unheil.

In Thüringen geht dem wilden oder wüthenden Heere der Frau Holle ein alter Mann mit weißem Stabe voran, um die Begegnenden zu warnen und den Weg rein zu halten. Er führt den Namen des getreuen Eckhart und erinnert an den antiken Hermes, als Führer der Verstorbenen in die Unterwelt. In der Lausitz nimmt seine Stelle bei Berchta der „Knecht Ruprecht" ein. Derselbe heißt als umgehendes Schreckbild für die Kinder auch Klaubauf oder Bärtel (oben S. 366).**) Berchtold (Masculinum vom Berchta) heißt der wilde Jäger in Schwaben; er ist weiß gekleidet und hat ein weißes Pferd und weiße Hunde. Eckhart ist aber in Thüringen auch der Wächter vor dem Berge der Frau Venus, welche daher mit Hulda zusammenfällt, wie dies auch der Letztern Identität mit Freyja bezeugt, die im Norden dieselbe Stelle einnimmt wie Aphrodite im Süden.

---

*) Die hl. Bertha Avennacensis im Bisthum Rheims leitete mit ihrem Rocken einen entfernten Brunnen in ihr Kloster (Acta S. S. Maji p. 114 b).

**) Hollepeter ist als Kobold im Gefolge der umziehenden Holda bekannt (Schmeller Bair. W. B. II. 171), und derselbe mit dem nordfränkischen Hullepöpel (Popele) und Hullebetz (Holle-Berchtold). In der Gegend Danzigs sagt man: Peter Holl, Petroll, sogar Patroll. Dahin gehört Peter, Peterli als Teufelsname. (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 193 ff.)

Der Berg der Frau Venus ist der Hörselberg bei Eisenach, in welchem sie, nun wieder gleich Hel in ihrer letzten Bedeutung, aber in freundlicherer, ja verführerischer Weise, eine Unterwelt beherrscht, wie Persephone, und irrende Ritter zu sich lockt, wie den vielbesungenen Tannhäuser, der so wenig erlöst wird, als der dürre Stab wieder Blüthen trägt. Aehnliches verlautet vom Ursel- oder Urschelberge in Schwaben. In der Schweiz heißt im Liede vom „Tannhuser" Venus „Frau Vrene", woraus eine „heilige Verena" entstand. Ohne Zweifel hängen „Vrene-Hilde" oder „Held", „Vronelde", „Brunhild" zusammen.

Berchta (althochd. Perahta, die Glänzende) ist auch der Name der „weißen Frau", welche in deutschen Schlössern spukt, wie z. B. Agnes von Orlamünde zur Strafe für ihren Kindermord, aber ursprünglich gleich den unzähligen verwünschten weißen Frauen in Ruinen, Höhlen und unterirdischen Gemächern, mythisch und eine der vielen Gestalten der Erdgöttin ist. Auffallend gemahnen aber alle diese mythischen Züge unseres Nordens an die südliche antike Sage von der Göttermutter Rheia oder Kybele und ihrem Begleiter Attis oder Pappos. (Diod. III. 58. 59.)

Tacitus nannte die deutsche Erdgöttin, die wir unter den Namen Hel, Jördh, Frigg, Freyja, Hilde, Holle und Berchta kennen gelernt, außer Nerthus auch Isis, indem er (Germ. 9) berichtete, daß ein Theil der Sueven ihr opfere, und daß das Sinnbild ihres Dienstes ein Schiff sei, was, wie er meinte, auf ferne Herkunft deute. Dieses Schiff ist aber ureinheimisch; denn man kennt in verschiedenen Gegenden Deutschlands feierliche Umzüge mit Schiffen (auf Rädern), und abwechselnd auch solche mit Pflügen und Wagen; ja der Wagen der Nerthus mußte ebenfalls, wie Simrock richtig vermuthet, zugleich ein Schiff sein, wenn er von der Insel auf das Festland gelangen sollte.*) Alle diese Fahrzeuge sind Sonnen- und Mondbilder, wie wir oben (S. 45 f.) gezeigt haben (s. Simrock d. M. S. 354 ff.), und hängen mit den Fahrten Huldas und Berchtas zusammen.

---

*) Solche Wagenschiffe haben sich in der Fastnacht erhalten; doch scheint es uns gewagt, wenn Simrock den italienischen Namen Carneval, der doch offenbar von carne vale! (Fleisch, lebe wohl!) kommt, von car naval (Schiffswagen) ableiten will.

Dies ist ohne Zweifel auch der Fall mit einer weitern in diesen Kreis gehörenden Gestalt. Im 15. Jahrhundert erzählt Gobelinus Persona, daß nach sächsischem Glauben „Frau Hera“ (ob mit der griechischen Hera verwandt?) in den Zwölften durch die Luft fliege und reiche zeitliche Güter verleihe. Sie heiße auch (wohl als Diminutiv) Herka oder Harke, Fru Harke, auch Fru Harfe, Harfen, Arke, und dieser Name ist in der Mittelmark bis zum Harz der Name der in den Zwölften umziehenden Göttin. Eine angelsächsische Segensformel lautet: Erce eordhan modor. Berge unter dem Namen Herkenstein und Harkenstein giebt es an mehreren Orten, in denen nach der Sage Herka mit den „Unterirdischen“ (Zwergen) und ihren aus wilden Thieren bestehenden Heerden haust. Auch sie bedrohte faule Spinnerinnen und sorgte außerdem für Flachs, Getreide und Gemüse.

Herka oder Helka heißt in der Heldensage Etzels Gattin, und sie hat in der Dietrichssage eine Schwester Bertha. Sollte der Name wohl ursprünglich derselbe und nur der Anfangsbuchstabe verändert sein? Damit hängt offenbar auch zusammen, daß mittelhochdeutsche Dichter das Schicksal als „Frau Sälde“ personificiren, und daß in Tirol die Sage geht, Frau Selga (hier spielt der Begriff „selig“), „eine Schwester der Frau Venus“, ziehe zu Fronfasten Nachts mit gespenstigem Volke herum und bestimme bei einem Feuer, wer nächstes Jahr sterben müsse, kenne auch aller Menschen Verhältnisse und die Orte, wo edles Metall liege.*) Die Fru Gode, Fru Gaue, Fru Wauer (oben Nr. 855), von welcher in Mecklenburg und Brandenburg gefabelt wird, hat Grimm als ein Mißverständniß aus „Fro (d. h. Herr) Wodan“ (der auch Gode heißt), betrachtet, könnte aber doch auf einer eigenthümlichen Auffassung jener Gestalten beruhen; im Berner Oberland erscheint eine von den Bergen niedersteigende feenhafte Ehestifterin Frau Ute; in Folge einer Beleidigung verschwindet sie für immer. In Niedersachsen heißt die Umziehende (nach Kuhn) Fru Freke (Frigg oder Diminutiv von Frea, Freia) in der wendischen Mark „die Murraue“. Bei den vicentinischen und

*) Zingerle in Germania, Bd. II. S. 436 ff.

veronesischen Deutschen fahren vereint der wilde Mann und die Waldfrau, zu welcher Zeit weder Jäger noch Hirt sich hinauswagt. Die ebenfalls in diesen Kreis gehörenden Namen Nehalennia (keltische Göttin) und Ostara (wovon „Ostern") sind zu wenig aufgeklärt, um besprochen zu werden. (Vergl. Grimms und Simrocks deutsche Mythol.) Hinsichtlich der Verbindung unserer Erdgöttin mit der heiligen Gertrud und Ursula verweisen wir auf Simrock (D. M. S. 358) und auf die nächstfolgenden Sagen.

Locale Variationen Huldas und Berchtas sind endlich in der Schweiz die Sträggele und das Posterli. Erstere ist Begleiterin des wilden Jägers Thürst (oben Nr. 832), aber auch eine menschenfressende Riesin, mit der man den Kindern und unfleißigen Spinnerinnen droht. Der Name kommt wohl vom italienischen Strega, Hexe; denn die Hexen wurden in ihren scheußlichen Processen mit all' den erwähnten „Nachtfrauen" in Verbindung gebracht. Das Posterli ist eine zur Karikirung gewordene Wendung unseres Sagenkreises. Am Donnerstag in der vorletzten Woche vor Weihnachten versammeln sich die jungen Männer jeder Pfarrei und berathen einen Auszug in eine benachbarte Gemeinde. Dann ertönt ein ohrenzerreißendes Getöse von Kuh- und Ziegenglocken, Kesseln und Pfannen, Blechplatten und Hörnern, und man zieht an den verabredeten Ort. Mitgeführt wird auf einem Schlitten oder zu Fuß die Hauptfigur in Gestalt eines alten Weibes, einer Ziege oder eines Esels, das Posterli (die Posterligeiß, daher auch Posterlijagd), oft blos als Strohpuppe, welche letztere am Bestimmungsorte, wo es an ein allgemeines Zechen geht, zurückgelassen wird. Im Berner Oberland, wo der Brauch auch einst existirte, aber durch die Reformation verdrängt ist, nennt man noch das Umziehen auf die Alpen oder von denselben „posternächteln". Der Name ist räthselhaft. Daß alle diese Erscheinungen und damit zusammenhängenden Gebräuche in den Zeiten der Sonnenwenden, namentlich aber derjenigen des Winters*) spielen, beweist am besten ihren Zusammenhang mit dem Laufe der Gestirne.

*) Vergl. W. Menzel, die Sonnenwende im altdeutschen Volksglauben, Germania II. S. 228 ff.

Folgende Sagen mögen das Obige erläutern:

(871.) Bei Hermeskeil sitzt Frau Holl im Berge und spinnt. In Dillingen heißt es, sie bewohne neugebaute Häuser, die noch nicht gesegnet sind. Sie neckt gerne Kinder, wirft ihnen was nach, daß sie fallen, oder rupft sie an den Kleidern. Das Volk meint, sie heiße „Frau Holl, weil sie die Kinder holt". (Moselsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. S. 191.)

Frau Holle ist auf dem ganzen Harze bekannt. Auf dem Oberharz heißt sie Haulemutter, Klagemutter, Klagefrau, aber auch Frau Holle, in Walkenried Frau Rolle und Frau Wolle, in Hohegeiß Frau Wulle, in Neustadt unter'm Hohenstein Frau Hulle. Sie besudelt den Rocken, der am Sonn- („Frau Hollen-") Abend nicht abgesponnen ist. Früher habe sie Kinder geraubt und erzogen, und man schreckt unartige Kinder damit. Kinder kommen an vielen Orten aus Teichen und Brunnen. Schneit es, so sagt man in Wildemann: „Die alte Hexe zieht nach dem Brocken!" (Harzsagen in Wolfs Zeitschr. I. S. 195—197.)

(872.) Auch die Haulemutter (Mutter Holle, Frau Hølle, die alte Hel) kommt in den Harzischen Sagen vor.

Einmal des Morgens ganz früh kommt ein Bergmann von seiner Arbeit nach Haus. Da hört er eine weinerliche Stimme, die aus einer Hausthürschwelle herauszukommen scheint. Er tritt näher und sieht ein altes Mütterchen in einer Hausthür sitzen, das thut ganz erbärmlich, daß es ihm recht zu Herzen gegangen ist; denn es ist Winter und recht kalt gewesen. Da fragt er sie: Mütterchen, was fehlt Euch denn? Ach, mich friert, ach, mich friert, sagt sie klagend, und mich will Keiner in's Haus aufnehmen. Du lieber Gott, sagt der Bergmann, was es doch für unbarmherzige Menschen giebt! Kommt, Alte, geht mit mir und wärmt Euch in meinem Hause. So geht er, die Alte ihm nach, und kommen Beide in's Haus. Da setzt Euch hinter den Ofen und ruht Eure alten Glieder. Der Bergmann aber setzt sich an seinen Tisch, um noch ein wenig zu essen. Er hat also dem Ofen den Rücken zugekehrt und wie er denkt, er will den ersten Bissen an den Mund führen, kommt auf einmal eine lange dürre Hand über seinen Kopf her und nimmt ihm die Bissen vom Tische weg. Wie der Bergmann sich umsieht, da ragt das alte Weib über den Ofen weg und hat sich durch die ganze Stube hergestreckt und greift mit der Hand nach seinem Essen und ruft: Ich will auch was haben, ich will auch was haben, ich will Dich auch haben! Da erkennt der Bergmann, daß es die Haulemutter ist, die er in's Haus aufgenommen hat, greift fluchend nach einer Axt und haut damit auf die alte Haulemutter ein. Die macht sich geschwind wieder ganz klein und flieht vor den Schlägen des Bergmannes zu dem geöffneten Hause hinaus. (Harrys Volkss. Niedersachsens II. S. 9.)

(873.) Im untern Berge bei Haslach am Main wohnt Frau Hulda, beim Landvolke „Frau Hulli" mainaufwärts „Holle", „Holla", schön,

geisterhaft, den Menschen geneigt, gewöhnlich in weißem Gewande und im Schleier, der sie oft ganz verhüllt, oft den Rücken hinabhängt. Sie hilft frommen Mädchen und Frauen bei der Feldarbeit, beim Spinnen u. a. Hausarbeiten und leuchtet Nachts Verirrten. Wer ihr aber nicht gehorcht oder sie beleidigt, oder Mädchen, die nicht fleißig spinnen, die straft sie, verwirrt den Rocken und führt beim Wandern irre. Am „Frauhullistein" am Fuße des unter'n Berges ruht sie aus und von den „Kötzenstollen" haben sich in den Stein zwei Löcher eingedrückt. Unweit im Mainarme zwischen dem Ufer und dem Floßwörth ist ihr „Badeplatz", wo sie oft allein, oft mit zwei gleich schönen Frauen badet, gewöhnlich vor Tagesanbruch oder Tags zwischen elf und zwölf Uhr. Man sah sie dabei zuweilen, goldgelbes Haar den Rücken hinab, der Leib weiß wie Schnee. Oft sah man sie im Mondscheine auf einem Felsen sitzen, meist aber wenn die Reben blühten und ihr Duft Alles erfüllte. Da sang sie, während ihr weiß Gewand in's Thal hinab leuchtete, wunderliebliche Lieder; doch warnte man, nicht darauf zu hören, weil man sonst „bis zum jüngsten Tag" mit ihr im Walde herumfahren müsse. Ein junger Bursche in Haslach, der sich nicht abhalten ließ, sich der Sängerin zu nähern (er sang selbst schön), kehrte erst morgen heim und erklärte, er wünsche nichts als sein Lebenlang zuzuhören. Drei Tage darauf starb er.

Man sah sie auch durch den Wald reiten, den Schimmel mit Silber und Glöckchen reich verziert, die wunderbar harmonisch klangen. Das Thier berührte die Erde nicht, sondern schwebte leicht hin, oft hoch von Berg zu Berg. Hörten die Haslacher oder Grünenwörther dies Geläute, so sagten sie: „Horcht, der Rollegaul (Hollegaul?) zieht um!" Man lauschte ihm oft bis Mitternacht, wo es bald nah, bald fern klang und wie wenn jedes Glöckchen anders gestimmt wäre. (A. Fries in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 23—29.)

(874.) Beim Oderteiche auf dem Harze beginnt der Rehberger Graben, eine Wasserleitung, welche durch einen 400 Lachter langen Kanal sämmtlichen Wasserrädern der Bergstadt Andreasberg die Aufschlagewasser zuführt. Ein ebener schöner Weg windet sich am Rehberge dahin. Aus den düsteren Waldungen dieses Berges heben sich kolossale Felsspitzen empor und scheinen den Wanderer durch ihre gewaltige Höhe und ihren mächtigen Umfang schrecken zu wollen. Darunter hin geht ruhig in dem Graben das Wasser seinem Ziele zu, rechts umfluthet im tiefen Thalgrunde die Oder mit Zischen und Brausen die riesigen Felstrümmer. Staunen erregen die zum Himmel emporstrebenden Berge, Bewunderung erwecken die aus ihnen himmelansteigenden Felsmassen. Wohin das Auge blickt, überall neue Gruppen, prächtige Naturbilder, großartige Erscheinungen; hier das tiefe felsige Thal mit seinem tobenden Flusse, dort die hohen Berge mit ihren zackigen und wilden Klippen, ihren rauschenden grünen Tannen. Das ganze großartige Naturgemälde beschließt der kühne Felsen Hahnenklee.

Drei junge Mädchen, welche sämmtlich verlobt waren, gingen im Gespräche über ihre Geliebten an einem schönen Sonntag Nachmittags nach dem Orte, der jetzt noch die drei Jungfern heißt. Unter halbaufgewachsenen Tannen ließen sie sich nieder auf das Moos, plauderten von ihrer Hochzeit und waren, wie die Andreasberger gewöhnlich, frohen Muthes. Da schaute die eine in die Höhe und verstummte, und den anderen ging es nicht besser, denn sie sahen, daß ihnen gegenüber, hinter einer Tanne, ja sogar darüber weg, ein gräuliches Weibsgesicht zum Vorschein kam. Die Augen des Ungethüms glotzten theils gutmüthig, theils zornig und wüthend, bald auf dieses, bald auf jenes Mädchen. Die Haare der Schreckensgestalt wallten in langen zottigen Locken über ihre entblößten Schultern und ihren breiten gelben Nacken herunter. Der übrige Theil des Körpers war hinter der Tanne versteckt, über welche sie wegsah. Mit hohler, gleichsam aus dem Grabe kommender Stimme sprach sie: „Welche von Euch Dreien diese Nacht zwischen 11 und 12 Uhr nach dem Hahnenklee kommt und denselben scheuert, die soll bald ihren Bräutigam heiraten." Darauf verschwand sie. Nachdem die Mädchen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, gingen sie nach Hause und verabredeten, da alle Drei gern heiraten wollten, daß sie zur befohlenen Stunde an einem Platze über Andreasberg zusammentreffen und thun wollten, was Frau Holle — denn sie ist es gewesen — gesagt hat.

Der Abend rückte heran und die Mädchen waren 10½ Uhr an dem verabredeten Orte. Die Nacht war trübe; die Eulen erhoben ihr schaudererregendes Geschrei; in der Ferne hörte man Donner, sah aber keinen Blitz, auch weder Mond noch Sterne. Alles war so unheimlich und schaurig. Da verfolgten die drei Mädchen, in sich gekehrt und ohne zu reden, ihren Weg nach dem Hahnenklee. Aber an den Ort gekommen, den man Gesehr nennt, sprach das eine Mädchen: „Nein, ich gehe nicht weiter. Wer weiß, welche Fallbrücke uns das Weib gelegt hat!" und — wandte um. Bald darauf machte es das zweite ebenso; das dritte, ein gutes und frommes Mädchen, sprach: „Und wenn es mir das Leben kostete, ich gehe und thue, was mir befohlen ist." Kaum war es nun glücklich auf dem Hahnenklee angekommen und legte Hand an's Werk, so erschien ihm abermals Frau Holle und sprach freundlich und lieblich: „Du hast Wort gehalten; ich halte auch Wort. Du bist also die folgsame und daher auch die bevorzugte unter Euch Dreien. Wisse, bald wird Dich Dein Bräutigam als glückliche Braut zum Altar führen; dagegen sollen die beiden anderen losen Dirnen nie zum Traualtar gelangen." Kaum war das Wort verklungen, so war die Gestalt verschwunden. Die Wolken brachen, der freundliche Mond blickte durch's Gewölk und begleitete das überglückliche Mädchen nach seiner bescheidenen Wohnung. Das Mädchen, welches auf dem Gesehr umgekehrt war, hatte einen Bergmann zum Bräutigam und die Hochzeit war vor der Thür, ja, der Tag schon bestimmt gewesen. Am Montage nach dem verhängnißvollen Sonntage brachte man ihren Bräutigam in Stücken

nach Hause; er war in den Schacht gestürzt und gänzlich zerschmettert. Die Braut grämte und härmte sich so ab, daß man nach drei Tagen sie und ihren Bräutigam in einem Grabe zur Ruhe bestattete. Des zweiten Mädchens Bräutigam ist im Kriege, von einer Kugel getroffen, todt zur Erde gesunken; nach einigen Wochen kam die Trauerbotschaft. Die Verlobte betrauerte ihren Geliebten viele Jahre und starb als alte, verlassene Jungfrau, deren Hoffnungen nicht erfüllt wurden. Das muthige und tapfere Mädchen aber, das dem Rufe des Schicksals folgte und den Hahnenklee scheuerte, bekam bald seinen Bräutigam zum Manne und bei dem frohen Hochzeitsmahle, als nach Tische der gebräuchliche Lobgesang gesungen und das „Danket dem Herrn" gebetet war, guckte abermals Frau Holle über den Ofen herüber und reichte dem nächstsitzenden Gaste für das Brautpaar eine silberne Wiege, die bei näherer Untersuchung ganz voll blanker Andreasberger Sechsgroschenstücke war, womit das junge Ehepaar seinen Haushalt gut anfing und glücklich, wohlhabend, ja reich beendigte.

Daher stammt auch die Redensart, wenn ein Mädchen auf Andreasberg keinen Bräutigam bekommt, so muß es den Hahnenklee scheuern. Ebenso sagt man da, wo der Ofen zwei hinter einander liegende Stuben heizt, und so in der Wand steht, daß man darüber wegsehen kann: „Sprach sachte, de Fra Holle horcht!" (Pröhle, Deutsche Sagen S. 38.)

(875.) Im Egerlande darf man in der Sct. Thomasnacht nicht spinnen, sonst kommt Frau Holle und straft die Frevler. Ein junges Mädchen hatte aber daran nicht gedacht und ging mit ihrer Spindel an diesem Abende wie gewöhnlich in die Rockenstube. Sie staunte, als sie die Stube leer fand, spann aber doch und meinte, die anderen würden schon kommen. Um 9 Uhr aber öffnete sich die Thüre und herein trat Frau Holle mit ihrem Gefolge. Sie war klein und häßlich und war von einer Menge kleiner mißgestalteter Wesen begleitet. Frau Holle sprach zur Magd mit furchtbarer Stimme. Du hast am Thomasabende gesponnen! und gab ihrem Gefolge ein Zeichen; das fiel über die Magd her und peitschte sie so lange mit Ruthen, bis sie ohnmächtig zu Boden sank.

Im Budweiser Kreise erzählt das Volk von einem alten Mütterchen, welches zu Weihnachten mit einem Bündel von Brennnesseln von Haus zu Haus geht und die Hausfrauen fragt, ob die Mägde schon alles Werg versponnen haben. Erhält es eine bejahende Antwort, so läßt es eine Brennnessel zurück und das Haus ist dann das ganze Jahr vor Unglück bewahrt. Erhält es eine verneinende Antwort, so werden die Mägde von dem Mütterchen mit dem Nesselbündel tüchtig durchgepeitscht. (Grohmann, Böhmen S. 46.)

(876.) Beim thüringischen Dorfe Schwarza zog Weihnachts einst Frau Holle vorüber, und vorne im Haufen ging der treue Eckart und mahnte die Begegnenden aus dem Wege, damit ihnen kein Leid widerfahre. Ein paar Bauernknaben hatten gerade in der Schenke Bier geholt und wollten

es nach Hause tragen, als der Zug erschien. Sie schauten ihm zu. Die Gespenster nahmen die ganze Breite der Straße ein und die Dorfjungen wichen mit ihren Kannen in eine Ecke abseits. Bald nahten verschiedene Weiber aus dem Zuge und tranken. Die Knaben schwiegen aus Furcht stille, hatten jedoch nicht wenig Angst, was sie über ihre leeren Krüge daheim sagen sollten. Endlich trat Eckart zu ihnen und sprach: Das rieth Euch Gott, daß Ihr kein Wörtchen gesprochen, sonst wären Euch die Hälse umgedreht worden. Nun aber flugs heim und saget keiner Seele etwas von der Geschichte, dann werden Euere Kannen immer voll Bier sein und nie leer werden. Die Knaben folgten und es kam so. Die Kannen wurden nie leer und drei Tage nahmen sie sich in Acht. Endlich vermochten sie nicht länger den Mund zu halten und eröffneten ihren Eltern die Sache. Da war es aber aus und die Krüge versiegten. (Grimms deutsche Sagen I. S. 9. Goethes Gedichte.)

In den schwäbischen Sagen (Betzingen), wo die im „Muotesheere" statt der Füße Fischschweife haben, fliegt der größte Fisch dem Zuge voran und warnt die Leute gleichermaßen. (Meier S. 129.)

Auf dem Heuberge ruft Einer von dem Heere: außer'n Weg! außer'n Weg! daß Niemanden Schaden gescheh! So auch auf dem Schwarzwalde, in Mittelstadt, in Blaubeuren, in der Gegend der Nagold, bei Neubulach (wo man den Eckart, der sonst keinen Namen hat, „Ermahner" nennt. (Meier, S. 130—134.)

(877 a.) Vor alter Zeit wohnte auf dem Stoellen'schen Berge eine großmächtige Riesenfrau, mit Namen „Frau Harke" oder auch Harfe. Die wollte einmal mit einem großen Steine den Dom zu Havelberg zerschmettern; er glitt ihr aber aus der Hand und fiel auf die Stoellen'sche Feldmark, wo er lange lag und die Löcher noch sehen ließ, wo sie ihn mit den Fingern gefaßt hatte, so wie Streifen, wo sie in ihrer Wuth hinein biß. Der Havelsberger Bischof habe darauf einen andern Stein nach den Stoellen'schen Bergen geworfen, und seit der Zeit sei die Zauberin dort verschwunden. (Kuhns märkische Sagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. 255.)

(877 b.) Zu Nagy-Harsany in Ungarn an der Ebene unter dem Berge wohnte eine alte Hexe. Die hatte eine schöne junge Tochter mit Namen Harka, die der mit der bösen Mutter im Bunde stehende Teufel zu heiraten wünschte. Die Mutter sagte zu, stellte aber auf das Flehen der Tochter die Bedingung, daß er in einer Nacht den Harsanyer Berg mit einer Henne und einer Ziege aufackere. Der Teufel ging daran; aber eben als er vor zwölf Uhr die letzte Furche zu machen hatte, ging Harka in den Hof hinaus und ahmte den Hahnenruf nach, worauf der Teufel die Arbeit gleich aufgeben mußte, aber in seiner Wuth einen seiner Stiefel nach Beremend, den andern gegen Siklos schleuderte. Aus dem herausgefallenen Sand entstanden die zwei Berge bei Beremend und Siklos. (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 255. S. oben Nr. 664.)

(878.) In uralter Zeit lebte in der Gegend des heutigen Audorfs ein altes, sehr armes Bäuerchen. Das hatte einen Knaben bei sich, den es wie sein Kind liebte. Als dieser stark genug war, sandte es ihn in die Berge, gute Weide aufzusuchen. Der ging mit seinem Hunde den ganzen Tag hindurch umsonst in der Wildniß herum und legte sich Nachts auf's Moos. Wie staunte er am Morgen, eine wunderschöne Jungfrau unter einer nahen Buche sitzen zu sehen! Sie kam auf ihn zu, grüßte ihn hold mit seinem Namen, führte ihn auf eine herrliche Weide und nannte sich „das Waldfräulein Hechta", Eigenthümerin des Waldes. Dann hieß sie ihn mit seinen Kühen kommen und so oft er ihrer bedürfe, dreimal an die Buche klopfen. Er that's den folgenden Tag, weidete den Sommer hindurch, verkehrte viel mit Hechta und gewann sie immer lieber. Als der Herbst kam, eröffnete sie ihm, sie werden sich drei Jahre meiden müssen, und gab ihm einen Ring, der sich schwarz färben werde, sobald er ihr die Treue breche. Dann sei jedoch schneller Tod sein Loos. Das Bäuerlein konnte die fetten, schönen Thiere nicht genug bewundern. Der Jüngling dachte nur an Hechta zwei Jahre lang, bis er im Frühling des dritten einer Hochzeit beiwohnte, wo ein neben ihm sitzendes „Diendl" ihm gar sehr gefiel, so daß er sie zu heiraten dachte. Als er am Morgen erwachte, war Hechtas Ring kohlschwarz. Er erschrak und suchte Rath beim Pflegevater. Beide gingen zum Einsiedler „unter der Wand" und baten um Hilfe. Der jedoch hieß den Jungen sich zum Tode bereiten, falls die Frau sich nicht seiner erbarme. Da begaben sich Beide zum Weideplatze hinauf, betend, der Hirt ein hölzernes Kreuzlein tragend. Als sie anlangten, saß Hechta auf einem bemoosten Steine, schwarz gekleidet und Trauer im Gesichte. Der Bursche kniete vor sie hin und bat umsonst um Verzeihung; sie antwortete nichts als mit klagender Stimme: „Weh, es ist zu spät! der Meineid muß gerächt werden." Dann stampfte sie dreimal mit dem Fuße und es sprudelte ringsum Quelle auf Quelle, bis die grüne Ebene ein weiter See war. Es ist der „Hechtsee" nahe bei Kufstein. Von ihr und dem Jünglinge sah man nie mehr was und der Alte starb ein Jahr später an dem Tage, an dem der Jüngling die Untreue gebüßt hatte. (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 352–354.)

(879 a.) Zwischen Gotha und Eisenach liegt in Thüringen der Hörsel- oder Hörselen- oder Horselberg, wo das „Thüringerwaldheer" mit Frau Holle und dem treuen Eckart aus- und einzieht. Er ist lang gestreckt, grabhügelförmig, kahl und in der Schlucht, die hinein geht, glaubt der Wanderer ein Rauschen zu hören, was christlich für das Klagen der „armen Seelen" galt und dem Berge den Namen mons horrisonus und „Hörseelenberg" gab. Es ist also ein Tartaros der alten Deutschen. (Sollte derselbe verwandt sein mit „Horsa", Roß? der Ort, wo Abends das Sonnenroß ein- und das der Nacht auszieht?) Im Volksmunde heißt es „Hörschelberg" und die Schlucht das „Hörschelloch" und die mit drei Begleiterinnen, hier „Nonnen" genannt, Nachts herausziehende Nachtfrau „die alte Urschel", die „grün", in

Jägerfarbe, gekleidet ist. Wir sehen in ihr jene heilige „Ursula" mit ihren sonst jedenfalls sinn- und geschichtlosen 11.000 „Jungfrauen", vor Attila fliehend, Deutschland den Rhein hinab durchwandernd und überall Spuren in der Sage zurücklassend. Es sind die in der Nacht über die Erde wandernden Sterne, die Jungfrauen mit ihrer Führerin, deren drei wir als Ainbet, Warbet und Vilbet begegnet sind, die Amazonen mit ihrer Königin. Des altrömischen Sonnengottes Quirinus oder Romulus Gattin, somit die Mondgöttin des primitiven Roms, hieß, auffallend hierher klingend, Hersilia und „Herse", die Gattin des unzweifelhaft für den Sonnengott zu haltenden Danaos, und eben so eine Tochter des eben dasselbe bedeutenden Kekrops (Apollodor II, 1. 5. III, 14. 2. 3.) Der Name ist lediglich „Hercha" in anderer Form.

(879b.) Im bairerischen Altmühl- und Donauthale ziehen Nachts die 11000 Jungfrauen mit Rocken oder Spindel im Mondschein um und überweben das Land mit Seide; ihre Führerin heißt „die Mutter Gunt". (Langhofer, altbaier. Gedichte 1854. II. 325.)

(880.) Im Bernerlande kommen die ledigen Jungfrauen nach ihrem Tode sämmtlich auf das „Giritzen-" (d. h. Kibitzen-) Moos, wo sie ewig spinnen müssen; im Sarganserlande auf das „Schaner Ried"; in Tirol die Hagestolzen auf das Sterzingermoos, wo die Jungfern traurig klagen, die Männer das Moos ausmessen; Beerameisen ringeln (d h. Ringe durch die Nase zieh'n), Steinböcke salzen, Felsen abreiben, Nebel schöbern, d. h. häufeln, Wolken schieben. (Alpenburg S. 350. 351.)

Nach der Sage um Amberg kommen sie in den Haidweiher, wo sie „Gobizl" (Kibitze) hüten müssen und die Hände über's Wasser emporstreckend rufen: „Einen Mann! Einen Mann!" (Schönwerth S. 175.)

(880a.) In der Oberpfalz kennt die Sage den Hetschaberg, hoch, grün, hinten großer Wald Im Innern wohnt der Teufel mit der Hölle. Auf ihn werden böse Geister vertragen. (Schönwerth III. S. 178.)

In Oesterreich schwören Viele: „Wäre ich nur im Stande, den und jenen auf den „Hetscherlberg" zu wünschen." Diesen denkt man sich ganz mit Dorngestrüppe bewachsen, auf seinem Gipfel einen Teich und darin die Verwünschten als Fische, woher keine Wiederkehr ist. (Vernaleken, Mythen und Bräuche, S. 155, wo er jedoch irrig erklärt „Hetscherl d. i. Hagebutten". Es ist die Herka, Hetscha und der Hörselberg; auch der „Heuchelberg", von dem die Zwergstimme ruft, er stehe in Brand [Nr. 435], ist derselbe, der Herchaberg.)

(880b.) Bei Pfullingen in Schwaben liegt der „Urschelberg". Wenn die Kinder ihn besteigen, Holz zu holen, kommen sie vorüber am „Remselesstein", wo jedes zwei bis drei durchlöcherte Hornknöpfe (Remsele) „als Opfer für die alte Urschel" hinlegt und bei der Zurückkunft nachsieht, ob sie sie weggenommen. Weiter oben suchen sie nach „Sonnesteinen", d. h. solchen, denen die Sonne ihr Bild, ein rundes Loch, eingebrannt hat, und werfen sie

beim „Hämmerle“, einem durchbrochenen Felsen, eine steile Stelle hinunter. Das, dessen Stein am weitesten rollen gesehen wird, sagt: „Die Urschel hat mein Opfer am liebsten genommen!“ Etwa siebzig Schritte unterhalb des Hämmerle war früher hart am Wege ein unergründetes Loch, der Eingang in der Urschel unterirdisch Schloß. Auf dem „Hörnle“, einem Vorsprunge des Urschelberges, ist „das Nachtfräuleinsloch“, worein jeder Vorübergehende dem Nachtfräulein einen Stein opfert, wo nicht, so legt es ihm einen Stein in den Weg oder spielt ihm sonst einen Streich.

Unweit des „Hämmerle“ soll einst ein reiches Schloß mit allen Schätzen in die Tiefe versunken sein. Eine Frau aus Reutlingen sah in einer Nacht das Schloß in aller Pracht vor sich. Sie ging hinein und fand Männer und Frauen darin, die ihr zu essen und trinken gaben. Im Urschelberge selber, den eine goldene Kette umschließe, wohnt die alte Urschel. Ein Pfullinger ging Nachts hin, fand ihr Schloß, zog an der Glocke davor, antwortete aber dem weißen Fräulein, das hervortrat und ihn um sein Begehren fragte, verlegen: er sei verirrt, worauf sie im Berge eine Laterne holte und ihm traurig auf keine Frage antwortend bis zu seinem Hause leuchtete.

Die Ursel zürnt aber auch und hat einst einen Bauer, der Laub geholt, mit Wagen und Ochsen an jener steilen Hämmerlestelle so hinabgeworfen, daß zwar weder ihm, noch den Thieren etwas geschah, das Laub aber zerstreut wurde. (Sagen aus Pfullingen in Ernst Meiers „Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben“, Stuttg. 1852, S. 3—6.)

Erschien die alte Urschel, so trug sie bald weiße, bald schwarze Kleider nebst weißen Zeugschuhen und rothen Strümpfen, und im Gürtel oder an einer goldenen Kette ein großes Schlüsselbund. Aber sie erschien auch schon mit Ziegenfüßen und als Fuchs. (Ebend.)

(881.) Bei Pösneck sieht man einen Berg, der ganz in zwei Theile gespalten ist und mit dem es denn auch eine eigenthümliche Bewandtniß hat. Da jener Berg noch zusammenhing, schritt einst ein schönes weißes Fräulein mit einer Krone auf dem Haupte aus ihm hervor und trug einem Hirten an, sie zu heiraten. Der folgte ihr denn auch in den Berg hinein, wo großes Wohlleben und Schätze vollauf waren, von denen er sich mitnehmen durfte, so viel er nur mochte. Endlich aber, nachdem dies so eine Weile gegangen, meinte er, er habe nun genug, und da warb er denn doch lieber um eine Andere. Bei seinem Reichthume konnte es denn auch nicht fehlen, daß eine vornehme Gutstochter ihm Zusage machte; doch es kam anders. Beim Nachhausereiten von jener verirrte er sich und wie sein Pferd plötzlich still steht, befand er sich am Berge und vor ihm das zürnende Fräulein. Sie fragte streng, wo er gewesen? Und da er verstummte, spaltete sich der Berg und unter furchtbarem Krachen versank das Fräulein unter der einen Hälfte, die andere aber begrub ihren ungetreuen Liebhaber. (Eisel, Voigtl. S. 101.)

(882.) „Der Tanhäuser“ war in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein, muthmaßlich baierischer, Minnesänger, dessen Lieder meist aus Tanzweisen bestehen. Seinen Namen feiert die Volkssage. Er sei auf seinen Fahrten in der Frau Venus Berg (man meint den Hasel- oder Hörselberg bei Eisenach) gelangt. Nachdem er dort lange in Freude und Lust zugebracht, trieb ihn sein Gewissen, herauszugehen, und Frau Venus mußte ihm Urlaub geben, als er die heilige Jungfrau angerufen. Er wanderte nach Rom zu Papst Urban (IV. 1261—1264), dem er beichtete. Urban aber, hart, wies auf den dürren Stecken, den er hielt, und erklärte, wenn dieser grünen werde, sollen seine Sünden vergeben sein. Der Sänger zog verzweifelnd fort, den Papst reute sein Urtheil zu spät, als am dritten Tage der Stecken ausschlug; Tanhäuser kam wieder zu Frau Venus, die ihn freudig empfing, und in ihrem hohlen Berge muß er weilen bis zum jüngsten Tage. Vor dem Berge sitzt der getreue Eckart, um die Leute vor des Tanhäusers Schicksale zu warnen.

Man kannte aber auch einen Venusberg zu Uffhausen bei Freiburg im Breisgau, wo die Tannhäusersage ebenfalls localisirt ist (Schreiber Taschenb. 1839, S. 348), einen zu Waldsee in Schwaben, bei Fellbach in Vorarlberg (Alpenburg S. 332), und einen in der Schweiz auf dem ehemaligen Landgerichtshügel „Thiergget“ (Thiergarten) bei Mels, und ein Geschlecht Tanhuser lebte am Strilserberge in Graubünden und im Luzernischen. (Lütolf S. 90.) Im Entlebuch, zu Escholzmatt ist ein „Tannehus“ und dort, wie im Sarganserland erzählte man die Sage vor mehr als fünfzig Jahren und hatte an beiden Orten ein „Tannhuserlied“.

Zu Menzingen im Kanton Zug versetzte eine alte Sage jene Spieler, welche sich an Gottes Blut versündigt, in den „Frau Frenen Berg“.

In den Luzerner Protokollen des sechszehnten Jahrhunderts werden Solche gebüßt, welche entweder behaupteten, sie seien „fahrende Schüler“ oder „in Frow Venus Berg“ gewesen.

Junker Melchior Zurgilgen aus Luzern, der 1519 mit Anderen nach Jerusalem gepilgert, schreibt, man zeige in Cypern noch „Veneris Gart“, in welchem Pallas, Juno und Venus sich um den Preis der Schönheit gezankt und „by der selben Stadt (Paphos) lit ein hocher Berg, würt genannt Frow Venus Berg, wan da hat si gewonet, da etlich Lüt sie vermeinend im Berg verschlossen sin und gros Lust und Freud darin haben, daran doch nüts ist.“

(883.) Das Tannhuserlied
vom Thiergarten unterhalb Mels.

Tannhuser war ein wundriger Knab,
groß Wunder goht er ge schauen;
er goht wohl uf der Frau Frenes Berg
zu den drei schönen Jungfrauen.

Er schaute zu einem Fensterli in,
groß Wunder kann er da schauen;
drum goht er uf der Frau Frenes Berg
zu den drei schönen Jungfrauen.

Sie sind die ganze Woche schön,
mit Gold und Side behangen,
hand Halsgeschmeid und Maien uf,
am Sonntag sind's Ootern und Schlangen.

Tannhuser, lieber Tannhuser min,
wend Ihr bei uns verblibe?
Ich will Euch die jüngste Tochter gän
zu einem ehelichen Wibe.

Die jüngste Tochter die will ich nit,
sie treit den Tüfel innen;
Ich gseh's an ihre brun Augen an,
wie er in ihre thuot brinnen.

Tannhuser, lieber Tannhuser min,
Du sollest uns nit schelten;
wann Du kommst in der Frau Frenes Berg
so muost Du es engelten.

Jetzt tritt er bald in's siebente Jahr,
so brichtet die alte Märe,
daß er in großen Sünden lag,
sin Seel verdammet wäre.

Frau Frene hat ein Figenbaum,
er leit sich drunder zu schlafen;
es kam ihm für in sinem Traum,
von Sünden soll er lassen.

Und wie es Morgens am Tage war,
Tannhuser wollte ge bichten;
er wollte gehen für den Pfarr,
wohl sine Sünden verrichten.

Der nahm die Sünd ihm aber nit ab,
und sprach, zum Papst müeß er wandren;
da kehrt er sinen Pilgerstab
gen Rom mit vielen andren.

Wan er gen Rom wohl ini kam,
war er mit blutten Füeßen;
er fiel auch nider uf sini Knie,
sin Sünden wollt er abbüeßen.

Der Papst treit ein Stab in siner Hand
vor Dürre wollte er spalten.
So wenig der Stab mehr Läubli treit,
so wenig kannst Gnad erhalten.

Er kneuet vor dem Chrüzaltar
mit usgespannten Armen:
Ich bitt es Dich, Herr Jesus Christ,
Du wellist Dich min erbarmen.

Wan er für's Thor wohl ußi kam,
begegnet ihm Uesi lieb Frauen.
Behüet Dich Gott, Du reini Magd,
Dich darf ich nimmer anschauen.

Wenn ich kein Gnad erhalten mag,
geh ich zum Frenesberg wieder,
und schlafe dort bis zum jüngsten Tag,
bis Gott mich selber thuot wecken.

Jetz währet es nit gar dritthalb Tag,
der Stab fieng an zu gruonen,
er treit drü roti Röseli z' Tag,
drei wunderschöne Bluamen.

Der Papst schickt us in alle Land,
si können Tannhuser nit finden,
er liegt schon in der Frau Frenes Berg
bei denen drei schönen Chinden.

Es währet nit gar ein halbes Jahr,
do war der Papst gestorben;
jetz ist er verdammt in Ewigkeit,
muoß ewig sin verdorben.

Drum soll kein Papst, kein Kardinal
keinen armen Sünder verdammen;
der Sünder mag sin so groß er will,
kann Gottes Gnad erlangen.

(Aus den Variationen im Oberlande und im Entlebuch vergleichend möglichst hergestellt, was bei einigen wenigen Strophen, beim jetzt vorhandenen Material wenigstens, unmöglich war.)*)

(884.) Vom Schloßgarten zu Ichstedt in Thüringen, nahe dem Kiffhäuser, führt ein mannshoher schmaler Gang in den Berg, zu einem Gemach,

*) Vergl. Gräße, Der Tannhäuser und der Ewige Jude. Dresden 1861, bes. S. 21, 50 ff. und 53 ff.

das Eisloch genannt. Hier waltet, nur Sonntagskindern erkennbar, die Eisfrau. Ihr Haar ist silberfarben, ihr Gesicht bleich, ihr langes Gewand schneeweiß; sie selbst ist lautlos, nur das Klirren des Schlüsselbundes, den sie am Gürtel trägt, kündigt ihr Nahen an. Um Mitternacht zeigt sie sich in der Nähe des Eisloches, im Schloßgarten und zündet sich auf einem Baume ein Licht an. Ihr Gesellschafter ist ein silbergrauer Hase. Faule Arbeiter fallen im Eisloche, in das sie unwiderstehlich getrieben werden, und brechen den Arm. Ein Brunnen aber im Eisloche, den die Eisfrau gegraben, schützt die Umgegend vor Ueberschwemmungen, indem er alles überflüssige Regenwasser in seine unergründliche Tiefe aufnimmt. (G. Schöne in Wolfs Zeitschrift für d. Mythologie, III. Bd. 1855, S. 84.)

(885.) Die weiße Frau soll eine sehr schöne Frau gewesen sein, die ein König heiratete. Sie verrieth aber ihren Gemal und vermälte sich mit dessen Gegner. Als sie auch diesem untreu ward und mit einem Kriegsobersten entflohen war, ließ sie ihr zweiter Gemal in einem weißen Thurm auf dem weißen Berge bei Prag einsperren und vermauern. Aus diesem Thurme nun geht die weiße Frau um Mitternacht hervor. Sie hält ein weißes Tuch in der Hand, das mit Blut befleckt ist.

Ein Soldat, der vor den Magazinen des Schlosses Schildwache stand, sah sie einmal in der Nacht und erzählte es seinen Kameraden. Ein junger Rekrut vermaß sich, sie anzusprechen. In der folgenden Nacht erwartete er die Erscheinung. Um Mitternacht kam denn auch wirklich die weiße Frau aus dem weißen Thurme hervor und fing an zu weinen und zu klagen. Der Rekrut faßte ein Herz und fragte sie, was ihr fehle und wie sie zu erlösen sei. Da antwortete die weiße Frau: „Wenn Du, ohne Laut von Dir zu geben, drei Stiche aushältst, die ich Dir mit Deinem Bajonnette in die Brust gebe, so werde ich erlöset sein!" Der Rekrut ging darauf ein. Aber schon beim ersten Stiche, den die weiße Frau ihm versetzte, schrie er laut auf: „Jesus, Maria, Du hast's mir gegeben!" „Und Du mir noch mehr," antwortete die weiße Frau; „siehst Du jene drei Bäumchen, die dort stehen? Wenn diese drei Bäumchen werden ausgewachsen sein, so wird man aus ihrem Holze eine Wiege machen und das Kind, das in dieser Wiege liegen wird, das erst wird mich wieder erlösen können. Und wenn mich auch das nicht erlöst, so muß ich nun umgehen, so lange die Welt Welt sein wird." (Grohmann, Böhmen S. 56.)

(886.) Wenn in der weitverzweigten Familie des fürstlich reußischen Regentenhauses ein Todesfall bevorsteht, sieht man eine hohe weiße Frauengestalt durch die Räume des fürstlichen Palais schreiten am Johannisplatze in Gera. Die Diener der alten Hoheit, der Witwe Heinrichs XXX., haben die Ahnfrau oft gesehen und auch das Rauschen ihres seidenen Kleides deutlich hören können, die alte Hoheit aber hat dann immer gesagt: sie wisse das längst, es brauche sich aber Niemand darüber zu ängstigen. Einmal ist das

Gespenst sogar vor den Augen einer bei der Hoheit versammelten zahlreichen Abendgesellschaft erschienen und ist hernach durch ein Zimmer verschwunden, welches ohne Ausgang war. Man will wissen, daß es ehedem eine Gräfin von Orlamünde gewesen. (Eisel, Voigtl. S. 99.)

(887.) Eines schönen Herbstabends saßen in der Schenkstube des Dorfes Heilingen noch eine Anzahl Bauern bei einem Glase Dorfbieres zusammen und sprachen über Dies und Jenes, was man sich so des Abends im Hexengrunde zu erzählen pflegt. So dauerte es denn auch nicht lange, so wurde vom weißen Fräulein geredet, das droben in der Burg über dem Dorfe des Nachts umherirrt, und von den Schätzen und Reichthümern, die oben versunken liegen in Schutt und Trümmern des alten Baues und von denen sie in guter Stunde bisweilen den sie besuchenden Menschenkindern etwas schenkt. Vor Allem aber sprachen die Zecher, wehmüthig auf das dünne Getränk blickend, womit sie ihren Durst stillten, von den weiten, tiefen Kellern der Burg und dem kostbaren Wein, der unten in Bergestiefe in ungeheuren Fässern verborgen liegt und von dem sie gar so gern ein Pröbchen gekostet hätten.

Das Alles hörte die muthige Tochter des Wirthes ruhig mit an. Als aber die guten Bauern sich gar zu sehr nach dem edlen Stoffe sehnten, trat sie zu ihnen und erbot sich, noch heute Abend nach der Burg hinauf zu gehen und ihnen einen Krug Wein herabzuholen. Und, obwohl die Bauern das Mädchen anfangs auslachten und es ihr nicht glauben wollten, daß sie ihr Versprechen halten könne, machte sich die Unerschrockene auf, kam unangefochten in der stillen, mondhellen Herbstnacht in dem Burghofe an und traf richtig dort das weiße Fräulein, welches plötzlich aus einem Pförtchen ihr entgegentrat und ihr auf ihre Bitte den mitgebrachten Krug mit dem schönsten Weine füllte. Freudig brachte das Mädchen nun den wartenden Zechern den versprochenen Wein und diese tranken den stattlichen Krug mit vollem Behagen in kurzer Zeit aus. Allein es hatte ihnen dermaßen geschmeckt, daß sie noch mehr des edlen Getränkes begehrten und die Wirthstochter inständigst baten, noch einmal nach der Burg zu gehen und noch einen zweiten Krug sich zu erbitten. Diese aber weigerte sich, dies zu thun, und entschloß sich erst dann dazu, als ihr die durstigen Bauern viel Geld für ihren Weg versprachen. Als sie jedoch wieder in die Ruine kam, wollte sich das weiße Fräulein trotz allen Rufens und Bittens nicht zeigen. Endlich erschien es, doch traurig und mit verhülltem Antlitz, und sprach: „Zum letzten Male hast Du von mir Wein erhalten und nie wieder darf ein Menschenkind von ihm trinken. Denn wer der Geister Gaben um Geld verkauft, der ist ihrer nicht werth!" Damit verschwand das weiße Fräulein.

In jener Nacht aber sind Keller und Fässer der Burg viel hundert Klaftern tief in die Erde gesunken und niemals wieder werden sie an's Licht kommen. (Holzlandsagen S. 121.)

(888.) Von zwei schönen und lieblichen Grafentöchtern war die eine, Frau Fasten (Mißverstand aus „Fronfasten"), beim Volke beliebt und hatte ihre Freude am Spinnen, was sie daheim rastlos trieb, und auch die Mädchen der Nachbarschaft lehrte, wobei sie ihnen Rädchen und Hanf und Flachs schenkte. Manchen Abend trat sie in ihre Stuben, wo die Spinnerinnen der Gegend spannen und sangen. Nicht so die andere, Frau Vrene, die ihre Lust lediglich am Tanzen hatte, und während die Schwester ihrem Lieblingsgeschäfte oblag, mit ihren Freiern ganze Nächte um die Linde oder in den benachbarten Burgen tanzte und je wilder und schwindelnder desto lieber. Sie wünschte sich oft, ewig tanzen zu können.

So geschah es. Sie wohnten noch immer in den Felsgewölben der Oberländer-Berge, wo unzählige Lichter in den Gletschersälen brennen und edle Metalle und Steine erglänzen und eine entzückende Musik erschallt. Den Zugang bildet ein wildes Gletscher- und Bergthal, dessen graue Steine die Tänzer sein sollen, die sich hinein und in ihre Schwindeltänze verlocken ließen. Die milde Schwester aber erscheint noch im Kreise munterer Spinnerinnen, wo ihre Anwesenheit Gedeihen verbreitet. Nur wer nach dem Feierabendläuten spinnt, verliert am Gesponnenen oder er spinnt sich — ein Leichenhemde, weil die Frau Fasten plötzlich erscheint und ihm den Hals umdreht. (Wälti, Illustr. Zeitschr. f. d. Schweiz. II. S. 278.)

Verhalte sich's nun wie es will, so waltet hier das Doppelwesen der milden Spinnerin Holde, die zugleich strafende Berchta ist, und der am Himmel hintanzenden Frei, Farahild, Vronelde.

(889.) In dem alten Schlosse zu Neuhaus, das jetzt dem Grafen Černin gehört, befindet sich in einem der Zimmer eine Statue aus weißem Marmor, welche die weiße Frau darstellt. Diese Frau wurde von ihrem Gatten, der ein Rosenberger war, im Trunke erschlagen und erschien seit jener Zeit immer, wenn ein Unglück in der Familie geschehen sollte. Es gab aber auch im Schlosse zu Neuhaus eine schwarze Frau. Diese erschien an einem Tage im Schlosse, raubte den Erstgebornen der Familie und entfloh mit ihrem Raube durch die Mauer, die sich vor ihr öffnete und hinter ihr schloß. Da erschien plötzlich die weiße Frau an einer durch eine Steinplatte verschließbaren Oeffnung an der Außenseite des Thurmes und erschrak darüber so, daß sie zu Stein wurde. Seit dieser Zeit steht sie als Marmorbild im Neuhauser Schlosse und nur um Mitternacht erwacht sie aus ihrer Erstarrung und durchwandelt mit Schlüsselgerassel das ganze Schloß.

Als die schwarze Frau mit ihrem Raube verschwand, streifte sie an der Mauer, und an dieser Stelle ist auch bis auf den heutigen Tag ein unverwüstlicher schwarzer Fleck zu sehen; ebenso die Oeffnung, wo die weiße Frau erschien, als die schwarze den Raub ausführte.

Man erzählt, daß die weiße Frau in derselben Nacht erschlagen wurde, an welcher Žiška zur Welt kam. (Grohmann, Böhmen. S. 68.)

Kopfe papierene Roßköpfe tragen, die mit Lichtern erhellt sind. Im Aargauer Freiamte heißt dasselbe Häggele und die Spuknacht Häggelenacht. (Vernaleken S. 118.) Reithard schildert „die Klungerin mit rothen Augen, brennendem Haare, scharfen Klauen, einem Höcker, ihr Kleid aus tausend Stücken zusammengesetzt". Sie sitzt Kindern auf die Brust. (Gedichte und Sagen aus der Schweiz. 1853, S. 126.)

Bei Brunnen (Schwiz) ging ehedem am Dreikönigsabend und in derselben Nacht ein möglichst großer Lärm vor sich, indem zuerst kleine Buben, dann die Männer alle Blashörner, Treicheln, Rätschen, Geißeln in volle Thätigkeit setzten und unter Poltern und Schreien bei Fackel- und Laternenlicht ihren Umzug hielten. Solches galt dort den zwei Waldfrauen Strudeli und Strätteli. Jetzt führen nur noch sieben- bis achtjährige Buben den Spektakel auf, und man glaubt, wenn man nicht wacker trichle und lärme, gebe es wenig Obst. Im Berner Lauterbrunnenthale heißen die Hexen Strudeln. (Lütolf.)

(893.) Den Thurm von Gourze unweit Cully (Waat) umschwebt der Geist der Königin Berta,*) das Land schützend und segnend. Jeden Winter, wenn feuchte Nebel sich an den Abhängen der Berge lagern, erscheint sie in weißem leuchtenden Gewande über seinem grauen Gemäuer und streut aus voller Futterschwinge die Saat zu einer reichen Ernte aus. Später zur Weihnachtszeit in der heiligen Christnacht durchzieht sie als Jägerin, ebenfalls in leuchtendem Gewande, einen Zauberstab in der Hand, begleitet von einer luftigen Schaar Geister, von dort aus ihr Reich, vor jedem Hause Halt machend und nachsehend, wo Ordnung und Fleiß walten. (Kohlrusch I. 401.)

(894.) Der Kirchenkalender führt am 4. oder 5. Januar die heilige Jungfrau Faraildis oder Farildis aus königlichem Stamme der Merowinger zu Gent auf, eine Tochter Theodoriks († 613), welche dieser, obwohl sie Jungfrau bleiben zu wollen erklärte, aus königlichen Freiern endlich einem Edeln Guido vermählte. Was erfolgt? Conuiuiis perpetratis et nuptiis de more regali celebratis, cum iam finito diei spatio, nocteque imminente cum marito praecipiente, turba pedissequarum comitante, maritalem ingrederetur thalamum, femineo ritu non distulit thorum adire decorum: et licet maritali videretur gaudere concubitu, Dei tamen interueniente gratia, et libidinis incendia compescuit et virilem amorem, si aliquis sub mente fuerat, prorsus edomuit. Viro namque thalamum subeunte et libidinis incendium in ea exercere cupiente, virgo — ad Deum

*) Königin Berta, wenn sie in Solothurn wohnte, ging trockenen Fußes über die Aaren; ihre Dienerin mußte, wenn sie ihr folgen wollte, auf der Königin lang nachwallenden Schleier treten. (Zeitung „Der Bund" 1857, Nr. 115.)

profudit oracula — et cum profudisset, in illo feruor extinctus est libidinis. Nec in nocte prominenti, nec in nocte sequenti, et, ut breuiter dicam, nullo tempore vitae suae stimulo libidinis stimulari meruit. Sed cum vir more virili libidineum exercere vellet concubitum, prece intercedente virginea, licet ignea exagitante libidine, non tamen ea frui poterat in virgine. Dafür steht sie allnächtlich um Mitternacht oder beim Hahnenschrei auf und geht dreißig Jahre lang allein, oder von Wenigen begleitet, in's Münster. Guido, der dies einem ehebrecherischen Verhältnisse zuschreibt, mißhandelt sie mit Schlägen, was sie zuerst geduldig hinnimmt, dann aber zu Gott bittet, er möge ihren Quäler mit einer schweren Sucht strafen. Guido stürzt mit dem Pferde auf der Jagd so gefährlich, daß er ein Jahr lang leidet und mit Noth dem Tode entgeht. Bei den Thränen des ganzen Landes bleibt Faraildens Auge allein trocken. Als er genesen, ihre Minnė abermal erzwingen will, schlägt er sie abermal auf ihr beharrliches Weigern, und zwar täglich, bis er an Gliederkrankheit stirbt. Sie bleibt Witwe und nimmt wilde Feldvögel nach Hause, die ihr Niemand verletzen darf. Als ein Knecht einen gekocht und verzehrt, läßt sie sich die Knochen und Federn bringen, macht ihn wieder lebendig und schickt ihn mit den anderen auf die Weide. Sie starb neunzigjährig und ihre Reliquien blieben im Münster zu Gent, wo ihr Bild in der Hand oder zu den Füßen eine „Trapgans“ hatte. (Acta Sanctorum Bollandi, Januarii Tom. I. p. 170—172.)

(895.) Nesa von Brunberg (zwischen Litenheid und Rikenbach) ließ sich von einem reichen Ritter von Rätenberg verlocken, ihrem Elternhause den Rücken zu kehren und ihm auf sein Schloß zu folgen, obwohl der Ritter schon verehelicht war. Die rechtmäßige Gattin hatte er vertrieben. Sie lebten in Saus und Braus auf Rätenberg und jagten auf schönen Rossen und im prunkenden Kleide in der um Brunberg liegenden Fetzwaldung, wobei sie an den Fenstern ihrer elterlichen Wohnung unter Hörnerklang vorbei brausten. Das brach ihrer Mutter das Herz. Vom Sterbebette ließ sie Nesen durch einen Diener zu sich entbieten. Kaum aus dem Hause getreten, vernahm dieser den Lärm der Jagd im Fetzwalde und stieß im Waldesdunkel auf einen verfolgten Hirsch, hinter ihm ein Rudel Hunde und hinter diesen den Ritter von Rätenberg und Nesa zu Pferde. Der Diener rief seine Botschaft: Nesa hielt ihr Thier an und schaute unschlüssig auf ihren Gefährten. Der aber spottet: Bah, alte Weiber wollen alle Tage sterben und sterben doch nie. Stirbt sie, so wird sie den Himmel wohl finden; wir aber verlieren den Hirsch. Vorwärts! — Damit spornte er sein Roß, gab demjenigen, welches Nesa ritt, einen Hieb und vorwärts brauste die Jagd.

Daheim starb die Mutter unter Beten für ihr Kind, als sie die Kunde vernahm. Der Rätenberger setzte sein Sündenleben mit der Leichtsinnigen noch einige Jahre fort, bis er verarmte, seine Burg verkaufen mußte und im heiligen Lande verscholl. Nesa aber sang in armer Kleidung von Halle zu Halle, bis

sie erkrankte vor Noth. Da ergriff sie eine mächtige Sehnsucht, das Haus ihrer Väter noch einmal zu sehen, und den Tod im Herzen, schleppte sie sich hin bis wo am Eingange in die Fetzwaldung der Weg von Rickenbach nach Kirchbach in zwei sich theilt, aber nicht weiter. Hier hatte einst der Diener sie an der Mutter Sterbebette gerufen, und hier gab sie unter einer Tanne den Geist auf.

Und unter dieser Tanne sah nachher Mancher Nachts ein weibliches Wesen sitzen mit allen Zeichen der Verzweiflung. Fragte ein in der Waldung verirrter Wanderer die Gestalt um den Weg nach Wolfikon und Kirchberg, so schoß ein blitzartiges Leuchten aus ihren Augen und sie wies ihn irre, daß er stundenlang in dem Forste herumlief und sich zuweilen Krankheit und Tod holte. Deshalb warnte man Kinder, das „Fetzfräuli" ja um nichts zu fragen und nicht auf sie zu horchen. Eine fromme Seele oben errichtete an der Tanne ein Bild der Mutter Gottes, wie um den der Mutter angethanen Hohn zu sühnen.

Eines stürmischen Winterabends eilte ein achtzehnjähriges Mädchen den Fußweg von Rikenbach her. Man sah seinem ganzen Wesen Angst und Eile an. Am Eingange der Fetzwaldung hielt es stille, ungewiß welchen von den zwei Wegen weiter. Plötzlich gewahrte es unter der Tanne ein altes Weibchen, das ihm guten Abend zunickte. Um Gotteswillen, begann das Mädchen, wo geht man nach Wolfikon? Das Weibchen blickte die Fragende etwas Zeit an; gerade in diesem Alter war sie gewesen, als ihr Unglück begonnen; schon wollte sie den falschen Weg weisen, als das Mädchen, ihr Hohnlächeln und das Augenfeuer wahrnehmend, beifügte: Meine Mutter liegt im Sterben und will mir noch ihren letzten Segen geben. Weiset mich recht und wäret ihr selbst das Fetzfräuli — Gott wird es Euch vergelten. — Da kam ein milderes Licht aus Nesas Augen, sie wies dem Mädchen den Weg und war erlöst. (Sailer, Chronik von Wil I. Bd. 1864, S. 132.)

(896.) Nachtberg heißt in Tirol der fichten- und föhrenwaldige Berg, der die zwei Thäler Brantenberg und Thiersee von einander scheidet. Er war einst voll Hoch- und Rothwild, das viele Jäger und Wilderer hinzog; aber mancher Schütze verschwand spurlos darin, ohne daß man erfuhr wie. Einst trug ein Senn aus einer der Alpen des Berges Butter und Käse in's Thal und sah plötzlich auf einem Hügel eine hohe Frau stehen, die ein königlich Ansehen hatte und einen grünen Hut und ein langes dunkles faltenreiches Kleid trug. Er blieb verwundert stehen und folgte zögernd, als sie ihm winkte. Als er näher kam, überfiel ihn ein Schauer über den geisterhaften Blick neben Schönheit ohne Gleichen. Sie erzählte, hier haben einst Fürsten und Edle gejagt, aber die „bösen Menschen" vertilgen das Wild. Sie wolle ihn zu dessen Schirmer ernennen und er solle jeden Wilddieb erschießen. Als er sich weigern wollte, drohte sie, seine Heerde, die sie bisher behütet, zu vernichten. Da versprach er und hielt Wort. Wo ein Wilderer verschwand, galt

er als verderbt von der „Kaiserfrau". Das Wild nahm wieder wunderbar zu und blieb. (Tirolersagen von Zingerle in Wolfs Zeitschr. f. deutsche Myth. II. Bd. S. 55.)

(897.) Dem im dreizehnten Jahrhundert lebenden Dichter Thomas von Erceldoune erschien am Eildonhügel am Huntlyufer eine stattliche Jägerin mit Bogen und Pfeil, drei Jagdhunde an der Leine, sie von strahlender Schöne, ihr Kleid grasgrün, ihr Schimmel an jedem Mähnenhaare ein Silberglöckchen. Kaum hatte er sich um ihre Gunst beworben, so verwandelte sie sich in die abscheulichste Hexe, er mußte Abschied nehmen von „Laub und Gras", drei Tage lang ihr durch dunkle Höhlen folgen und Blutströme durchwaten. Mitten auf einer Wiese stand ein Apfelbaum, von dessen Früchten er nicht kosten durfte. Sie betraten ein Schloß, wo die Leute tanzten, dreißig Rehe in der Küche frisch bereitet lagen und die Hunde am Boden Blut leckten. Sie verlieh ihm die Gabe der Weissagung und entließ ihn nach sieben Jahren, die ihm wie eine Woche verflossen. Einst saß er daheim beim Mahle mit dem Grafen von March, als ein Geschrei entstand über einen Hirsch, der aus dem Walde bis zu Thomas Wohnung gelaufen kam. Er sah dies als Mahnung an, folgte dem Hirsche und wurde nie mehr gesehen. (W. Scott, Dämonologie, deutsch von Bärmann I, 191 und Irvings Abbotsford.)

Antiochus ließ sich durch den Ritter Leontius aus einer alten Burg drei „gleichschwere" Dinge herausholen: ein Roß, einen Falken, ein Jagdhorn. Kaum hatte er sie und war aufgesessen, so verlockte ihn ein plötzlich erscheinender Hirsch in die Hölle, und er blieb verschwunden. (Gesta Romanorum, deutsch von Gräsſe, Anhang Nr. 18.)

Die Sage ist aber noch viel älter und keltisch. Der walesische Barde Merdin, der unter Artus gegen die Sachsen stritt, erscheint in der dem neunten Jahrhundert angehörigen Historia Britonum des Nennius als der Wunderknabe Ambrosius, der Sohn eines römischen Consuls unter König Vortigern und bei Gottfrid von Monmouth (1130—1150) wieder als der Barde Merlin, Sohn eines Dämons, oder in der Bretagne und Normandie eines Teufels, berühmter Zauberer, der von der schönen, von ihm geliebten Vivione um seine Kunst betrogen und im bretagnischen Walde von Breceliande in einen unsichtbaren Kerker verschlossen wurde.

(898.) Auf dem Jagberge, einem Hügel unweit Thun, stand vor alten Zeiten ein gleichnamiges Schloß, dessen Bewohner sich durch Geiz und Gewaltthätigkeit gegen die Umgegend auszeichneten, bis diese sich ermuthigten, wider die Burg auszogen und sie zerstörten.

Als eines schönen Lenzmorgens ein Landmann in einer Wiese, der Ruine nahe, arbeitete, hörte er ein Geräusch im nahen Wäldchen und sah, als er darauf zuging, eine in Trauer gekleidete Frau herum gehen und hörte sie ihre Thorheit bejammern, wodurch sie ihr Glück allein auf Geld und Gut

gebaut, was ihr jetzt nichts helfe. Sie hieß ihn, der ein braver Mann sei, morgen vor Sonnenschein in die Ruine kommen, wo er nichts zu thun habe als die Hand auf das Gefäß zu legen, worin ihr Schatz liege, komme was da wolle. Der Landmann erschien, trat hinein, entsetzte sich aber so, als auf dem Gefäße die abscheulichsten Thiere herumkrochen, daß er, ohne Versuch, sich zu nähern, davon floh. (C. Stucki und Joh. Chr. Neuenschwander in Zuberbühlers handschriftlicher Sagensammlung, Münchenbuchsee 1850.)

(899.) Auf Neu-Eberstein bei Gernsbach quälte ein harter Vogt die Mägde, die rastlos spinnen und haspeln mußten. Dabei half ihnen indeß zuweilen das Berg- oder Rockenweibchen und erzählte ihnen unterhaltende Märchen dazu. Unter ihnen war ein schönes Mädchen, das einen jungen Burschen liebte, dem aber der Vogt nachstellte. Um sie zu kirren, befahl er ihr aus rothen und weißen Nesseln zwei Hemden zu weben, aus letzteren ein Todtenhemd für ihn, aus ersteren ein Brauthemd für sich, worauf er, vorher nicht, ihre Heirat mit ihrem Geliebten zugeben wolle. Als sie darüber trostlos war, stand das Rockenweibchen bei ihr und versprach ihr das Gespinnste aus den Nesseln. Nun sah man das Weibchen allmorgenlich über der Murg vor ihrer Felsenburg sitzen und spinnen, und der Arge staunte, als eines Morgens das Mädchen ihm die feinen und zierlichen zwei Hemden brachte. Er eröffnete ihr, sie morgen zum Altare zu führen; aber am Morgen war er todt und sie trat mit ihrem Bräutigam zur Kirche. (Karl Simrock Sagen aus Baden und der Umgegend S. 38. A. Schreibers Handbuch für Reisende nach Baden S 291. Sagen und Geschichten der Stadt Baden, Karlsruhe S. 50. 168.)

(900.) Im Schutte der Wildenburg, noch auf alträtischem Boden, liegen ungeheure Schätze, gehütet von zehn der häßlichsten Kobolde, Geistern der ehemaligen Burgherren. Um Mitternacht kriechen sie hervor, springen, leuchtend wie Irrwische, herum, raufen sich die Haare, toben und heulen, daß es den Nachbarn in Mark und Bein fährt und die Alpen bewegt. Zu gewissen Zeiten ändern sie ihre Gestalt, wo dann einer jung und frisch, ein anderer alt und kränklich, einer schwarz erscheint; bald sind sie Riesen, bald häßlich höckerige Zwerge, ja Schweine, Hunde, Katzen, Böcke, Höllendämpfe ausathmend. Besonders spuken sie in den Quatember- und anderen heiligen Zeiten weit herum. Dem Wildenburger See entlang wandelt eine alte Frau, die, wenn sich Jemand naht, eifrig die Hände reibt und klagt und winselt Noch näher rümpft sie die Nase und ein sich immer verlängernder Rüssel hascht nach der Beute, wenn diese nicht rasch entflieht. Weiter vorwärts stößt man auf einen gewaltigen Mann mit großem breitgeränderten Hute, in weitem schwarzen Mantel. Zuletzt steht mitten in der Straße ein Ungethüm mit Ziegenbart und Räuberblick, den Weg verrammelnd.

Alle diese Ungeheuer sind in ewigem Hader, sitzen aber doch zuweilen um ihre riesigen Kessel, wo sie schäckernd ihr Gold zählen. Plötzlich

werfen sie Alles hin, fallen auf ein neues über einander her und schlagen sich wüthend. (Dalp, Die Schweiz in ihren Ritterburgen, II. S. 441. 442.)

(901.) In Kuhns Märk. Sagen Nr. 217 jagt die Frau Gode mit Hündchen, deren Schellen klingen.

Eine reiche vornehme „Frau Gauden“ liebte mit ihren 24 Töchtern die Jagd so, daß sie sagte, dürfte sie immerfort jagen, sie wolle den Himmel missen. Mitten in einer wilden Jagdlust wurden die Töchter plötzlich zu Hündinnen, welche Gaudens Jagdwagen umklafften, und der Wagen erhob sich zu den Wolken zwischen Himmel und Erde. So jagen sie fort. In den „Twölven“ lenkt sie den Wagen zur Erde und fährt in der Christ- oder der Altjahrnacht durch die Dörfer. Wo sie eine Thüre offen findet, schickt sie ein Hündchen hinein, das Niemanden schadet, als daß es Nachts die Ruhe stört. Tödtet man's, so ist es Tags ein Stein, kommt aber Nachts wieder. Dann bringt es Menschen- und Viehseuche und Feuersnoth, und kehrt erst in den nächsten Zwölfen zu Gauden zurück. Einst verirrte sie sich Nachts auf einen ihr feindlichen Kreuzweg, wo ihr was am Wagen zerbrach. Da weckte sie zu Boek einen Knecht und bat ihn um Beistand. Er besserte den Schaden und erhielt als Lohn den Koth ihrer Hündlein. Unwillig nahm er einige Häuflein, die daheim Gold waren.

Einen Mann aus Conow, der ihr eine neue Deichsel machte, und eine Frau in Göhren, die ihr einen Stecken in die Deichsel schnitt, lohnte sie mit den Spänen, die ebenfalls Gold waren. Besonders liebt sie kleine Kinder. (Lisch, Mecklenb. Jahrb. VIII, 202 ff.)

Ueber Frau Gode, vergl. Grimm deutsche Mythol. Kap. X (Göttinnen).

Die Thüringer Sage kennt eine Frau Motte, am Gutenberge hausend, die in der Weinachtzeit hergezogen kommt. (Sommer Nr. 8.) „Bei der Moht-Krenk“ schwört man in Köln. (Weyden, Vorzeit Kölns 243.) [Ist es das Weibliche zu Muotis, Muot?]

(902.) In Norwegen heißt es: Seelen, die nicht so viel Gutes gethan, daß sie in den Himmel, aber auch nicht so viel Böses, daß sie in die Hölle kämen, müssen zur Strafe bis an's Ende der Welt „umreiten“, an ihrer Spitze Guroryſſe oder Reiſarova, mit dem sie kennzeichnenden langen Schwanze (wie Holla, Huldra, was mit Gurra derselbe Name ist, so daß der Gurrewald von ihr den Namen hat). Nach ihr folgt im Zuge eine Unzahl beiderlei Geschlechtes, von vorne angesehen Reiter und Rosse stattlich, hinten am Zuge der lange Schweif Guros. Die Rosse sind kohlschwarz mit glühenden Augen, gelenkt mit feurigen Stangen und Zäumen. Der Zug geht über Wasser wie über Land und sein Lärm schallt von weitem. Wo sie den Sattel auf ein Dach werfen, in dem Hause stirbt gleich Jemand. Sehen sie Mord oder Schlägerei, so rasseln sie laut mit ihren Eisenstangen. Der Zug geht gewöhnlich um die Julzeit; hört man ihn, so legt man sich platt hin und stellt sich

schlafend, weil schon Lebende mitgerissen wurden. Auch Rechtschaffene müssen dulden, daß Jeder des Haufens auf sie speit. Der Zug heißt aaskereia, aaskerey, aaskereida, asgardreid, was klar zeigt, daß es die Todten, die Einheriar sind. Bisweilen sieht man ihn nicht und hört ihn blos durch die Lüfte sausen. Wer in den drei Julnächten seine Stallthüre nicht bekreuzt, findet die Rosse schweißtriefend und abgeplagt, weil sie mitgenommen worden sind.

In Schmidts Fastelabendsammlg. p. 76 werden zusammengestellt „der Woor (Wodan), die Goor (Hulda) und der wilde Jäger". (Grimm.)

(903 a.) Spät Nachts ging ein Wagner von Opburg, wo er gearbeitet, nach Kolba zurück, es war am Dreikönigsabende, und stieß an der Orla auf Perchta, deren zerbrochenen Pflug klagende Heimchen umgaben. Sie bat ihn, zu helfen, und reichte ihm als Lohn von den abgehauenen Spänen. Er verschmähte diese, fand aber im Schuh einen hineingefallenen Span als Gold. Ein Knecht, der das gehört, wartete nächstes Jahr an der Orla, sah die Perchta mit ihrem Kinderzuge kommen, und erklärte auf ihre Frage, was er wolle, diesmal habe er besser Werkzeug. „Nimm, was Dir gebührt!" rief sie und hieb ihn mit ihrem Beil in die Schulter. Dasselbe wiederholt sich bei Kaulsdorf, in Preßwitz und zwischen Pößneck und dem Forsthause Reichenbach. — Unter dem Gleitschfelsen bei Tischdorf traf ein Landmann sie mit den Heimchen auf einem Wagen, an dem er eine Nothachse machte, die Späne verschmähte, und einen im Schuh als Gold fand. (Börners Volkssagen aus dem Orlagau S. 126.)

(903 b.) Eine Spinnerin kam in der Dreikönigsnacht wohlgemuth vom Neidenberge her. Da schritt ihr Perchta mit großem Zuge des Heimchenvolkes entgegen, alle Kinder von gleicher Art und Größe, eine Schaar davon einen schweren Ackerpflug, eine andere Wirthschaftsgeräthe schleppend, alle laut klagend, daß sie keine Heimat mehr hätten. Darüber mußte die Spinnerin laut lachen. Perchta aber trat auf sie zu und blies sie an und auf der Stelle erblindete sie. Jetzt mußte sie betteln und saß nach einem Jahre am Wege, als Perchta wieder vorüberzog. Diesmal sprach sie: Voriges Jahr blies ich hier ein paar Lichtlein aus, heuer will ich sie wieder anblasen. Sie blies der Magd wieder in die Augen und diese sah nun.

(904 a.) So lange die Heimchen mit ihrer Königin Perchta im Lande verweilten, herrschte ein fröhliches Treiben in den Dörfern Cosdorf und Rödern (Orlagau), denn die Heimchen kannten Alles, was den Landbau angeht, man war traulich mit ihnen und Alles gedieh wohl. Da kam aber einst ein ernster Mann aus der Ferne, der niemals lachte; der lehrte dem Volke einen neuen Glauben und hat die Leute gegen Perchta mit ihren Heimchen so eingenommen, daß man die Kinder vor ihnen barg und ihrer fernern Hilfe schmähte.

Da war es denn an einem Dreikönigsabende, als unterhalb Presnitz an der Saale der Fährmann gerufen wurde. Eine verschleierte stattliche Frau

in schlossenweißem Kleide stand vor ihm und um sie her eine Menge trauernder Kinder. Es war Perchta mit ihren Heimchen, die nun die Gegend verlassen wollten. Dreimal beim Uebersetzen war der Kahn übervoll gewesen, jenseits aber zimmerte Perchta an ihrem Pfluge und ließ dem Fährmanne als Lohn die Späne, die sich später in Gold verwandelten.

Von jetzt ab verödeten die Fluren; im Kriege wurden Cosdorf und Rödern verwüstet und heute ist ihre Stelle nicht mehr zu finden. (Eisel, Voigtl. S. 21.)

(904 b.) Eine Frau in Bodelwitz klagte am Grabe ihres einzigen Kindleins schon die dritte Nacht und weinte und härmte sich über alle Maßen. Da zog Perchta einher mit ihrem Heere von Kinderseelen. Auch das Kindlein der Weinenden war darunter, das Krüglein aber, das es trug, war bis an den Rand gefüllt, daß er gar schwer war und es den Anderen kaum folgen konnte. Wie es die Mutter hob, sprach's: „Mutter arm, ach wie warm," dann aber bat es, nicht mehr zu weinen, denn „siehe, Mutter, hier im Kruge sind Deine Thränen und kommen noch viele hinein, kann ich nimmer zur Ruhe gelangen!" (Ebendas.)

(905.) Ein Sohn des Höchenblaikner Hofbauern im Alpbachthale Tirols kam einst spät in der Gömnacht heim und führte sein Roß zur Tränke. Da sah er die Perchtl mit ihrem Kinderheere über den Hof und vorbeiziehen. Alle Kindlein trugen weiße Hemden, nur war das des letzten etwas zu lang, so daß es immer darauf trat und im Gehen gehemmt war. Da rief der gutmüthige Bursche: „Huderwachl (Huder = Hudeln, und „wachl" von „wackeln") hintennach! Geh her, ich will Dir das Hemat aufbinden!" Das Kind kam, er nahm ein Strumpfband und band dem Mädchen das Hemdlein hinauf. Da sprach es: „Jetz dank i Dir schön, jetz hab i einen Namen!" und verschwand. Jetzt drehte sich die alte Perchtl, die schon ein gut Stück voraus war, um und rief: „Hab Dank, Bueb, daß Du den armen Huderwachl durch den Namen erlöst hast. Dafür sollet Ihr auch auf dem Hof hier gesegnet sein bis in den neunten Stamm!" Und das geschah. Der neunte Höchenblaikner wurde 1809 von den Baiern erschossen und der Hof zerfiel und kam in andere Hände. (Alpenburg, Mythen S. 64; Zingerle.)

Vergl. Grimm Sagen 4—8, 170, 267, 268 und 313. Nork Myth. d. Volkss. S. 443 ff. Börners Volkssagen aus dem Orlagau, Zingerle, Alpenburg Panzer, E. Meier, Rochholz, Lütolf u. s. w.

IV. Die Geisterversammlungen.

a) Der Todtenritt, der Todtentanz und die Nachtprocession.

Daß die Sterne die Seelen oder auch die Wohnsitze der Verstorbenen sind, ist eine alte volksthümliche Vorstellung, aus welcher

von selbst die sagenhafte Ausschmückung und Weiterführung hervorgeht, die nächtliche Versammlung und Bewegung der Sterne auch wie eine solche der als Geister belebten Todten aufzufassen.*) Daß diese schauerliche, markerschütternde Phantasie in Vielem mit der wilden Jagd, dem Geisterwagen und dem Zuge der Nachtfrau (Holle oder Berchta), sowie mit den nächtlichen Hexenmahlzeiten, Hexentänzen und Hexenfahrten des Volksglaubens zusammenfallen und vermengt werden mußte, ist sehr natürlich. Die Vorstellung wirkte auch so tief auf die Gemüther, daß es sehr nahe lag, ruchlosem Zusehen oder gar Einmischen in das nächtliche geisterhafte Treiben eine Bestrafung des Schuldigen folgen zu lassen, welche bald in einer Verwundung oder Verletzung, in Blendung, in Entführung durch das Geisterheer oder gar in grausenhaftem Tode, sogar durch Zerreißen in Stücke bestand. Die Vorstellung vom Treiben der Todten selbst nahm verschiedene Formen an. Bald zogen sie in Leichenprocession dahin, bald hielten sie in nächtlich erleuchteter Kirche Messe oder Predigt, oder in Schloßruinen ein Geistergericht, auch spielten und zechten die Geister, bald jagten sie dahin wie das wüthende Heer oder benützten die Geisterkutsche (den Wodanswagen), an dessen Stelle auch, wie bei der Isis, ein Schiff oder, wie bei dem schweizerischen Posterli, ein Schlitten trat, bald endlich tanzten sie auf den Gräbern, und dieser schauerliche Todtentanz findet sogar in Sagen auf Lebende Anwendung, die zur Strafe für ein Vergehen immer tanzen müssen, ohne anders zu können. (Grimm Sagen 231.) Es ist in beiden Fällen der rastlose nächtliche Tanz der sich um die Welt drehenden bleichen Gestirne.**) Bei der Leichenprocession tauchte

*) Ein alter Hirt zu Brodewin in der Uckermark erzählte dem Sagenforscher Kuhn: Jeder Mensch habe sein Licht am Himmel, und wenn er sterbe, so gehe es aus, es kommen aber statt der alten immer gleich wieder neue zum Vorschein, da immer wieder neue geboren werden. (Haupt, Zeitschr. IV. S. 390.)

**) Es ist dies die Idee zu Goethes Todtentanz, wo der Thürmer um Mitternacht hinab schaut auf die Gräber und die Todten aus den Gräbern steigen, die Gewande 'abwerfen und sich im gräßlichen Gerippetanze klappernd tummeln sieht, wo er einen der Laken aus Posse entwendet und vom Bestohlenen von Ort zu Ort verfolgt wird, „langbeinigen Spinnen vergleichbar",

manchmal das gräßliche Doppelgesicht auf, indem der Neugierige im Zuge sich selbst erkannte, was seinen baldigen Tod zur Folge hatte. Die höchste poetische Ausbildung erhielt aber diese ergreifende Vorstellung in der nächtlichen Entführung der Liebenden durch den todten Geliebten, welche Idee sich eng an die wilde Jagd anschließt. Der wilde Jäger jagt nämlich nach vielen Sagen eine Frau (Waldfrau) oder seine Geliebte oder Gattin; wenn er sie hier zu den Todten abholt, ist es dasselbe. Er ist Odin, sie die Fürstin des Sternheeres, die Mondgöttin, welche der Himmelsgott mit seinen Wolken umhüllt und entführt, oder auch die Erde, welche er in Nebel einhüllt, dessen fantastische Formen einer geisterhaften Versammlung verglichen werden können. Es sind nun gerade hundert Jahre, seitdem (im Musen-Almanach für 1774) diese ergreifende Idee unserer ersten und unübertroffenen deutschen Ballade, Bürgers Lenore, das Leben gab.

(906.) In der Stadt Autun liegt bei der Kirche des heiligen Stephanus ein Friedhof, in dessen Nähe man ehedem häufig Nachts Psalmen ertönen hörte. Einstmals beschlossen zwei fromme Bürger, bei Nacht daselbst ihre Andacht zu verrichten. Als sie in die Nähe kamen, vernahmen sie plötzlich wunderseltsame Gesänge und Harmonien; sie waren gar erfreut darob, traten in die Kirche und setzten sich in ein Eckchen, wo sie eifrig beteten. Als sie sich erhoben, sahen sie die Kirche voll ihnen unbekannter Personen, die sangen; was sie jedoch wunderte, war, daß keine Kerze oder ander Licht brannte und es doch völlig hell war. Als sie genauer hinschauten, nahmen sie wahr, daß diese Helle von den Singenden ausging. In Staunen versunken, standen sie da, als sie Einen aus den Versammelten auf sich zukommen sahen, der zu ihnen sprach: „Ihr habet Unrecht, uns in unseren heimlichen Gebeten zu stören; geht alsobald weg, sonst müsset Ihr sterben.“ Der eine der Bürger lief, so schnell er konnte, hinweg; der andere blieb, starb jedoch nicht lange nachher. (Gregor. Turon. de gloria confessorum.)

(907.) Der 1018 gestorbene Thietmar, Bischof von Merseburg, erzählt, als Beleg dafür, daß die Todten nicht todt seien, sondern auferstehen werden, ein Priester in Wallislevo (Walsleben), der früh Morgens bei Tages-

---

bis es zu des Mannes Glück „ein Uhr“ schlägt und das Gerippe unten zerschellt. Ganz verschieden hiervon ist jedoch der künstlerisch dargestellte Todtentanz (von Holbein, Manuel u. A.), welcher nichts mit der Mythe zu thun, sondern eine rein christlich-ethische Idee zur Grundlage hat. Vergl. Wackernagels Abhandl. in Haupts Zeitschr. IX. S. 302 ff.

anbruch Messe zu lesen pflegte, habe einst, auf den Kirchhof kommend, eine große Schaar getroffen, welche einem vor der Kirchthüre stehenden Priester Opfergaben brachte. Er sei, ohne Einen zu kennen, durch sie der Sakristei zugegangen; eine Jüngstverstorbene jedoch, die ihm wohl bekannt war, habe ihn gefragt, was er wolle, und dann gemeldet, das sei schon verrichtet. Er werde nicht lange mehr leben. Letzteres geschah. Zu seiner eigenen Zeit (fährt er fort) haben in einer Kirche Magdeburgs die Wächter Nachts Aehnliches getroffen und die Magistrate geholt, welche auf dem Kirchhofe, von ferne stehend, aufgesteckte Lichter erblickten und den 15. Psalm und den Morgenlobgesang vernommen, näher tretend aber nichts mehr gesehen. Ebenso gleich habe ein Priester zu Deventer in der Kirche und auf dem Kirchhofe die Todten opfern sehen und singen gehört. (Ditm. I. Buch 7.)

(908.) In Rapperswil glaubte man bis auf unsere Zeit, was schon Tschudi berichtet, die dortige Glocke, womit man das sogenannte „Endzeichen" läutet, wenn Jemand am Verscheiden ist, habe beim Auszuge der Bürger im Jahre 1388 zur Näfelserschlacht dreißigmal angeschlagen, so viele nachher fielen, und in der Nacht habe der Meßner alle, Mann um Mann, jeder sein Haupt wie einen Hut unter'm Arme, den Kirchengang hin, zum Todtenopfer gehen gesehen. (Aus Rapperswil.)

(909.) Zu Gsteig im Berner Oberlande hält ein verstorbener Pfarrer den Todten seiner Gemeinde eine ewige Predigt; sowie auf den Klang der Glocken die Lebendigen ankommen, schwinden die gespenstigen Zuhörer wieder in ihre Gräber hinab. Wer ein Todtengebein auf die linke Achsel nimmt und rückwärts in die Kirche geht, kann Diese wahrnehmen. (Sonntagspost 2. Probenummer, Sonnt. 25. Dec. 1864, S. 7.)

Auf Island glaubt man, daß zu bestimmten Zeiten ein ganzer Kirchhof aufstehen könne; die Todten halten dann in der Kirche Gottesdienst, dessen Anblick jedoch, wenn er etwa Vorübergehenden zu Theil wird, gar gräßlich sein soll. (Maurer, Isländ. Volkssagen.)

(910.) Manche, die um Mitternacht am Friedhofe zu Neustadt in der Oberpfalz vorbeigingen, fanden die Kirche erleuchtet und erblickten, wenn sie eintraten, die Verstorbenen der Gemeinde. Auf dem Altare brannten Lichter, welche die noch lebende Gemeinde andeuteten; welches Licht nun zunächst erlosch, so starb Der, den es andeutete, zunächst. Ein Todter nannte an der Thüre, entgegenkommend, die Namen.

Auch in Gefrees stehen während der Metten die Todten aus den Gräbern auf und halten das Hochamt in der Kirche. Eine fromme Tochter, die ihre verstorbene Mutter sehr liebte, ging einst hin, sie zu sehen, und setzte sich in ihren Stuhl. Da klopfte es ihr hinterrücks auf die Schulter, sie sah die Mutter dastehen, welche sie mahnte, beim Verlassen der Kirche ja ihr Tuch wegzuwerfen. Sie that es und am Morgen fand man das Tuch in tausend

Fetzen zerrissen vor der Kirchenthüre (was der Tochter Schicksal geworden wäre). (Schönwerth.)

(911.) In den Zwanziger-Jahren dieses Jahrhunderts erwachte der Pfarrer zu St. Nikolaus bei Innsbruck Mitternachts zwischen dem Allerheiligen- und dem Allerseelentage. Als er vom Fenster nach dem Gottesacker hinüberblickte, sah er auf jedem Grabe Lichter brennen, auf manchen deren mehrere und Alles voll Leute dort herumgehen. Der Pfarrer weckte die Hauserin und schalt, daß sie ihn nicht geweckt, es sei schon angezündet zum Umzug auf den Gräbern. Diese schaute auch hinaus und wunderte sich, sagte aber, es sei erst zwölf Uhr Nachts. Dennoch ging der Geistliche auf den Gottesacker, um in die Sakristei zu gehen; wie er diesen aber betritt, ist Alles finster. Nun überfiel ihn ein Schauer. Er betete. Jetzt kam der Nachtwächter und sagte: Das war eine merkwürdige schöne Allerseelenbeleuchtung auf dem Gottesacker. (Alpenburg.)

Ein Fräulein in Salzburg, welches die Roratemesse in der Adventzeit nie versäumte, erwachte einst, wie sie wähnte, früh fünf Uhr, zog sich hastig an und eilte zum Dome. Verwundert, daß sie die Straßen völlig leer sah, sputete sie sich umsomehr, als sie die Töne der Riesenorgel vernahm. Als sie auf den Domplatz trat, sah sie die hohen Fenster hell erleuchtet, fand aber die Thüren geschlossen. Verwundert ging sie hin und her, hörte den Schlußgesang des Hochamtes und darauf — ein Uhr schlagen. Das waren die Bewohner des Untersberges, die zu dieser Festzeit ihre Höhlen verließen und in Salzburg und Seekirchen oft ihren Gottesdienst hielten. (Vernaleken.)

(912.) In einem Volksliede zu Grabig bei Glogau geht eine Witwe, der ihr Kind gestorben ist, trauernd hinaus in's Feld. Da begegnet ihr der Herr Jesus mit viel weißen Kindern, jedes schön gekleidet und mit einer Ehrenkrone geschmückt. Darunter ist ihr Kind, das sie anredet und bittet, sie möge aufhören zu weinen, weil es ihre Thränen in einem großen Kruge, den es bei sich trug, sammeln müsse. Wenn sie ruhig werde, könne auch es Ruhe finden. (R. Drescher, die Sagen vom Nachtjäger in Schlesien. S. oben Nr. 904b.)

(913.) Auf die Sinzenmatt, eine große Gemeindewiese des Aargauer Dorfes Gansingen im Frickthale, kam früher in regelmäßigen Zeitfristen ein Zug von vierzig Wahrsagern und Wahrsagerinnen durch die Wälder des Mettauer- und Gansinger Thales gewandert, um dort unter einer Eiche zu lagern. Alle waren weiß gekleidet und trugen Stricke und Ketten um den Hals; ein großer Bube trug ihnen den Bündel voraus und säuberte den Waldweg. Alles entfernte sich von den Straßen, sowie der Zug nahte. Im Dorfe Wil zog er durch eine Scheuer, in Gansingen durch des Schnuris Garten, in Galten durch den Schopf des Bruderhofes, und in Büz sogar durch des Stäublis Hausgang. Jeder Hausbesitzer brachte ihnen die drei weißen Gaben: Eier, Mehl und Butter. Jetzt hält das Volk die Wandernden für Zigeuner. (Birrcher, das Frickthal 1859.)

(914.) „Kan nit ußlassen, etwas zu melden von dem Nachtgespenst, davon die Alten vil ze sagen gehept, ouch der gemein einfeltig Pöfel vil gehalten und war namlich diß ein Geschwürm oder vil mer ein Gespenst, so bi Nacht gehuffeter oder scharenwyß durch die Stett, Dörfer ouch durch die Bergen, Alpen und Einödien wandlet. Das gemein Volk und sonderlich die Alten und dz Wibervolk hieltends für war und namptends die säligen Lütt oder das Guottisheer, und das wären, die lieben Seelen der Menschen, die durch Unfäl, Kriegs- oder Nachrichters-Gewalt sturbent vor irem vorgesetzten Zil, die mueßtend, dann also wandlen, bis si dasselbig Zil erreichtend. Wären ouch dem Menschen gar fründlich und anmuotig, kämet Nachts in die Hüser deren die Guots von inen redtent vnd vff inen hieltend, füwretend, kochetend, äßent vnd fuorend dannen wider darvon one Schaden. Vil begertends ze hören, ja ouch selbs in irer Gemeinsame ze sind, vnd war die Thorheit so groß, dz sie gloubend, daß noch lebende Menschen, Wib vnd Mann ouch mit inen wandletend vnd Gmeinsame, hettend, davon si desto glückhafter wurdent, vnd wo man solches vff einen Menschen zwifflet, hielte mans ime für ein große Eer, schatzt inne ouch für andere Menschen vß vil frömmer, andächtiger vnd schier als heilig. Wie denn noch bi minem Gedenken ein alt paar Eevolk allhie in diser Stadt gewesen, die disen Ruff gehept." (Cysat bei Lütolf.)

(915.) In der Leinen oberhalb Eggiwil wollten viele Leute Nachts einen sonderbaren Zug gewahrt haben. Erst schien es ein Fuder Heu, dann näher kommend, eine Schaar Herren, leidtragend, endlich eine Schaar Weiber ohne Köpfe, das Gesicht auf der Brust. Der Zug kam durch das Thal herunter, den Rötenbach entlang und verlor sich ein wenig oberhalb des Dorfes Eggiwil, beim letzten Uebergange über den Rötenbach. (Joh. Dubach von Eggiwil in Zuberbühlers handschr. Sagensammlung.)

(916.) Solche, die in der Matthäusnacht um die Mitternachtsstunde geboren sind, müssen in bestimmten Nächten des Jahres auf dem Kirchhofe die Geister tragen. Das heißt man „mit den Hollen fahren". Solche können Nachts senkrecht an den Wänden empor steigen und mit verschlossenen Augen über die höchsten Zinnen wandeln; nur darf man sie nicht anrufen, sonst fallen sie. Sie wissen auch immer voraus, wer im Dorfe stirbt, weil alle Todten sich bei ihnen melden müssen. (Aus Honnef im Kölnischen, in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. III. S. 60. 61.)

(917.) Nach dem Volksglauben in Werdenberg sehen Fronfastenkinder zuweilen das „Nachtvolk", nämlich einen vollständigen Leichenzug, wobei oft Bekannte erscheinen. Wo der Zug beginnt, stirbt bald Jemand. Wer demselben begegnet, muß das Haupt entblößen und auf die Seite treten Spricht man ein einzig Wort, so verschwindet Alles. (Nikl. Senn.)

Fast dasselbe berichtete i. J. 1833 Pater Gall Morel in Einsiedeln aus Schwyz von einem Abyberg. Dieser war eines Morgens eben am Ankleiden und hatte schon den einen Strumpf angezogen, als er die Geisterprocession vorbeiziehen hörte. Schnell warf er den andern Strumpf über die Achsel und sah aus dem Fenster, worauf er am Ende des Zuges sich selbst mit dem Strumpf über der Achsel erblickte. Darauf folgte der schwarze Tod im Jahre 1610—1612.

(920.) Dieselbe Idee ist die „Geisterweihnacht", wo ein Reiter Nachts durch's Feld jagt und bei einem Kirchhofsthore von einer Rittergestalt zum Eintreten eingeladen wird. Er sieht den Kirchhof erhellt, auf jedem Grabe ein Licht, wie ein Stern, und zur Weihnachtszeit nun einen sonderbaren Reigen der wandelnden Lichter beginnen, bis im Osten das Morgenroth aufgeht und die heilige Jungfrau unter den Steinen hinschwebt mit dem Kinde, um sie viel tausend Engel. (A. F. G. Wetzel in Hub's Balladen. S. 284.)

(921 a.) Ein noch nicht lange verstorbener Geraer Bürger ging in der Dunkelheit mit mehreren Anderen von Collis her nach Hause. Im Zaufensgraben sagte er zu den Anderen: „Seht, dort bringen sie von Zschippern her eine Leiche!" Jene sahen nichts, während er fortfuhr, die einzelnen Leute und die Laternen dabei zu schildern. Noch ist er gesund nach Hause gekommen, dann kränkelte er und kurze Zeit nur dauerte es, daß sein Tod erfolgte. Eisel, Voigtl. S. 111.)

(921 b.) Von der wüsten Waldkapelle her, an der Jakobseiche bei Klosterlausnitz, klingt zu Zeiten fernes dumpfes Glockenläuten; dann sieht man's durch die Bäume flimmern und ein Kirchlein, licht und glänzend, wird sichtbar. Geräuschlos thut die Thür sich auf und heraus schreitet langsam ein kleiner gespenstischer Leichenzug. Weißbärtige alte Mönche in schwarzen verschossenen Kutten tragen einen Sarg, auf dem ein leuchtendes Christusbild liegt. Leise geht der Zug hinaus in den Wald. (Ebendas.)

(922.) Eine arme Salzburgerin, die bei mitleidigen Leuten in Eisenberg geblieben war, wurde eines Abends in's Schortenthal geschickt, Futter zu holen; statt der Wiese aber fand sie ein ihr völlig unbekanntes Dorf, aus dessen kleinen freundlichen Häusern Lichter schimmerten. Obschon sie darüber betreten war, ging sie doch näher, sich Wasser und ein wenig Brot zu erbitten, denn ein plötzlicher Hunger und Durst überkam sie. Ein Mann mit weißem Barte und in seltsamer Tracht hat hierauf das Mädchen gebeten, einzutreten, wo sie in der niedrigen Stube eine Hochzeitsgesellschaft versammelt fand. In seltsamen Krügen und Schüsseln, Alles uralt, wurde ihr, wie erbeten, Speise und Trank gereicht, und sah sie jetzt, daß auch die Gäste gar wunderliche, verschollene, altmodische Kleider trugen, die Braut aber einen Nonnenschleier und der Bräutigam, einem Ritter gleich, ein gold- und silbergesticktes Wamms mit einer goldenen Ehrenkette über die Brust. Der alte Mann forschte darauf theil-

die Nährin und die Köchin; letztere war hautnacket, wie sie der liebe Gott erschaffen hatte, trug einen kupfernen Kessel auf dem Kopfe und hatte einen Bund Kochlöffel hinten stecken, hat damit kläppert und zu den Holzmachern her g'lacht und g'wunka. Die Holzmacher sahen einander bleich an, als der grausige Zug vorüberging; aber keiner sagte nur ein Sterbenswörtchen.

Später erfuhren sie von einem alten Geistlichen auf dem Sulgen, daß Alle verloren gewesen wären, wenn nur Einer sich unterstanden hätte, ein Wort zu sprechen. (Birlinger, Aus Schwaben I. S. 202.)

(924.) In einer Spinnstube zu Eppingen wurde spät in der Nacht die Frage aufgeworfen: wer wohl den Muth habe, jetzt in das alte, verrufene Rathhaus zu gehen. Ein Mädchen erbot sich dazu und nahm eine Ruthe und eine schwarze Katze mit. Als sie in den Rathssaal kam, saßen darin zwölf gespenstige Rathsherren um den Tisch, welche zu ihr sprachen: „Hättest Du die Ruthe und die schwarze Katze nicht bei Dir, so wollten wir Dir etwas Anderes sagen!" Voll Schrecken entfloh das Mädchen und starb noch in derselben Nacht. (Baader, Neue Volksſ. S. 100.)

(925.) Auf der Burg Neu-Eberstein sah der in einer Nacht noch wache Koch vom Fenster aus an dem durch gespenstige Erscheinungen bekannten Wachtelbrunnen ein sonderbares Hüpfen und Tanzen beginnen und die Schaar sich dem Schlosse nähern. Kein Pfeiffer pfiff, kein Geiger fiedelte, Alles bewegte sich tanzend, aber schweigend, näher. Jetzt erkannte er viele Männer und Frauen des Städtchens Gernsbach und endlich mit Entsetzen sich selbst, eine bleiche Frau an der Hand, mittanzend, und Alles zog dem Siechhofe zu. Bald darauf brach der „große Landssterbend" im Jahre 1518 aus, in welchem er und Viele das Leben verloren. (Freiherr von Zimmern bei Krieg von Hochfelden, Geschichte der Grafen von Eberstein, S. 360; Ed. Brauers „Sagen und Geschichten der Stadt Baden" Karlsr. S. 54.)

(926.) „Für dz wöllen wir melden von einem Mann von Emmen, vnfern von der Stadt pürtig, der sonst arm (villeicht ouch liederlich nach aller Anzeig) vnd sich also des Anglens vnd Vischens vff der Rüß beholfen, jedoch in selbiger der heiligen Zitten wenig verschont, vß Lichtsinnigkeit oder Vnverstand. Vnd also einsmals als er an einem Sambstag Abends bis über Betglocken vff einem Studpöschen an der Rüß vischende enthalten, ist er vnversehentlich von einem Gespenst in die Lüften verhext vnd. feer wit getragen worden, bis das er sich erholet, gesegnet vnd Gott bevolhen, hat es ine in ein dick Dorngehürst fallen lassen, darin er bis vff den Tag in großer Schwachheit gelegen vnd lang darvff krank beliben. Das solches geschehen sie vmb das Jar 1560, wie mirs fürneme Herrn diser Statt, den er wol erkannt vnd solches selbs bekennt, erzellt haben. (Cysat bei Lütolf.)

(927.) Nicht weit vom hohen Thor- oder Dachsteine, den Grenzsäulen der obern Steiermark, liegt in Mitte hoher Alpen Mitterndorf und eine

halbe Stunde davon erhebt sich der waldige, halb kahle Hartkogel, der Aufenthalt des „wilden Jägers" oder „wilden Gjaids", das freilich auch an anderen Orten gesehen wird. Das „Gjaid" sind böse Gespenster, die zu gewissen Zeiten durch die Luft daherbrausen und ein sonderbares Fuhrwerk, eine Art Schlitten, fast wie ein Schiff gestaltet, nachziehen, welches ganz flach und meist in der Luft geht und unten eine scharfe Schneide zeigt wie eine Pflugschar. Die Ladung sind Verdammte und Teufel, und die Jagd geht auf „wilde Frauen", halb Geister halb Menschen, oder „verwunschene Menschen", die an der Rückseite hohl oder muldenartig gestaltet sein sollen. Diese hatten ihre Hauptwohnung im Schöchl, einem waldigen Kogel östlich von Oberndorf; sie kamen aber oft in die nächsten Dörfer, auch zu Lachen und Bächen, wo sie ihre Wäsche wuschen und wohl an die Zäune aufhängten. Solche jagt der Jäger, auch zuweilen böse Menschen. Ein oft trunkener Schmied in Mitterndorf zu Ende des 18. Jahrhunderts galt als der, welcher alljährlich in der heiligen Nacht die den Schlitten vorgespannten Weiber (schlechte Dienstmägde) wie Rosse beschlug. Die Fahrt kehrte immer nach dem Hartkogel zurück. Auch hier mußte, wer das Brausen vernahm, sich schnell auf's Gesicht hinwerfen, um nicht niedergefahren zu werden. Ein Knecht, als er den Jägerruf: „Hui, hui!" vernahm, hetzte seinen Hund an und schob ihn, als er sich furchtsam zwischen seine Beine verkroch, von sich, worauf das Thier mitrannte. Als er sich darauf bei seiner Dirne am „Fensterln" befand, riß ein solcher Jäger das Dach auf und warf, aus Augen, Ohren, Nase und Mund Flammen sprühend, eine halbe Wildfrau herab mit den Worten: „Das ist zum Lohne, daß Du uns Deinen Hund mitgabst, ohne ihn hätten wir heute keine erjagt!" Die Dirne fiel todt um, der Hund kam nicht wieder und der Knecht starb sehr bald. (Steiermärk. Sagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. II. Bd. S. 32—35.)

(928.) Einem Wanderer, welcher zu Ulten in Tirol Herberge verlangte, sagte man, im Hause sei kein Raum mehr, und in der „Ströbhütte" werde er nicht bleiben wollen, weil diese Nacht wahrscheinlich die „Temper" (Quatember-Geisterzug) komme. Er blieb trotzdem in der Hütte. Als der Hausknecht die Temper wirklich kommen hörte,, schaute er zum Fenster hinaus. Da rief eine Stimme: „Willst auch!" und dann: „Wärest Du nicht hinter dem Kreuzeisen, Du kriegtest was!" Als man aber Morgens in der Hütte nachsah, lag der Wanderer zerrissen dort, ein Viertel aber von ihm vor der Hausthüre. (Wolfs Zeitschr. II. S. 181.)

(929.) Zu Sommerhausen in Unterfranken begaben sich zwei Dienstmägde zu Bette. Da fuhr, als die eine schon lag und die andere bis auf's Hemd sich eben entkleidet, das „wüthende Heer" über's Dorf hin mit lautem Rufen und Hörnerklang. Die, welche noch auf war, schaute zum Fenster hinaus und horchte auf das schöne Lied, das die wilden Jäger eben bliesen. Das

gefiel ihr so gut, daß sie unbesonnen laut in den Zug hinausrief: „Wäre ich geschürzt und gegürtet, ich ginge mit!“ Kaum hatte sie es ausgesprochen, als zwei wilde Gesellen neben ihr standen, der eine ihr die Schürze umband, der andere den Gürtel befestigte, dann Beide sie an den Armen erfaßten und in die Lüfte trugen. Niemand hat ferner von ihr vernommen. (Wolfs Zeitschr. f. d. Mythol. I. Bd. S. 18.)

(930.) In einem Wäldchen bei Zuzwil hörte man bisweilen Einen in der Luft laut jauchzen. Einst gingen zwei Männer durch das Wäldchen, und einer davon betrunken, jauchzte mit, als sie es vernahmen. Der Luftjauchzer antwortete nicht, kam aber, als der Betrunkene ihn herausforderte, sogleich und nahm ihn in die Lüfte. Der Mann schrie fürchterlich, sein Begleiter betete nach Kräften, rief auch andere Leute zu Hilfe, brachte aber nichts zuwege bis der Pfarrer mit der Monstranz erschien, auf dessen Gebet der Entführte in einen Dornbusch herabfallen gelassen wurde, wo er sich stark verletzte und bald darauf starb. (Aus Nieder-Uzwil.)

(931.) Im Kanton Luzern erzählt man, es habe einst ein Burgfräulein leidenschaftlich die Jagd geliebt. Als einmal ihr Geburtstag auf einen Fastenfreitag fiel, überkam sie ein Gelüste, frisches Wildpret zu speisen. Alle Anwesenden mißbilligten das, nur ihr Geliebter stimmte gleich bei. Beide ritten mit ihren Hunden hinaus, kamen aber nie wieder zurück. Sie fahren jeden Fastenfreitag um Mitternacht, und auch sonst in gewissen Nächten des Jahres als die wilde Jagd in's Land hinaus, wo man dann von dem schroffen Felsen des Pilatus durch das ganze Land das Gejägt mit Pferdeschnauben und Hundegebell, bald hoch in der Luft, bald ganz nieder über den Boden hin, wie Sturmwind ziehen hört. Dann heißt es: „Die Sträggele (oben S. 561) und der Türst (oben S. 540) kommen!“ (Kasimir Pfyffer, der Kanton Luzern St. Gallen 1858, I. Bd. S. 237.) Das ist im anstoßenden Emmenthale „das Türstengejägt“.

(932.) Nach der Edda war Helgi der Sohn des Walsungen Sigmund und der Borghilde. Nach einem Kampfe erschien dem jungen Helden die Walküre Sigrun, Haugnis Tochter, und bat ihn um Beistand, da ihr Vater sie dem Haudbrodd versprochen. Helgi erschlug den Werber und erhielt die Walküre, fiel aber bald von der Hand ihres Bruders Dag, welchem Odin einen Spieß dazu gebracht. Sigrun härmte sich übermäßig und äußerte, sie werde sich des Lebens nimmer freuen, wenn nicht ihr Liebster aus dem Grabe steige und auf seinem Vigblör zu ihr reite in ihre Arme. Des Abends ging die Magd Sigrunens zu Helgis Grabhügel und sah Helgi mit Gefolge daherreiten, und in den Hügel, den man errichtet, einzieh'n. Die Magd fragte, ob den Helden Heimfahrt zu theil worden oder ob Ragnarauk nahe und die Todten reiten? Dann eilte sie heim und kündete Sigrunen das Gesehene an. Die Walküre ging hocherfreut in den Hügel, wo sie den Gatten küßte und

(935.) In einer altdänischen Ballade vermählt sich Ritter Aage auf einer Insel mit der schönen Jungfrau Else. In einem Monate starb der Ritter. Else betrauerte ihn so heftig, daß es Aage im Grabe vernahm. Er stieg aus dem Grab, den Sarg auf seinem Rücken, klopfte mit diesem an Elsens Thüre und bat um Einlaß. Dann eröffnete er ihr: jedesmal wenn sie sich freue, fülle sich sein Sarg mit rothen Rosenblättern, jedesmal wenn sie traure, mit geronnenem Blute. Nun krähte der rothe Hahn und er sagte, nun müssen alle Todten zurück in's Grab und er mit.

Schaue Du zu dem Himmel
Und zu den Sternlein auf,
Da kannst Du schaun, wie sachte
Die Nacht wird zieh'n herauf.
Das war die Jungfrau Else,
Die schaute die Sternlein an,
In's Grab versank der Todte,
Gar nimmer sie ihn sah.
Heim ging die Jungfrau Else,
Ihr Herz von Sorgen wund,
Darnach am Monatstage
Lag sie am schwarzen Grund.

(W. Grimm, altdänische Heldenlieder S. 73.)

(936.) In einem wendischen Liede träumt ein Bursche, seine Braut sei gestorben. Schnell reitet er zu ihres Vaters Hofe, wo die Mutter im schwarzen Kleide umhergeht. Die Braut ist todt und begraben. Er reitet dreimal um den Kirchhof herum und dann zum Grabe.

„Steh' nur auf, o mein Mägdelein,
Gieb mir doch wieder die Pfänder mein!" —
„Aufsteh'n kann ich nicht, Liebster mein,
Kann Dir nicht geben die Pfänder Dein,
Hab' auf dem Herzen den schweren Stein,
Ach, und Erde auf den Augen mein". —

Die Mutter solle ihm die hinterlassenen Bundschuhe und das Seidentüchlein geben; das Silberringlein habe sie selbst am Finger und über's Jahr werde er bei ihr liegen.

Der Bursche geht zur Mutter, holt sich die Pfänder und bestellt sich den Sarg. (Haupt-Schmalers wend. Lieder I. 55. Neues Lausitzer Magazin, B. 41, 1. Hälfte 1864.)

(937.) In einer altenglischen Ballade kommt ein Geist vor Margreths Thüre, pocht und begehrt stöhnend Einlaß. Sie zögert und fragt, ob er ihr Vater, ihr Bruder oder ihr „Treulieb Wilhelm" sei. Er verneint das erstere und bejaht das letztere, er komme aus Schottland und fordere ihre Treue und Liebe zurück.

Als der Tag um ist und die Nacht da, gleitet Margreths Geist herein und steht zu Williams Fußende. Sie redet ihn an und wünscht ihm Heil zu einem Brautbette und ihr zur Leichenstätte.

Als die Nacht um ist und der Tag da, eröffnet William seiner Braut, er möchte weinen, denn er habe einen bösen Traum geträumt: sein Haus voll rothen Viehes und sein Brautbett voll Blut.

Sie erwidert, solch Träumen deute nie Gutes, und er ruft all seine Leute und begiebt sich mit ihnen zu Margreths Hause.

Als er die Klinke zieht, öffnen ihre sieben Brüder. Er hebt das Leichentuch auf, sieht die Bleiche und will ihre Lippen küssen. Vergebens wollen die Brüder dies wehren und heißen ihn seine Braut daheim küssen.

Er heißt seine Leute Kuchen und Wein unter sich theilen; heute auf Margreths Tag, morgen auf den seinen.

Schön Margreth begrub man unten am Chor,
lieb William oben hinten;
aus ihrer Brust eine Ros' entsprang
aus seiner entsprang eine Linden.
Sie wuchsen hinan, zum Kirchdach hinan,
da konnten sie höher nicht mehr;
da schlangen sie sich zum Liebesstrauß
und Jedermann wundert's sehr.

(J. Percy, Relicks. Vol. III. p. 119. Herders Stimmen der Völker, Abth. II.)

(939.) In einer schottischen Ballade liebt der Grafensohn Clerk Saunders, vom Meeresstrande, die Königstochter „schön Margreth" vom Oberlande. Beide wandern, von Liebe ergriffen, durch den grünen Garten. Saunders bittet sie um ihre Minne; sie schützt ihre sieben Brüder vor, welche die Liebe zu einem bloßen Ritter nie dulden würden.

Nun räth er ihr, wie sie ohne Meineid die Brüder täuschen könne. Sie solle ihr Gesicht verhüllen, dann habe sie ihn nicht gesehen, und dann ihn hineintragen, dann sei er nicht zu ihr gekommen.

Tief Mitternachts, als Beide schlafen, treten die sieben Brüder mit Fackeln ein und sehen die Zwei. Sechse von ihnen können es nicht über sich bringen, Saunders ein Leid anzuthun; der siebente, ohne ein Wort, stach ihn durch's Herz in der schlummernden Margreth Armen.

Morgens will sie ihn flüsternd wecken und sieht ihn todt. Vergebens will ihr kommender Vater ihren Jammer trösten. Saunders wird begraben und erscheint eine Stunde vor Tag vor Margreths Fenster.

Schläfst oder wachst Du, Margareth?
so sprach sein Geist zu ihr.
Gieb mir mein Wort und Treu zurück,
die ich gegeben Dir. —

Nach einer Weile fragte er:

Der Mond der scheint so hell,
der Tod der reitet so schnell,
Mein Gretchen, graut Dir nicht?

So fragte er allmälig dreimal und dreimal antwortete sie: Nein, mein Hans, wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei Dir. So ging's wieder weiter und weiter und immer toller als früher, und nach der dritten Frage wurde er „gruen", und drehte sich das Pferd dreimal im Kreise mit ihnen herum und weg waren sie. (Müllenhof.)

(942.) Einem Mädchen war sein Geliebter in den Krieg gezogen und gestorben. Das Mädchen sehnte sich sehr nach ihm und weinte bitterlich. Da kam in einer Nacht ein Reiter auf schneeweißem Rosse vor ihr Fenster, rief sie, und hieß sie, als sie eilig aufstand und hinaus ging, aufsitzen. Auch hier sagte er dreimal: „Wie scheint der Mond so hell! wie reitet der Tod so schnell! Anamirl (oder Dirnderl), fürchst Dich nit?" Und sie antwortet: „Wie soll ich mich denn fürchten, bist ja Du bei mir!" In einer der Sagen fährt sie ein Schauder an, als sie dem Freithof nahe kommen, sie springt ab und in einen Schuppen am Wege, wo sie, inner den Dachtraufen, sicher ist. Er ruft, es sei ihr Glück, denn er hätte sie in Stücken zerrissen. — In einer zweiten Sage näht die Trauernde gerade vor der Wohnung ihr „Fürtuch", als eine schöne Frau ihr den Rath giebt, sie solle die „Bandel" nicht annähen, nur hineinstecken, wenn diese Nacht ihr Liebster sie abholen werde. Die Frau verschwindet, der Reiter erscheint Mittnachts, nimmt sie mit, thut dieselben drei Fragen, reißt sie auf dem Kirchhof vom Pferde und will sie mit in sein Grab ziehen, als das Fürtuch läßt und sie frei entkommt, während das Tuch in tausend Fetzen zerrissen wird. — Nach der dritten Sage haben zwei Liebende sich versprochen, nach dem Tode des Einen nimmer zu heiraten. Sie bricht ihr Wort, heiratet wieder, hört bei der Hochzeit, ihr Früherer werde die Nacht erscheinen und denselben Rath mit dem „Fürtuchbandl". Der gleiche Todtenritt, die drei Fragen, dieselbe Befreiung. (Vernaleken.)

(943.) In Ettiswil (Luzern) hat man einen gereimten Spruch: wie ein Mädchen, des Schötzer-Schmiedes Tochter, zu grasen in's Feld ging. Ein Ritter schaute ihm zu und bot ihm groß Geld, wenn es eine halbe Stunde mit ihm komme. Habgierig und von seiner Gestalt geblendet, sagte es sogleich zu: Ich möcht bi Dir sin min Lebenlang. Er faßte sie beim Gürtelschloß und schwang sie hinter sich auf's Roß, und „fier mit dem Anneli dur d' Studen und d'Stei". Aber es fiel ungut aus. Ihre weißen Füße wurden verwundet; er lachte ihrer Klage, wie als ihr Kleid zerrissen wurde, und sagte jedesmal blos: „ein rechter stolzer Ritter das bin ich nüd", bis sie vor dem Höllenthor anlangten. Da standen drei Teufel bereit. Der erste hieß Anneli willkommen, der zweite stieß sie in's Thor hinein, der dritte heizte einen Kessel

durch das uferlose Meer der Unendlichkeit mitmachen. Sind ja auch die Schiffe (Archen), auf welchen die Bevorzugten der Fluthsagen sich retten (oben S. 397 ff.), Ueberfahrtmittel aus einer untergehenden in eine wiedergeborene Welt!

Odysseus kam aus dem Lande der Todten zu Schiffe schlafend nach Hause. Die Asen legten Baldurs Leiche in sein Schiff, darin sie den Scheiterhaufen anzündeten und der See überließen (Gylfaginning); Sigmund trug seinen todten Sohn Fitila (Sinfiotli) an's Seeufer, wo ein unbekannter Fährmann das vollgeladene Schiff abstieß und fortfuhr (Sinfiötlalok), und Gudrun begrub nach der Edda den Atli in einem Schiffe. Die Todten der Brawallaschlacht schiffte Odin selbst auf goldenem Schiffe nach Walhalla. Nach der Edda (Wöluspa 49. 50, Gylfaginning 43. 51) wird beim Weltuntergang das Schiff Naglfari flott, das aus Nägeln der Todten gemacht ist, daher man im Norden den Todten die Nägel beschnitt, um den Anbruch der Götterdämmerung aufzuhalten. Hrymr der Riese steuert es im Kampfe gegen die Götter. So verabschiedeten sich auch vielfach die Zwerge zu Schiff (oben Nr. 543 ff.). Dieselbe Vorstellung verbinden die polynesischen u. a. Stämme mit dem Abgange ihrer Todten in's Jenseits.

Das ist die uralte Todtenüberfahrt, schon in Aegypten, dann in Griechenland durch Charon, wofür man den Todten, auch in Deutschland (in der Altmark noch in der neuesten Zeit), den Fahrlohn in den Mund legte.

Claudianus nennt das nordgallische Ufer, unweit Britanniens und des Rheines, als den Sammelplatz der Seelen, deren Flug dort rausche, deren Klagen man vernehme, deren bleiche Gestalten man wandern sehe. Prokopius hörte selbst von den Einwohnern dort, die Fischer und Landleute werden Mitternachts geweckt, sehen, an's Meer kommend, leere Nachen, die aber augenblicklich von Unsichtbaren so voll werden, daß kaum Fingerbreite über'm Wasser bleibt. Nach einer Stunde landen sie an der Insel Brittia, wozu sie sonst Tag und Nacht brauchen. Drüben hören sie jedem Einzelnen Namen und Land, Frauen den Namen der Männer, abfragen. Nach Villemarqué ist es Bretagnes äußerste Spitze, wo eine Bucht noch „die der Seelen" heißt.

aus dem Schiffe, und stößt ihn, als er sich im Wasser an das Fahrzeug anklammern will, wieder „zu dem Grunde“. Als der „arme Priester“ jenseits landet, „dabi sach wol Hagen, daz sin niht wäre rat, daz im für war sageten diu wilden mere-wip; er dahte: dise degene müezen verliesen den lip“. (Nib. Not Ausg. Vonderhagen 6181—84. 6334—36.)

Als Hagen den „Vergen“ erschlagen, beut er sich den verlegenen „Nibelunge“ als Fergen an. „Ich gedenche, daz ich was der allerbeste verge, den man bi dem rine vant; ia getruwe ich iuch wol bringen hinüber in Gelfrades lant!“ Das Schiff „ungefüege, starch unde weit genuoch, funf hundert unde mere ez wol zermole truoch“. So fahren sie über, er rudert, und dann schlägt er das Fahrzeug „ze stuchen unde warf ez an den Vluot“, weil keiner von ihnen wiederkehren wird. „Vil ungefügiu märe diu tuon ich iu bechant: wir enchumen nimmer wider in der burgonden lant. Daz sageten mir zwei merwip hiute morgen vruo, daz wir niht chomen widere.“ (Ebd. 6294—96. 6363-66.)

(948.) Der Fähre zu Winterhausen in Unterfranken lag einst ruhig in seinem Bette und schlief, als er plötzlich durch einen ungeheueren Lärm, vom jenseitigen Ufer her, geweckt wurde. Viele hundert Stimmen schrien: „Hol! hol!“ Er machte sich auf, löste sein größtes Fahrzeug ab und stieß vom Ufer. Noch während des Fahrens vernahm er wildes Stimmengewirr und Rossewihern von jenseits; es wurde auch auf Hörnern geblasen und Hunde bellten. Als er jedoch drüben anlangte, sah er Niemanden und vernahm nur aus dem Schalle der Fußtritte, daß sich eine Masse Menschen und Rosse in die Fähre drängte. Diese sank immer tiefer, bis ihr Bord mit dem Wasser gleichen Schrittes stand. Da befahl er sein Leben in Gottes Hand und gelangte glücklich an's andere Ufer, während die Gesellschaft unbekümmert redete und lärmte; der Fähre verstand aber kein Wort davon. Erst beim Landen fragte eine rauhe Stimme aus dem Haufen, was sie schuldig seien. „Nichts!“ war die Antwort. „Du hast klug gesprochen, Fährer! Deinen Lohn wirst Du darum doch erhalten. Hättest Du aber gefordert, Dir wäre es schlimm ergangen.“ Damit ging das Getöse wieder los: Peitschenknall, Jagdruf, Hundebellen und Rossewiehern wild durch einander, aber im Nu verhallt und verschwunden. Als er am andern Morgen erwachte, hing ein Pferdeschinken am Bettstollen. (Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 18.)

(949.) Wo am aargauischen Rhein, unterhalb Rietheim im Tüfthale, Trümmer eines gewaltigen Rundthurmes aus der Heidenzeit stehen, trieb eine Räuberbande früher ihr Unwesen, bis sie einst „einen Geistlichen“, der nach Basel fuhr, in's Wasser warfen, der sie verwünschte. Seither fahren sie als Gespenster Nachts, mit Schwert und Spieß bewaffnet, ihr Hauptmann ein bloßes Gerippe. Ein Schiffer, der zwei von ihnen, die ihm Nachts riefen, in seinen Waidling nahm und bis Koblenz hinabführte, erhielt von ihnen ein

schwer Stück Geld, das beim nähern Besehen sich in eine Rübe verwandelt hatte, wurde wahnsinnig und starb binnen einem Jahre. Bei Degerfelden will man Nachts Stimmen vernommen haben, wie wenn man einem vorbeifahrenden Schiffe Halt geböte. (Rochholz.)

(950.) In Ostfriesland an der Küste der Nordsee sind Buhten, die eine Art kleine Häfen bilden, genannt Siehle. An ihren äußersten Vorsprüngen steht ein einsames Haus irgend eines Fischers. Die Natur ist traurig, ohne Vogel, außer den Möven, die kreischend Stürme verkünden, ohne Lieder, denn der Bewohner ist ernst und schweigsam. Zu einer bestimmten Zeit im Jahre, heißt es, just um die Mittagsstunde, wo der Fischer eben mit seiner Familie zu Tische sitzt, ruft ihn ein Fremder, in Holländertracht, auf die Seite und accordirt mit ihm über Ueberfahrt von Seelen nach der „weißen Insel", die auch Brea und Britinia heißt, was Britannien sein soll. Der Holländer bezahlt in ganz kleinen Silberpfenningen, und gegen Mittnacht, wenn der Mond aus den Wolken tritt, steht der Schiffer bereit. Wie der Mond erscheint, bemerkt dieser, daß das Schiff sich befrachtet und bis Handbreite in's Wasser steckt, ohne daß er irgendwie Sichtbares wahrnimmt, etwas wie Nebelstreifen ausgenommen, oder was hört als leises Zirpen und Knistern, bis er an der weißen Insel landet, wo der Holländer schon wartet und einen Appell abliest, während der Kahn immer leichter wird. Der Schiffer fährt wieder heim. (H. Heines sämmtliche Werke, VII. Band. Hamburg 1861, S. 274 ff.)

(951.) Ein reicher Bürger und Kaufherr von der Obernstraße in Bremen, der einen betrügerischen und lasterhaften Wandel geführt hatte, konnte nach seinem Tode keine Ruhe finden. Zwei Priester führten ihn in einem Wagen nach einer großen Wiese, die Paulinen-Marsch benannt, und gaben ihm auf, zur Büßung seiner Sünden alle Grashalme zu zählen. Dort zählte er über fünfzig Jahre, aber er brachte dabei das Vieh zu Schaden, schlug und belästigte die Hirten auf jede mögliche Art. Da nahmen ihn die Hirten, brachten ihn über die Weser, nach dem Werder, und ließen ihn daselbst durch die Priester bannen; nun sollte er nicht eher zur Ruhe kommen, als bis er die Weser ausgeschöpft und dann zurückgekommen sei. Da begann der ruhelose Geist sofort das Wasser aus der Weser zu schöpfen, verfolgte auch heimlich alle Schiffer, um vielleicht unvermerkt in einem Kahne überzukommen; da aber gewahrte der Schiffer, als ihm das Rudern immer schwerer fiel, das Schiff immer tiefer sank, wie der Geist ganz klein und zusammengedrückt am äußersten Rande saß, und warf ihn sofort über Bord. Das wird ihm nun nicht wieder gelingen, denn seitdem achten die Fischer besser auf ihn, und er wird wohl nicht eher Ruhe haben, als bis er die Weser ausgeschöpft hat. Die Schiffer haben ihn oft Abends „hol over!" (hol' hinüber) rufen hören. (Harrys Volkss. Niedersachsens. I. S. 40.)

Dritter Abschnitt.

Die Götter als Helden.

Charakter der Heldensage.

Wenn das religiöse Gemüth sich zu den Göttern, welche, wie oben gezeigt, Abstractionen der Natur, personificirte Naturkräfte sind, hingezogen fühlt, zu ihnen in ein Verhältniß tritt, so kann es sie sich nicht mehr als körperlose Geister, als Gespenster denken. Um sie zu lieben und von ihnen wieder Liebe zu empfangen, muß es sie zu Menschen machen. Die Menschwerdung der Götter ist der Proceß, den die Liebe der Menschen zu den Göttern vollzieht; denn nur Menschen kann der Mensch lieben. Menschgewordene Götter aber sind Halbgötter, Göttersöhne, Heroen oder Helden. Es sind Menschen von Fleisch und Blut wie die wirklichen Menschen, sie leben wie diese auf der Erde, nähren und kleiden sich, wandeln und sprechen wie diese; aber ihr Anfang und ihr Ende, ihre Geburt und ihr Tod sind in undurchdringliches Geheimniß gehüllt, weil diese beiden äußersten Punkte ihres irdischen Daseins den Göttern gehören, von denen sie ausgehen und zu denen sie zurückkehren; denn sie sind selbst Götter. Doch auch im Leben muß sich ihr göttlicher Charakter offenbaren; sie müssen thun, was nur Götter können, schaffen, was die Natur nicht schaffen kann; sie müssen sich über die Naturgesetze erheben, d. h. Wunder verrichten. Die Halbgötter oder Helden sind daher Menschen mit Götterkräften und ihnen haften immer noch die Eigenschaften der ersten Götter, der Gestirne an. Sie sind das letzte Stadium der Mythe, ihr Dienst die letzte Stufe der Religion. Ist auch diese Stufe als unwahr, als eine Täuschung, ein Hirngespinnst erkannt, so ist keine Religion mehr möglich; denn die Gottheit als reiner Gedanke, ohne Gestalt und Geschichte vorgestellt, ist Gegenstand der Reflexion. Die Religion hört mit der Phantasie auf und an ihre Stelle tritt die Wissenschaft.

Die Heroen stellen in ihrem Leben immer noch den Lebenslauf der Gestirne dar; ihre Geburt ist der Aufgang, ihr Tod der Unter-

(Spinnen) oder fliegenden (Insecten und Vögel), ließen sogar gehende Thiere durch die Luft schweben (in der wilden Jagd und im Alprücken), schrieben den Nixen Fischschweife oder wenigstens Schwimmhäute und den Titanen und Giganten Schlangen statt der Füße zu, legten viel Gewicht auf die unergründliche Natur der Füße des Zwergevolkes, sowie hinwieder des Teufels, und so fehlt auch auffallend oft den Heroen etwas an den Füßen.

Hephästos oder Vulkan hinkte, weil sein Vater Zeus ihn am Fuße gefaßt, aus dem Himmel schleuderte, wo er „spät mit der sinkenden Sonne" auf Lemnos niederfiel; der keltische Vulkan Wölund, Weland, weil ihn der neidische König lähmen ließ; Oedipus (Schwellfuß) trug an den Füßen die Spuren, daß sie zusammen gebunden waren, da man ihn als Kind aussetzte; Achilleus war an der Ferse verwundbar, wo ihn seine Mutter als Kind beim Eintauchen in den Strom der Unterwelt oder in Feuer, um ihn unsterblich zu machen, gehalten hatte; Anchises war lahm, weil Venus ihn geliebt. Der altrömische Heros Horatius Cocles (der Kyklop) hinkte, weil ihn, als er, die Brücke gegen die Feinde vertheidigend, über den Tiber zurückschwamm, dieselben von hinten verwundeten, und der fränkische (nibelungische) Sigibert (Sigfrid), weil ihn die Alemannen in der Schlacht bei Tolbiakum im Knie getroffen. (Gregor von Tours II. 37. 40.) In der Volkssage hingegen ist er (als Sigfrid) nur von hinten verwundbar, weil ihm beim Baden im Drachenblute, was ihm seine Hornhaut verlieh, ein Blatt von der Linde, unter der es geschah, zwischen die Schultern gefallen war, so daß dort das Blut nicht hindrang; nach anderer Wendung, weil er, wegen Breite des Rückens, sich dort nicht bestreichen konnte.

Die Heroen sind zu Menschen gewordene Götter, aber stets wirkliche Menschen mit menschlichen Namen und sonstigen Eigenschaften; sie üben daher auch menschliche Berufe als Könige, Gesetzgeber, Krieger, Religionsstifter. Entweder werden Menschen, welche wirklich gelebt haben, zu Heroen gestempelt, oder es werden die Namen solcher bei der Schöpfung der Heroen benützt, während der Charakter der Letzteren neue Färbung erhält, oder es werden Personen gedichtet, welche wahrscheinlich nie gelebt haben, wohl aber Vertreter von Idealen

Der mexikanische Feuergott Huitzilopochtli hatte eine fromme Frau zur Mutter, welche einen aus der Luft herabfallenden bunten Federball aufgenommen und am Busen geborgen hatte; er entsprang ihrem Schooße bereits speerbeschwingt und federgeschmückt. Die mongolische Fürstin Alankava wurde durch einen sie durchdringenden Lichtstrahl Mutter dreier Söhne, von deren Einem Dschingischan stammte. Bei den Chinesen ist der Kaiser Sohn des Himmels, ihres obersten Gottes, bei den Japanern Sohn der Sonne, welche dieselbe Stelle einnimmt wie in Peru.

In der spätern speculativen Religion der Inder, welche seit ihrer Wanderung vom Indos an den Ganges an die Stelle ihres anfänglichen Sonnen- und Naturdienstes trat, erscheint der Gott Wischnu neunmal auf der Erde in verschiedenen Verwandlungen, um die verirrten Menschen zur Tugend zu leiten, und seine zehnte Verwandlung, zum Weltgerichte, soll noch bevorstehen. Zu den drei ersten Malen erschien er als Thier, zum vierten Male als Zwerg, weiterhin als Mensch. Seine achte Verwandlung ist diejenige als Krischna, unter welchem Namen er von einem menschlichen Königspaar wiedergeboren wurde, und zwar um Mitternacht. Seine Mutter hatte seit der Empfängniß an Schönheit stets zugenommen, und bei der Geburt strömte himmlischer Lichtglanz von der heiligen Familie aus. Die Mutter und das Kind werden genau so abgebildet wie die Madonna und das ihrige. Die erstere blieb auch nach der Geburt Jungfrau. Ihr Bruder wollte das Kind tödten; der Vater rettete es und gab es Hirten zur Erziehung. Als Mann that Krischna Wunder und kämpfte auch mit einem Drachen, dem er den Kopf zertrat. Er starb, von seinem Feinde an einen Baum gebunden, vom Pfeile desselben, nachdem er vor seinem Tode verkündet, daß das eiserne Zeitalter herannahe. Die neunte Verwandlung Wischnus war die als Buddha, was jedoch blos die Buddhisten, nicht die Brahmanen glauben (auch die Juden erblicken in ihrem Messias den neunten Herrscher). Buddhas Mutter Maya, noch von keinem Manne berührt, empfing den Sohn durch einen fünffarbigen Lichtstrahl vom Himmel, gebar ihn durch die Seite und blieb auch nach der Geburt Jungfrau. Schon im

wurde der 25. December gefeiert (in Rom: natales Solis invicti). Die Manichäer hielten Jesus für eine Incarnation Mithras. In den Mithra-Mysterien wurde die Stirne der Einzuweihenden mit einem Kreuze bezeichnet (welches Zeichen auch im alten Indien, Aegypten und Syrien getroffen wird, und zwar stets im Sonnendienst). Auch eine Taufe mit Wasser fand in den Mithra-Mysterien statt. Juden und Christen wandten sich im Gebete stets nach Osten, gleichviel ob sie westlich oder östlich von Jerusalem lebten. Die persischen Profeten Hom und Zoroaster verkehren unmittelbar mit Ormuzd und es werden von ihnen im Zendavesta Aeußerungen erzählt, welche mit solchen Jesu die überraschendste Aehnlichkeit haben. Platon hielt Zoroaster für einen Sohn des Ormuzd. Nach dem Zendavesta zog sich derselbe wie Buddha in die Einsamkeit zurück und stieg in die Hölle nieder.

Der Jehova der Juden ist ursprünglich ein Sonnen- und Feuergott. Sein Angesicht strahlt wie Feuer, er erscheint im brennenden Dornbusch und als Feuersäule; sein Altar ist ein Feueraltar; Moses und David opfern ihm ihre Feinde, indem sie sie vor der Sonne aufhängen. (4 Mos. 25, 4; 2 Samuel 21, 9.) Sein Sohn ist nicht etwa erst eine christliche, sondern bereits eine jüdische Idee. Wir haben schon oben (S. 399) auf die räthselhaften „Söhne Gottes" (1 Mos. 6, 2. 4) hingewiesen. Mose wurde zwar nicht geradezu für einen Gottessohn gehalten; aber alle übrigen Umstände seines Lebens gesellen ihn den Heroen bei. Er wird als Kind ausgesetzt und zufällig gefunden, ohne daß man seine Herkunft kennt; er spricht mit Gott, ist dessen Auserwählter, thut Wunder und führt sein Volk nach dem ihm bestimmten Lande. Deutlichere Gestalt nimmt ein einzelner Sohn Gottes in der speculativ-theologischen Vorstellung des Logos an. Seitdem die Juden aus der persischen Mythe die Hierarchie der Engel angenommen, wurde ein Oberster der Letzteren als „Wort Gottes" gedacht, das von Anbeginn bei und mit Gott, aus ihm hervorgegangen, an der Schöpfung betheiligt ist und an der Stelle Gottes mit den Menschen verkehrt (wie er z. B. mit Jakob ringt). Im spätern Judenthum wurde auch der Geist Gottes personificirt, und zwar als weibliches Wesen (Ruach), als „Weisheit". So

ligten Sonnenthieres, zeugt Zeus mit der Europa den Gesetzgeber, Staatengründer und Todtenrichter Minos, der in den beiden ersten Eigenschaften, mit unwesentlicher Namensveränderung, auch in Aegypten (Menes), in Indien (Manu), Phrygien (Manes), ja selbst im alten Peru (Manko Kapak), sowie als Stammvater bei den Hebräern (Adam, d. h. Mann, Mensch) und bei den Germanen (Mannus) erscheint. Auch die Heroen, welche in ihrem spätern Schicksal den Wechsel von Tag und Nacht versinnbildlichen, Kastor und Polydeukes (Pollux), entspringen mit ihrer Schwester Helena dem Ei, das Leda vom Schwane Zeus empfangen, d. h. dem in den ältesten Religionen verehrten Welt-Ei.

Weniger bekannt ist die Sage von Jasion oder Jasios, einem Sohne des Zeus, welcher mit der Göttin Demeter den Plutos zeugte und von den Eingeweihten der eleusinischen Mysterien angerufen wurde. (Hom. Od. V. 125. Hesiod. Theog. 969. Des Verf. Buch der Mysterien S. 89.)

Und so pflanzt sich die göttliche Abstammung der Helden bis in späte Zeiten fort. Romulus, der Gründer Roms, sollte ein Sohn des Mars von der Rhea Silvia sein. Pythagoras galt als ein Sohn des Zeus, Platon als solcher des Apollon; Alexander der Große wollte den Jupiter-Ammon für seinen Vater gehalten wissen; Cäsar leitete seinen Stammbaum von Venus ab und ließ sich selbst als Gott verehren (Suet. Caes. 76), was bei seinen Nachfolgern, den römischen Kaisern, ganz gewöhnliche politische Praxis wurde. Unter ihnen sollte schon Augustus von Apollo gezeugt sein, der als Drache seiner Mutter sich beigesellte (Suet. Oct. 94)! Der Philosoph und Wunderthäter Apollonios von Tyana, Jesu Zeitgenosse, galt als Menschwerdung des Meergottes Proteus. Mohammed verwarf zwar die Gottessohnschaft für sich und Andere; aber er ging gleich Moses mit Gott um und wurde sein Prophet. Seine angeblichen Nachfolger, die türkischen Sultane, waren weniger skrupulös und nannten sich Söhne Gottes, so noch Mohammed IV. 1683, vor der Belagerung Wiens.

Mit dem Geheimnisse aber, das schon durch die göttliche Abstammung allein auf den Heroen ruht, verbindet sich nun gerne noch ein

genannt wird und ein mächtiger Kämpe war, hatte eine schöne Gemalin, auch eines mächtigen Königs Tochter, Namens Ute. Als diese einmal, in Abwesenheit des Königs, weintrunken in einem Blumengarten eingeschlafen war, kam ein Mann hinein und lag bei ihr. Als sie erwachte, glaubte sie, ihren Gemal Aldrian zu erkennen; aber ehe sie sich's versah, war er hinweggeschwunden. Die Königin wurde guter Hoffnung und ehe sie gebar, erschien derselbe Mann bei ihr, gestand, was geschehen war, und daß er ein Elfe sei, und bat dem Sohne, den sie zur Welt bringen werde, sobald er erwachsen sei, seinen Vater zu nennen, aber sonst Niemanden. Dieser werde ein gewaltiger Mann werden und sich oft in Nöthen befinden, so oft er aber seinen Vater anrufe, werde der ihm beispringen. Damit verschwand der Elfe wieder wie ein Schatten.

Als die Königin eines Knaben genas, nannte sie ihn Hagene, nordisch Högni. Er war hart und stark und übel verträglich, und sein Antlitz „wie eines Gespenstes und nicht eines Menschen, bleich wie Bast und fahl wie Asche und gar schrecklich und grämlich", und so sein Gemüth. Außer Hagen hatte König Aldrian, nach der einen Sage noch zehn andere Söhne, nach einer andern noch drei: Gunther, Gernot und Giselher, und eine Tochter Grimhild, Kriemhilt, nordisch Gudrun.

Nach derselben Dietrichs- oder Wilkina-Saga war Hagen später König Etzels Mann und wurde von diesem, nebst elf Anderen, dem mit Hildegunden entflohenen Walther nachgesandt. Walther erschlug die elf, Hagen allein entkam, überfiel aber später den mit Hildegunden am Feuer sitzenden Walther und wollte ihn hinterrücks erschlagen. Walther jedoch erhob den Wildschweinsrücken, den er eben abgenagt, auf Hagen und traf ihn so an die Wange, daß der Wurf ihm das Fleisch zerriß und das eine Auge herausfiel. Seither war Hagen einäugig. *)

(953.) Ez ist zu wissend, do des Berners muter den Berner trug, und sie swanger was worden von irme manne Diettmar, das Machmett, also heißen etlich besen geister an denselben zitten, mahte ein gespenste, der schuff daz dez Berners mutter einer naht getreimet in dem sloff, wie ir man bi ir slieffe vnd in der selben zit wz Diettmar in einer reisen. Und do su erwachte, do greiff su neben sich, do greiff si vff ein holen geist; do sprach der geist: Du soll dich nit ferchten, ich bin ein gehürer geist. Ich loss dich wissen, den sun, den du von Diettmar treist, der soll werden der sterkest gaist, der ye oder iemer geboren sol werden, vnd von dem dröm, also dir ist getreimet, do von so wurd im das fir vßz dem mund schießen, so er zornig wurtt, vnd gar ein

---

*) Hagen, ein Element der Nacht, aber nicht der harmlose Mond, sondern die blutig scheinende Nacht- oder Wintersonne des Nordens, scheint zu Hain oder Hein, einem Namen des Todes, geworden zu sein. (Vrgl. Grimm S. 118 und Simrock D. M. S. 469.)

biderber heillt. Und also buwet der düfel ein gutte burg in drigen dagen, dz ist die Burg zu Berne. (Anhang zum Heldenbuche.)

(954.) Merddin, gewöhnlich Merlin, der Barde des Waliserköniges Emrys (Ambros) Wledig, welcher von 481 bis 500 siegreich die eindringenden Sachsen bekämpfte und das sinkende Britenreich aufhielt, war der Sohn eines Alfs oder Koboldes (incubus), welcher ihn mit einer Königstochter von Demetia oder Dywed, d. h. Süd-Wales, erzeugte, geboren zu Caermarthen, wo sie im (Druiden-) Kloster lebte. Dywed war das Land, wo der ursprüngliche keltische Glaube der Druiden am reinsten und eifrigsten erhalten wurde und Merddin der Erneuerer des Bardenordens und Druidenwesens. (Mone Symb. II. 461.)

(955.) Wenn der seiner Tochter Danaë, weil sie dem Zeus, den Perseus geboren, zürnende Akreisios sie und den Knaben in einen Kasten verschlossen in's Meer wirft, wo sie an der Insel Seriphos landen (Apollod. II. 4. 1), so ist dies dasselbe Bild, wie wenn die an den Geburtswehen sterbende Mutter des Sigfrid den Knaben in ein gläsernes Gefäß verschließt, welches in den Fluß treibt, oder wenn der junge Wölund sich und seinen Hort in einen hohlen Baum begiebt und diesen durch Bewegen in's Meer wälzt, wo er in Niduds Reiche landet.

Nach der Thidrekfage, die für sich allein steht, ehelichte Sigmund von Har- oder Jarlungenland, Sifians Sohn, Sisibe oder Sisilie, Tochter Königs Nidung von Hispanien. Da lud ihn König Drasolf, der Mann seiner Schwester Signy, zu einer Fahrt nach Pulinen- oder Thulinenland gegen Feinde. Sigmund ließ sein Weib und sein Land in der Hut zweier gewaltiger Häuptlinge, Hartwin und Hermann, Grafen in Swaven, und fuhr ab. Hartwin aber muthete der Königin Unehrbares zu, sie wies ihn ernst ab und er erzählte Alles seinem Genossen, der ihm Beistand verhieß, ihr aber dieselben Anträge machte und dieselbe Zurechtweisung erhielt. Als Sigmund nach großen Thaten zurückkehrte, reisten sie ihm entgegen und Hartwin klagte die Königin des Ehebruchs mit einem der Knechte an, worauf er ihnen befahl, sie umzubringen oder geblendet oder verstümmelt ihrem Vater zurückzusenden. Hartwin schlug jedoch vor, sie in den finstersten Swavenwald zu führen und ihr dort die Zunge auszuschneiden, was Sigmund gut hieß.

Unter Vorwand, ihrem Gemal entgegenzufahren, führten sie sie in den Wald, wo sie ihr ihre Strafe ankündeten. Da jammerte sie, verrathen zu sein, sie und ihr Kind unter'm Herzen mit ihr. Hermann jedoch schlug vor, dem Hunde die Zunge auszuschneiden und die Frau zu schonen. Hartwin blieb hart, da zog Hermann sein Schwert und sie kämpften. Aus Schrecken gebar Sisibe einen schönen Knaben, den sie in ihr gläsernes Methgefäß verschloß. Hartwin fiel und stieß im Fallen das Gefäß mit dem Fuße in den Strom und wie die Königin das wahrnahm, fiel sie in Ohnmacht und verschied. Hermann

bestattete sie und erzählte Sigmunden das Abenteuer und daß Hartwin den Knaben umgebracht. Sigmund aber, welcher ahnte, wie er betrogen worden, verbannte den Grafen im Zorn aus seinen Augen. (Thidrek- oder Wilkinensage Kap. 152—161. F. E. Müller sieht mit Recht in dieser den deutschen Liedern gänzlich fremden Episode romanischen Ursprung und sicher ist es dasselbe Einschließen des Knaben wie des jungen Perseus, und die Anklage und Strafe die der brabantischen Genovefa, sogar im weitern Verlaufe, Kap. 16, wo der Strom das Gefäß in die See treibt, wo es in der Ebbe an einer Felsklippe ansitzt und entzwei bricht, worauf, auf des Kindes Weinen, eine Hirschkuh erscheint und es so Monde lang mit ihren Jungen säugt.)

II. Der Helden und Heldinnen Jugend und Liebe.

Das Aufsteigen der Sonne am Morgen, von ihrem Erscheinen über dem golden glühenden Horizont bis zur Höhe im Himmel, wo ihre Strahlen fühlbar zu werden beginnen, oder, vom Tage auf das Jahr übergetragen, ihr allmäliges Erstarken vom Frühlingsanfange bis zum längsten Tage, versinnbildlichte die sinnige Heldensage durch ihrer Lieblinge, des liebenden Paares blühende Jugendzeit. Sie sind Sonne und Mond, daher ihr stetes Fliehen und Wiederkommen, ihr gegenseitiges Suchen und Finden; dem öftern Verweilen der beiden Hauptgestirne in der Dunkelheit, bewirkt durch ihr Untergehen, durch Wolken oder Finsternisse, entsprechen Verborgenheit, Dienstbarkeit, Verkennung, Unterdrückung, Gefangenhaltung, Verbannung, Verwünschung und Verwandlung in Thiere, oder andere oft namenlose Leiden der Helden, — dem Wiedererscheinen und der Lichtzunahme der ersteren die Befreiung, Erlösung und Erhöhung der letzteren und ihre Enthüllung und Erkennung als Königskinder, oder, wenn sie niederer Geburt sind, ihre Vereinigung mit dem königlichen Gemal und Erhebung zu seiner (ihrer) Höhe. Die sehnliche Erwartung der leuchtenden Himmelskörper in der Nacht oder im Winter wird zur Sehnsucht eines kinderlosen Elternpaares nach blühender Nachkommenschaft. Oft sind die Königskinder, aus Furcht vor voraus verkündetem traurigen Schicksal, in einem Thurm eingeschlossen, aus dem sie sich zu retten wissen, um zu sehen, wie die Welt aussieht, was ja auch Sonne und Mond vom Himmel herab thun. Sie durchziehen die Welt auf schnellem Roß oder anderm Gethier, mit Siebenmeilenstiefeln, im

Mit Vorliebe erscheint der Held des Märchens als der jüngste, bislang verkannte, zurückgesetzte und mißhandelte von drei Brüdern; die Heldin aber nimmt dieselbe Stellung unter drei Schwestern ein. Ihren Namen „Aschenbrödel" führt in norwegischen Märchen auch der verachtete Bruder oft. Auch das ist ein uralter mythischer Zug, der schon im alten Indien spielt, in dessen Veda-Hymnen der jüngste Bruder (Trita, der Dritte), von den beiden Aelteren (Ekata der Erste und Dvita, der Zweite) mißhandelt, ja in einen Brunnen geworfen wird (wie Josef von seinen Brüdern), aber sich retten kann und die Anderen durch seine Geschicklichkeit und Klugheit in Schatten stellt. So ist auch Kronos der jüngste von sechs, Zeus der jüngste von drei Brüdern, und Jeder überragt mit der Zeit den Vater sowohl als die älteren Brüder. Zeus muß außerdem heimlich aufgezogen werden, und diese Verborgenheit, oft unter dem Bild der Verwandlung in Thiere und arger Mißhandlung, erzählen auch viele deutsche Märchen von dem verkannten Helden. Auch Odin im Norden setzt seine zwei Brüder Wili und We auf die Seite. Es ist stets die Sommersonne, welche die Herbst- oder Frühlings- und die Wintersonne besiegt, oder der Sommer selbst unter den (ehemals drei) Jahreszeiten. (Bei des Kronos düsterm Charakter muß das umgekehrte Verhältniß und eine Verdoppelung der Jahreszeiten angenommen werden). Der Held ist aber nicht nur sehr oft der jüngste unter den Brüdern, sondern er ist auch mit besonderer Betonung überhaupt jung, ewig jung. Namentlich in schwedischen und norwegischen Märchen stehen die Helden oft im zartesten Kindesalter, was die ewige Jugend der Gestirne ausdrückt, die schon gleich nach dem Aufgehen ihre Kraft entfalten. So sind auch Tidrek u. a. Helden der Sage bartlos, d. h. ewig jung dargestellt.*)

Die drei Mädchen aber sind die drei Gestalten des Mondes, wie wir schon oben (S. 440) nachgewiesen haben. Und die Gaben, welche der oder die Jüngste erringen und damit alle Welt in Erstaunen setzen? Ein Wünschhütchen, mit dem man sich in weite Fernen versetzt, ist die Schnellkraft der Sonne, mit der sie sich vom Unter-

*) Hahn, Sagriss. Studien S. 327.

Böse Stiefmütter, die Hexen des Volksaberglaubens, sind Bilder der unheimlichen Nacht, welche durch ihren Einbruch alles Lebende tödtet, oder wenigstens in Schlaf versenkt; daher auch das Verderbliche des Schlafens und die Einschärfung des Wachens zum Behufe wichtiger Unternehmungen in so vielen Märchen.

Gefeite, d. h. bis auf eine Stelle unverwundbare Helden sind wieder die unverletzbare und doch in einem Punkte, dem ihres Unterganges, dem Verderben geweihte Sonne. Die Selbstaufopferung aus Liebe, oft auf einem Scheiterhaufen (so in der nordischen Sage von Sigurd und Brunhild, wie schon in der von Herakles), was ist sie anders als die Selbstverbrennung der Sonne?

Weitere Deutungen, deren Erschöpfung jedoch nicht möglich ist, der Phantasie des Lesers überlassend, verweisen wir auf die zahlreichen bekannten Märchensammlungen, besonders der Brüder Grimm und Bechsteins, und auf ähnliche Märchen in Zingerles, Schönwerths u. a. Sagenbüchern, und fügen nur einige noch ganz oder ziemlich unbekannte Märchen bei.

(956.) Ein Graf und sein Sohn gingen einst in einem großen Wald auf die Jagd. Da sprach der Vater: Jetzt, Sohn, gehe Du rechts, ich links, und auf diesem Platze wollen wir uns wieder treffen.

Der Sohn stieß bald auf einen Hirsch, jagte ihm nach und verirrte sich, so daß er keinen Heimweg mehr finden konnte und auf einer Tanne übernachten mußte. So drei Tage und drei Nächte. Aber mit „Wibern" (wäsern, Klagen) war da nicht geholfen, er ging auf Gerathewohl in einer Richtung und stieß endlich auf einen grünen Herrn, der versprach, ihm aus der Noth zu helfen, wenn er ihm ein Jahr lang treu dienen wolle. Der junge Graf ging das ein und folgte dem Grünen in ein Schloß, welches er blos zu hüten hatte, ohne etwas zu thun, denn der Herr war oft abwesend. Ehe er diesmal fortging, befahl er dem Jünglinge zwei Dinge: 1. Nie in den Brunnen im Hofe zu schauen, noch weniger ihn zu berühren. 2. Drei gewisse Gemächer nie zu betreten.

Vierzehn Tage hielt das der junge Graf. Am fünfzehnten plagte ihn die Neugier zu sehr. Er ging zum Brunnen, tunkte einen Finger in's Wasser

---

Haare. (Anmerk. zu Laura Gonzenbachs sicilian. Märchen. 1870, II. Thl. S. 225.) Lauter poetische Ausschmückungen des goldenen und silbernen Lichtes der Gestirne.

Auch das that der Graf, saß wieder auf und ritt vier Tage und Nächte. Abermals nun spürte er heißen Hunger und war müde. Fort, immerfort, rief der Schimmel, nimm den ganz rothen Apfel, iß ihn halb und wirf den halben über die rechte Schulter zurück. Wieder hieß er ihn vor sich schauen, wo eine goldene Residenz sich zeigte, und dann hinter sich, wo der Herr ganz nahe war. Wirf das weiße Tüchlein über die linke Achsel, gehe in's goldene Schloß, laß Dich beileibe dort nicht bedienen und durch die zwölf Jungfrauen Nachts nicht blenden, noch durch die Musik zum Tanze verführen.

Alles geschah, obwohl die reizenden Jungfrauen seine Gefühllosigkeit höhnten und ihn endlich mit Nadeln stachen. Er schloß die Augen vor ihrer Schönheit.

Am Morgen durfte er wieder kein Geschenk annehmen.

Fort fuhren sie abermal windschnell. Willst Du wissen, fragte der Schimmel den Grafen, wo wir gestern über Nacht waren? Auf dem Meere. Fahren wir noch Tag und Nacht, dann sind wir am Lande.

Es geschah. Da stand abermal ein Schloß, davor stieg der Graf ab, barg den Schimmel auf dessen Geheiß in einer hohlen Linde, trat in's Schloß, sein Goldhaar zugebunden, durfte hier ausruhen und erbot sich dann, nach des Schimmels Willen, der ihm dabei seine Unterstützung verhieß, als Gärtnerjunge einzutreten. Er sandte wieder die halbe Speise dem treuen Thiere. Nun sollte der Gärtnerjunge drei Beete ausjäten. Der Schimmel hieß ihn in jedes Beet drei Streiche thun mit dem Wunsche, es möchte gejätet sein. So dreimal in drei Tagen. Der Gärtner sah seinen Jungen schlafen und die Beete dennoch auf eine Weise gejätet und im Flor, wie sie es noch nie gewesen. Der König, als er sie erblickte, staunte, vernahm aber bald, das sei das Verdienst des unbeachteten Gärtnerjungen.

Eines heißen Tages kam dem Jungen der Gedanke, sich in dem schattigen Springbrunnen des Gartens zu baden. Er that es. Während dessen war die jüngste der drei Königstöchter mit einer Arbeit beschäftigt. Sie staunte, als plötzlich durch ihr Fenster ein unbegreiflicher Sonnenglanz auf die Arbeit fiel. Der Graf hatte seine Haarhülle weggethan und sein Goldgelocke schien um sein Haupt. Wie sie hinausschaute, hatte er jedoch sein Haar wieder verborgen. Die Prinzessin begann zu ahnen und hieß den Gärtnerjungen in ihr Gemach kommen, wo sie seine Blumen lobte und ihm einen Becher köstlichen Weines kredenzte. Diesem folgte ein zweiter und der Jüngling wurde betipst und schlummerte endlich ein. Jetzt machte sie mit ihrer Hand die Kopfhülle etwas auf und sah das strahlende Gold; sie knüpfte sein Brustgewand auf und sah die Brustzier. Jetzt war sie im Klaren und der schöne Jüngling, vom Staube der Arbeit befreit, erregte ihre ganze Liebe.

Um jene Zeit wünschte der König, seine drei Töchter möchten sich verehelichen, und hielt ein glänzendes Fest, wozu benachbarte Königs- und Rittersöhne erschienen und jede Tochter demjenigen ihrer Freier, den sie wählte, einen

Aber der junge Mann blieb unbeweglich, stritt an seiner Seite und die dritte Schlacht endete siegreich.

Auf der Rückkehr vom Schlachtfelde traf den Grafensohn ein Schuß in den Fuß. Es floß Blut, der König erschrak und half den Verwundeten mit seinem eigenen Tuche verbinden.

Daheim war er wieder Gärtnerjunge. Als er zum Schimmel kam, sagte dieser: Was ich bewirken wollte, ist geschehen, was Dich betrifft; mir aber mußt Du nun den Kopf abhauen. Vergebens entsetzte sich der Grafensohn ob solcher That des Undankes. Wenn Du Dich scheust, sagte der Schimmel, so binde Dir die Augen zu und führe dann den Hieb. Führen mußt Du ihn, wenn Dir was an mir liegt.

Nun mußte sich der Grafensohn endlich dazu verstehen. Er ließ sich die Augen verbinden und that den Hieb mit zitternder Hand.

Als er aber die Binde von den Augen nahm, stand vor ihm ein Prinz, schön wie er und mit demselben Goldhaare. Sie sahen sich so ähnlich, daß man den Grafensohn nur am Goldfinger erkannte. Der Prinz dankte dem Grafensohne gerührt für seine Erlösung aus dem vom Grünen über ihn verhängten Zauber.

Vergnügter war aber Niemand als der König, da der Arzt, der des Grafen Fußwunde untersuchte, des Königs Tuch erkannte und damit an den Tag kam, daß dieser und der schöne Sieger und Helfer eine und dieselbe Person seien. Erst jetzt wurde eine rechte Hochzeit gefeiert und der vorher Verachtete hatte nun nicht mehr nöthig, sein sonnegoldenes Hauptthaar zu verhüllen und seine Gemalin hörte keine Vorwürfe und Spottreden mehr, daß sie ihrer Liebe zu dem schönen, aber entstellten Jünglinge nachgegeben hatte. (Erzählte dem Sammler am 14. Juni 1868 der Senn Jos. Ant. Broder, Schettlers, am Stutz bei Sargans.)

(957.) Im alten Frankreich lebten drei sehr schöne Schwestern, die eines Tages sich in ihrem Garten mit einander dadurch unterhielten, daß jede einen Herzenswunsch aussprach. Ich möchte, sagte die eine, unseres jungen Königs Gemalin werden; dann wollte ich ihm zwei Kinder gebären, deren jedes einen goldenen Stern auf der Brust trüge. So hoch hinaus will ich nicht, meinte die Zweite, ich wäre zufrieden, des Königs treuen Leibdiener zu haben; dann wollte ich machen, daß der junge König mit seiner bösen Mutter allmälig besser stände. Kann man nur so wünschen, setzte die Dritte hinzu, so möchte ich seinen Minister haben und dann sollte immer Friede sein im Lande.

Sie hatten aber solches nicht unbelauscht gesprochen, wie sie wähnten. Der eben lustwandelnde junge König hatte Alles vernommen, und da die Schwestern sehr schön und vom alten Adel waren, sorgte er, daß Alles geschah, wie sie es gewünscht, so heftig die alte Hexe sich widersetzte, weil sie ihrem Sohne eine Königstochter zugedacht, durch welche sie fortzuherrschen gehofft hatte.

Was sein soll, das wird, und so war's hier. Nach einem Jahre gebar,

werden. Aber das ward sie nicht und nach langem mußten sie nicht nur damit herausrücken, daß sie Zwei wirklich nicht ihre Kinder und von hoher geheimnißvoller Herkunft seien, sondern darin einwilligen, daß sie Beide dies Land verließen und ihre Heimat suchten.

Die zwei jetzt beinahe Erwachsenen fuhren mit dem Golde, das ihnen die biederen Fischerleute mitgaben, vom Land und kamen an eine fremde Küste, wo sie sich am goldenen Wasserflusse niederließen. An diesem gewahrte der junge Prinz einen Steinbruch, aus dem die Umwohner ihre Bausteine holten, und erkannte sie nach dem, was er von alten weisen Leuten der Fischerküste gelernt, als von hohem Werthe und die Gebirge als die Wiege des goldenen Wasserflusses. Er sandte solche zur Probe mit dem nächsten Schiffe nach Venedig an einen der dortigen berühmten Scheidekünstler und erhielt mit dem rückkehrenden Schiffe ein schönes Geld für die Steine. Das ermuthigte ihn, eine Menge solcher brechen und bald eine schwere Schiffsladung nach Venedig abgehen zu lassen.

Dadurch wurde der Prinz, sagte der Erzähler lächelnd, wirklich ein „steinreicher“ Mann, ließ sich am Flusse ein prachtvolles Haus bauen, welches ein kühler köstlicher Garten umgab, und ließ, meist um seine schöne Schwester bekannt zu machen und vielleicht seine Eltern dadurch zu finden, als „Prinz vom goldenen Wasserflusse mit dem goldenen Sterne auf der Brust“ alle benachbarten Adels- und Fürstensöhne und deren Verwandte zu einem glänzenden Feste einladen.

Solche strömten sogleich zu Land und Schiffe zahlreich herbei. Die alte Hexe aber, aus der Einladung Unheil ahnend, hatte gesorgt, daß diese ihrem immerfort trauernden und gewissengequälten Sohne nicht zukam und eine Vertraute an das Fest geschickt, welche dem Prinzen eröffnete, so schön sein Palast und die Gartenanlagen seien, fehle ihm etwas, das alle deren Schönheiten weit übertreffe, und erwiderte, als der Prinz begierig aufhorchte und nach diesem Dinge fragte, das sei der singende Baum für seinen Garten. Auf des Prinzen weiteres Fragen erklärte sie, er könne dahin gelangen mittelst der Kugel, die sie ihm reichte und womit er seine Fußsohle salben und dann in einem Schritte meilenweit gelangen könne. Der Baum wachse im Garten des „gläsernen Berges“, wohin zwei Riesen ihn weisen werden.

Als das Fest zu aller Anwesenden Freude, deren Bewunderung das Geschwisterpaar erregte, vorbei war, bereitete sich der Prinz trotz der Bitten und Thränen seiner Schwester, die wenigstens bat, ihn begleiten zu dürfen, zur Abreise, salbte jedoch, auf ihren Rath, nicht die Fuß-, sondern blos die Schuhsohle, und machte sich auf das Abenteuer. Jeder Schritt brachte ihn meilenweit, so daß er bald zum ersten Riesen gelangte, der ihn aber, so viel er konnte, von der Reise abmahnte, weil sie Jedem bisher Unheil gebracht. Der Prinz blieb unbeweglich und kam zum zweiten Riesen. Dieser wollte mit allen Mitteln ihn abhalten und sagte: von Allen, die zum Berge wollten,

nahm Abschied von ihren trauernden Leuten, wollte aber keinerlei Begleitung mitnehmen, und ritt denselben Weg fort.

Mit aller Bemühung widersetzten sich die zwei Riesen, besonders eindringlich der Zweite, nun gar dem Vorhaben eines zarten Weibes. Sie setzte unaufhaltsam und vom Riesen belehrt, ihren Weg fort und langte am Glasberge an, welcher wie früher, unter Donnern sich öffnete. Aber vergebens huldigten die schönen Herren der Jungfrau, und vergebens lud ihr Bruder sie in ihre glänzenden Reihen ein. Sie drang unaufhaltsam durch die Menge auf den Garten zu, wo sie den schönen Käfig mit dem Wundervogel faßte.

Kaum war dies geschehen, so verwandelte sich der gläserne Berg in eine glänzende Stadt und die Tanzenden waren Grafen- und Königssöhne und Töchter, jetzt durch die Jungfrau aus ihrer „Verwünschung" erlöst, die nun das Geschwisterpaar dankbar in ihren Palast am goldenen Wasserflusse begleiteten, eine glänzende Reiterschaar.

Auf Rath des Vogels der Wahrheit bereiteten die Zwei ein drittes, alle früheren überbietendes Fest. Diesmal wußte des königlichen Vaters treuer Leibdiener durch Gewinnung des Boten die Einladung an die rechte Adresse zu erhalten. Der König erschien am Feste, wo sein bisheriger Trübsinn sich in Freude auflöste, als der Vogel ihm eröffnete, wer die Zwei seien, wie Alles ergangen und wo die verstoßene Königin sich befinde. Diese wurde also bald geholt und Alle kehrten in die väterliche Residenz, wo das Erste und in der Sage das Letzte war, daß die alte Unholdin verbrannt wurde. (Vom Nämlichen erzählt wie das vorige.)

Anmerkung des Sammlers. Diese Sage ist gerade durch ihre Hauptzüge, dem arabischen Märchen gegenüber (Weils 1001 Nacht 617—637. Nacht, III. Bd. S. 506—635) eigenthümlich. Die neidischen Schwestern fallen hier ganz weg, das böse Princip ist des Königs Mutter. Der junge Prinz wird hier auf ganz andere Weise reich, durch die Venediger. Der Ort, wo sich die zwei Wunderdinge finden, ist nicht der Berg mit den schwarzen Steinen, in welche alle Vorgänger des Paares verwandelt stehen, sondern unser gläserner Berg, der Venusberg der ewig Tanzenden, lauter Züge der hiesigen Sagenkreise. Nur wäre eben so schwer zu begreifen, wie unsere Erzähler zur Kenntniß von 1001 Nacht gekommen wären, wie daß und warum sie gerade den Hauptfaden des Gewebes ganz anders gesponnen haben sollten.

Uebrigens bescheide ich mich gerne dahin, mit dieser Reflexion den Streitpunkt dennoch auf sich beruhen zu lassen, halte es aber für ausgemacht, daß das Geschwisterpaar Sonne und Mond ist, die einander auf ihren Zügen folgen, und daß der singende Baum wie der sprechende Vogel siderische Wesen sind, wie die Eiche von Dodona und Odins Raben.

(958.) Ein junger Förstersohn war einst auf der Jagd und wollte eben heimkehren, als sich ein wunderschönes Reh zeigte, das er noch schießen wollte. Es lief aber immer weiter und er ihm hitzig nach, bis er in eine Gegend kam

hinauf käme, hörte er nicht weit von sich zwei Knaben um einen Sattel streiten, den sie ihm um ein Goldstück abließen; er setzte sich d'rauf und husch war er auf der Höhe, wo er abstieg und vor sich eine gläserne Ebene und darauf ein prachtvolles gläsernes Schloß erblickte. Ohne sich zu besinnen, ging er hinein, die Stiege hinauf und erkannte auf letzterer seine Frau, die ihn herzlich willkommen hieß, ihn jedoch erinnerte, daß schwere Prüfungen seiner harren, welche ihre Mutter jedem Ankommenden unter Todandrohung auferlege. Sie werde ihn aber treu zur Seite stehen. Gleich darauf erschien die greise Mutter, die ihn freundlich grüßte und ihm Herberge anbot. Am Morgen aber hieß sie ihm streng alle Bäume des Schlosses umhauen, und zwar bis Abend und mit einer hölzernen Hacke. Als er anfing, wollte kein Baum fallen. Mittags als seine Gattin ihm zu essen brachte, that sie die Arbeit für ihn binnen einer halben Stunde. Die Alte war zufrieden, als Alles auf einem Haufen lag. Am zweiten Morgen sollte er alle Bäume abästen und die Aeste klein hacken. Seine Frau that es für ihn und reichte ihm ein Fläschchen, diese Nacht daraus zu trinken, wenn sein Gemach sich mit erstickendem Rauche anfülle. Es geschah und schadete ihm nicht. Am Morgen war die Alte freundlich und hieß ihn seine Geschichte erzählen. Als sie daraus inne wurde, wer er war, bewirthete sie das Paar auf's reichste, worauf dies Abschied nahm und zum alten erfreuten Vater zurückkehrte. (Ign. und Jos. Zingerles Kinder- und Hausmärchen 1852, II. 122—130.)

(959.) Ein Bauer hatte drei Söhne: Hinnerk, Klaus und Jan, aber Jan galt für den Dümmsten, wurde geneckt und verhöhnt und immer bei Seite gestoßen.

Nun begab es sich eine Zeit lang, daß dem Bauern alles Stroh, welches den Tag über ausgedroschen war, am folgenden Morgen verschwunden war. Da entschloß sich Hinnerk, einmal aufzubleiben, um den Dieb zu ertappen, und stellte sich in einer Ecke auf die Wacht. Um Mitternacht wurden die beiden Scheunenthüren aufgeworfen, und herein trat ein großer Riese, der band alles Stroh in einen großen Bündel und trug es fort. Hinnerk fürchtete sich sehr und wagte nicht, sich zu rühren. Als er am nächsten Morgen erzählte, was er erlebt hatte, entschloß sich Klaus, die folgende Nacht zu wachen, aber es erging ihm nicht anders; vor Furcht wagte er die Ecke, in welcher er sich verborgen, nicht zu verlassen. Da bat Jan, Wache halten zu dürfen, aber es wurde ihm abgeschlagen: „denn," sagten sie, „was wolltest Du dummer Junge da wohl ausrichten?"

Aber als Alle zu Bette waren, schlich sich Jan heimlich in die Scheune und legte sich in's Stroh. Um Mitternacht kam der Riese wieder, band das Stroh zusammen und trug es fort, und Jan saß im Strohbündel. Der Riese ging in einen Wald, wo er seine Höhle hatte, und warf das Stroh nieder. Dann machte er ein großes Feuer an und warf das Stroh nach und nach hinein. Immer kleiner wurde der Strohhaufen, und Jan war kaum noch

begab Jan sich in die Höhle, legte die besten Kleider wieder an, und ritt nach dem Schlosse, und die Prinzessin empfing ihn mit Freuden, denn sie erkannte ihn an dem Golddraht in seinem Haare. Als sie an der Tafel saßen, erblickte Jan seinen Vater und seine Brüder unter den Zuschauern. Er ging auf sie zu und fragte: „Kennt ihr mich wohl?“ aber sie antworten „Nein!“ Da gab er sich zu erkennen und sprach: „Seht, wenn ich so hartherzig wäre wie Ihr, so würde ich Euch jetzt auch nicht kennen wollen, aber ich will Böses mit Gutem vergelten.“ Da nahm er sie bei der Hand und führte sie zur Tafel und brachte sie zu großen Ehren. (Strackerjan II. S. 304.)

(960.) Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und eine Tochter, und für jedes der Kinder wuchs in dem Königsgarten eine Blume, das war eine Lebensblume, die blühte und gedieh, so lange das Kind lebte, aber verwelkte und ging aus, sobald das Kind starb.

Nun verheiratete sich die Tochter an einen reichen Mann, der weit entfernt wohnte, und zog mit ihm fort, und es dauerte nicht gar lange, da ging ihre Blume im Königsgarten aus. Da sahen denn die drei Brüder, daß ihre Schwester todt war, und weil sie nicht wollten, daß ihr Schwager in seiner Betrübniß ganz ohne Trost und Zuspruch bleibe, beschlossen sie, daß der älteste Bruder ihn besuchen solle.

So ritt denn der älteste Bruder aus, und sein Vater gab ihm hundert Thaler Reisegeld mit. Als der Königssohn eine Strecke Weges geritten war, kam er vor ein Heck, und ein Bauer stand daneben. Da bat der Reiter den Bauer, daß er das Heck öffnen möge, aber der Bauer fragte „Wer ist davor?“ „Ein Königssohn!“ antwortete der Reiter. „Königssohn muß Zoll bezahlen,“ sagte der Bauer. „Wie viel denn?“ „Hundert Thaler.“ Der Königssohn gab dem Bauern sein ganzes Reisegeld und konnte nun weiter reiten. Als er eine gute Strecke geritten war, kam er abermals an ein verschlossenes Heck, und daneben sah er einen Bauern, den er bat, das Heck zu öffnen. Aber der Bauer fragte „Wer ist davor?“ und als es hieß, „ein Königssohn,“ sagte er ebenfalls „Königssohn muß Zoll bezahlen“ und verlangte den Sattel des Reiters. Der Königssohn gab ihm den Sattel und ritt weiter. Und wieder nach einiger Zeit kam er an ein Heck und mußte dem Bauern, der daneben stand, sein Pferd als Zoll geben. So zog denn der Königssohn als armer Fußgänger seines Weges und langte endlich bei dem Schlosse seines Schwagers an. Aber wie er hineinging, sah er seine Schwester ermordet auf dem Walle liegen und der Schwager setzte ihm gekochte Menschenfüße und Hände als Speise vor. Und als der Königssohn sich weigerte, davon zu essen, führte ihn der Schwager durch mehrere Zimmer in eine Mördergrube, da waren alle Mordgeräthe beisammen, vor Allem aber ein Galgen, ein Rad und ein Bluttopf. Hier sagte der Schwager zu dem Königssohn „Jetzt mußt Du sterben, aber Deine Todesart kannst Du Dir selbst wählen.“ Da wählte der Königssohn den Galgen, und wie er gewählt hatte, so geschah mit ihm.

(961.) In den „dänischen Kämpenliedern“ heißt es, Siffuert, Sivord habe, zu seiner Mutter Wohle, seinen Stiefvater (Hialprek?) erschlagen und sei dann vor sie getreten, Willens, an fremden Höfen das Schicksal zu erproben. Sie giebt ihm das Fohlen Gramand, Grammen oder Skimling Gram, „mit vergoldetem Zaume, das Auge leuchtend wie der Morgenstern und Feuer aus seinem Gebisse springend“. Sivord gürtet es selbst, denn es schlägt und beißt; er setzt sich auf, bindet den glänzenden Helm und reitet meisterhaft. Skimling däucht es wunderlich schlimm, den Sporn zu fühlen, und die Mutter folgt ihm vom Hofe weit über die Heide, ihn ahnungsvoll warnend vor Grammens „Zorn und manchen Listen“. Er tröstet sie, faßt das Thier mit dem Sporn und es springt drei Sprünge so wild hinaus in's Feld, daß er, „das rothe Blut“ oder „blutige Thränen“ schwitzt. So springt es nach dem einen Liede „drei Nächte und drei Tage“, nach dem andern „15 Tage und 15 Nächte“ über Berg und Thal, bis er vor ein hohes Haus kommt „mit rings verschlossenen Pforten, genannt Berner-Qual“. Der König (es ist nach anderen Liedern Gripir, seiner Mutter Bruder) steht „im hohen Saal“ oder „auf der hohen Wehr“, sieht hinaus in die Weite und wundert sich des „trunkenen Mannes“ (wegen der wilden Sprünge des Rosses), der aber das Thier wohl zu bändigen weiß. Dann spricht er, oder nach dem andern Liede „die dänische Königin“: „Oder ist das Sivord, mein Schwestersohn, der vom Streite kommt? Da rathe ich Euch, mein braver Gesell, ich rathe aus Vorsicht, behandelt Sivord gut, er duldet durchaus keinen Spott.“ Der aber faßt Grammen mit Sporn, der nimmt das Gebiß vor die Zähne und springt über die Zinne in den Burghof hinein, ohne daß die 15 Wächter der Zinne es ahnen. Frauen und Jungfrauen fürchten sich; der König aber geht ihm freudiglich entgegen. (Altdänische Heldenlieder 1 und 2.)

(962.) Siffuert, Brynild und Syneld (nach den altdänischen Kämpenliedern). — Siffuert hat ein Fohlen, das ist so zahm; er gewann stolz Bryneld (Bryniel) vom Glasberg an den lichten Tag. Des Königs Sohn aus Dänemark! —

Es ritten nach ihr beides Ritter und Gesellen, und meist davon die besten. Keiner von ihnen konnte den Berg ersteigen, sich die stolze Jungfrau zu verloben. Der Berg war beides hoch und glatt, ihr Vater ließ sie darauf setzen; der Geselle war in der Welt nicht, dem er sie zur Ehe geben wollte. Da kam ein Gebot an des Dänenkönigs Hof, an all' die Kämpen stark: ob dort Einer wär', der es wagen dürfe, zu versuchen die guten Hofwerk'. Der Eine sagte zu, der Andere ab, Sivard nahm das Blatt vom Munde; er sagte: „Ich prüfe mein junges Fohlen, ob ich kann Brynild gewinnen!“ Er ritt hinweg, der Weg war lang, der Steig der war viel ferne. Sivard sah den Glasberg bald, die Jungfrau lachte so sehre. So führt er fort stolz Brynild aus der so sanften Ruhe, er gab sie dem kühnen Nielus (im andern Liede Hagen, auch Haffue) nach guter Stallbrüder Art.

„Nicht bin ich so lustig und so froh, das darfst Du nicht denken. Du warest mir so große Schuld, meine Treu und Ehre zu kränken.“ — Das war der kühne Herr Nielus, welcher sein Schwert auszog; das war die stolze Frau Brynild die er in zwei Stücke schlug. (Nach einem der Lieder schlägt er ihr das Haupt ab.) „Nun hab ich erschlagen den Stallbruder mein und auch meine stolze Frau, nun will ich erschlagen den Dritten dazu und das hab' ich im Sinn.“ — So setzte er sein gutes Schwert gegen den harten Stein, daß die Spitze drang in's Herze roth und schuf ihm des Todes Pein. Doch das war so viel böse, daß die Jungfrau ward geboren, um solches mußten zwei adelige Königssöhne werden verloren. Des Königs Sohn aus Dänemark! —

(963.) Das Faröerlied von Brinhild und Sjurdur nennt einen reichen König Budli, der seinen Mannen freigebig Gold und Ringe schenkte, und dessen schöne Tochter Brinhild, auf Hildarfiall wohnend, von der es heißt, das Licht habe von ihr Schatten erhalten. Dort saß sie in ihrem Stuhle und kämmte ihr Haar, fein wie Seide und anzusehen wie Gold. Gewaltige gingen aus und ein, aber Keiner dünkte sich ihr gleich. Um sie warben Königssohne und Jarle, sie aber war freierspröde und wies sie Alle ab. Da trat der König Budli in den Hochsaal vor sie und fragte, wie lange das noch währen solle? Brinhild aber hieß ihn nicht also reden; noch sei der nicht gekommen, den ihr zu nehmen zieme. Ostwärts wohne er, nach dem ihr Sinn stehe, Sjurdur, Sigmundens Sohn, den die junge Hiördis geboren. Und als sich der Vater verwunderte, daß sie einen Mann liebe, den sie nie gesehen, erklärte sie, das haben ihr die Nornen also bestimmt. Neun Winter hindurch liebe sie ihn, ohne ihn je erblickt zu haben. Sie berichtete ihm dann, was Sjurdur vollbracht und namentlich wie er „den schillernden Wurm“ erschlagen und den Hort gewonnen. Kein Mann „in Hünenlanden“ sei ihm gleich. Und als der König fragte, wie man den gewaltigen Mann herbeibringen könne, antwortete sie: „Du sollst mir den Saal bereiten lassen in öden Marken, wo ich mit geringer Bedienung wohnen will, und drinn den Goldstuhl setzen, wie ihn die Zwerge auf's beste mit Runen zu schlagen verstehen. Um den Saal soll Rauch und Waberlohe brennen und mich schützen. Sjurdur allein wagt den Kampf dagegen.“ — Da ließ er den Saal bereiten und Alles thun, wie sie gewünscht. Die Waberlohe, die er um den Saal schlagen ließ, war so heftig, daß die zwei Zwerge selbst ihm nicht mit Trug zu nahen im Stande waren. —

Früh war's am Morgen, die Sonne röthete auf den Bergen. Da ritt mancher Edeling in König Budli's Halle, wo Brunhild in ihrem Stuhle saß, Gold an der Braue. Der König trat ein und bat sie zum Gespräche: König Gunnar sei gekommen herauf aus Jukis Hofe, sie möge ihm Ja sagen. Aber er erwartete vergebens eine Antwort. Jung Brinhild stand auf, sie leuchtete roth in Gold, sie eilte fort aus der Burg und ging zur Hildarhöhe. Grimur und Högni, Jukis Sohn, die trafen sich auf grüner Flur. Mägde bebten im Hildarsaale, Budlis hohe Burg erzitterte. Die Beiden schlugen sich

empor sein scharfes Schwert und löste die Brünne ab. Aufwacht Budli's Tochter, klug schaut sie sich um: Wer hatte das scharfe Schwert, das von mir die Brünne schnitt? Wer ist der tapfere Held, der meine Brünne löste? — Nun nannte der Held sich und seinen Vater und seine Mutter und sagte, wegen ihr sei er hergeritten. Hierauf setzte Brinhild sich auf und lächelte unterm Linnen, hieß ihn willkommen und fragte, wer ihm den Weg durch „Rauch und Waberlohe" gewiesen. Da nannte er die zwei Vögel. Nun hieß sie ihn zu ihrem Vater gehen und ihn berathen. Er aber erwiderte: Sie selbst habe so wenig guten Rath von ihrem Vater empfangen, daß er dort keinen holen werde. Nun knüpfte er seinen Liebesbund mit dem verständigen Weibe, er legte um ihren Hals seine Arme, und da ward Asla gezeugt, Sjurdurs Tochter. Dann schwur er ihr den Eid der Treue, erklärend: „Hierunter wohnt kein Falsch!" Zwölf der Goldringe legte er in ihren Schooß und darauf oben legte er den theuern Königinring. Der Goldringe zwölfe legt er an ihrem Arm, als das andere Band ihrer Verlobung. Sjurdurn mangelte das Gut nicht. Er flocht in ihr Haar der Goldringe drei. Sieben Monde weilte er im Mägdesaale. Dann bat er sie um „Sattel und Ring und die weite Brünne", da er einen Ritt vorhabe, „für ein klein Geschäft anders wo." — Sie aber flehte, er möge lieber in Frieden bei ihr sitzen und im Brett spielen. König Juki habe eine Tochter, „mächtig mit Zauberkraft", Gudrun; mit dieser werde er sich vermälen und dadurch jung den Tod gewinnen. — Darob erstaunte Sjurdur und betheuerte, nie werde ihn solches treffen, noch er seine Liebe von ihr wenden. — Sie aber redete, und es begann sie im Herzen zu frieren: „König Jukis Tochter wird Dich mit Liebe berücken." Sie bot ihm Fingergold und warnte ihn nochmal, zu Grimhild, der Trugvollen, zu reiten. Damit folgte sie auf den Weg weit und wünschte ihm guten Tag: „Fahre wohl, gesund und glücklich und Alles ergehe Dir wohl!" Er betheuerte wiederholt: „Nimmer, meine Süße, kommst Du mir aus dem Sinne!" — Er küßte Frau Brinhild vom Sattelbogen und ritt zum Hofe, wo König Budli außen stand und ihn grüßte, zu Meth oder Wein ladend. Sjurdur aber begehrte weder Meth noch Wein, aber: „Gieb mir Jung Brinhild, die einzige Tochter Dein!"

(964.) Sigfrid (nordisch Sigurd) ritt, als er den Drachen und dessen Bruder Reigin erschlagen, auf Grani aufwärts zum Hindarfiall, südwärts nach Fracland (Frankenland, das bis an die Alpen reichte). Auf dem Berge erblickte er ein großes Licht, als brenne ein Feuer bis an den Himmel. Es ist dies die Wafurlogi (webende Lohe). Wie er hinzu kam, war vor ihm eine Schildburg und oben heraus ein Banner. Sigfrid ritt durch die Flammen, ging hinauf und sah, daß ein Mann dalag und schlief in voller Waffenrüstung. Er zog ihm zuerst den Helm vom Haupte und gewahrte nun, daß es ein Weib war; die Brünnie (der Halz- und Brustpanzer) war fest, als wäre sie in's Fleisch gewachsen. Da schlitzte er ihr mit dem Gramr den Panzer auf vom

(965.) In Tirol liegt auf einem hohen Berge ein Schloß, in welchem jede Nacht ein Feuer brennt, und zwar so stark, daß die Flamme über die Mauern hinausschlägt und man sie weit und breit erblickt. Eine arme Frau, die auf dem Schloßberge Reiser sammelte, kam dem Thore nahe, trat aus Vorwitz hinein und erblickte im Hofe eine Gesellschaft von Herren und Frauen an einer großen Tafel am Schmause. Einer der Diener holte die Frau herbei, es wurde ihr ein Goldstück in die Schürze geworfen und Alles verschwand. Als sie heraustrat, stand ein Kriegsmann mit brennender Lunte Wache und hatte den Kopf unterm Arme. Der verbot ihr, einem Menschen was vom Geschehenen zu offenbaren; als sie es der Obrigkeit genöthigt angab, wurde sie hinweg entrückt und Niemand erfuhr je wohin.

Ein junger Ritter, der das inne wurde, machte sich mit seinem Diener zu Fuß auf den Weg und kam, obwohl sechsmal nacheinander abgemahnt, an das Schloß. Der Kriegsmann war wieder da und wehrte den Eingang. Als der Ritter zum Schwerte greifen wollte, ritt ein schwarzer Reiter aus dem Schlosse, schwang den Ritter auf sein Pferd und ritt mit ihm in den Hof. Niemand vernahm mehr von ihm. (Zingerle).

(966.) Der Chriemhilt Graben liegt am Türlersee im Kanton Zürich. Die Riferswiler hatten die am See wohnende Zauberin Chriemhilt erzürnt, und diese schwur, den See abzugraben, sei es Gott lieb oder leid, und auf ihre Felder zu leiten. Sie begann den Durchstich durch einen kleinen Berg zwischen dem See und dem Weiler und war bereits etwa 200 Fuß weit im Graben, als Gott einen Sturm erregte, ihre Schaufel zerbrach und sie fortriß bis auf Vrenelis Gärtli am Glärnisch.*) (Vernaleken.)

(967.) Sigfrids Name. Aus den Waldungen im Frickthale läßt sich eine wetterverkündende Stimme oder Ruf hören. Man nennt sie den „Berg-Fridli“ und Manche denken an den Landespatron Fridolin. (Rochholz. I. 150.)

In Tirol, in Tschei, Gemeinde Nauders, spukt der „Friedel“ an der Grenze des Tscheiberges, bald da, bald dort, immer wandernd, wie suchend, sein Gewand ein grauer Hirtenrock, auf dem Kopfe ein breiter Schlapphut, so daß man sein Gesicht selten sieht. Sieht man es, so ist es leichenblaß. So wandert er am Knotenstocke, winkt Entgegenkommenden mit der Hand zurück und geht langsam und gebückt weiter. Wer ihn erblickt, den ergreift ein Schauder. Kopf und Gesicht schwellen ihm auf, und Manche sind schon davon gestorben. (Zingerle.)

---

*) Grimhild heißt Hilda im Grim d. h. Helm, Larve. (Saem. 51b) wie Dietrichs Helm umgekehrt Hildegrim heißt (Gr. d. M. 217. 218) und Isangrim Eisenhelm.

der Löwe dem ausnemeischen Löwen, der ersten der zwölf Thaten, die Jungfrau aus der Königin der Amazonen, Hippolyta, deren Gürtel Herakles holte.

Die zweite Hälfte der jetzigen Thierkreiszeichen scheint jüngern Ursprungs zu sein; die Wage ist eine Versinnbildlichung des zur Zeit des Eintrittes der Sonne in dies Zeichen stattfindenden Wagehaltens von Tag und Nacht u. s. w.; der Skorpion sticht den Himmelshelden Orion in die Ferse; der Steinbock ist ein Winterthier. An Herakles erinnert deutlich nur noch der Schütze, nämlich an den von ihm erlegten Kentauren Nessos. Viel älteres und in den von uns oben aufgenommenen Sagen mannigfach anklingendes Gepräge haben die in den gegenwärtigen zwölf Himmelszeichen nicht mehr (wohl aber in den älteren Sternbildern) vertretenen Thaten des Herakles: der lernäische Wasserdrache (Lindwurm), dessen viele Häupter der Sonnengott mit brennender Fackel austilgt und deren eines, unsterbliches, den Mond darstellt, die übrigen die Sterne, die Hirschkuh der Artemis, der arkadische Eber (an den kalydonischen erinnernd und an den goldborstigen Eber der Nordsage), die stymphalischen Vögel, die Rosse des Diomedes, die goldenen Aepfel der Hesperiden, gehütet vom hundertköpfigen Drachen, und der dreiköpfige Kerberos (Höllenhund), ein Bild des dreigestaltigen Mondes (gleich dem dreileibigen Heerdenbesitzer Geryones); wenn Herakles, um ihn zu holen, in die Unterwelt hinabsteigt, so bedeutet dies klar den Untergang der Sonne. (Ueber den nordischen Höllenhund, dessen Name auffallend ähnlich, Garmr = Kerbr, s. oben S. 153.)

Die mythisch-astronomischen Beziehungen des Herakles sind aber damit nicht erschöpft; in diesem Heros ist die ganze Gestirnsage gewissermaßen concentrirt.

Deutlich bezieht sich auf den Sternhimmel, nächst den Holen der Hesperiden-Aepfel, welche nichts als Sterne sind, die Sage von der Reinigung des Augeiasstalles. Die zahllose Heerde des Augeias bilden die Sterne, welche der Sonnengott ja gründlich säubert; vielleicht entstand aus der grandiosen Wasserleitung des Peneios das Sternzeichen des Wassermanns. (Von der Milchstraße, die man hier suchen wollte, kann keine Rede sein, da sie

Besieger des Drachen und Befreier der Jungfrau die Sonne (oder der Tag, was hier in Eines zusammenfällt.)*) Kämpe und Jungfrau wiederholen daher nur den alten Mythos der Liebe von Sonne und Mond, und daher ist das Vorkommen von Sagen dieser Gestalt so häufig.

Kadmos, der Europe Bruder, erringt durch die Tödtung des Drachen an der Ares-Quelle beim neu gegründeten Theben die Harmonia, des Ares Tochter (welche Beide nachher in Drachen verwandelt werden). Perseus befreit die am Meeresufer angefesselte, und vom Meerungeheuer bewachte Andromeda, Herakles in ganz ähnlicher Weise während des Argonautenzuges die Hesione.

Im Norden heißt der Drachentödter unter ganz ähnlichen Verhältnissen meist entweder Sigfrid (Sigurd) oder St. Georg, oder er hat auch keinen oder blos einen localen Namen (wie z. B. Struthan Winkelried in Unterwalden).

Die älteste nordische Gestalt der Drachenmythe ist jedenfalls die in der Edda und Wölsunga-Saga enthaltene, auf welche wir blos verweisen können.

Aber auch in der slawischen Märchenwelt spielt der Drachenkampf; der vielgefeierte Held Iwan erlegt eine zwölfköpfige Schlange (die zwölf Stunden der Nacht); neun Köpfe tödtet er allein, drei aber mit Hilfe seiner beiden Brüder (wohl Morgen- und Abendroth). Auch diese Schlange hütet goldene und silberne Aepfel (die Sterne). Schließlich wird er von seinen Brüdern in der Unterwelt verlassen (wie Josef im Brunnen!).

(969.) Man sagt, daß einst die Asen Odin, Loki und Hänir ausgingen, um sich in der Welt umzusehen. Sie kamen zu einem Flusse und folgten diesem bis dahin, wo er einen Wasserfall bildete. An diesem Wasserfalle saß ein Otter und aß blinzelnd einen gefangenen Lachs. Da griff Loki einen Stein auf, warf nach dem Otter und traf ihn an das Haupt. Da rühmte sich Loki seiner Beute, und daß er mit einem Wurfe einen Otter und

*) Wird dagegen die Sonne als Jahres- (nicht Tages-) Sonne aufgefaßt, so ist der Held der Sommer, der Drache der Winter und die Geliebte die Pflanzenwelt (wie bei Persephone); die Sterne aber verändern ihre Bedeutung nicht, indem auch Sommer und Winter um sie kämpfen und sie einander wegnehmen.

Helm ergriffen, den Hreidmar ehedem besaß, und setzte ihn auf sein Haupt. Er hieß Oegishelm und alles Lebende bebte, wenn es ihn erblickte. Auch hatte er das Schwert Hrotti. Regin aber hatte das Schwert Refil, und er floh von dannen; aber Fafnir fuhr hinauf nach Gnitaheidi und machte sich da ein Lager, nahm Wurmesgestalt an und legte sich auf das Gold.

Regin ging nun zu König Hialprek und war sein Schmied. Hier erzog er den jungen Sigurd, den Sohn Sigmunds, des Sohnes Wölsungs, den er mit Hiördis erzeugt hatte. Sigurd war der herrlichste aller Heerkönige, sowohl hinsichtlich seines Geschlechtes, als auch seiner Stärke und seines Muthes. Regin sagte ihm von Fafnir, wie der auf dem Golde läge, und reizte ihn an, sich des Goldes zu bemächtigen. Er machte ihm auch das Schwert Gram, welches so scharf war, daß es eine Wollflocke, die Sigurd in den Strom warf und von den Wellen gegen die Schneide des in das Wasser gehaltenen Schwertes tragen ließ, mitten durchschnitt. Demnächst spaltete Sigurd mit dem Schwerte den Amboß Regins. Darauf fuhren Sigurd und Regin auf Gnitaheidi, und Sigurd grub eine Grube auf Fafnirs Wege und setzte sich hinein. Als nun Fafnir zum Wasser ging und über die Grube kam, stieß Sigurd sein Schwert durch ihn, und das war Fafnirs Tod. Da kam Regin und sagte, er habe seinen Bruder erschlagen, und verlangte von ihm zur Sühne, daß er das Herz Fafnirs nähme und am Feuer briete. Regin aber beugte sich nieder und trank Fafnirs Blut und legte sich schlafen. Als nun Sigurd das Herz briet und glaubte, daß es gar sei, berührte er es mit dem Finger; aber der Saft rann aus dem Herzen auf seinen Finger und brannte ihn. Da steckte Sigurd den Finger in seinen Mund. Als aber das Herzblut auf die Zunge kam, da verstand er die Sprache der Vögel und vernahm, wie Adlerinnen, die auf den Bäumen saßen, sangen.

Da sang eine:
Da sitzt Sigurd,
besudelt von Blute,
Fafnirs Herz
am Feuer bratend.
Späh mich däuchte
der Spalter der Ringe,
äß' er die leuchtende
Lebensfaser.

Die andere sang:
Da liegt Regin,
sinnt Rath bei sich,
will trügen, der ihm
traute, den Mann;
aus Neid er denkt
auf nichtige Händel;
der Falschhart will
Fafnirn rächen.

Da ging Sigurd zu Regin und erschlug ihn, und darauf ging er zu seinem Hengste, der Grani hieß, und ritt zum Lager Fafnirs, hub das Gold auf, band es in Bündel, legte sie auf Granis Rücken, stieg selbst auf und ritt seines Weges. (Edda, Skaldskaparmal 39. 40.)

(970.) Das Faröerlied nennt Sigmundur, den Sohn des Jarls, und die junge Hiördis sein Weib, wie sie fröhlich tranken „im Reiche des Jul" und auf ihrem Hochsitze prächtig saßen, bis Unfriede der glücklichen Halle

nahte und Sigmundur in die Schlachten ritt mit den Seinen, deren keiner heimkam. Hiördis warf sich den blauen Mantel um und ging auf das Feld, wo Sigmundur lag. Sie grüßte ihn und fragte, ob etwas seine Wunde heilen könne. Sie komme zu spät, antwortete er, mit ihrer Salbe. Gift sei im Schwerte des Feindes gewesen; als er die erste Wunde empfangen, sei ihn sein Schwert in zwei Stücke gegangen, und bei der zweiten habe es ihn bös im Herzen gebrannt. Sie werde einen Heldensohn gebären, den sie Sjurd nennen solle. Der werde seinen Tod rächen. Jenseit des Flusses wohne der Schmied Regin, ein guter, aber weniger treu. Und auf der Glitraheide liege der Wurm Fränur. Dem Schmiede solle sie die zwei Schwertstücken bringen. Hiermit fühlte Sigmundur die Todesstunde nahen und hörte auf zu reden. Weinend wandte sich Hiördis von ihm und alle ihre Gefolgfrauen standen ihr bei, als sie in Ohnmacht niederfiel. Die Nacht suchte Todessucht die Königin heim; sie aber ließ eine Bahre von rothem Golde für Sigmund schlagen und den Leib in die dunkle Erde graben. Weinend ging nun Hiördis in ihren Saal zu sitzen. Hier war der erste, der sie besuchte, der König Hialprek, der sie nach Sigmundur empfing. Nach neun Monden gebar sie einen kühnen Knaben, den Sjurd. Hialprek erzog ihn zum trefflichen Manne; tüchtig war er in Hieben, des Königs Kämpen schlagend, unterm rothen Schilde auf dem Kampffelde, alle Künste lernend, die einem Kämpen ziemen. Kam es zum Zorne, ging es übel, da schlug er sich inmitten der Männer, riß große Eichenstämme aus und prügelte manchen zu Tode. Als die Knaben hierbei einst zornig ausriefen: „Passender wär's Dir, den Vater zu rächen, als uns so gewaltig durchzubläuen", warf Sjurdur den rothen Schild wieder auf das Feld; als er von seines Vaters Tode vernahm, ward er schnell „schwarz wie die Erde". Er trat vor die Mutter hinein, bald roth, bald blau, und fragte, wie Der geheißen, der seinen Vater erschlagen. Sie nannte ihm Hundings Söhne, von denen er aber in seinem Leben nie Sühne empfangen werde. Da gab er keine Antwort als: „Oft sind dem jungen Hunde scharfe Zähne gewachsen im Munde." — Nun ging Hiördis zur Kiste rings in Gold geschlagen und zeigte dem Sohne darin, neben manchem Gut und Golde, des Vaters Heerkleider, worin er ward erschlagen. Sie nahm heraus das blutige Hemde und warf es ihm auf's Knie; sie reichte ihm die Schwertesstücke und hieß ihn sie dem Schmiede Regin über'm Flusse bringen und dann am Wasserfall einen Stein in den Fluß werfen und dann das Roß auswählen, das nicht schon weggewichen. Er that es und es hieß nun „Grani, Sjurdurs Roß". Sjurdur sprang eines Morgens früh auf Granis Rücken und ritt über den Fluß vor Regins Thür. Hier heißt er ihn die zwei Stücke an einem Schwerte schmieden. Regin legt sie in die Gluth und hat das Schwert zehn ganze Nächte in Arbeit. Eines Morgens früh reitet Sjurdur über den Fluß vor Regins Thür. Der Schmied rühmt das Geschmeide als untadelich. Sjurdur aber schlägt das Eisen über den Ambos, daß er in zwei Stücke barst, und drohte dem Meister den Tod, daß er ihn habe

betrügen wollen Der Schmied „bebt wie ein Lilienblatt" und verheißt ihm ein ander Schwert, für das er als Lohn fordert „das Herz aus dem Wurme" (auf der Glitraheide). Er legt die Stücke aber in die Gluth, arbeitet dreißig Nächte daran und reicht das neue Schwert dem wieder kommenden Sjurdur. Der prüft es auf dem Ambos, kann es aber weder biegen, noch sprengen, haut jedoch den Ambos entzwei und den Klotz dazu. Nun schwört Regin, für einen solchen Häuptling sein Leben zu lassen. Sjurdur erwidert: „So sagst Du, doch Anderes wohnt Dir im Herzen." Regin bittet, ihm auf die Glitraheide folgen zu dürfen. „Zuerst, antwortete Sjurdur, reit' ich in's Schildgetöse, Hundings Söhne zu fällen, und erst dann auf Glitraheide, denn das treibt mich minder. Daran soll keiner mich hindern."

Sjurdur ritt da in's Schildgetöse und rächte des Vaters Tod. Alle erschlug er Hundings Söhne und kehrte heim, wo er kurze Stunde weilte und dann, gefolgt von Regin, auf Glitraheide ritt. Wie er durch den Wald kam, begegnete ihm ein alter Mann, den Keiner kannte, setzte sich nieder am Sumpfe (und schaute nun zu, was Sjurdur vornahm). Er trug nur ein Auge im Kopfe, in den Händen einen finnischen Bogen. (Es ist Othin.) Er fragt Sjurdur um seine Fahrt. Dieser sagte, woher er komme und wohin er ziele. Ferner, wer der „unselige Mann" sei, der ihm folge? Der sei Regin, der Schmied, des Wurmes Bruder. Nun eröffnete Othin, der Mann habe ihm den Tod zugedacht und ihn deshalb geheißen auf der Heide zwei Gruben graben. Damit er nicht umkomme vor dem Gifte des Wurmes, solle er viere graben und das Unthier aus deren einer von unten auf erstechen.

Nun setzte sich Sjurdur wieder auf, ritt weiter und hörte, wie der Wurm vom Golde herschritt und unbesorgt sich am Wasserfalle hinlegte. Sjurdur griff zum Spieße und rüstete sein Schwert. Der Wasserfall maß dreißig Klafter und doch ragten so hoch des Wurmes Flossen, dessen Bauch unten am Felsen lag. Nun schwang Sjurdur sein Schwert und versetzte ihm einen Hieb, daß „Laub und Wald und alle Weltengründe bebten". Er schwang es abermal und hieb den Wurm entzwei. Da fragte dieser im Todeskampfe nach seinem Namen Sjurdur nannte sich. Dann nach dem, der ihm hierher gefolgt, und sagte, als er es erfahren, ebenfalls: der sei der ärgste Verräther und wolle ihn tödten, wenn er ihm nicht zuvorkomme. Nun steckte Sjurdur des Wurmes Herz an den Spieß, es zu braten. Wie er sich aber an die Hand brannte und mit dieser zum Munde fuhr, verstand er der Vögel und allerlei Thiere Sprache, und die wilden Vögel auf der Eiche hießen ihn von seinem Braten essen. Sjurdur zog das Herz, wie es gebraten war, vom Spieße, und wie Regin sich niederlegte, das Wurmblut zu trinken, gab ihm Sjurdur den Todesstreich. Er hieb den Schmied in zwei Stücke und besaß nun all' das große Gold der Glitraheide.

(971.) Im Neuenburger Jura bei den Weilern Groß- und Klein-Bayards liegt die Vertiefung Combe de la Vuivra, so genannt von der Schlange,

welche drei Jahre lang die Straße nach Burgund unwegbar mac
Sulpice Raimond aus dem wildeinsamen Dörfchen Sulpice am
der Reuse sich vor der Höhle in einer Kiste hinsetzte und das Thier n
schüssen und am Ende mit der Helmbarte erlegte. Er verkündete sei
bürgern den Sieg, starb aber an den Folgen des Kampfes zwei Tage
(Rochholz.)

(972.) In der Gegend von Märwil im Thurgau ist ein To
geheißen das Lindentobel. Hinter diesem sei ein Lindwurm gewesen,
man jeden Tag ein Schaf und einen Menschen bringen mußte. Unter
es, so kam der Wurm in's Dorf und richtete große Verwüstung an.
sei ein Kriegsmann gegen ihn gezogen, zu Pferde, habe ein Schaf mi
und gethan, als reiche er ihm's in den Rachen, habe jedoch statt de
zweischneidiges Schwert hineingeworfen, woran das Unthier umgekom
Er aber habe, vom Anspritzen von dessen giftigem Blute,
sterben müssen.

Der Untertoggenburger, welcher dies mittheilt, hat gehört, de
sei früher in und außer der Kirche zu Märwil abgebildet gewesen
Nieder-Uzwil.)

(973a.) Es zog ein junger Urner gegen den Drachen in d
der Gartenfluh (Lütolf sagt Geltenfluh) ob Engelberg, welcher eine U
entführt und ihren reichen Bewerber, ihn mit dem Schweife umwicke
hohe Felswand hinabgeworfen hatte. Der Jüngling konnte den ihm
Speienden bei den Beinen unterm Leibe packen, beide stürzten ringend
Fluh, wo aber der Urner oben zu liegen kam und siegte. (Rochholz und

(973b.) „Da lyt ein klein Dörfli, genampt Wyle (bei Stans
walden), das ward von eins großen Tracken wegen, der alles dz er
tötet und fraß, darnach (aber schon 1178—1197) genempt Oedwile.
bedorfft niemantz mer sin Wonung haben, noch da für wandlen, d
Track lag in einem Loch ob demselben Dörflin. Do was in denen Zi
redlicher mannhafter Mann, der was des Geschlechts Winkelried,
das Land mit einem Todschlag verwürkt, das er nit bedorfft darinne
Der wolt Gott zur Hilff nemen und den Tracken vnderston ze tötten.
er sich zuo mit Harnisch und Züg, ging dahin da der Track Schad
ruofft Gott und sin wirdige Muotter an. Nun lag der Track in ein
hoch oben in seinem Berge, als man denn dasselb Loch von fern
dommit er ouch alwegen sehen möcht, was fern oder nach herkam. Als
Mann ersechen hatt, macht er sich rösch harfür und kam grusamliche
den Man, als öb er in einsmals verslucken wölt. Do trat der gu
frölich unverzagt gegen im und hatt zuogerüst an einer Lanzen ein
mit Törnern und anderen Dingen; das stieß er im in sinen Schlun
do sin Schwert und gab im Gott das Glück, daz er den Tracke

Aber der guot redlich Man gab ouch sin Leben dorumb, dann da er den Tracken überwunden hatt, warff er von fröiden sinen Arm mit dem Schwert uff, do ran der Schweiß und das Blut über das Schwert nider im an den Arm an die bloße Hut, des muoßt er ouch sterben". (Etterlin Chron.)

Auf Allweg, bei Stans, steht die Winkelriedskapelle mit dem Bilde des heil. Magnus, der selbst ein Drachenüberwinder war. Die „Drachenhöhle" gehört nach Enetmoos und hegt im Innern einen unermeßlichen Schatz, den ein Geist hütet. (Lütolf.)

Auch zu Hurbenen im Entlebuch erlegte ein Aelpler einen Drachen, blieb aber im Kampfe. (Schnyder, Gesch. v. Entlebuch. II. 246. 258.) Glücklicher war der Tirolerjäger am Zireiner See. (S. oben Nr. 361.)

(974.) Ehe die Ammer vor mehr als 300 Jahren bei Tübingen in den Neckar geleitet wurde, war das ganze Ammerthal ein Sumpf. Darin hauste bei Wurmlingen am Fuße der „Wandelburg" in einer Höhle ein Lintwurm, dem täglich von Schwärzloch, Wurmlingen und den übrigen Ortschaften des Thales ein Schaf geliefert werden mußte. Unterließ man's, so fiel er Menschen an. In Schwärzloch an der alten vorgothischen Kapelle ist des Wurmes Bild, ein Schaf zerreißend, in Stein gehauen, und die alten Herren von Wurmlingen führen ihn im Wappen. Andere sagen, zu Wurmlingen habe der weibliche, auf der Weilerburg zu Rotenburg der männliche Wurm gelebt, die beide oft zusammen kamen. Auch am Kalkweiler Kirchlein ist ein Wurm abgebildet, der alle Tage ein Weib und ein Schaf verzehrte, bis die Reihe des Kaisers Tochter traf, wo aber der heilige Georg den Wurm erstach und dafür die Kapelle erhielt.

Nach anderer Sage kam der Wurm einst auf eine Gräfin von Tübingen los, als sie nach Jesingen zu Fuß wollte. Sie entfloh mit Noth nach Tübingen, wo ein Ritter sich in's Auenthal begab, den Wurm erstach und die Gräfin zur Gattin erhielt.

In Derendingen heißt es, es habe ein Ritter in Wurmlingen, ein Herr von Prestenecf (der aber dort der wilde Jäger ist, Meier S. 160) oder ein Riese mit Spiegeln umhangen, am Höhleneingange sich versteckt, der Wurm, sich selbst darin erblickend, den Kameraden zu sehen geglaubt und der Ritter, wie er schmeichelnd herankroch, ihn erstochen. (Meier.)

(975.) Im Neidinger Thale ist der Limburg oder Lintberg, mit der alten Limburg, nahe das Dorf Lindorf und am Berge fließt die Lindach; früher hieß er Michelsberg. In einer Felsenhöhle hauste ein furchtbarer Lindwurm, der in allen umliegenden Orten Menschen verschlang, bis der Kaiser verordnete, ihm alltäglich zwei Menschen zu liefern, einen Morgens und einen Abends. Zuletzt traf die Reihe des Kaisers Tochter, worauf der heilige Georg auf seinem Schimmel erschien und ihre Rettung verhieß, wenn der Kaiser sie ihm zur Frau gebe. Dieser versprach es und St. Georg

geschnitzt St. Georg, den Wurm tödtend, daneben eine Jungfrau mit goldener Krone, die Hände faltend. Unweit des Wasens ist das „Georgenbrünnlein", die „Georgsäcker" und die „Georgenwiesen", und der Georgentag (23. April, gefürchtet wegen Frostes) wird hier mit Tanz, Spiel und anderen Volksbelustigungen gefeiert. (Panzer.)

(978.) In der Grenzstadt Furth in der Oberpfalz wird jährlich am Sonntage nach Frohnleichnam der „Drachenstich" gefeiert. Eine Königstochter mit der Goldkrone, ihre „Nachtreterin", ein Ritter zu Fuß im Harnische und ein aus Holz gezimmerter, durch zwei Männer im Innern bewegter Drache sind die Personen. Sie sitzt auf dem „harten Stein", erzählt dem Ritter ihre Noth, der sie tröstet und das Unthier, sobald es sie anfassen will, ersticht oder erschlägt. Dann verspricht sie ihm von Seite ihres Vaters das halbe Königreich. 12—15 Stunden weit her erscheinen Böhmen und Pfälzer und fassen mit Tüchern das Drachenblut auf, das auf die Flachsfelder kommt, wo es Wachsthum fördert und gegen die Hexen dient. Die Böhmen sagten, der Drache sei der „Lintwurm" und der Ritter „Sigfrid" gewesen. (Panzer.)

(979.) Einst verirrten sich im Walde bei Langenzenn auf dem Dillenberg drei Jungfrauen. Da hörten sie in Langenzenn bei Nürnberg läuten, gingen hin und stifteten dort den Spittel mit ewigem Läuten. Als einst ein Meßner letzteres abgeh'n lassen wollte, erschienen sie ihm in der Kirche schneeweiß. In der Stadtmauer von Langenzenn steht der Lindthurm, in dessen Loche ein ungeheurer Lintwurm hauste, der Menschen fraß, bis ihn der Ritter St. Georg erlegte. In der Langenzenner Kirche sind an der Rückwand eines Altars drei gekrönte Jungfrauen geschnitzt, deren eine auf dem Lintwurm steht. In einem Gemälde desselben Altares sind drei Schwestern als Kinder in Zellen: die Erste empfängt durch das Fenster aus der Hand eines Heiligen etwas Rundes, wie ein Brot, deren er (mit Inful und Stabe) noch zwei auf einem Buche liegen hat; die Zweite mit herabhängendem langen Haare sitzt und spinnt, in der Linken den Spinnrocken, die Rechte die Spindel drehend; die Dritte, wie die Erste, die Haare in Zöpfen aufgebunden, sitzt vor einem Gestelle, scheint einen wagerecht befestigten Stab des Gestelles mit einem Faden zu umwinden und hat in der linken Hand eine Messerart. Außerhalb der Zelle schläft der Wächter. (Panzer.)

In Walburg bei Eltmann in Unterfranken erzählt man, Sigfrid habe den Drachen dort erlegt. (Panzer.)

Bei Garstadt am Main, auch Unterfranken, steht eine Martyrsäule mit einer Inschrift von 1669, nach welcher St. Georg den Drachen an dieser Stelle getödtet, was auch abgebildet ist. (Ebendas.)

Im Stadtgraben zu Marktbreit in Unterfranken lag der Lindwurm, der täglich ein Menschenopfer forderte. Ein Held erlegte ihn. Am Rathhause ist St. Georg, der Stadtpatron, den Drachen tödtend, abgebildet. (Ebendas.)

saß ein wunderschönes Mädchen, ebenfalls schwarz gekleidet, und weinte bitterlich, und die Pferde trabten langsam und hängten die Köpfe traurig. Der Schäfer fragte den Fuhrmann theilnehmend, was das bedeute. Dieser antwortete erst nach wiederholter Frage unwillig: es hause ein böser Drache in der Nähe, dem man alljährlich eine Jungfrau von 14 Jahren bringen müsse; nun habe das Loos die Tochter des Königs getroffen, und König und Land seien in tiefer Trauer. Der Jüngling fühlte Mitleid mit der schönen Maid und folgte dem Wagen bis in's Gebirge. Die Jungfrau stieg aus und ging ihrem Schicksal entgegen. Der Schäfer wollte sie begleiten und ließ sich durch die Warnung des Fuhrmannes nicht abwendig machen.

Als sie die Hälfte des Berges erstiegen, kam ein scheußlich Ungethüm herab mit Schuppenleib, Flügeln und ungeheuren Krallen, aus dem Rachen Schwefelfeuer lodernd. Als es auf die Jungfrau stürzen wollte, rief der Schäfer: „zerreiß'n!" und der zweite Hund biß das Unthier so in die Weiche, daß es sich bald im Tode wälzte, und verzehrte es hernach bis auf die Zähne, die der Schäfer als Wahrzeichen zu sich steckte. Dann weckte er die bewußtlos hingesunkene Königstochter zum Leben. Sie bat ihn auf den Knieen, mit zu ihrem Vater zu kommen und dessen Dank zu empfangen, denn sie entbrannte in Liebe zum stattlichen Jünglinge. Er aber antwortete, er müsse sich erst noch in der Welt umthun und einen Namen machen, worauf er nach drei Jahren erscheinen werde, und schied von ihr, als sie sich in ihren Wagen gesetzt.

Der Fuhrmann aber war auf böse Gedanken gekommen. Als der Wagen über eine Brücke fuhr, drohte er die Königstochter in den Strom zu werfen, falls sie nicht ihn ihren Retter nenne und ihm ihre Hand verspreche. Aus Todesfurcht willigte sie ein. Als sie in die Stadt zurückkamen, empfing sie Jubel, die Trauer hörte auf und der entzückte König gab die Tochter ihrem angeblichen Retter, verschob jedoch die Hochzeit auf ihre Bitte um ein Jahre. Die Tochter weinte heimlich, getraute sich aber nicht, ihren Schwur zu brechen. Nach einem Jahre erbat sie sich die Frist noch eines Jahres, und als auch dieses zu Ende war, warf sie sich ihrem Vater mit derselben Bitte zu Füßen. Er gewährte sie, als die letzte Frist; sie hoffte noch immer auf ihren Retter. Nur zu schnell verfloß das Jahr, der Trauungstag wurde festgesetzt, auf allen Thürmen wehten rothe Fahnen, das Land jubelte.

Am selben Tage langte der Schäfer, der viele Länder durchwandert und viele Thaten gethan, mit seinen Hunden in der Stadt an, und fragte nach der allgemeinen Freude. Als er vernahm, die Königstochter heirate heute ihren Erretter vom Drachen, schalt er den Mann einen Betrüger, der sich mit fremden Federn schmücke. Die Rede kam vor den gewesenen Fuhrmann und den König, und man warf den Schäfer in den tiefsten Kerker. Als er d'rinn auf Stroh lag und sein Geschick überdachte, vernahm er draußen das Winseln seiner Hunde. Da dämmerte ein lichter Gedanke in ihm auf. „Brich Stahl und Eisen!" rief er in seiner Angst, und alsbald sah er die Tatzen seines größten Hundes

fältigt wurde. Das Letztere war, wie wir sahen, schon bei den Göttern, im Olymp sowohl als in Asgard der Fall und wiederholte sich auch bei den Helden. Dahin gehörte, als erstes Beispiel einer solchen vervielfältigten Heldenfahrt, die Reise der Argonauten nach dem goldenen Vließ. Die Argo ist das Sonnenschiff, jeder ihrer Insassen ein Sonnenheld; ihrer sind nach den meisten Berichten zwölf ohne den Anführer Jason. Das goldene Fell ist das Sternenzelt; denn der Nacht zu steuert ja die Sonne; der Drache, der es hütet, ist gleich jedem Drachen die Nacht; die zauberkundige Jungfrau, die zu seiner Erlangung behilflich ist, Medeia, der Mond, den wir bereits als das Gestirn des Zaubers kennen lernten. Der Fahrt nach dem Widderfell entspricht die Jagd nach dem kalydonischen Eber, welche dieselben Helden unternehmen. Daß sich beide Male unter ihnen auch die Mondgöttin Atalante befindet, ist nur eine Ausschmückung und Vermannigfaltigung des Mythos. Und wieder ist es eine solche, wenn der Helden, und zwar meist der Söhne der Argonauten, noch viel mehr ausziehen, um wieder eine Jungfrau zu holen; es ist der Kampf um Troia wegen Helena (= Selene). Ihr Raub durch Paris und ihre Rückkehr entspricht dem Fliehen und Wiederkommen des Mondes, der Auszug zu ihrer Rückforderung demjenigen des vervielfältigten Sonnengottes von Morgen nach Abend, dessen Theilnehmer auch, gleich der untergehenden Sonne, meist entweder im Kampfe umkommen, oder bald nach der Heimkehr. Der Feldzug dauert zehn Jahre, die Heimkehr des Odysseus, mit seinen Irrfahrten, ebenso lang, ungefähr ein sog. „großes Sonnenjahr". Der erstere ist die Laufbahn der Sonne am Tage, die letztere dieselbe bei Nacht (Tag und Jahr werden ja stets verwechselt; denn sie bieten der Analogien gar manche! S. über Odysseus und Penelope oben S. 608).

Durch Vereinigung dieser verschiedenen Mythenzüge erhalten wir die in der Geschichte der Poesie so gewaltig auftretenden Sagenkreise. Wir haben nicht nöthig, uns mit mehreren derselben zu beschäftigen; die deutsche Nation besitzt einen solchen, dem an Reichhaltigkeit kein anderer irgend eines Volkes (mit Ausnahme etwa des troischen der Hellenen) gleichkommt und der zugleich der einzige von tief eingreifender mythischer Bedeutung ist. Zwar treten die sagen-

kalt. Nur die Verbindung mit dem südlichen Hades konnte daraus einen unterirdischen Ort, die christliche Hölle machen; ursprünglich war Niflheim dies so wenig, als Nacht und Winter überhaupt, welche damit gemeint sind, unter der Erde liegen. Dieser Seite der Welt entgegengesetzt war die südliche, Muspelheim, hell, licht, heiß und brennend, für Menschen (d. h. Nordländer) unerträglich; es ist der localisirte Tag und Sommer.

Was daher Niflungen, Nibelungen sind, sollte hiernach klar sein. Es sind die Leute aus Niflheim, die Bewohner des äußersten Nordens, die Hyperboreer, die Vertreter der Nacht, des Nebels, des Winters, des Todes, die Besitzer des Hortes, der um ihren Polarstern gelagert ist und sich stets rings um ihn bewegt. Wenn den Nibelungen (im Nibelungenliede) ein Stammvater Nibelung gegeben wird, so hat dies nicht mehr zu bedeuten als ein Stammvater Israel, Hellen, Tuisko, die ja auch nie gelebt haben.

Der Niflungenhort ist jeweilen im Besitze der Mächtigsten, die aber durch ihn der Gefahr ausgesetzt sind, einst noch Mächtigeren zu unterliegen.*) Wir sahen dies in der Sage vom Drachenkampf nach der Edda (oben Nr. 969). Zuerst besaß den Hort ein Zwerg, der aber als Fisch lebte. Da haben wir die ältesten Götter- und Sagenwesen, zuerst die Thiere, dann den Uebergang von den Thieren zu menschlicher Gestalt, die Nixen, und hierauf die menschliche Gestalt besitzenden, aber mit ihren Gänsefüßen noch am Wasser haftenden Zwerge. Nur durch den Hort, d. h. durch ihre Verbindung mit den Sternen, sind sie göttlich. Diesen Wesen nahm Loki, der unter die Asen gerathene Riesensohn, den Hort weg und gab ihn den Göttern, die ihn als Wergelt für den erschlagenen Otter erlegten und hierdurch ihr Schicksal hinausschoben. So kam der Hort an das Heroengeschlecht, und zwar zuerst an die Heroen der Nacht, die Niflungen, die sich dem am Horte haftenden Fluch gemäß unter einander erschlugen und deren Einer als Drache lebt; denn der Drache ist das Bild der Nacht.

---

*) Sie erhalten auch von ihm den Namen; so heißen im Nibelungenliede die Burgunden von der Zeit an, wo sie den Hort besitzen, auch „Nibelungen".

wandelter Heros war; beide sind die Nacht, die vom Tage besiegt wird und ihn wieder besiegt, oder auch die nordische Nacht- und Wintersonne, die mit der Tag- und Sommersonne um die Herrschaft ringt. Der Kreislauf ist aber unendlich. Auch die Heroen der Nacht, die Niflungen, die nun den Hort wieder haben, müssen zu Grunde gehen; die Rache der Witwe (in der nordischen Sage ihres zweiten Gatten Atli [ebenfalls eine Winter- oder Mitternachtssonne] Gier nach dem Horte) führt „der Nibelungen Noth" herbei, und die Nacht schwindet vor einer neuen Sonne und einem neuen Tage, welcher in dem die Mordscenen allein überlebenden, feuersprühenden Sonnengotte Dietrich mehr angedeutet als klar ausgedrückt wird.

Dies ist die mythologische Grundlage der Nibelungensage, deren Grundzüge in dieser Weise, wie bereits angedeutet, ohne Zweifel schon vor Tacitus Gegenstand von Volksliedern waren, sonst hätten sie den Römer nicht veranlaßt, den Helden derselben als „Herakles" zu benennen, der ähnliche Thaten wie Sigfrid verübte, auf ebenso tückische Weise umkam und sich auf einem Scheiterhaufen verbrannte, was auch mit Sigfrids und Brunhilds Leichen geschah.

Bestimmtere Gestalt aber, historische Anknüpfungspunkte und namentlich die Großzahl der Namen für die handelnden Personen, gewann die Sage erst durch ein Ereigniß, welches an weitgreifenden Folgen in der Weltgeschichte einzig dasteht und für den Norden in Wahrheit zur Götterdämmerung, für den Süden aber zum Weltuntergang wurde, die sog. Völkerwanderung.

In dieser welterschütternden Periode der Geschichte ist es indessen nicht eine der größeren und folgenreicheren Katastrophen, wie z. B. die Völkerschlacht bei Chalons, welche zum Behufe festern Anhalts der Sage in die Dichtung aufgenommen wurde, sondern ein weniger bedeutender und auch wenig beachteter Vorfall, nämlich die von dem Chronisten Prosper Aquitanus kurz erwähnte und von Idacius nur angedeutete Niederlage der Burgunden unter ihrem König Gundikar vor den Hunnen im Jahre 437, wahrscheinlich in der Gegend von Worms am Rhein. Daß König Attila bei diesem Kampfe die Hunnen angeführt habe, erzählt erst Paulus Diakonus am Ende des achten Jahrhunderts. Die Sage hat jedoch mit diesem Ereigniß

Rosengarten, in welcher zwölf Helden des burgundischen Hofes, Sigfrid an der Spitze, gegen zwölf solche vom Hofe Attilas, Dietrich an der Spitze, in Einzelkämpfen um die Rosen des wunderbaren Gartens bei Worms fechten, wobei abwechselnd die eine und die andere Partei siegt, am Ende aber Alles in Frieden und Freude endet (über den Rosengarten und seine mythische Bedeutung s. oben S. 77 und Sage Nr. 85).

Während nun über die Identität des Gundikar, Attila und Theodorich der Geschichte mit dem Gunther, Etzel und Dietrich der Nibelungensage Alles einig ist, hat man sich bisher gesträubt, bei den zwei Hauptpersonen derselben (wenigstens sind sie es in der nordischen Bearbeitung), Sigfrid und Brunhild, historische Anknüpfungen zuzugeben. Es kann freilich nicht gesagt werden, daß diese beiden Personen als solche in der Geschichte vorkommen wie obige drei Könige der Burgunden, Hunnen und Ostgothen; aber dessenungeachtet finden sich in der Geschichte Personen, von denen der Sonnenheld und die Mondheldin des uralten Niflungen-Mythos seit den Zeiten der Völkerwanderung den Namen sowohl, als mannigfaltige Züge des Charakters und Schicksals angenommen haben. Wir finden dieselben in der Geschichte der Franken unter den Merowingern, nach dem Berichte des zeitgenössischen Geschichtschreibers Gregor von Tours.

Seinen Namen erhielt Sigfrid (Sigferd, Sigverd, nordisch Sigurdr), von Sigebert, welchen Namen zwei fränkische Herrscher führten, die auch Beide gleich ihm am Rheine lebten und auf dieselbe Weise wie er um's Leben kamen. Der Erste von ihnen, Sigebert (bei Gregor Sigibert) der Hinkende, war Zeitgenosse und Verwandter Chlodowigs und König eines von diesem Eroberer noch nicht unterworfenen Gebietes der ripuarischen Franken zu Köln (nicht weit davon, zu Xanten, war der Sigfrid des Nibelungenliedes zu Hause). Er wurde in der Schlacht gegen die Alamannen bei Tolbiak (Greg. II, 37) am Knie verwundet und hinkte seitdem. Es ist dies wohl zu beachten; denn die wahre Geschichte kam hier einem vielverbreiteten mythischen Zuge zu Hilfe. Helden, weil Sonnengötter, sind entweder nicht oder nur an einem Punkte, dem ihres Untergangs, verwundbar, und ihnen, wie den Nixen, Zwergen und Göttern, fehlt oft etwas an den

irdischer Schatz ist, aber doch dafür gehalten wurde. Noch wichtiger aber ist, daß der zweite Sigebert, wie Sigfrid der erste Geliebte Brunhilds, so der Mann der berüchtigten Brunehilde (bei Gregor Brunichild) war. Sind bei beiden Sigebert, für sich allein betrachtet, der Meuchelmord, die Schätze und der Wohnsitz am Rhein sprechend, betreffend ihr Verhältniß zum mythischen Sigfrid, so hat Brunehilde mit der mythischen Brunhild namentlich den Charakter eines Mannweibes gemein. Ihr Streit mit ihrer feindlichen Schwägerin Fredegunde, die von niederer Herkunft war, gab ohne Zweifel das Vorbild zum Rangstreite zwischen Brunhild und Kriemhild. Auffallend ist ferner, daß die mythische Brunhild in der nordischen Sage die Besitzerin großer Pferdeheerden ist und die historische durch ein wildes Pferd zu Tode geschleift wird. Auch haben der Stolz, der Ehrgeiz und die Rachsucht, sowie das tragische Ende der beiden Brunhilden viele Berührungspunkte.*)

So wurde die bereits in alten Sagen und Liedern besungene Walküre Hulda oder Hilde zur „Hilda in der Brünne“, zur Brunhild und noch lebt im Volksmunde der Charakter der mannhaften Jungfrau fort:

(982.) Vor uralter Zeit regierte in dem Schloße zu Glatz eine heidnische Jungfrau, die ein sehr gottloses Leben führte. Sie verbrachte ihre Tage in Ueppigkeit und Wollust und war eine große Zauberin. So soll sie mit ihrem Ranzenbogen vom Glatzer Schlosse aus fertig bis zu der großen Linde bei Eisersdorf an der Grenze haben schießen können. Einmal nun wettete sie mit ihrem Bruder, wer am weitesten schießen würde. Sie schoß noch eine Meile weit über den Schloßgraben, ihr Bruder aber erreichte kaum die Hälfte des Weges und so gewann sie die Wette. Auf der Stelle, bis wohin sie geschossen hatte, wurden zwei lange spitzige Steine zum Denkzeichen gesetzt, die noch im 17. Jahrhunderte dort zu sehen waren. Diese heidnische Jungfrau lebte nicht nur mit Anderen, sondern auch mit ihrem eigenen Bruder in schändlicher Unzucht. Daher trachteten die Glatzer, sie zu überwältigen und gefangen zu setzen.

---

*) In die nordische Sage ist auch der Name des Gatten der Fredegunde, des dem zweiten Sigebert feindlichen Chilperich, übergegangen. Ein König Dänemarks, Hialprek, erscheint dort als Derjenige, an dessen Hofe Sigurd bei Regin schmieden lernte, und bei welchem Gudrun nach Sigurds Tod ein Asyl fand, bis Atli um sie freite. Ja, nach einer Sage wurde sie die Gattin seines Sohnes Alf, nach der Wölsunga-Saga sogar seine eigene.

hunderts entstand das mittelhochdeutsche Nibelungenlied (in späterer Ueberarbeitung „Der Nibelungen Noth“), dessen Verfasser und specielle Heimat heute noch ein Gegenstand des Zweifels und Streites sind. Sein Einfluß bestimmt wesentlich die zweite nordische Bearbeitung der Mythe, welche indessen nur einen Theil der großen Thidreks- (Dietrichs-) Saga bildet, die im dreizehnten Jahrhundert norwegisch abgefaßt wurde. Außerdem lebte die Sage von Sigfrid und den Nibelungen fort: einerseits im deutschen Gedichte und darnach bearbeiteten Volksbuche vom hörnenen Sigfrid, das viel alterthümliche Züge hat, viel von Zwergen und Riesen und vom Drachenkampfe erzählt, aber mit des Helden Tod endet, — anderseits in skandinavischen Volksliedern von großer Menge.

Vierter Abschnitt.

Das Ende und die Wiedergeburt.

I. Verschwinden und Wiedererscheinen der Helden.

Im Heldengedichte, und zwar in dem der Nibelungen, hat die deutsche Volkssage ihre höchste künstlerische Vollendung erreicht. Ihren Abschluß jedoch fand sie damit noch nicht. Die zu Helden gewordenen Götter sind in ihrer menschlichen Gestalt den Völkern, deren Ruhm und Stolz sie bildeten, so lieb und werth, ja so unentbehrlich geworden, daß es den letzteren unmöglich war, so viel Glorie mit einem menschlichen Tode abgeschlossen zu denken. So gut die untergegangene Sonne sicher am nächsten Morgen wieder aufging, so gut mußten die zu Lieblingen und Helden des Volkes gewordenen Sonnengötter unsterblich sein, und zwar nicht nur etwa in dem Sinne, in welchem es auch die Menschen je nach ihrem Glauben sind, doch auch nicht in dem abstracten Sinne wie die Götter, die den Menschen ewig fern bleiben, sondern in dem einzig Trost und Beruhigung gewährenden Sinne, daß sie nach ihrem Tode einst wieder in ihrer frühern Gestalt auf der Erde und unter den Menschen erscheinen und ihr durch den

hunderts entstand das mittelhochdeutsche Nibelungenlied (in späterer Ueberarbeitung „Der Nibelungen Noth"), dessen Verfasser und specielle Heimat heute noch ein Gegenstand des Zweifels und Streites sind. Sein Einfluß bestimmt wesentlich die zweite nordische Bearbeitung der Mythe, welche indessen nur einen Theil der großen Thidreks- (Dietrichs-) Saga bildet, die im dreizehnten Jahrhundert norwegisch abgefaßt wurde. Außerdem lebte die Sage von Sigfrid und den Nibelungen fort: einerseits im deutschen Gedichte und darnach bearbeiteten Volksbuche vom hörnenen Sigfrid, das viel alterthümliche Züge hat, viel von Zwergen und Riesen und vom Drachenkampfe erzählt, aber mit des Helden Tod endet, — anderseits in skandinavischen Volksliedern von großer Menge.

Vierter Abschnitt.

Das Ende und die Wiedergeburt.

1. Verschwinden und Wiedererscheinen der Helden.

Im Heldengedichte, und zwar in dem der Nibelungen, hat die deutsche Volkssage ihre höchste künstlerische Vollendung erreicht. Ihren Abschluß jedoch fand sie damit noch nicht. Die zu Helden gewordenen Götter sind in ihrer menschlichen Gestalt den Völkern, deren Ruhm und Stolz sie bildeten, so lieb und werth, ja so unentbehrlich geworden, daß es den letzteren unmöglich war, so viel Glorie mit einem menschlichen Tode abgeschlossen zu denken. So gut die untergegangene Sonne sicher am nächsten Morgen wieder aufging, so gut mußten die zu Lieblingen und Helden des Volkes gewordenen Sonnengötter unsterblich sein, und zwar nicht nur etwa in dem Sinne, in welchem es auch die Menschen je nach ihrem Glauben sind, doch auch nicht in dem abstracten Sinne wie die Götter, die den Menschen ewig fern bleiben, sondern in dem einzig Trost und Beruhigung gewährenden Sinne, daß sie nach ihrem Tode einst wieder in ihrer frühern Gestalt auf der Erde und unter den Menschen erscheinen und ihr durch den

Tod unterbrochenes Werk vollenden werden. Dieser Glaube zieht sich durch die Religionen aller Völker hin. In Aegypten lebte er unter der Form der Verjüngung des gemordeten Osiris in seinem ihn rächenden Sohne Harueris (Horos). Bei den Hebräern erscheint er in den Sagen von Henoch (I. Mos. 5,21—24), Mose (V. Mos. 34,1—6), Elia (II. Kön. 2,1—11), bei den Urchristen in der Ueberlieferung von der Verklärung (Mark. 9,2—8), Auferstehung (Matth. 28,1—6; Mark. 16,1—7; Luk. 24,1—7; Joh. 20,1—13) und Himmelfahrt Jesu (Mark. 16,19; Luk. 24,51 und Apostelgesch. 1,9) und in der Rede Jesu vom Fortleben des Johannes (Joh. 21,21—23), bei den Griechen in den Sagen von Aristeas aus Prokonnesos (Herod. IV, 13—15) und Apollonios von Tyana (Philostratos Leben des A. v. T. VIII, 13), bei den Römern in der Sage vom Verschwinden des Romulus (Liv. I, 16). In allen diesen Sagen wiederholen sich mehr oder weniger dieselben Züge, wie namentlich das Ungewitter bei Elias und Romulus, die Wolke bei Romulus und Jesus u. s. w. Es ist unzweifelhaft, daß Henoch, der gerade 365 Jahre alt geworden sein soll, ein ehemaliger Gott des Jahres ist, und daß Elia mit seinem feurigen Wagen geradezu die Attribute eines Sonnengottes erhalten hat. Diese Züge sind sammt und sonders Vergötterungen von Heroen und damit solche des Menschen selbst.

In diesen Vorstellungskreis gehören auch die Hoffnungen der Juden auf einen Messias, in welchem sie bald den wiederkehrenden David, bald eine andere Persönlichkeit, vorzugsweise jedoch eine politische erblickten. Wir verweisen bezüglich der Messiassagen auf Richard von der Alms „Theologische Briefe". Noch zahlreicher aber als im Süden, sind die Sagen vom Verschwinden und Wiedererscheinen der Helden im Norden, ja sie vermehren sich hier noch mit dem ihnen im Süden fehlenden Elemente des Zusammenhanges zwischen ihnen und der Idee des Weltuntergangs. Wir werden noch überdies einen Theil derselben Heroen im Norden wieder auftauchen sehen, welche uns in diesem Abschnitte bis jetzt begegnet sind.

Indem wir vorläufig nur an die dreimalige Geburt des Eddahelden Helgi erinnern (oben Sage Nr. 932 und Edda, Helgakwidha

III, am Ende), ersehen wir vorerst den allgemeinen Glauben an eine Wiedergeburt, welche von der Fortdauer im andern Leben verschieden ist, in vielen Märchen bei Grimm und in folgenden weniger bekannten Sagen:

(983.) Im Badischen, nicht weit vom Hubbade, stand die Burg Windeck. Ein Ritter, einen Hirsch verfolgend, kam zu dieser Ruine, in welcher das Thier verschwunden war. Als er müde und von Schweiß gebadet an einen Becher Weines dachte, bog um die Mauer eine herrliche Jungfrau in blendend weißem Gewande, den Schlüsselbund im Gürtel, den Trunk in der Hand, den sie ihm hold reichte. Als er aber in ihr Auge und ihre gold'nen Locken sah, ergriff ihn Liebesverlangen, was er ihr eröffnete. Sie verschwand jedoch in die Trümmer. Er fand von diesem Augenblicke keine Ruhe mehr und schlich herum, weder gesunden noch sterben könnend, bis sie ihm, heißt es, ein zweites Mal erschien und ihn auf die Lippen küßte, woran er starb.

Auch von Neu-Windeck, bei Lauf im Amte Bühl, kennt die Sage eine Todte, die einem verirrten Ritter gespenstisch sich antraute. (A. Schreiber, Sagen aus den Gegenden des Rheines und des Schwarzwaldes, erste Sammlung, S. 232. Brauer, Sagen und Gesch. der Stadt Baden. S. 75. 172.)

(984.) Ein bretagnischer Ritter erblickte seine verstorbene Frau Nachts in einem einsamen Thale unter einer großen Schaar anderer Frauen. Er entführte sie, lebte dann lange Jahre mit ihr und zeugte Kinder, deren Nachkommenschaft noch heute zahlreich ist, und die man filii mortuae, Söhne der Todten nennt. (Mapes.)

(985.) Im Spessart lebte Einer, der die Nachbarn durch Falschwägen betrog. Als man ihn todt zum Kirchhofe trug, sagte Einer: Nun jetzt haben wir einmal den Bösen. Da schaute der Gestorbene in seiner weißen „Schnüttelkappe" oben zum Dachfenster heraus und rief herab: Nein, ihr habt ihn nicht." Später verzauberte ihn Einer in einen Sauerwasserkrug und trug ihn in einem Sacke hinaus in die „Dunkel", ein Steingerölle unweit der Straße von Rechtenbach nach Lohr. (Herrlein, die Sagen des Spessarts.)

(986.) Mitten im Dorfe Möhlin steht ein Haus nach alter Bauart, genannt das „Heidenhaus". Man sagt, es habe einem Wucherer, Fritz Böhni, gehört, der in einer Hungersnoth ein Viertel Land für ein Laib Brot forderte, bis er Alles besaß bis zum Tannenforst am linken Rheinufer, und sieben Häuser d'rauf, alle auf gleiche Art gebaut. Im schönsten, zu Ryburg, wohnte er und wurde von einem unbekannten Jäger erwürgt und von Kapuzinern in seiner Geldtruhe am Rhein im Tannenwalde verscharrt. Als man heim kam, schaute er mit einer rothen Mütze zum Fenster heraus, seinen Boden überblickend. Auch in den anderen Häusern erscheint er in jeder erdenklichen Thiergestalt. Fuhrleuten machte er die Rosse scheu und die

Wallbacher hören ihn erbärmlich: „Hub, hub! hoho!" schreien. Als Hund, als Kätzchen oder Kalb mit Glühaugen oder schwarzer Mann streicht er im Wald umher. (Rochholz.)

(987.) Als der Arzt und Wunderthäter Theofrastus, welcher die Thier- und Pflanzensprache verstand, durch die neidischen Aerzte in Innsbruck vergiftet, seinen Tod nahe fühlte, befahl er seinem Diener, sobald er verschieden sei, sein Gläschen mit der Goldtinctur in den Inn zu schütten, die Leiche dann in kleine Stücke zu zerschneiden, diese in eine eherne Truhe zu legen und ein Pulver, welches er ihm reichte, darauf zu streuen, aber erst nach neun Monaten zu öffnen, worauf er reichen Lohn erhalten werde.

Theofrast starb, das Gläschen kam in den Inn, der noch heute davon zuweilen goldhellen Glanz strahlt, und der Wundermann lag zerstückt in der Truhe. Aber die Neugierde zwang den Diener, diese schon nach sieben Monaten zu öffnen, und er erblickte mit Schreck — eine menschliche Siebenmonat-Frucht, die sich krümmte und vom Zutritte der kalten Luft starb.

So mißlang Theofrasts Verjüngung. (Alpenburg.)

Wer sich wundern sollte, daß die Alten den 1493 geborenen und 24. September 1541 gestorbenen Theofrastus, diesen Typus der „fahrenden Schüler" (wie diese auch) zum Venediger machten, der bedenke, daß dieses in Unterwalden noch viel später dem 1745 verstorbenen Jesuiten Dr. Joh. Bapt. Dillier von Wolfenschießen (und noch anderen) geschah. Lütolf S. 246 erzählt Beispiele, wie Dillier den Teufel zeigt, den Mülibach einbannt, eine Masse von Ungeziefer befreit, einen Bergspiegel besitzt, der alles Geschehende zeigt u. a.

Nicht anders verhält sich's mit des Doctor Joh. Faust Bund mit dem Teufel, dessen Reisen durch die Luft, Reichthum, Thaten und Höllenfahrt, mag man nun historisch in ihm den Württemberger aus Knittlingen suchen oder den Mainzer Miterfinder der Buchdruckerkunst, der 1460 starb.

II. Weltuntergang und Antichrist.

Der Welt des Nordens, welche nach dem düstern kalten Niflheim hin gelegen ist, droht ihr Untergang vom brennenden, glühenden Muspelheim her. Die Edda schildert diese endliche Katastrophe als die Erhebung Surturs, des Hüters der heißen Region, mit flammendem Schwert, gegen die Götter. Vor ihm werden Sonne und Mond durch Wölfe verschlungen, wanken die Berge, fliehen die Riesen, sterben die Menschen, spaltet sich der Himmel und erliegen kämpfend die Asen, von denen Thor durch das Gift der von ihm erlegten Midgardsschlange, Odin durch den Wolf Fenrir,

an dem ihn aber Widar rächt, Freyr durch Surtur getödtet werden.*)

Die sächsische Evangelien-Harmonie „Heliand“ sagt: Mudspelles megin obar man ferid, — die Gewalt des Feuers fährt über die Menschen, und: mutspelli cumit an thiustrea naht, al sô thiof ferid darno mid is dâdiun, — das Feuer kommt in der düstern Nacht heimlich und plötzlich wie ein Dieb geschlichen. Das althochdeutsche Gedicht aber, welches den Namen dieses furchtbaren Feuers trägt, Muspilli, in Baiern verfaßt, singt: dâr ni mae denne mâk andremo helfan vora demo muspille, denna daz preita wasal allaz vorprinnit, enti viar enti luft allaz arfurpit, — da kann kein Freund dem andern helfen vor dem Feuer, wenn der breite Gluthregen Alles verbrennt, Feuer und Luft Alles wegkehren.

Ursprünglich bedeutete diese lange voraus gefürchtete, weil nicht mehr verstandene Katastrophe nichts Anderes als den wilden Kampf zwischen Tag und Nacht, zwischen Winter und Sommer, nichts Anderes als die Vernichtung der Nacht mit Mond und Sternen oder des Winters mit der Wintersonne durch den anbrechenden Tag, die aufgehende Sonne oder die Sommersonne. Daß Loki von den Asen abfällt und mit Surtur gegen sie kämpft, ist die Folge seiner Bedeutung; denn er ist das Feuer, welches zur Sonne gehört. — Nicht er aber, nicht das schädliche Feuer siegt zuletzt, sondern das wohlthätige Feuer, vertreten durch Surtur, welcher das flammende Schwert trägt wie der Engel an der Pforte des Paradieses (1. Mos. 3,24). Denn nach dem Weltbrande, Surtalogi, sagt die Edda, erhebt sich eine neue, seligere Erde, auf welcher Korn ungesäet wächst und eine neue Sonne scheint, und herrschen verjüngte Götter, die wiederum Aesir (Asen) heißen, zu welchen die verschonten Asen Widar und Wali, Thors Söhne Modi und Magni und die aus Hel zurückkehrenden Baldur und Hödur gehören, und über denen ein ungenannter höchster Gott thront. Auch ein neues, weniger sinn-

*) Nach einer Erweiterung der Mythe durch die jüngere Edda bringen sich noch Heimdal und Loki gegenseitig um, ebenso Tyr und der Hund Garmr.

liches Menschengeschlecht entsteht. Daraus geht klar hervor, daß Surtur der neue Tag oder Sommer ist, welcher nicht die ganze Welt zerstört, sondern nur die der Nacht (beziehungsweise des Winters), und jeden Morgen, beziehungsweise Frühling, eine neue schafft, wie denn auch sein Schwert, sagt die Edda, heller als die Sonne glänzt.

Die Leute des Nordens, die Niflungen, vergaßen jedoch mit der Zeit diese natürliche, einfache Bedeutung der Sage und glaubten im Ernste an einen Untergang der Welt, d. h. ihrer Welt, welche für sie die ganze war. Ja sie spiegelten diesen Untergang der Götter und der Welt in demjenigen ihres eigenen Stammes ab und schufen die Heldensage von der „Niflungen Noth“ oder dem Untergang der Nordlandssöhne vor den Eindringlingen aus Süden oder Osten, d. h. vor einer neuen Welt, welche auf die ihrige folgen werde. Und sie hatten hierin unwillkürlich Recht. Ohne es zu ahnen, erriethen sie im Voraus die Wahrheit. Ihren Göttern, ihrer Welt, ihrem Himmel drohte der Untergang von Süden her; ein Surtur mit flammendem Schwerte erhob sich dort gegen ihre nebelhafte Weltanschauung; es war die Sonne des Christenthums (d. h. des reinen), nicht des kirchlichen, das nur eine neue Nacht herbeiführte, welche die überlebten Götter der heidnischen Völker „wegkehrte“ und das Bewußtsein eines kosmopolitischen Menschenthums an die Stelle der Beschränktheit besonderer Volksreligionen setzte.

Aber auch die Sieger, welche mit dem Flammenschwerte Surturs die Götterwelt des Nordens vernichtet hatten, verstanden die auf sie gemünzte Prophezeiung der alten Edda nicht. Fern davon, sich selbst in den Trägern des Alles umschaffenden Weltfeuers zu erblicken, begannen sie nun, dasselbe ihrerseits als ein ihnen in der Zukunft drohendes Verhängniß zu fürchten. Surtur, den doch sie selbst vorgestellt, der an ihrer Spitze Odin, Thor, Freyr und alle Asen gestürzt, wurde ihrem bösen Gewissen, das die reine Lehre des Nazareners unter einem Schwall von Dogmen begraben, zum Feinde ihrer weltlich gesinnten Kirche; der wohlthätige, eine neue Welt des Sommers schaffende Surtur wurde zu dem verderblichen, die Welt nur zerstörenden Antichrist.

Der Antichrist ist zum ersten Male, nicht genannt, aber angedeutet, im zweihörnigen Thier der Offenbarung des Johannes (nicht zu verwechseln mit dem siebenköpfigen Drachen, welcher der Teufel ist). Der Name dieses Thieres wird (Offenb. 13,18) angegeben als enthalten in der Zahl 666. In hebräischen Buchstaben-Zahlzeichen geht diese Zahl aus dem Namen Nero Cäsar, dem Namen des Verfolgers der Christen hervor. Nero war also der ursprüngliche Antichrist und dessen Verlegung in die Zukunft blos eine Folge der Unfähigkeit, jene Zahl aufzulösen. Der Name des Antichrists wird zuerst in den Briefen des Johannes genannt (bei Luther „Widerchrist", I, 2,18. 4,3. II, 7). Im elften Kapitel der Offenbarung des Johannes werden zwei weissagende Zeugen verkündet, welche Macht haben, den Himmel zu verschließen, daß es nicht regne, das Wasser in Blut zu verwandeln und die Erde mit Plagen heimzusuchen; das Thier aber werde sie überwinden und tödten. Die Kirchenväter sahen in diesen beiden Kämpfern gegen den Antichrist, was auch wohl der Verfasser so gemeint hatte, die beiden niemals gestorbenen Enoch und Elia (oben S. 670). Diese Anschauung pflanzte sich fort und wurde in den germanischen Ländern, besonders von den Dichtern des Heliand und des Muspilli, wie erwähnt, mit dem Weltbrande der Edda vermengt.

Henoch und Elias traten hier an die Stelle der Asen, namentlich Elias an diejenige Thors, weil er im Wetter gen Himmel fuhr, und von ihm im A. T. gesagt ist, er verschließe die Wolken des Himmels (wie er in serbischen Liedern als Gromownik Ilija, Donnerer Elias, angerufen wird). Gleich Thor sollte Elias im Kampfe mit dem Antichrist tödtlich verwundet werden und von seinem triefenden Blute die Berge in Brand gerathen. Endlich aber sollte der Antichrist, wie der Teufel in der Offenbarung, dem Erzengel Michael unterliegen und dann die Welt untergehen und das letzte Gericht kommen. (Grimm D. M. 2. Aufl. S. 771. Bridankes Bescheidenheit 49, von dem Endekriste. Grimms Einleit. zu Vridank p. LXXI f.)

Mit dieser Vorstellung wurde dann weiterhin die Erwartung besserer Zeiten verbunden, und da man solche einstmals von der

Wiedergeburt der Götter,*) später aber besonders vom Wiedererscheinen beliebter und gefeierter Helden und Könige (menschgewordener Götter, wie im täglichen Leben vom Wiederanbruche des Morgens oder des Frühlings oder vom Wiedererwachen in einem jenseitigen Leben) erwartete, so wurde von Solchen, wie von Enoch, Elias, Pythagoras, Jesus, Apollonios u. s. w., gedichtet, sie seien nicht wirklich todt, sondern erwarten in einem hohlen Berge (wie die hinter die Berge untergesunkene Sonne ihren Wiederaufgang abwartet) den Ruf zu einer großen Schlacht, in welcher sie ihre Feinde mittels eines furchtbaren Blutbades besiegen und ein neues Reich des Friedens und der Glückseligkeit begründen würden. In den Phantasien verschiedener Secten und Schwärmer entwickelte sich dieser Traum, mit Hilfe der Apokalypse und ähnlicher Schriften, zu dem Wahne vom tausendjährigen Reich, zur Theorie des Chiliasmus. Wie sehr dergleichen fantastische Hoffnungen noch in der neuesten Zeit fortleben, zeigt die Thatsache, daß sich den Sagen vom Fortleben Karls und Ottos des Großen, der beiden Kaiser Friedrich, Karls V. (der jedoch nur aus Mißverstand Karl dem Großen substituirt wurde), dem Serbenhelden Marko Kraljewitsch und dem Böhmenkönig Wenzel, in neuester Zeit diejenige vom Wiedererscheinen Kaiser Josefs II. (in Oesterreich), Andreas Hofers (in Tirol) und Napoleons I. (sehr allgemein) anschloß.

Oft aber geriethen solche Sagen von künftigen Thaten scheinbar Verstorbener aus der Verknüpfung mit den Vorstellungen vom Antichrist und vom Weltende heraus, — oft auch nahmen einzelne Züge derselben eigenthümliche Gestalt an und verloren den Mittelpunkt eines auferstehenden Helden. Namentlich geschah dies bezüglich des Auftretens der Krieger, welche mit dem Wiedererscheinenden die erwartete Schlacht schlagen sollten. Daher die Sagen von Geisterkämpfen an den Orten von Menschen gelieferter großer Schlachten. — In Griechenland wollte man, nach Pausanias u. A., vierhundert Jahre lang nach der Schlacht bei Marathon jährlich am Tage derselben auf dem Schlachtfelde Waffengeklirr und Streitlärm hören und glaubte, daß

*) Schon der alte Norden dichtete von seinem Odin, der ja Sonnengott ist, er sei einmal aus dem Lande gefahren, nach Godheim; man wähnte ihn todt, aber er kehrte zurück. (Ynglinga Saga 10.)

neugierige Zeugen von den Geistern durch Mißhandlung gestraft würden. So hieß es im Mittelalter, daß sich nach der Schlacht bei Chalons die Geister der Gefallenen noch drei Tage lang bekämpft hätten. Die todten Krieger erhielten auch oft ihre besondere Bestimmung, z. B. diejenige, Bedrängten beizustehen. Endlich fanden noch anderweitige Zersplitterungen und Veränderungen der Stammsage statt, welche wir mit den bedeutendsten Gestaltungen der letztern in unseren folgenden und letzten Sagen aufführen, womit dann das Gebäude der Entwicklung deutscher Volkssage seinen Abschluß findet.

1. Sagen von vereinzelten todten Kriegern.

(988.) Einen Kiltgänger in Ingenbohl (Schwiz) führte sein Weg jedesmal über den Gottesacker. Er war ein fröhlich und theilnehmend Gemüth und konnte nie über die Gräber wandeln, ohne der „lieben Seelen", namentlich der „schamrothen" (Seelen Hingerichteter) zu denken und für sie ein Vaterunser zu beten. War er vorbei, so jauchzte er aus voller Seele. Das konnte der dortige Pfarrer nicht leiden und er bestellte den Meßner, den „Nachtbuben" einmal tüchtig durchzubläuen. Als der Meßner aber auf den Jauchzer zuwollte, erblickte er zwei riesengroße Männer neben demselben gehend, so daß er nichts wagte. Er nahm das nächste Mal vier Bekannte mit sich. Da sahen sie Sechs mit dem jungen Manne kommen, drei voraus, drei nach, Alle mit rothen Streifen um den Hals. Er versuchte es ein drittes Mal mit acht Kameraden. Nun aber gewahrten sie mit dem Jauchzenden eine große Schaar kommen, Alle die abgeschlagenen Häupter in ihren Händen tragend. Als der Pfarrer den jungen Menschen zur Rede stellte, von wem er sich jedesmal begleiten lasse, betheuerte dieser, nie was solches bemerkt zu haben, gestand aber, was er bei den Todten zu thun pflege. (Lütolf.)

(989.) Niklaus Zorn von Bulach, der in Osthausen wohnte, war ein braver Rittersmann, wenn auch von viel weltlichem Wesen. Bei Spiel und Tanz fehlte er nie, aber eben so wenig, wenn es in der Kirche läutete. Selten ging er bei einer vorbei, ohne einzutreten, oder doch ein Gebet zu sprechen, und versäumte, so oft er über einen Kirchhof ging, nie, der hier Ruhenden zu gedenken. In einer Nacht, als er von einem Gelage heimkehrte, wollte er eben, das ewige Licht in der Kapelle erblickend, auf dem Kirchhofe beten, als zwei vermummte Bewaffnete ihn anfielen. Aber noch ehe Niklaus zum Schwerte greifen konnte, regte sich der ganze Kirchhof und stürzten die sich aufrichtenden Gerippe auf die Mörder los, welche entsetzt die Flucht ergriffen. Der Junker wußte nicht, wie ihm geschah, als ein Geripp zu ihm trat und sprach: Fürchte Dich nicht, Herr Klaus Zorn von Bulach, die Todten, für welche Du so

fleißig betest, sind Dir dankbar und werden es nie dulden, daß Dir auf ihrem Gebiete ein Haar gekrümmt werde. (A. Stöber.)

(990.) In Bellinzona war einst ein Mitglied des Landgerichtes, von Vielen geehrt, von Manchen gehaßt wegen seiner Unbestechlichkeit. Oft traf es ihn, nach Magadino an's Gericht zu gehen, von wo er dann gewöhnlich Mitternachts wieder zu Hause anlangte. Da verschworen sich drei Bursche, ihn zu ermorden, und lauerten ihm zwischen Giubiasco und Cadenazzo auf. Aber sie wagten nicht, ihr Vorhaben auszuführen, denn vor ihm und hinter ihm sahen sie drei gewappnete Ritter, und Alles flog sausend vorbei. „Den Sechsen wollen wir schon Meister werden!" sagten sie sich, und erschienen das nächste Mal ihrer Sechse an der einsamen Stelle. Die Glocke schlug elf, der Richter ritt vorbei, aber hinter und vor ihm sechs Reiter. Der Anfall unterblieb abermal, und als die Meuchler zum dritten Male sich zu Zwölfen zusammenrotteten, erdröhnte die Straße unter den Hufschlägen von 25 Rossen. Die Uebelthäter entsetzten sich und folgten dem unheimlichen Zuge bis Bellinzona, wo die 24 am Luganeserthore, wo der Richter wohnte, verschwanden. Jetzt begaben sich die Drei zum Richter, wo sie ihre Schuld gestanden und nachforschten, wer sie möchte verrathen haben. Er erklärte, von Allem nie was gesehen zu haben; nur bete er jedesmal vor dem Schlafengehen ein Pater und Ave für die Seelen schuldlos Hingerichteter. (Pater Gall Morel.)

(991.) Als 954 die wilden Magyaren Solothurn angriffen und auch innerhalb der Stadt gesiegt hatten und plünderten und brannten, widerstand noch eine Schaar Bürger auf dem St. Stephans-Kirchhofe, wohin die Ihrigen sich geflüchtet. Der Kampf dauerte nach Mitternachts, als plötzlich die Todten des Kirchhofs sich erhoben und ihre Waffen so schwangen, daß die Fremden entsetzt flohen. Hierauf legten sie sich wieder in ihre Gräber. (Brosi.)

So standen zu Wehrstadt unweit Halberstadt, wo fremde Horden einfielen, die Todten aus den Gräbern auf und halfen den der Uebermacht schon unterliegenden Ihrigen die fremden Unholde abwehren. (Grimm, D. S. I, S. 424.)

(992.) Zweimal jährlich sollen sich Mitternachts die Thore der Burg Gottlieben in Thurgau öffnen, der Boden dann unterm Fußtritte Gewaffneter dröhnen und die Luft Klirren von Waffen und Ketten, auch Jammerlaute füllen. Man sieht nichts, hört aber deutlich, wie der Zug sich nach dem Tegerenmoose bewegt, dort Halt macht und ein starkes Waffentosen und dumpfes Hin- und Herrennen vornehmen läßt, worauf mitten unter den Reisigen zwei dunkle Gestalten, brennende Lampen auf dem Kopfe, sichtbar werden und sich, einander nahe, leicht hin- und herbewegen, bis auf ein sonderbares Zischen die Lichter verschwinden und die Gestalten mit ihnen. (Wanderer in der Schweiz, 8. Jahrgang, 10. Heft.)

2. Sagen von wiedererstehenden Heeren.

(993.) Alle, die im Schlachtfelde fallen, gehören dem Odin, erhalten Wohnung in Walhal und Wingolf und heißen Einheriar. Ihrer ist eine große Menge. Sie haben indeß Nahrung genug am Fleische des Ebers Sährimnir, der jeden Tag gekocht und jeden Abend wieder ganz wird. Sitzen die Einheriar nicht bei Tafel, so rüsten sie sich täglich, gehen in den Hof hinaus, kämpfen und tödten einander, worauf zur Essenszeit sie wieder heil in den Palast reiten und mit den Asen trinken. (Edda, Gylfaginning 39. 41.)

(994.) Hedin, König Harandes Sohn, machte zur Gefangenen Hilde, König Högnis Tochter, in ihres Vaters Abwesenheit. Als Högni das inne ward, fuhr er ihm mit Heermacht nach in die Orkneys und traf ihn auf Haey. Hier kam Hilde zum Vater und bot von Hedin Sühne oder Streit an. Högni wählte letztern und er begann. Man nennt ihn Hjadningavig. Sie schlugen den ganzen Tag und Abends gingen beide Könige zu Schiffe. Hilde aber kam jede Nacht auf die Walstatt und weckte durch Zauber Alle auf, die erschlagen waren. Den andern Tag schlug man auf's neue und so Tag für Tag. Die Waffen der Gefallenen wurden zu Steinen, aber, wenn es tagte, wieder zu Waffen. Und so heißt es, die Hjadningar kämpfen bis zum Untergange der Welt. (Edda, Skalda 50.)

(995a.) Wenn man in südöstlicher Richtung von Gablonz geht, kommt man in einen Wald, welcher an dem sogenannten Karlsberge liegt. Am Saume des Waldes steht ein Kreuz, welches ein Bürger aus Gablonz seinem Freunde, der als Soldat daselbst gefallen war, zum Andenken setzen ließ.

Bei diesem Kreuze sollen jedes Jahr am Allerseelentage die Himmelssoldaten erscheinen, daselbst ein Feuer anzünden und bei demselben Fleisch an einem Spieße braten. Wenn das Fleisch gebraten ist, setzen sich die Himmelssoldaten um das Feuer und verzehren das Fleisch. Dann zerstören sie das Feuer und verschwinden. (Grohmann, Böhmen S. 2.)

(995b.) In einem Thale, anderthalb Stunden von Auscha entfernt, das man das wilde Thal nennt, kommen zu Weihnachten um zwölf Uhr Mitternacht die himmlischen Krieger zum Vorschein. Sie essen und trinken dort auf dem Boden gelagert und singen und spielen, bis der erste Strahl der Morgenröthe am Himmel emporblüht. Zuweilen kämpfen sie auch miteinander, aber nach dem Mahle sind ihre Wunden wieder verharscht. Wehe Dem, der sie stört oder schmäht, er würde das ganze folgende Jahr Unglück haben. (Ebendas.)

(996.) Am Dreifaltigkeitsberge vor Regensburg ward eine große Schlacht geliefert. Zeitweise stehen die gefallenen Krieger auf aus ihren Gräbern und erneuern den Kampf. —

Am Kürberge, unweit Stamsried, sieht man zeitweise die alten Ritter sich gegenseitig bekämpfen.

Alle hundert Jahre wiederholt sich ein nächtlicher Kampf, erzählt man in Niklashausen, wobei die Angreifenden über die Tauber setzen; ihr Anführer, ein Herr von Stettenberg, trägt weiße Rüstung und sein Roß läuft eine Elle hoch ob der Erde. Es sind die Templer, die zu Werbach umgebracht worden. (Fries von Wertheim in Wolfs Zeitschr f. d. Myth. II. Bd. S. 413.)

In Thüringen weiß man von einer Schlacht zwischen Kroaten und Schweden, an deren Jahrtag Abends elf Uhr alle Erschlagenen erwachen und auf's Neue schlagen bis ein Uhr, worauf sie wieder in die Erde sinken und ein Jahr lang ruhig liegen. (Bechstein.)

Im Jungenberg bei Rixheim, im Elsaß, schlummern zwei Heerhaufen, die zuweilen erwachen und im Hardfelde miteinander kämpfen: ein rother, ohne Häupter, auf hohen Rossen, und ein weißer. Letzterer siegt, verfolgt jenen bis in die Hard, wo sie über die Bäume ausragen und dann wieder in den Berg ziehen und schlafen. (Aug. Stöber.)

Bei Immert im Mosellande erscheint auf der Heide zuweilen Nachts ein gespenstiges Heer, mit Bogen bewaffnet. Es ist mit seinem König in die Erde versunken, weil es mit dem Himmel Krieg führen wollte und gegen ihn schoß. (Wolf, Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 189.)

Auf dem Ochsen- (oder Lügenfelde) bei Sennheim im Elsaß liegen die Kriegsheere der Söhne Ludwigs des Frommen, aber auch Barbarossas im Todesbanne in Höhlen. Nachts hört man oft Waffenklirren und sieht Krieger rasselnd über die Heide ziehen und verspätete Wanderer bis nahe an Sennheim und Tann. (Stöber.)

Endlich wird gefabelt: Alexander der Große habe die Völker Gog und Magog in einem Berge eingeschlossen, aus dem sie am Weltende hervorbrechen werden. (Menzel, christl. Symbolik I. 346.)

(997.) Bei Ruffach im Oberelsaß liegt das große Thal Ochsenfeld. In diesem soll unter Kaiser Karl dem Großen ein Heer, das im Uebermuthe seine Waffen gegen den Himmel abgeschossen habe, sammt dem Anführer in die Erde versunken sein. Alle sieben Jahre sieht man das Heer auf dem Ochsenfelde Nachts sich in Waffen üben. Ein Bäckermädchen aus Ruffach trug einst einen Korb voll weißes Brot über das Ochsenfeld, um es im nächsten Dorfe zu verkaufen. Da redete ein Soldat auf einem Schimmel sie an und hieß sie ihm folgen, wo man ihr das Brot gleich alles abkaufen werde. Das Mädchen folgte ihm in einen unterirdischen Gang und kam zu einem großen Heerlager, wo alle Soldaten lange Bärte hatten und fest schliefen. Hier kaufte man dem Mädchen das Brot ab, bezahlte es reichlich und hieß es jeden Tag auf dieselbe Weise hinkommen. Das geschah mehrere Jahre, so daß der Bäcker ein reicher Mann wurde. Es hörte auf, als das Kind erkrankte, denn einer der Brüder, obwohl es ihm den Weg genau beschrieb, konnte keine Thüre finden, als er an den Platz kam. (Meier.)

(998.) In Mähren ist der Aufenthaltsort der schlafenden Helden der Berg Radhost, unweit des Molkenkurortes Raznau. Ein Hirt fand in einem Saale viele als Feldherren gekleidete Männer schlafen. Der Oberste saß am Tische und sein Bart ging in mehreren Windungen um den Tisch herum. Auch hier fragten Erwachende, ob es Zeit sei. Sie nannten sich das „Gojmagoj-Regiment" (Gog und Magog!), welches die Erde vor sehr langer Zeit verschlungen habe. Ist des Oberfeldherrn Bart so lang, daß er dreimal um den Bergesabhang geht, so kommen sie heraus. Drei schwarzgekleidete Männer, welche ein Hirt oft bewirthet hatte, führten diesen einst hinein, wo er schöne grüne Wiesen, ein hütendes Ungeheuer und einen Saal sah, wo sie seine Tasche mit den herabhängenden Fransen füllten, die draußen Gold und Silber waren. Beim Abschiede nannten sie sich ihm „Schwarzkünstler aus Paris in Frankreich", setzten sich auf ihre Mäntel und wurden darauf fortgetragen. Letzteres ist die Sage der „Venetier". Dreien Hirten, die später hinein geriethen, löschte ein großer auffliegender Hahn mit seinem Flügelwehen die Lichter. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.) Ein anderer Sitz ist der Berg Buchlau bei Buchlowiz in Mähren.

(999.) Früher wohnten im Dorfe Schwierenz auf Jasmund (Insel Rügen) Bauern. Nun ist das Dorf verschwunden und es stehen nur noch einige Kathen dort. Eines Morgens vor Sonnenaufgang wollte ein Bauer von dort Hafer nach Bergen zum Verkaufe fahren, und als er in den Weg kam, der von Stubbenkammer nach Nipmerow führt, stand da ein Mann, der fragte, ob er ihm seinen Hafer nicht verkaufen wolle. Der Bauer geht auf den Handel ein und muß dem Fremden folgen. Der führt ihn, so dünkt es dem Bauer, nach dem „Borgwall"; sie gelangen über Zugbrücken und durch Thore vor ein großes Gebäude. Da werden die Pferde abgeschirrt, der Hafer abgeladen und der Bauer von seinem Führer in einen Saal geleitet. Da sieht er viele bewaffnete Männer an langen Tischen sitzen, die haben alle das Haupt auf den Arm gestützt und schlafen. Bei seinem Eintritte erwachen sie und fragen, was es Neues in der Welt gebe. Er antwortet: Nichts Neues! und da schlafen sie wieder weiter. Dann führt ihn der Mann in ein zweites Gemach, da stehen an Krippen viele Pferde und bei jedem ein gerüsteter Mann, aber den Arm auf das Pferd gelegt und schlafend. Auch hier Erwachen, gleiche Frage und Antwort und fortgesetzter Schlaf. Der Bauer wird wieder aus dem Schlosse geführt, wird bezahlt und fährt ab; es ist draußen noch finster, aber als er an die Helle kommt, geht — die Sonne eben unter. (R. Baier, Sagen von der Insel Rügen, Wolfs Zeitschrift f. d. Myth. II. Bd. 1854. S. 146.)

(1000.) Die nordische Eddasage vom Götterwächter Heimdallr, der an der Götterbücke wacht und wenn die Feuergeister am Ende der Tage heranrücken, mächtig in sein Gjallar- (Rufhorn) stößt, um die Asen zu warnen, und

dann im letzten Kampfe umkommt, hat sich im Volke mehrfach erhalten. Ihr Held ist z. B. Karls des Großen treuer Genosse Ruotland, Roland, der im Heimzuge aus Spanien, die Nachhut führend, im Gebirge von den Basken überfallen, in sein Horn stößt, daß es der vorangezogene Kaiser vernimmt, der ihm aber nicht mehr zu Hilfe kommen kann. Ein weiterer Held derselben Sage ist in den verschiedensten Variationen auf mehreren Alpen der Schweiz ein Hirte, der die Feinde kommen sieht, in's Alphorn bläst, um seine Landsleute aufzurufen, sich die Brust zersprengt und todt hinfällt, aber seinen Zweck im Tode erreicht. Es ist dasselbe, wenn der Graf Rudolf von Sargans-Werdenberg, Miterbe des letzten Freiherrn von Vaz, wodurch er Ortenstein, Vaz, Schams und Rheinwald erhielt, im J. 1352 die Herrschaft Belmont überfallen will und ein Hirte auf einer der Felsenwände des Flimsersteines dies gewahr werdend, in sein Alphorn stößt, bis er sieht, daß die Thalleute das Thor der bedrohten Burg schließen, worauf er verblutend stirbt. Die rothen Blutstreifen in der Felswand gelten als Denkzeichen seines Heldentodes. (G. Theobald, das Bündner Oberland.)

(1001.) Von der Ulfiswiese bei Innsbruck sagt das Volk: wenn die Kirschbäume zu beiden Seiten der Straße so stark herangewachsen sind, daß man Rosse daran festbinden kann, dann wird daselbst auf der langen Wiese, mit den Schweizern, heißt es gewöhnlich, eine große Schlacht geliefert werden. Diese sollen einst die Kirche bei der Volderer Brücke unterhalb Hall und die schöne Pfarrkirche in Meran in Pferdeställe verwandeln.

Im tiefern Unterinnthale wird zuweilen von den Schweizern „mit gefrorenen Schuhen" gesprochen, die einst in Tirol einbrechen werden. In Leukenthal sagt man, das werde geschehen, sobald die Glocken in St. Johann in beiden Thürmen die Stunden schlagen werden. Auch in Waidring lebt die Sage vom Einbruche der Schweizer.

Bei Hall hört man, es werden aus jener Schlacht so wenige Schweizer lebend kommen, daß sie sich bei der Volderer Brücke unter einer Linde oder nach Anderen unter einem Hollunderstrauche versammeln werden. Der kleine Rest flüchtet sich auf das Walserfeld bei Salzburg, wo es jedoch nicht lange dauert. Dann höre man auf der Innbrücke den Schweizerstier brüllen. (Zingerle. Vernaleken.)

(1002.) In Kastelrut heißt es, wenn das Kirschbäumlein auf der Seiser Alm blüht und in Kastelrut eine noch nicht ausgebaute Kirche einstürzt, werden die Türken kommen, und dann werde so lange geschlagen, bis die Männerwelt so gelichtet ist, daß sich zehn Jungfern um einen Mann raufen. (Zingerle.)

Wo der Weg von Huchenfeld nach Pforzheim geht, hört man oft Nachts ein Getöse in der verfallenen Burg Kräheneck bei Weisenstein, wie von einer Schlacht. Den Burgherrn hat man dort manchmal auf seinem Schimmel reiten und sein Pferd auf den Wiesen an der Nagold grasen gesehen. (Meier.)

Stirbt der Dornbusch, der auf dem aargauischen Birrfelde steht, so wird dort eine Schlacht geschehen, deren Blut die Mühle zu Müllingen drei Tage lang treiben und den Rossen bis über die Fässel gehen wird. Ein 16jähriger Jüngling wird der Held sein. (Rochholz.)

(1003.) Auf dem Emmenfelde wird eine solche Schlacht geschlagen werden, daß die Pferde bis an's Gefieser im Blute stehen. Die alten Männer und elfjährigen Knaben, lauter Landvolk aus den Schneebergen, werden den Feind gänzlich außer Land und bis auf das Ochsenfeld jagen, wo das letzte Treffen sein und die Schweizer siegen werden. Ein Sechszehnjähriger, der auf dem Emmenfelde unter einer Linde geboren worden, wird die Siegesfahne in Mitte des Schlachtfeldes aufstecken. Die Sieger werden einander fragen, ob sie in einem oder zwei Wirthshäusern einkehren wollen, sie werden aber in einem einzigen Platz genug finden. (Kas. Pfyffer Luz. Gesch. II. 213.)

In der Weissagung des sogenannten Thomas Vandeler (in der Fontanen im Entlebuch) steht das Ausführliche von der Schlacht auf dem Emmermoos oder Emmerfelde, in welcher der Feind durch „die 16jährigen Knaben und alten Männer" bis auf das Ochsenfeld getrieben wird, wo die letzte Schlacht sein wird und dann glückliche, friedliche Zeit. (Lütolf.)

(1004.) Auf dem Breitfelde bei Goßau (Kanton St. Gallen), einer großen ebenen und daher öfters zu militärischen Uebungen benutzten Fläche, sollen nach einer in früheren Zeiten schon dort abgehaltenen Schlacht*) mehrere eiserne Stangen und ein grünes Bäumchen in die Erde vergraben worden sein. Letzteres habe zwar bald wieder ausgeschlagen und immer neue Schößlinge getrieben, trotzdem diese stets wieder abgehauen wurden. Wenn ein solcher aber einmal die Größe erreichen werde, daß ein Offizier unter ihm aufrecht stehen könne, und auch jene eisernen Stangen durch die Pflugschar an's Tageslicht kommen werden, was zu gleicher Zeit geschehen soll, so werde auf jener Fläche abermals, diesmal jedoch eine so blutige Schlacht geschlagen, daß der Müller in der nahen Kräzeren-Mühle seinen Weizen werde mit Blut mahlen können. Während derselben wird ein beim erstern obengenannten Gefecht entstandener Riß in der Mauer der nahen Kapelle im Bild von selbst sich wieder schließen, und das über den Sitteren halb in der Luft hängende Häuschen zum Trachenloche bei St. Josephen in die Fluthen derselben stürzen. Dies Alles wird ein Zeichen der beginnenden letzten Zeiten, sowie des Kommens des Antichrists sein, bei dessen Geburt alle Blumen Blut schwitzen werden. Seine Mutter wird eine Hure in Babylon und er wieder nach sieben Jahren das erste männliche Kind sein, das geboren wird. (J. A. Ruggle.)

---

*) Es kann darunter keine andere als die im Jahre 1209 zwischen dem Abt Ulrich VI. von St. Gallen und dem Bischof von Konstanz gelieferte Schlacht verstanden werden, welche zum Nachtheil des Erstern endete.

(1005.) Unweit der alten Burg Leuchtenberg in der Oberpfalz steht ein einsamer hohler Baum, eine Steinlinde bei einem kleinen Teiche, Tag und Nacht, Sommers und Winters von kaltem Wind umweht. Er heißt „der kalte Baum". Gepflanzt hat ihn Sibylla Weis, welche von ihm aussagte: wenn einst sein Ast stark genug sein wird, einen geharnischten Reiter sammt dem Rosse zu tragen, werden die Feinde aus Ost und West in zahllosen Heersäulen hier sich eine Schlacht liefern und bis Mitternacht würgen, bis das Blut die Mühle im Thale bei Lind treiben wird. Davon heißt er auch der Schlachtenbaum. Die Rosse der Türken werden den Boden decken so weit das Auge reicht und eine Pest verbreiten, daß alles Volk und Vieh fällt. Zuletzt wird ein Hirt aus weiter Ferne heranziehen, in dem Baume wohnen und mit seiner Nachkommenschaft in seligem Frieden und Wohlstande das öde Land wieder bevölkern. (Schönwerth.)

(1006.) Im Pfrentsch- oder Frentschweiher ist ein großer Fisch, uralt und ganz mit Moose überwachsen, um den Hals ein golden Band mit geheimnißvollen Zeichen, im Munde ein Goldring und ein Goldschlüssel. Beide gehören der „Frau Edd", die auf dem nahen böhmischen Frauen- oder Pfraunberge wohnt, wo mitten im Felsen ein großer Edelstein zu Tage geht. Oeffnet sie mit dem Schlüssel das Thor, so kommt der Kaiser heraus zur „Schlacht am kalten Baume". Den Fisch hat man oft gefangen, er aber jedesmal das Netz zerrissen. (Schönwerth.)

3. Sagen von entrückten und wiederkehrenden Helden.

(1007.) In Irland steigt alljährlich der alte O'Donoghue am 1. Mai auf milchweißem Pferde aus seinem See, sein Reich zu besuchen. In einer Augustnacht zeigt sich ein Graf von Kildare auf prächtigem Streitrosse und mustert seine todten Krieger. (Elfenmärchen 192. 193.)

(1008.) In dem weißen Berge bei Prag, wo der Winterkönig geschlagen wurde, soll König Wenzel mit einer großen Schaar seiner Ritter verborgen sein und schlafen. Er sitzt auf einem weißen Pferde und hält die Lanze in der Hand Einmal wird Böhmen so verheert sein, daß alle Menschen, die übrig geblieben sind, unter die Leinwand eines Frachtwagens gehen. Und wenn dieser Fuhrmann an der Stelle vorüberfahren wird, wo jetzt der Prager Ring ist, wird er mit der Peitsche knallen und sagen: Hier stand Prag! Dann wird der heil. Wenzel hervorkommen und eine große Schlacht geschlagen werden. (Grohmann, Böhmen. S. 24.)

(1009.) Am Berge Sebin bei Jicin soll Feldherr Schwejda in einer Schlacht einmal seinen Stiefel verloren haben. Dieser Stiefel soll sich gegenwärtig im Innern des Berges befinden. Zur Zeit, wo der Berg grün werden wird, wird der Feldherr seinen Stiefel hier suchen, eine große Schaar von Reitern auf weißen Schimmeln wird erscheinen und ein großer Krieg losbrechen.

Ob der Stiefel des Feldherrn an den Schuh des Asen Widar erinnert, in welchem er im Götterkampfe gegen den Wolf auftritt? (Ebendas. S. 62.)

(1010.) Sieben christliche Jünglinge von Ephesus versteckten sich in der Verfolgung unter Decius in eine Höhle und wurden am 27. Juli darin eingemauert. Sie schliefen dort 180 oder 196 Jahre und kamen, als man im 5. Jahrhundert dort Steine brach und die Sonne hineinschien, hervor, staunend, als sie das Land voll Kreuze und Kirchen fanden und angestaunt ob ihrer alten Tracht. Als sie den Hergang inne wurden, schliefen sie wieder ein. Greg. Turon. de gloria martyrum I. 95. Im Jahre 1065 sollen sie sich im Schlafe umgewendet haben, was die bevorstehende Eroberung Englands durch die Normanen und Anderes angedeutet habe. (Menzel, christl. Symb. II. 324.)

(1011.) In Niedersachsen erzählt man, der wilde Ritter Tils habe so leidenschaftlich am Waidwerke gehangen, daß er sich am Christsonntage vermaß, heute müsse er ein Wild erlegen, und sollte seine Burg drüber untergehen. Abends krähte der Hahn,*) die Burg werde wirklich versinken, und sie versank mit Allem, was darin war. In der Tiefe des Sees sitzt der Ritter vor einem Steintische, alt und grau, der weiße Bart durch den Tisch gewachsen. (Grimm.)

(1012.) Auf der Alp Niederbauen bei Emmetten in Unterwalden sind die Höllenlöcher, zwei tief in den Berg hinabreichende und sich verlierende Schlünde. Ein Uebelthäter, zum Tode verurtheilt, sei einst unter Verheißung, ihm das Leben zu schenken, hineingeschickt worden. Er kam auf ein weites Feld, darauf ein Haus stand, und betrat dieses. An einem Tische saßen drei schlafende Männer, deren einer das Haupt erhob und den Eintretenden fragte, welche Zeit es jetzt sei. Dann zeigte er ihm eine große Anzahl am Boden liegender Soldaten in Unterwaldner Tracht und Farbe und sagte, sie warten hier bis zu einer bestimmten Frist, wo sie erwachen, beim rothen Thurm (Schwiz) sichtbar werden, den Feind angreifen und ihn drängen werden bis auf's Emmenfeld bei Luzern, von da bis gegen den Hauenstein und auf den St. Jakobsplatz. (Lütolf.)

Nach anderer Sage schlummern die drei Tellen im sogenannten Domini-Loche am Pilatus, oder im Unterwaldner Giswilerstocke oder unfern von Flüelen in Uri. An beiden letzteren Orten fanden Ziegenhirten dieselben. Die Frage nach der Zeit ist dieselbe, und darauf die Aeußerung: „Es ist noch viel zu früh!" worauf der Fragende wieder einschläft. (Ders.)

(1013.) Wenn man auf dem Fahrenberge steht, erblickt man einen Theil des Fichtelgebirges mit seinen Zwerglöchern, Hankerlgruben, seinem Razenstein und Dußberg, seiner Sibylle, die auf dem Schneeberge in einer Höhle

---

*) Siehe die Hähne der Edda, oben S. 130.

wohnte, seinem Fichtelsee, dessen Wasser nach Donau, Rhein und Elbe abfließt. Da haust im Berg ein König; er sitzt auf einem Stuhle vor einem steinernen Tische, um den sein Bart schon zweimal gewachsen ist; seine Füße ruhen auf einem Hunde, während ein zweiter vor der Thüre Wache hält. Dem Könige dient ein Knappe, sie trinken aus einem Fäßchen, jeder mit eigenem Humpen, und es wird nie leer. Auf dem Fäßchen sitzt ein Vogel, der fliegt um den Berg, so oft seines Herrn Bart um den Tisch gewachsen ist, und bringt diesem Nachricht, wie es draußen in der Welt steht. Mit ihm lebt im Berge ein großes Heer, das er oft in Waffen übt. Damit man den Lärm draußen nicht höre, entsteht jedesmal ein arges Donnerwetter. Geht der Bart dreimal (in anderen Sagen neunmal) um den Tisch, dann ist der Wein alle und bricht der König (in anderer Sage der deutsche Kaiser, der aus der Oberpfalz aufsteht, nach Anderen Kaiser Karl, oder Prinz Karl, ja König Salomo) auf mit seinen Schaaren aus dem Berge zum letzten Streite. (Schönwerth.)

(1014.) Nordöstlich vom Markte Launiowiz (etwa 4 Meilen vom Tabor) liegt der Berg Blanik. In ihm schlafen Helden, bis sie einst, wenn Böhmen große Gefahr droht, herauskommen. Nach einigen sind es die von den Taboriten Erschlagenen. Ihr Anführer heißt Meinhart. Am Johannistage öffnet sich der Berg, die Reiter reiten heraus, tränken ihre Rosse und üben sich in Waffen. Ein Hirt kam einst hinein und sah geharnischte Männer im Kreise auf steinernen Bänken schlafen. Sie erhoben sich und fragten, ob es Zeit sei zum Aufbruche. Meinhart antwortete: „Noch ist es nicht Zeit, daß wir Böhmens Feinde vertilgen!“ Da versanken sie Alle wieder in Schlaf und der Hirt fand beim Heraustreten, daß er ein ganzes Jahr lang fortgewesen sei. Oft hört man Lärm und Waffenklirren im Blanik. Aus dem Berge fließt eine Quelle, deren Farbe und Geruch der Mistjauche gleichen; das rühre von den der Reihe nach an der Felsenwand gesattelt stehenden Pferden. Nach Einigen schlafen die Ritter schon zu Pferde, ihr Kopf auf des Pferdes Halse ruhend. In Mitte der Halle, erhöht, schläft Meinhart. Auch ein Nagelschmied kam einst hinein und tauschte einen Sack voll Nägel gegen Auskehricht, welcher sich draußen als reines Gold wies. Ein Knecht, der ihnen den Platz reinigte, wo die Pferde stehen, erhielt den Mist, der ebenfalls Gold war. Ein Schmied, der eingeladen wurde, die Pferde zu beschlagen, stieß gegen die Warnung an den am Rosse sitzenden Ritter, der sogleich erwachte und fragte, ob es Zeit sei. Der wachende Ritter verneinte das und drohte dem Schmiede. Als Lohn bekam er die alten Hufeisen; sie waren Gold. Auch er war ein Jahr abwesend gewesen.

Schrecklicher Krieg wird ausbrechen und die Bewohner von den Feinden so zusammenschmelzen, daß alle Böhmen auf einem Fuhrmannswagen Raum finden. Dann, wenn der trockenliegende Teich beim Blanik mit Blut gefüllt sein wird und die dürren Bäume am Blanizflüßchen Blüthen treiben,

wird sich der Blanik öffnen und die heilige Schaar mit dem Herzoge Wenzel, der, auf einem Schimmel reitend, die Reichsfahne trägt, hervorkommen, die Feinde aus dem Lande treiben und zum ewigen Frieden heimkehren, wo die noch lebenden Böhmen ein neues Volk gründen, das herrliche Zeiten erleben soll.

Im mittlern Theile Böhmens schlafen die Ritter im Berge Rip (Georgsberge) im Prager Kreise. (Vernaleken, Mythen und Bräuche.)

(1015.) Artus, der entschwundene König, dessen Wiederkehr die Briten glauben; soll (wie er an der Spitze des nächtlichen Heeres zieht) in einem Berge mit seinen Genossen hausen. Felicia, Sibyllen Tochter und Juno die Göttin leben in seiner Gesellschaft; dem ganzen Heer gebricht es nicht an Speise und Trank, Rossen und Kleidern. (Grimm, D. M. 2. Aufl. S. 912.)

(1016.) In einem Gewölbe bei Kronburg in Dänemark sitzen um einen Steintisch gepanzerte Männer, niedergebogen, die Häupter auf den gekreuzten Armen ruhend. Als Holger Danske, der am Ende des Tisches saß, sein Haupt erhob, brach der Tisch zusammen, in den sein Bart gewachsen war, und er sagte: Wir kehren zurück, wenn nicht mehr Männer in Dänemark sein werden, als ihrer Raum auf einer Tonne haben. (Grimm, a. a. O. S. 913.)

Oft führt der Verwünschte gar keinen Namen. In der Höhle des Wollbergs fand der Schäfer vom Osterberg ein Männlein vor steinernem Tische sitzen, durch den sein Bart gewachsen war. Den Schäfer von Wernigerode geleitete ein greiser Mann zu den Schätzen der Berghöhle. (Grimm, a. a. O)

Im Burgkeller von Salurn und im schlesischen Zobtenberg fand man drei Männer am Tische sitzen, die als verwünschte Uebelthäter dargestellt werden. (Ebend.)

Im alten Bergschlosse Geroldseck sollen Sigfrid und andere Helden wohnen und dem deutschen Volke, wenn es in höchster Noth sein wird, daraus erscheinen. (Ebend. S. 906 und Sagen 21.)

(1017.) Bei der Nortorfer Kirche im Schleswig'schen wächst ein Hollunderbusch an der Mauer, von dem die Sage geht, daß wenn er so hoch wird, daß man ein Pferd unter ihm anbinden kann, ein allgemeiner Krieg entstände. Es wird da ein weißer König sein, der alle anderen Könige besiegt. Er wird sein Pferd an den Hollunder binden und das Blut auf dem Wahlplatz wird bis an die Knöchel reichen. Zur Zeit der napoleonischen Kriege war dieser Hollunder schon so hoch, daß er an das Kirchendach reichte, und man sah da in der Nacht wunderbare Erscheinungen in der Luft, namentlich zwei Heere. Da im Jahre 1813 wirklich die Feinde kamen und bei Nortorf ein Gefecht vorfiel, glaubte man, daß die Prophezeiung erfüllt werde, besonders da der König von Dänemark weißes Haar hatte. Als die Feinde von dem

Hollunder hörten, fällten sie ihn so, daß er nun lange zu wachsen hat, bis er seine frühere Höhe erreicht. Auch bei Schneefeld steht ein Hollunder, von dem eine ähnliche Sage geht. Ebenso steht an der Kirche bei Süderhastede ein Hollunder, zu dem man in der Nacht oft einen König auf einem Grauschimmel reiten sah. Dieser König war es, der den Ditmarschen ihre Freiheit nahm, und auf dem Ditmarscher Haideviert wird einst eine große Schlacht stattfinden. (Müllenhoff 378 ff.)

(1018.) Auf dem Kiffhäuser in Thüringen schläft Friedrich Rothbart*); er sitzt am runden Steintisch, den Kopf in der Hand haltend, nickend, mit den Augen zwinkernd; sein Bart wächst um den Tisch und hat schon zweimal dessen Windung umschlossen; wenn er das dritte Mal herumgewachsen sein wird, erfolgt des Königs Aufwachen. Bei seinem Hervorkommen wird er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon wird der Baum grünen**) und eine bessere Zeit werden. Doch Einige haben ihn auch wachend gesehen; einen Schäfer, der ein ihm wohlgefälliges Lied gepfiffen, fragte Friedrich: „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ und als der Schäfer bejahte, „so muß ich hundert Jahre länger schlafen.“***) Der Schäfer wurde in des Königs Rüstkammer geführt und bekam den Fuß eines Handfasses geschenkt, den der Goldschmied für echtes Gold erkannte. (Ebend. S. 906—908 und Sagen 23. 296).†) Eine Sage bei Nork (Myth. der Volkssagen S. 216) versetzte den Kaiser Otto††) an die Stelle Friedrichs in den Kiffhäuser und läßt ihn Nachts hervorkommen und mit seinen Rittern Kegel schieben.

---

*) Wohl nicht mit Unrecht leitet Grimm (a. a. O. S. 910. 912) den rothen Bart des Kaisers von Thor ab, von dem natürlich Dasselbe gesagt werden konnte, was von Odin.

**) Natürlich, vom Strahl der wiedererwachenden Sonne.

***) Das heißt, wenn die Zeit noch nicht da ist für den Wiederaufgang, wenn die Vögel der Nacht, die Raben, noch fliegen, so muß die Sonne noch länger harren.

†) „Die Kiffhäusersage“, Vortrag von Dr. Georg Voigt, Professor der Geschichte in Leipzig (Leipzig 1871), führt aus, daß nicht Friedrich I., sondern sein Enkel Friedrich II. zur Kiffhäusersage Veranlassung gegeben, daß aber die Sagen vom Fortleben und Wiedererscheinen eines Kaisers überhaupt keinen individuellen Ursprung haben, sondern in einer Idee begründet sind. Sucht und findet der Historiker dieselbe in der politisch-nationalen Idee der Einheit Deutschlands, welche sich in einem Kaiser als Retter aus der Noth verkörperte, so darf dagegen der Mytholog noch weiter zurückgehen und in der Natur suchen, was, verglichen mit dem ganzen großen Sagengebäude, so deutlich auf dieselbe hinweist.

††) Im Namen Otto liegt vielleicht eine Erinnerung an Odin.

(1019.) Nach Anderen sitzt Friedrich in einer Felsenhöhle bei Kaiserslautern oder zu Trifels bei Anweiler oder im Untersberg (auch Wundersberg) bei Salzburg (wo aber Einige Karl den Großen oder Karl V. hausen lassen) und das Wachsen des Bartes um den Tisch wird ebenso erzählt. Hat der Bart zum dritten Male die letzte Tischecke erreicht, so tritt das Weltende ein; auf dem Walserfeld erfolgt eine blutige Schlacht, der Antichrist erscheint, die Engelposaunen ertönen und der jüngste Tag ist angebrochen. Das Walserfeld hat einen dürren Baum (Birnbaum), der schon dreimal umgehauen wurde, seine Wurzel schlug immer aus, daß ein neuer vollkommener Baum daraus erwuchs. Wann er wieder beginnt zu grünen, dann naht die schreckliche Schlacht, und wann er Früchte trägt, wird sie anheben. Friedrich hängt dann seinen Schild an den Baum, Alles wird hinzulaufen und ein solches Blutbad sein, daß den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt; da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen. (Grimm, a. a. O. S. 908 und Sagen 24. 28.)

(1020.) Wenn vom Rothhorn und der Engifluh her in's Luzernergäu zu gewissen Zeiten ein dumpfes, Kanonenschüssen ähnliches Donnern (um Dietwil heißt's „Rothhornschießen", um Escholzmatt „Gurniglen") hinauskommt, sagen die Dietwiler: Prinz Karli (der aus den Neunziger-Jahren noch immer bekannte Gegner Napoleons, Erzherzog Karl) exerzire im Berge mit seiner Armee und werde, sobald der Antichrist erscheine, herauskommen und ihn schlagen. (Lütolf.)

(1021.) In Franken, in der Nähe von Ansbach, liegt der Landsberg. Er ist hohl und Kaiser Karl der Große ist mit seinem ganzen Heere in ihn eingezogen. Dort führt der Kaiser ein unterirdisches Leben. Alle sieben Tage öffnet sich der Berg. Wer dann eine wunderbare Schlüsselblume hat, kann frei hineingehen. Vor vielen Jahren ging ein junger Mensch in den Berg. Er traf daselbst ein unendliches Volk an und am Ende einer Tafel sah er den Kaiser Karl selbst in aller Herrlichkeit. Der Jüngling aber konnte den Anblick nicht ertragen, es wurde ihm angst, und als er draußen wieder aufathmete, war alle Spur der Oeffnung verschwunden. (Pröhle, deutsche Sagen S. 234.)

(1022.) Unweit dem Gudensberg in Niederhessen liegt der Odenberg. Dort wohnt nach dem Volksglauben in Hessen Kaiser Karl V. mit seinen berühmten (in Hessen so gefürchteten) Soldaten, und wie die Schwäbin ihrem Kinde mit der „eisernen Berchta", so droht die Hessin mit „dem Quinte" oder „Karle Quintes". Früher (Pertz I. 150. 348) hieß es, Karl der Große sei, siegreich nach Einigen, nach Zerstörung der Irminsul, fliehend nach Anderen aus Westfalen, „vom Morgen her", gezogen. Seine Krieger schmachteten vor Durst, der Kaiser saß auf schneeweißem Schimmel und dieser schlug mit seinem Huf einen Stein vom Felsen, aus dem sogleich der „Glisborn" sprudelte, so daß das ganze Heer sich satt trinken konnte. Das Volk hält die

Quelle noch heute hoch und aus den umliegenden Dörfern waschen die Weiber ihr Leinen hier. Der Stein mit dem Huftritt ist noch heute in die Gudensberger Kirchhofmauer eingesetzt zu sehen. Nachher schlug Karl am Fuße des Odenberg eine große Schlacht, deren Blutfurchen noch sichtbar sind. Abends that sich der Berg auf und nahm ihn und sein Heer in seine Wände. Hier ruht er noch und hat verheißen, alle sieben, oder alle hundert Jahre hervorzukommen. Ist die Zeit da, so vernimmt man Waffen durch die Lüfte rasseln, Pferdegewieher und Hufschlag; der Zug geht an den Glisborn, wo man die Rosse tränkt, vollbringt dann seine Runde und kehrt in den Berg zurück. Wer zufällig in den Berg gelangt, wird beschenkt. (Grimm.) Wenn Saxo diesen Zug vom Balder hat, so wird kein Zweifel sein, daß hier ein Berg mit altem Odinscult vorliegt.

(1023.) Drei Musikanten aus Sandersleben hatten zu einer Kindtaufe aufgespielt und gingen bei Nacht über den Kiffhäuser heim. Da sprachen sie zu einander: „Laßt uns hineingehen in den Thurm und dem Kaiser Otto Musik machen!“ Sie gingen also in den Berg und trafen den Kaiser Otto und sein Gesinde beim Bosseln oder Kegelschieben. Als sie gespielt hatten, erhielt der Eine zum Lohne einen Stein, der Andere einen halben Kegel und der Dritte eine halbe Bosselkugel. Die ersten Zwei warfen sogleich den Stein und den halben Kegel fort, der Dritte behielt seine halbe Bosselkugel. Als sie aus dem Berge kamen, verwunderten sie sich gar sehr, denn die Sonne schien hell am Himmel und sie vermeinten doch nicht, daß es schon Tag sein könne. Als sie nach Sandersleben heimkehrten, waren dort andere Menschen, als die sie gekannt hatten, und sie waren viele, viele Jahre fort gewesen. Die halbe Bosselkugel aber, die der eine Musikant aufgehoben hatte, war eitel Gold geworden.

Musikanten hatten am Sonntage in einem Dorfe am Kiffhäuser gespielt. Erst am Montag Morgen in der Frühe kehrten sie heim. Sie kamen am Kiffhäuser vorbei. Da sprach der Eine: „Wir wollen dem Kaiser Otto ein Ständchen machen!“ Die Anderen meinten, daß sie genug gearbeitet hätten, er aber ließ nicht nach. Sie bliesen also vier Stück, wie sich's gehört, und nun trat einer von des Kaisers Bedienung heraus und hatte für jeden Musikanten einen Knochen in der Hand. Er gab Jedem den seinen, machte seine Verbeugung und die Musikanten gingen ihres Weges. Sie wunderten sich, was sie mit den Knochen sollten, und warfen sie fort. Nur der Eine, der sie veranlaßt hatte, dem Kaiser das Ständchen zu bringen, nahm seinen Knochen mit nach Hause, wo er ihn unter die Treppe warf. Des Nachmittags gingen die Musikanten spazieren, als aber dieser mit einem andern nach Hause kam, glänzte etwas unter der Treppe: der Knochen war zum allerfeinsten Golde geworden. Er schenkte, nachdem das Gold verkauft war, den vierten Theil Dem, der dabei gewesen war, als er nach Hause kam. Seinen eigenen Knochen konnte keiner der Musikanten wieder finden. (Pröhle, deutsche Sagen S. 255.)

(1024.) Ein Schäfer blies vor dem Kiffhäuser die Clarinette. Den fragte der Kaiser Friedrich, ob die Raben noch um den Berg fliegen, und rechnete, wie viel hundert Jahre er noch sitzen müsse. Zwei andere Schäfer beschlossen einmal, Utchen (der Prinzessin des Kaisers) einen Besuch zu machen. Sie gingen also auf den Kiffhäuser, da kam Utchen und brachte sie in einen Gang, in dem stand ein Faß mit alten Hufeisen. Sie gingen daran vorbei immer in dem Gange hin und kamen in des Kaisers Marstall. Da sahen sie des Kaisers Leibroß und andere Pferde an. Danach führte Utchen sie zum Kaiser selber. Da sahen sie auch des Kaisers Leibknappen und den Vogel, der im Ringe schwebte und ihm ansagte, daß Besuch da sei. Nachdem sie sich eine Zeit lang an dem Anblicke all der Herrlichkeit erfreut hatten, traten sie den Rückweg an. Utchen ermahnte sie aber, daß sie ja nichts mitnehmen oder auch nur anrühren sollten auf dem Heimgange. Dahingegen reichte sie ihnen ein grünes Sträußchen, das steckte der Eine an seinen Hut, wie Schäfer thun, der Andere warf es fort. Als sie wieder an das Faß mit alten Hufeisen kamen, nahm dieser ein halbes Hufeisen, steckte es zu sich und ging zuletzt aus der Thür. Die Thür aber schlug ihm den Hacken vom Fuße ab. Der andere Schäfer mußte ihn aufhucken und wegen des geringen Diebstahls als einen Krüppel zu seiner Heerde bringen. Er selbst aber, weil er seine Begierde gezähmt hatte, fand das grüne Sträußchen von der Prinzessin in Gold verwandelt und konnte es für tausend Thaler verkaufen. (Ebendas. S. 266.)

(1025.) In Holstein (sagt die holsteinische Sage) steht eine Esche, die jede Neujahrsnacht ein weißer Reiter auf weißem Rosse abschneidet, was ein schwarzer auf schwarzem Rosse jedesmal hindern will; er wird aber immer verdrängt. Einst jedoch wird der Schwarze Meister, die Esche wächst auf, und ist sie so groß, daß ein Pferd darunter angebunden werden kann, so wird der König mit großen Schaaren kommen und eine entsetzlich lange Schlacht anheben, wodurch er mächtiger werden wird als je. (Grimm.)

(1026.) Unweit Salzburg ist der Paß „am hangenden Stein“. Der Angestellte dabei wurde zur Zeit des Franzosenkrieges tief Nachts aus dem Schlafe geweckt und sah ein Zwergmännchen am Fenster stehen, welches ihn bat, die Gitter zu öffnen. Hinter ihm erblickte er eine unübersehbare Menge ähnlicher Gestalten. Als er geöffnet, begann der Durchmarsch; voran Junge wohl in einer Fronte von zehn, dann Männer, alle nach alter Art gekleidet und bewaffnet; dann Greise, der Kleidung nach Richter oder Räthe, worauf der Zug wie er begonnen sich schloß. Das bedeute Krieg, hieß es, als man es erfuhr, wie immer, wenn die „Untersbergsmandeln“ sich in Waffen zeigen. (Vernaleken.)

(1027.) In der Königskeul auf der Bergkron (weil nach der Sage dort ein König sei gekrönt worden), nahe bei Trittenheim, ist ein deutscher König mit seinem Heere versunken. Dort sitzt er an einem Tische aus rothem

Sandsteine und schläft. Ist sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen, dann steht er mit dem Heere wieder auf, kommt bei Neumagen am Zweibäckerhofe wieder heraus und schlägt die Türken. Ist das geschehen, so kommt der Antichrist und die Welt geht unter. (Moselsagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I. Bd. S. 189.)

(1028.) Der Antichrist wird nach Einigen von einem alten Weibe geboren, nach Anderen entsteht aus einem Ei, das ein 7jähriger Hahn in einen Moorgrund legt, ein Lindwurm oder Drache. Dieser hält sich erst in Klüften und Kellern auf, kommt dann wüthend unter einer Haselstaude hervor, verwüstet Dörfer und Städte und vergiftet Thiere und Menschen. Endlich betet ihn ein Mädchen an, um Schonung zu erlangen. Da verwandelt er sich in einen bildschönen Jüngling, dem kein Mädchen widerstehen kann und den alle Männer fürchten, weshalb sie sich zu ihm gesellen. Mit großem, sich immerfort mehrendem Anhange zieht er von Land zu Lande und fordert endlich, sie sollen Gott abschwören. Wer es thut, wird sein Genosse, wer es weigert, wird gemartert, bis Elias mit unabsehbaren Engelschaaren kommt und den Ueberwundenen in's Meer wirft. (Vernaleken.)

(1029.) Der Antichrist wird von einer Schlange erzeugt. In jener Nacht fällt Feuer vom Himmel und unter Donner und Blitz wird er geboren. Von Gestalt ist er klein, mit rothen Haaren und schwarzen Augen, ein Mal auf der Stirne. Er gewinnt die Leute mit Gold und Ehrenstellen, da ihm alle Schätze der Erde offen stehen. Mit 30 Jahren fängt er an zu herrschen. Seinen Anhängern setzt er sein Mal auf die Stirne. Dann holt er den Elias aus dem Paradiese, wo er schläft unter einem Baum oder in einer Höhle bis zum Ende der Tage. Auch er hat rothe Haare. Er kommt auf einer dunkeln Wolke, unter Donner und Blitz, nackt, um die Hüften ein blutrothes Tuch, denn überall walten Galgen und Rad und des Teufels Mutter kommt auf einem zottigen schwarzen Geisbocke und holt die Verdammten ab. Mit Elias kommt Henoch. Elias sammelt die Katholischen unter einem Birnbaume. Es sind noch sieben oder neun. Der Antichrist läßt Elias und Henoch erschlagen und ihre Leichen drei Tage und Nächte grablos liegen, bis eine Stimme vom Himmel sie weckt und sie hinauf fahren. Er selbst steigt nun vor den Augen der Seinen gen Himmel, wo ihn jedoch aus einer Wolke der Erzengel Michael mit dem Blitze herunterwirft, so daß er in tausend Stücke fällt. Wo ein solches Stück die Erde berührt, brennt die Erde und geht unter. (Schönwerth.)

Vergl. Grimms Sagen 143 (die Männer im Zobtenberg) und 169 (der Rodensteiner) und Nork a. a. O. S. 213—225.

Anhang.

Die Heidenfeuer (Funken) unserer Voreltern.

Vom

Sammler der Sagen.

Die Feuer, die man noch hier und da in verschiedenen Gegenden zu gewissen Zeiten auf Anhöhen anzündet, brannten früher zur Ehre der Gottheit der Sonne.

Im alten Norden begann am 21. Februar der Hlyde- oder Reda-Monat, der Lenzanfang und war am 22. die Stuhlfeier Petri, der mit seinem Schlüssel, einer der s. g. „Wetterherren", den Himmel (den Frühling), eröffnet und wenn es donnert, „Unsere liebe Frau im Wagen spazieren führt". Dann am 24. St. Matthias, der nach der Sage seinen Vater erschlug, d. h. den Winter zerstört („St. Mathis bricht ds Is"). Der Sonntag um diese Zeit ist die „alte Fastnacht", der „Funkensonntag", la dimanche brandonner, dominica brandonum, auch durch Kämpfe, Buhurte gefeiert, la dimanche behordi, dies bohordicus. In Frankreich und Deutschland zündete man dem nahenden Frühlinge Freudenfeuer an, noch heute in der Ostschweiz und in rätischen Gegenden (am Wangserberge) die „Fastnachtsfeuer" Nachts auf weitschauenden Höhen, wo glühende Scheiben, oft unter Spottversen, in's Thal geschleudert werden. In Wil und Umgegend flammen am s. g. Funken- oder „Küechli (ersten Fasten-) Sonntag" noch heute auf allen Anhöhen zahlreiche Feuer und seit mehr als zweihundert Jahren war in den Rathsbüchern dort eine ständige Ausgabe von einigen Schillingen an die Schuljugend verzeichnet, um „am Gregoriustage (12. März) in der Thurau den üblichen Funken anzuzünden". (Sailer, Chronik von Wil, I. Abth. 1864, S. 16.) Auch im Aargau an der s. g. „Burefassnacht". Im Luzernischen geschah am Fastnachtsonntag dasselbe auf einem Hügel mit möglichst weiter Fernsicht, während die Jugend, Viele vermummt, mit Schallwerkzeugen, Schellen und Geißeln herumsprang, dann feurige Scheiter ergriff und damit Räder schwang. In Mitte des Feuers, auf einem Pfahl oder

einer Tanne war eine stroherne Hexe (der Winter), die dabei verbrannte. Im Hinterlande wickelte man Stroh und Gedörn um alte Räder, zündete es an und ließ das Rad bergab rollen. Sowie die Flamme es erlaubte, sprang man über das Feuer. Ein Alter erzählte, das sei nicht immer blos Scherz gewesen; es kamen auch die Alten dazu und die Nachbarn söhnten sich dabei aus. In Unterwalden trieb man beim ersten Viehauslassen noch vor Kurzem das Vieh durch Feuer.

Im Kanton Freiburg hießen diese Feuer Brandons oder Zafeurus und trafen eine Tanne, mit Stroh umwunden und angezündet durch eine Ledige oder den Jüngstvermälten. Dann folgte der Rundtanz um das Feuer, wobei die Bursche Fackeln und brennende Scheiter in der Luft schwangen. Das Ende war ein Trunk. In Franken zog man einen Pflug, darauf ein Feuer, bis es zusammenbrannte, oder trug ein Rad mit Stroh auf einen Berg, wo es am Abend angezündet und in's Thal gerollt wurde. Schmeller erwähnt auch das „Scheibentreiben". Die Reformation suchte die Heidensitte auszurotten. Im März 1536 erklärte der Prediger in Guggisberg Alle für Ketzer, die an solchem theilnehmen. Im Kanton Freiburg wurde der Brauch zu Anfang des laufenden Jahrhunderts unterdrückt.

Nachdem am 21. März, im Widderzeichen, der junge Sonnengott Freyr den Riesen Beli mit einem Hirschgeweih (das der Hirsch um diese Zeit ablegt) erschlagen, begann am 23. (wo auch Attis, der Kybele Liebling, starb) der Ostarmond, und brannte man in Niedersachsen, Westfalen, Niederhessen solche Feuer an. Kirchlich blieben sie als Osterfeuer, die in allen Städten, Flecken und Dörfern am Abend des ersten, zuweilen des dritten Ostertages auf Bergen und Hügeln aus Stroh, Rasen und Holz unter Zulauf und Frohlocken des Volkes alljährlich angezündet wurden, an der Weser durch ein auf einer strohumwundenen Tanne befestigtes Theerfaß. Wer mochte, tanzte singend um die Flamme, schwenkte die Hüte, warf Tücher hinein. Später zog man mit weißen Stäben auf die Höhe, stimmte Osterlieder an und schlug beim Halleluja die Stäbe zusammen. Das galt früher der Göttin Ostara. Noch brennt man bei katholischen Kirchen das „Osterfeuer" an, dessen Kohlen und Brände Gläubige aufbewahren, und in der Kirche brennt die armsdicke Osterkerze. In

der Gegend von Freising, Erding und Abensberg verbrannte man am Ostersonntag Abends zwischen 9 und 10 Uhr, nach der Feier der Auferstehung, auf einer Anhöhe den aus Stroh verfertigten „Ostermann", wobei die jungen Bursche, nachdem sie um ihn herum einen Kreis von 2=—300 Fuß mit Stäben gebildet und sich um denselben aufgestellt, einer im Kreise, nahe dem Ostermann, eine geweihte, in der Kirche angezündete Wachskerze in der Hand, auf ein Zeichen dreimal herum und dann rechts in den Kreis liefen, wo der Erste, der die Kerze erhaschte, den Ostermann anbrannte. Am Ostermontage sammelte man die Asche und streute sie auf die Felder, die man zugleich mit Palmzweigen besteckte, um sie gegen Schauer zu schützen. (Panzer.)

Im Ultenthale in Tirol ist es Sitte, gegen das Frühjahr hin, wenn die Saat aufgeht, auf steil („anlag") abfallenden Aeckern Reiser und Strohbüschel anzuzünden und sie dann brennend hinablaufen zu lassen. Das heißen sie „den Frühling wecken". (Alpenburg.)

Am 23. März war „Marien Verkündigung", da und dort Jahresanfang, in Bern trotz der Reformation noch heute gefeiert. In Tirol singt man:

Maria Verkündigung,
Die Schwalben kommen wiederum!

Im alten Rom war am Palilienfeste dasselbe Springen über die Flamme und das Treiben des Viehes durch dieselbe. Am Auffahrtstage wird von allen umliegenden Ortschaften die Spitze des Hörnliberges zahlreich bestiegen, Feuer angezündet, Lieder gesungen und von blumengeschmückten Mädchen im Freien Tänze aufgeführt. In Wil (wie in vielen Kirchen) stieg unter Priestergesängen ein Heilandsbild von seinem rings mit Blumen verzierten Gerüste vor den Augen des Volkes in den Himmel, d. h. in eine runde Oeffnung in der Kirchendecke. Kaum schloß sich die Oeffnung wieder, so stürzte die Jugend (und Aeltere) gierig auf das Gerüste, von welchem, wer immer konnte, einen Strauß erhaschte, um ihn heim zu nehmen, weil er Haus und Feld des Besitzers vor Blitz und Hagelschlag schirmte. (Sailer, Chronik von Wil.)

Am 23. April, nachdem am 22. der „Wunne- und Maimonat“ angefangen, feierten unsere Ahnen den starken Sonnengott Erk oder Herk, von dem der Dienstag (Tag des Ziu, daher schweizerisch Zistig, englisch Tuesday, d. h. Tiutos, Teuts Tag), den Namen hat, mit dem Diminutiv Herkules. Dieser Drachentödter war so in Sage und Leben des Volkes verwachsen, daß man aus ihm einen Heiligen St. Jörg oder Georg bildete, den man in's 3. oder 4. Jahrhundert versetzte und der den Drachen erlegt und die Jungfrau, des Kaisers Tochter, befreit habe. Im würtembergischen Neidlingerthale zeigt man den Berg, wo der Held wohnte, er heißt noch Erkenberg. An den meisten (unzähligen) Orten, von Unterwalden bis Dänemark, heißt er bald Sigfrid (vom fränkischen Gleichnamigen im 5. und 7. Jahrhundert), bald einer von Winkelried, von Wurmlingen ꝛc. ꝛc.

Im schottischen Hochland entzündete man das „Nothfeuer“, um gewisse durch Zauber bewirkte Viehpresten zu vertreiben (need fire), und gälisch und irisch heißt der Erste im Mai là-beal-tein, Tag des Bealfeuers und das Feuer tin-egin, d. h. forced fire, Nothfeuer.

Wie Thors Hammer bei den Riesen wieder gewonnen wurde, feierte die Kirche am 3. Mai die Auffindung des hl. Kreuzes (Crucis inventio).

Am 21. im Juni feierte der Norden „Sumars Solhvörf“, die Sonnenwende, wo die Sonne wieder abwärts kehrt und Odins junger Sohn Balder stirbt.

Der „10.000 Ritter-Tag“ (22. Juni), Anfang unseres heidnischen Heumondes (Tag nach des Balder Tode und des Osiris Geburt), galt in manchen Gegenden als ein verworfener. Im Werdenbergischen, berichtet Lehrer Nikl. Senn, „wenn man an diesem Tage einen Baum mit einer Axt anklopft, so stirbt er rasch ab“, und aus dem Toggenburg lautet es: „Heu am 10.000 Rittertage gerüstet und eingesammelt, wird von den Pferden nicht gefressen“ (Lehrer J. H. Ammann), oder: „an diesem Tage darf kein Heu gedörrt, kein Land gedüngt werden“ (Lehrer Inhelder); aber auch wieder: „wenn man am Tage der 10.000 Ritter jäte oder Gesträuch und Gestrüpp ausreute, so komme an solchen Stellen weder Dorn noch Unkraut mehr zum Vorschein (J. H. Schweizer, Gemeinderathsschreiber in Mogelsberg).

Am 23. war die „Mittsommersnacht“ (midsummernight), wo in Dänemark Baldern festliche Feuer angezündet wurden. Auch hier hieß das Feuer Nod- oder Nedfür, indem man einen Pfahl eingrub, ein Seil darum band und so lange rieb, bis es brannte (— ein Aufrechthalten der ältesten, religiösen Feuerentzündung!). Das half auch gegen Viehseuchen. Dann durfte in keinem Hause Feuer brennen und jedes hatte Stroh und Buschholz zu liefern. Man bohrte auch ein Loch in einen in den Boden geschlagenen Eichenpfahl, steckte in selbes eine hölzerne Winde, mit Wagenpech und Theer wohlbeschmiert, und drehte, bis Feuer kam, das dann mit dem gesammelten Brennstoffe gemehrt und erhalten wurde. Krankes Vieh jagte man zwei- bis dreimal durch die Flammen und jeder Hausvater nahm einen Brand mit sich heim. Christlich heißen sie, wegen des St. Johannes- (des Vorläufers) Abendes, St. Johannesfeuer; in Frankreich sagt in einer Predigt der hl. Eligius (St. Loi), der 659 starb: „Niemand soll an St. Johannes oder irgend anderer Heiligen Festtagen Sonnestillstands-Gebräuche (solstitia) oder Tänze, Chöre oder teuflische Gesänge aufführen.“ (D'Acheri spicileg. V. p. 215. Parisii 1661.) In Paris, Metz u. a. großen Städten wurde der Scheiterhaufen noch im 15., 16. und 17. Jahrhundert vor dem Rathhause errichtet, mit Laub und Blumen geschmückt und vom Maire angezündet. In Aix, Marseille u. a. O. ist dies geblieben, werden alle Häuser mit Blumen verziert, und es ist die Frage, ob der sogenannte Frohnleichnamstag, gefeiert mit Grünbestreuen aller Straßen und Aufstellen junger Buchen, nicht daher rühre. Im Departement der oberen Pyrenäen wird die am 1. Mai in jeder Gemeinde ausgesuchte und entästete höchste und schönste Fichte, in der Ebene eine Pappel, auf den 23. Juni aufbewahrt und angezündet. So bei den Basken. In England dauerten die Feuer bis Mitternacht, oft bis zum Hahnenschrei, die Jugend darum tanzend mit motherwort (Beifuß?) und vervaine (Eisenkraut) und Veilchen. In Italien (Orvieto) nahm die Obrigkeit 1491 dieselben vom Verbote anderer Feuer aus; ja in Griechenland entzünden Abends vor Johannes die Weiber ein Feuer und springen zur Sündensühne darüber. In Serbien sagt man, dies Fest sei so heilig, daß die Sonne um jene Zeit vor Ehrfurcht drei-

mal „stillstehe“, wie sie zur österlichen Feier dreimal „aufspringe“. In Frankreich heißt es aber: „Le 24 juin, jour de S. Jean, quelques personnes vont sur une montagne élevée, et y attendent le lever du soleil, pour le voir danser.“

Zu Konz in Lothringen lieferte jedes Haus ein Bund Stroh, das man auf dem Stromberge vor dem Volk am Johannesabende um ein bereit gehaltenes mächtiges Rad wand, bis man vom Holze nichts mehr sah. Dann wurde dasselbe mittels einer durchgesteckten Stange auf ein Zeichen des Maire (der dafür nach alter Sitte einen Korb Kirschen erhielt) nach Anzündung mittels einer Fackel durch junge Leute in Bewegung gesetzt und unter Schwingen von Strohfackeln bergab in die Mosel getrieben. Gelangte es brennend in dieselbe, so verhieß dies gesegnete Weinerte. Die Frauen und Mädchen, an denen das Rad vorüber rollte, grüßten es mit Freudengeschrei. Die Konzer konnten dafür von den umliegenden Weinbergen ein Fuder weißen Weines erheben. Die benachbarten Dörfer wohnten meist bei. Ein ähnliches Rad ließen die Trierer Schlächter alljährlich vom Gipfel des Paulsberges in die Mosel hinab.

Aus Wilwisheim, einem kleinen Elsaßerdorfe an den Ufern der Zorn, berichtet man: Der Johannistag war ein großer Festtag. Die jungen Mädchen reihten sich im Halbkreise; sie trugen einen Rosen- und Rosmarinstrauch, der mit bunten Bändern gebunden und mit Gold- und Silberflitter herausgeputzt war. Die jungen Bursche steckten ebenfalls Blumensträuße in's Knopfloch und jeder hatte einen Ring, eine Medaille oder ein kleines Kreuz in der Tasche; von all diesen Juwelen hatte keines einen Gulden gekostet. Kinder trugen armvoll Reisig herbei und steckten dies vor dem Halbkreise der jungen Mädchen in Brand. Dann sangen Letztere ein altes Klagelied; die Burschen näherten sich ihnen, man tauschte Strauß und Juwelen, theilte sich in Paare und sprang über die flammende Lohe. Ließen sie sich im Sprunge nicht los, so deutete das auf Hochzeit, das Gegentheil auf einen Todesfall, und je nachdem der Sprung gelang, schloß man auf kürzere oder längere Lebensdauer.

Abends versammelten sich Burschen und Mädchen im Dorfe zum Tanze, zu dem sie sich durch das Johannisfeuerspringen gewisser-

maßen bereits engagirt hatten. (Ueber Land und Meer. XII. Band 1864. S. 675.)

Zu Freiburg im Breisgau bettelten Stadtknaben von Haus zu Haus Holz am St. Johannes-Abend und sangen:

Gen-is au e Schitli Holz
zum Sant Johannes-Fürli!
Glück in's Hus,
Unglück drus!
St. Thoma, St. Thoma,
das Schitli wird bald komma.
St. Vit, St. Vit,
das Schitli isch nit wit.
St. Bartli, St. Bartli,
das Schitli wär gar artli.
St. Ebrecht, St. Ebrecht,
das Schitli wär gar ebarecht.

(Wenn das Holz nicht bald kam, lauter:

Gen-is doch e Schitli Holz
zum Sant Johannes-Fürli,
oder ier kummen in finstera Wald.)

Hatten sie Holz, so entbrannten auf dem offenen Karlsplatze, zwischen Stadt und Schloßberg unzählige Feuer, zu denen die Bürgerschaft hinauszog, durch die man sprang und Kinder hindurch hob.

Im Appenzellerlande blieb als Kinderspiel die Sitte, ein Seil auf einem Holze zu reiben, bis es Feuer fängt, was man nennt „den Tüfel hälen", d. h. entmannen. (Zellw. App. Gesch. I. 63.)

Eine vor mehr als hundert Jahren verfaßte Beschreibung (De Khautz, Wien 1759) der deutschen Sitte stimmt damit überein. Eine Predigt auf den Johannestag vom 16. Jahrhundert sagt, einer habe in Meißen oder Thüringen einen Pferdekopf in die Flamme geworfen, um dadurch die Hexen zu zwingen, sich vom Feuer zu holen. Man setzte Kränze auf aus Beifuß und Eisenkraut und trug den blauen Rittersporn in der Hand, was man (und damit Unglück) beim Heimgehen in's Feuer warf. Im Jahre 1401 „tanzten an der Sunbent (Sonnenwend-) nacht Herzog Stefan (von Baiern-Ingolstadt) und

sein Gemachel und das Frawel auf dem Markt mit den Burgerinnen bei dem Sunbentfewr". (Sutners Berichtigungen S. 107.) Noch 1489 zündete man dasselbe in Frankfurt auf dem Markte an, oben auf dem Scheiterhaufen bunte Fahnen, auch die kaiserliche, darum herum grüne Zweige. So brannte im Jahre 1497 zu Augsburg vor Maxens Augen die schöne Susanna Neithard das Sonnenwendfeuer mit einer Fackel an und tanzte dann an Philipps Hand darum herum. Im Jahre 1653 am 20. Juni verordnete der Rath in Nürnberg: „Demnach bisharo die Erfahrung bezeugt, daß alter heidnischer böser Gewohnhait nach jährlichen an dem Johannistag auf dem Land, sowohl in Städten als Dörfern von jungen Leuten Geld und Holz gesammelt und darauf das sogenannte Sonnenwendtfeuer angezündet, dabei gezecht und getrunken, um solch Feuer gedanzet, darüber gesprungen, mit Anzündung gewisser Kräuter und Blumen und Steckung der Bränd aus solchem Feuer in die Felder und sonsten allerhand abergläubische Werk getrieben worden —" wird es verboten. (Neuer lit. Anz. 1807, S. 318.)

In Böhmen glaubt man, der Täufer Johannes habe sich einst vor seinen Feinden flüchten müssen und hervorbrechende Flammen haben ihn ihren Blicken entzogen. In der Umgegend von Deutsch-Brody, Mährisch-Trübau wird unter Andern ein Faß, mit Pech oder Theer bestrichen, angezündet und den Berg hinunter gerollt. In ganz Böhmen und Mähren werden die lodernden Brände im Kreise umgeschwungen und die Reste auf die Felder gebracht.

In Nieder-Oesterreich errichtet man das Feuer gewöhnlich auf dem Felde vor einem Kreuze, wirft unter Sprüchen Blumen hinein, singt und tanzt darum, ißt, trinkt und treibt Kurzweil. Abends brennen Feuer auf allen Höhen, die man mit in Pech getauchten brennenden Besen umtanzt. Oft rollt man auch da ein mit Pech bestrichenes Wagenrad brennend die Halden hinab. Allgemein wird geglaubt, wer dreimal über ein solches Feuer springe, bekomme jenes Jahr kein Fieber. In Deutsch-Böhmen ist noch Erinnerung an den slawischen Gott Perun dabei und in Rußland fliegen am 24. die Hexen (wie in Deutschland in der Walpurgisnacht am 30. April) auf Ofengabeln nach dem „rothen Berge" zum Sabbath. Auch hier zündet man, und mit den-

selben Bräuchen, die Feuer an und nennt sie in Kiew dem Früchtegotte Kupalo geweiht. Heißt ja die griechische Heilige des Vortages Kupalniza.

Im Krakauischen, namentlich gegen die Karpathen hin, macht man am Vorabende große Feuer auf Feld oder Höhen, genannt Samstagsfeuer, und die Nacht heißt auch hier „Kupalische“. Die Jugend mehrerer benachbarter Dörfer zieht mit Musik zum Platze, wo ein Haufen Reisig errichtet und alles mittels Feuers aus Reiben zweier Holzstangen angezündet wird. Dann umtanzt und überspringt man das Feuer und schleudert brennende Pechkränze in die Luft. Andere laufen mit brennenden Besen in die Wette; auch treibt man das Vieh um die Flamme, um es gegen Seuchen zu sichern.

In den Berneralpen brannten am 25. Juli (St. Jakob), wo der heidnische Ernte- oder Augstmond anfing, weithin große Feuer, die man irrig an die zweite Vilmergerschlacht (1712) anknüpfen wollte. Die Sennen nahmen diese St. Jakobsfeuer aber nie politisch; es waren um die Mitte der Alpzeit Zeichen, mittelst deren die während vieler Wochen isolirt Lebenden sich gegenseitig von Alp zu Alp, wie den Ihrigen im Thale, Grüße zusandten und zum Besuche einluden, was am St. Jakobssonntage meist geschah. Man brachte Wein, Fleisch und Gebackenes mit auf den Berg, Dinge, die der Aelpler während des ganzen Sommers entbehrt, und dieser bewirthete seine Gäste mit seinen Leckereien: Nidle, frischer Butter, Milch und Ziger oder köstlichem Vorbruch, Fusterli und Käsbuldere. Da wird auf den grünen Hüttenlägern geschwungen, getanzt, gesungen und gejohlt. Das heißt „Bergdorfet“ und der Alpbewohner denkt so wenig als der Ostschweizer bei den Fastnacht- und St. Johannesfeuern, daß sie einst den himmlischen Wesen gegolten hatten, in deren Schutze ihre Voreltern und deren Heerden lagen. In neuester Zeit wurden die Feuer politisch auf den 31. Juli verlegt und feierten die Annahme der liberalen Verfassung.

Auf der katholischen Rigi (Scheideck) war diesen Tag Bittfest für Gesundheit der Heerden. (Lütolf S. 123.) St. Jakob war auch Erntepatron.

Es muß Jeden aus uns nicht wenig interessiren, zu beobachten, wie unsere Voreltern, denen die Idee eines außer dem Weltalle

sein Gemachel und das Frawel auf dem Markt mit den Burgerinnen bei dem Sunbentfewr". (Sutners Berichtigungen S. 107.) Noch 1489 zündete man dasselbe in Frankfurt auf dem Markte an, oben auf dem Scheiterhaufen bunte Fahnen, auch die kaiserliche, darum herum grüne Zweige. So brannte im Jahre 1497 zu Augsburg vor Maxens Augen die schöne Susanna Neithard das Sonnenwendfeuer mit einer Fackel an und tanzte dann an Philipps Hand darum herum. Im Jahre 1653 am 20. Juni verordnete der Rath in Nürnberg: „Demnach bisharo die Erfahrung bezeugt, daß alter heidnischer böser Gewohnhait nach jährlichen an dem Johannistag auf dem Land, sowohl in Städten als Dörfern von jungen Leuten Geld und Holz gesammelt und darauf das sogenannte Sonnenwendtfeuer angezündet, dabei gezecht und getrunken, um solch Feuer gedanzet, darüber gesprungen, mit Anzündung gewisser Kräuter und Blumen und Steckung der Bränd aus solchem Feuer in die Felder und sonsten allerhand abergläubische Werk getrieben worden —" wird es verboten. (Neuer lit. Anz. 1807, S. 318.)

In Böhmen glaubt man, der Täufer Johannes habe sich einst vor seinen Feinden flüchten müssen und hervorbrechende Flammen haben ihn ihren Blicken entzogen. In der Umgegend von Deutsch-Brody, Mährisch-Trübau wird unter Andern ein Faß, mit Pech oder Theer bestrichen, angezündet und den Berg hinunter gerollt. In ganz Böhmen und Mähren werden die lodernden Brände im Kreise umgeschwungen und die Reste auf die Felder gebracht.

In Nieder-Oesterreich errichtet man das Feuer gewöhnlich auf dem Felde vor einem Kreuze, wirft unter Sprüchen Blumen hinein, singt und tanzt darum, ißt, trinkt und treibt Kurzweil. Abends brennen Feuer auf allen Höhen, die man mit in Pech getauchten brennenden Besen umtanzt. Oft rollt man auch da ein mit Pech bestrichenes Wagenrad brennend die Halden hinab. Allgemein wird geglaubt, wer dreimal über ein solches Feuer springe, bekomme jenes Jahr kein Fieber. In Deutsch-Böhmen ist noch Erinnerung an den slawischen Gott Perun dabei und in Rußland fliegen am 24. die Hexen (wie in Deutschland in der Walpurgisnacht am 30. April) auf Ofengabeln nach dem „rothen Berge" zum Sabbath. Auch hier zündet man, und mit den-

selben Bräuchen, die Feuer an und nennt sie in Kiew dem Früchtegotte Kupalo geweiht. Heißt ja die griechische Heilige des Vortages Kupalniza.

Im Krakauischen, namentlich gegen die Karpathen hin, macht man am Vorabende große Feuer auf Feld oder Höhen, genannt Samstagsfeuer, und die Nacht heißt auch hier „Kupalische“. Die Jugend mehrerer benachbarter Dörfer zieht mit Musik zum Platze, wo ein Haufen Reisig errichtet und alles mittels Feuers aus Reiben zweier Holzstangen angezündet wird. Dann umtanzt und überspringt man das Feuer und schleudert brennende Pechkränze in die Luft. Andere laufen mit brennenden Besen in die Wette; auch treibt man das Vieh um die Flamme, um es gegen Seuchen zu sichern.

In den Berneralpen brannten am 25. Juli (St. Jakob), wo der heidnische Ernte- oder Augstmond anfing, weithin große Feuer, die man irrig an die zweite Vilmergerschlacht (1712) anknüpfen wollte. Die Sennen nahmen diese St. Jakobsfeuer aber nie politisch; es waren um die Mitte der Alpzeit Zeichen, mittelst deren die während vieler Wochen isolirt Lebenden sich gegenseitig von Alp zu Alp, wie den Ihrigen im Thale, Grüße zusandten und zum Besuche einluden, was am St. Jakobssonntage meist geschah. Man brachte Wein, Fleisch und Gebackenes mit auf den Berg, Dinge, die der Aelpler während des ganzen Sommers entbehrt, und dieser bewirthete seine Gäste mit seinen Leckereien: Nidle, frischer Butter, Milch und Ziger oder köstlichem Vorbruch, Fusterli und Käsbuldere. Da wird auf den grünen Hüttenlägern geschwungen, getanzt, gesungen und gejohlt. Das heißt „Bergdorfet“ und der Alpbewohner denkt so wenig als der Ostschweizer bei den Fastnacht- und St. Johannesfeuern, daß sie einst den himmlischen Wesen gegolten hatten, in deren Schutze ihre Voreltern und deren Heerden lagen. In neuester Zeit wurden die Feuer politisch auf den 31. Juli verlegt und feierten die Annahme der liberalen Verfassung.

Auf der katholischen Rigi (Scheideck) war diesen Tag Bittfest für Gesundheit der Heerden. (Lütolf S. 123.) St. Jakob war auch Erntepatron.

Es muß Jeden aus uns nicht wenig interessiren, zu beobachten, wie unsere Voreltern, denen die Idee eines außer dem Weltalle

existirenden Gottes fremd war, ihn in der Natur suchten, in deren wunderbarem Leben, Weben und Wandeln zu finden glaubten und ihn jahraus jahrein feierten, je wie er sich im Wandel der Jahreszeiten ihnen zu offenbaren schien. Sicher war es ein mit ihrem Leben und ihren Sitten enge verwobener Cult, wenn sowohl das Erscheinen des jungen Sonnengottes, wie dessen frühes Sterben; wenn er des Sommers siegend in sein Reich tritt, und endlich auch dessen Erliegen vor dem verfolgenden Feinde, der ihn hinterrucks umbringt, wie er sich müde und durstig von der Jagd zum kühlen Brunnen niederbückt, auf den Anhöhen rings um unseren schönen See in einem Kranze auflohender Feuer gefeiert wurde, die malerisch in seinem nächtlichen Spiegel wiederstrahlten.

(Vergl. Simrock d. M. S. 533 ff. und Mannhardt, der Baumcultus S. 497 ff.)

Das Muoltahee in Oberriet.

Vom
Sammler der Sagen.

Sie schließen alle Fenster zu
im Dorfe Oberriet,
wenn Mitternachts herab vom Nord*)
der wilde Jäger zieht.

Es regt sich oben am Gebirg
kurz vor der Mitternacht,
von allen Klüften laut und wild
beginnt die Jagd mit Macht.

Wie tausend Bäche tost's und tobt's,
das Wild rennt bang und schwer,
und hinter ihm hallohend braust
der Schimmelreiter her.

Gespenstisch füllt den ganzen Berg
ein unerklärt Geschrei,
den Bächen geht der Athem aus,
den Tannen die Rippen entzwei.

---

*) Nord, „der Norder-Knörra“, ist die waldige Höhe vom Gebirge bis Rehag.

Jetzt naht es sich, dem Rehag zu,
viel tausend Thiere zieh'n,
hoch ob dem Kirchthurm in dem Dorf,
da wälzt sich's brausend hin.

Den Himmel verdunkelt die wilde Jagd,
d'raus heult ein lautes Weh,
die Menschen seh'ns und athmen nicht,
sie kennen das Muoltahee.*)

Welch feurige Augen leuchten d'raus,
welch unerhört Geschrei!
Bald rollen sie am Boden hin,
bald saust's in der Luft vorbei.

Laßt alle Fenster und Thüren zu,
denn wer hinaus sich wagt,
den packt's und schließt ihn dem Zuge an,
und zwingt ihn zur wilden Jagd.

Da jagt er Jahre lang, bis er
der Vorderste wird in der Reih;
dann darf er wieder der Heimat zu
und ist des Jagens frei.

Es fährt zum Rhein und über'n Rhein,
gen Morgen aschebleich,
und schwindet, wie's fern am Himmel tagt,
den herbstlichen Nebeln gleich.

Der Stadtpfeifer von St. Gallen und Paracelsus.

Vom
Sammler der Sagen.

Gemüthlich war's in alter Zeit
in der Sage Frührothschein;
da spukten die alten Götter noch
in's Christenthum herein.

Da schüttelte ihre Pritsche laut
schalkhaft die Fantasei,
da gaukelte vor dem Auge bunt
das Märchen frank und frei.

---

*) Vergl. oben S. 187 ff. 528 ff.

Da kamen die Zwerglein in der Nacht
und standen bei in Noth,
und thaten dem Bauer ein das Heu
und buken der Hausfrau Brot.

Da nahten die fahrenden Schüler leicht
und zogen ein und aus,
erfreuend mit ihren Künsten viel
manch einsam gelegen Haus.

So einer war Theofrast, vielleicht
ein Appenzeller gar,*)
der oft in St. Gallen am Portnerhof
in Schobingers Rose**) war.

Ein Kreis von Bürgern Abends einst
vor'm Multerthore saß,
und freute sich der Kühle da
und redete dies und das.

Zu ihnen der Steucheler jetzo trat,
der Pfeifer schwänkereich;
sie hatten alle den Pfeifer gern
und machten ihm Platz sogleich.

„Viel lieber säß ich in Baden heut,
die Tagsatzung hält ein Mahl,***)
meine Pfeife verdiente ein schön Stück Geld
von den Herren dort im Saal."

Antwortete Paracelsus ihm,
der bei den Bürgern saß:
„Wenn Du so gern in Baden wärst,
vielleicht ich weiß Dir was.

Geh heim und bring die Pfeife her,
und auf die Treue mein,
in einer halben Stunde sollst
in Baden unten sein."

Der Pfeifer drauf: „Das weiß ich wohl,
Euch thut es Niemand vor."
Ging heim und kam im Sonntagsstaat
bald vor das Multerthor.

---

*) Der berühmte Arzt und Wanderer Theofrastus Paracelsus war nach Einigen ein Einsiedler, nach Anderen ein Appenzeller und sein letzter Name einfach Latinisirung aus „Höchener". Vergl. oben Nr. 764.

**) Er wohnte in St. Gallen oft bei Barthlimä Schobinger in der Rose.

***) Um's Jahr 1514 etwa.

„Jetzt geh' getrost zum Schießhaus hin,
Dein wartet ein Schimmel dort.
Da bist Du in Baden eh' Du's merkst,
doch sprich beileib kein Wort."

Der Pfeifer ging, der Schimmel stand,
er setzte sich schnell auf ihn,
und wie er saß, da ging's im Flug
ob Bergen und Städten hin.

Wie flog's tief unten rechts und links,
wie der Schimmel die Hufe hob,
und wiehert, gespenstisch durch die Luft,
und Feuer vom Mund ihm schnob.

Und war keine halbe Stunde um,
als er sich in Baden fand,
und unter'm Schloß zu Boden kam,
allwo der Gaul verschwand.

Und er in den Herrengarten trat
und auf der Querpfeif blies.
Wie ihn der St. Galler Gesandte sah:
„ei Steucheler, was ist dies?

Hat Dich der Teufel hergebracht?
ist das ein Traumgesicht?"
„Herr Junker, ich glaube, der Teufel war's,
ein Heiliger sicher nicht.

Der Doctor mir einen Schimmel gab,
mir sträubt sich noch das Haar.
Das Thier besteig ich nimmermehr,
und lebte ich tausend Jahr.

In einer Halbstund ritt ich her
durch seine Zauberlist;
giebt keinen Hexenmeister mehr,
wenn der nicht einer ist."

Die Höllenfahrt Istars.

Vom Verfasser.

Täglich enthüllen sich die Geheimnisse der Vorwelt mehr vor unseren Augen. In unserm eigenen Erdtheile ergründen wir die Zustände der Höhlenbewohner von ihren rohen Leichenmahlen bis zu den Zeichnungen und Schnitzereien, zu denen ihnen Renthiergeweihe dienten. Am Nil entsteigen den

vor kurzer Zeit noch für unentwirrbar gehaltenen Hieroglyphen der Tempelmauern und Papyrus-Urkunden stets neue Aufschlüsse über die Zustände im Reiche der Pharaonen. Am Tigris und Euphrat aber erzählen die steinernen Archive und Bibliotheken der Könige Assurs und Babels immer neue staunenswerthe Geschichten von jenen Machthabern mit den kunstvoll geflochtenen langen Bärten. Es steigen in unseren Gedanken wieder auf die Paläste von Ninive und die Tempel von Babylon mit ihren hohen und luftigen Hallen, an deren Wände die Kriegs-, Jagd- und Huldigungs-Scenen jener blutigen Tyrannen ausgemeißelt und gemalt sind und an deren Thoren jene Kolosse Wache stehen, die auf einem geflügelten Löwen- oder Stierleib ein ernstes, bärtiges Männerhaupt mit hoher Mitra tragen. Die sonderbare, zauberhaft anmuthende Keilschrift enthüllt sich auf den thönernen Ziegeln und Cylindern, in die sie vor Jahrtausenden eingegraben worden, und spricht zu uns nicht nur in pomphaften Bulletins der Könige über ihre Siege und Eroberungen, nicht nur in trockenen Kauf- und Pachtverträgen, sondern sogar in erhabenen, schwungvollen dichterischen Werken. Das sind hohe Triumphe der Wissenschaft, und es ist ein unvergängliches Verdienst der Presse, d. h. der englischen, dazu beigetragen zu haben, indem der Londoner „Daily Telegraph" den Forscher Georg Smith auf seine Kosten nach Assyrien sandte, um Ausgrabungen vorzunehmen. Jenes Blatt wurde auf diese Weise die Veranlassung zur Entdeckung der assyrischen Poesie, von welcher vorher die Welt nichts gewußt hatte. In diese reiht sich vor Allem die vor zwei Jahren so großes Aufsehen erregende Schilderung der Sintfluth ein, deren Behandlung durch babylonische Sagen schon seit dem alten Berosos bekannt war.

Die Schilderung gehörte nebst den übrigen von Georg Smith entdeckten Thontafeln mit Keilschriften zu der Bibliothek des Königs Asurbanipal von Assyrien, der 667 bis 625 vor Christus regierte. In ihm glaubte man den Sardanapal der griechischen und römischen Schriftsteller zu erkennen, so weit es möglich ist, wirkliche Herrscher mit sagenhaften zusammenzustellen, in deren Erlebnissen sich nur wenig oder nichts Uebereinstimmendes kundgiebt. Diese Thontafeln sind flach, viereckig und auf beiden Seiten mit höchst feiner Keilschrift bedeckt, welche vor dem Brennen des Thones in selben eingegraben wurde. Solche Tafeln wurden aufeinander geschichtet und bildeten die Archive und Bibliotheken, da die Assyrier und Chaldäer nicht auf Reispapier schrieben wie die Chinesen, nicht auf Palmblätter wie die Indier, nicht auf Papyrus wie die Aegypter, nicht auf Pergament wie die Hebräer, nicht auf Leder wie die Perser und nicht auf Lappenpapier wie wir. Natürlich schrieben sie auch weder mit Pinseln, noch mit Rohren, noch mit Gänsekielen, sondern mit einem Instrument, dessen Spitze durch das bloße Eindrücken in den weichen Thon schon das Grundzeichen herstellte, aus welchem die Schrift der Assyrer, Chaldäer und Perser bestand, den Keil (Y). Aus diesem Keile senkrecht, wagrecht, schräg, kreuzweise, paarweise, drei-, viereckig, kurz in allen möglichen Zusammenstellungen,

bestanden alle Zeichen der Keilschrift, welche bei den Assyrern und Chaldäern mehrere hundert betrugen. Die Zeichen stellten theilweise Sylben von einem Vocal und einem Consonanten, oder von einem Vocal zwischen zwei Consonanten dar, oder ganze Wörter und Begriffe. Zum Beispiele hieß ein von vier einander durchschneidenden Keilen gebildeter Stern so viel wie „Gott", was ohne Zweifel daher rührte, daß die Sterne nebst Sonne und Mond die ältesten Götter der Chaldäer waren. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß alle oder auch nur die meisten Keilschriftzeichen ursprünglich aus Bildern für Begriffe hervorgegangen wären.

Nach den Aussagen der assyrischen Forscher bildet nun der erwähnte Sintfluth-Bericht nur einen Theil eines größern dichterischen Werkes, welches aus zwölf Thontafeln bestand und die Schicksale und Thaten eines Helden enthält, dessen Namen bisher noch nicht entziffert werden konnte, den man aber einstweilen, da die ihn darstellenden Zeichen zugleich jene für die betreffenden Silben sind, Izdubar nennt. Es muß nämlich zur Erklärung beigefügt werden, daß die assyrischen Namen stets durch besondere Zeichen dargestellt und daher nur durch die mühsamsten Combinationen zu lesen sind. Ueberhaupt ist es nur durch solche äußerst weitläufige, aber immer sicherer werdende Combinationen möglich geworden, die assyrische Keilschrift zu entziffern. Die Grundlage hierzu bildeten Inschriften der persischen Könige, welche neben einander in drei Sprachen, der persischen, der assyrischen (die mit dem Hebräischen verwandt ist), und einer für turanisch (hochasiatisch) gehaltenen Sprache der Urbewohner von Chaldäa, abgefaßt sind. Mit der schon länger bekannten persischen Keilschrift verglich man die gegenüberstehenden Zeichen des Assyrischen und ergründete letzteres nach und nach so, daß jetzt sogar Grammatiken desselben vorliegen.

Mit jenem assyrisch-chaldäischen Heros, welcher einstweilen Izdubar genannt wird, und welcher auch die Hauptperson des Sintfluth-Berichtes bildet, hängt nun außer diesem noch ein Gedicht zusammen, welches, da der Fluthbericht stark beschädigt ist, die Probe der bisher bekannten assyrischen Dichtkunst ausmacht. Es geht im Zusammenhange der Fabel dem Fluthbericht voraus und handelt von der Göttin I s t a r, welche nach einem der vorhandenen Tafelbruchstücke vor der Fluth die Gattin Izdubars geworden ist. Dieser war ihr zweiter Gatte; den ersten, welcher als „Sohn des Lebens" bezeichnet wird, hatte sie durch den Tod verloren, und nach diesem Verluste spielt unser Gedicht. Istar ist die phönikische Astarte, die Göttin des Morgen- und Abendsterns und zugleich der Liebe, also was den Griechen Aphrodite, den Römern Venus war. Das erwähnte Gedicht steht ebenfalls auf einer Thontafel der Bibliothek Asurbanipals, und zwar mit achtzig Verszeilen auf der Vorder- und mit achtundfünfzig auf der Rückseite, wovon jedoch nur fünfundvierzig zur Sache gehören. Es ist jedoch wahrscheinlich wenigstens 1200 Jahre vor Christus entstanden

Das Gedicht, von welchem wir sprechen, handelt von Istars Höllenfahrt. Wie sehr die Entzifferung der assyrischen Keilschrift vorgeschritten ist, zeigt der Umstand, daß mehrere Forscher dreier Nationen, besonders Fox Talbot, François Lenormant und Eberhard Schrader, es in ihrer Muttersprache, englisch, französisch und deutsch, übersetzt haben und daß diese drei Uebertragungen im wesentlichen übereinstimmen. Wir erfahren aus diesem Gedichte zum ersten Male, daß auch die Assyrer eine Hölle annahmen. Die Hölle oder Unterwelt, erst im Christenthum ausschließlich zu einem Straforte geworden, ist ursprünglich bei allen Völkern lediglich der unbekannte Ort, wohin sich die Gestirne begeben, so lange sie nicht sichtbar sind. Völkern, welchen die runde Form der Erde nicht bekannt war, glaubten, daß die Gestirne in das Innere der Erde unter- und aus demselben wieder aufgingen. Das stete Wiederkommen von Sonne, Mond und Sternen erweckte aber in den Menschen die Hoffnung, daß auch sie selbst nach dem Tode in ein neues Leben eingehen würden. Sie glaubten daher, daß die abgeschiedenen Seelen ohne Unterschied sich ebenfalls in das Innere der Erde zurückziehen, bis ein neues Leben sie dem Lichte wieder geben werde. An einen Ort der Strafe dachte man dabei nur in untergeordnetem Maße Der gemordete (das heißt untergegangene) Sonnengott Osiris wurde in Aegypten zum Richter der Unterwelt, und bei den Griechen war der Gott der Unterwelt Pluton, ein Bruder des Himmels- und Sonnengottes Zeus, also auch die untergegangene Sonne. Geht nun Istar in unseren Gedichten, um für den verlornen „Sohn des Lebens" zu trauern, in die Unterwelt, so ist sie der untergehende Abendstern oder auch, da sie die Tochter des Mondgottes Sin ist, der untergehende Mond. Für Letzteres spricht der Umstand, daß die assyrische Hölle sieben Thore, das heißt sieben Abtheilungen oder Kreise hat, wie die Dante'sche Hölle, wohl mit verschiedenen Graden der Seelen, und bei jedem Thore der Göttin ein Kleidungsstück abgenommen wird. Dies deutet wohl auf die sieben Tage hin, während welcher der Mond seine Gestalt ändert.

In der untersten oder innersten Höllenabtheilung trifft Istar mit der Höllenfürstin zusammen, welche im Gedichte Bilit Irsitiv, das heißt die Fürstin der Erde heißt. Bilit heißt aber auch Istar selbst, nämlich als Morgenstern Istar, als Abendstern Bilit. Erstere ist der aufgehende, Letztere der niedergehende Stern, also ihr eigenes Spiegelbild. Es treffen sich daher zwei Extreme, die sich eben wegen ihrer Aehnlichkeit feindlich sind und gegenseitig zu vernichten streben. Istar vertritt das Liebe und Leben gebende, Bilit das beide vernichtende Princip. Letztere sucht die Erstere in der Hölle festzuhalten, um sie zu verderben; es gelingt ihr aber nicht, da die Götter selbst Istars Freiheit verordnen, und diese muß entlassen werden und erhält an den sieben Thoren ihre Kleider und Schmucksachen zurück, wie der Mond in sieben Tagen wieder zunimmt. In Folgendem haben wir versucht, das vielfach verstümmelte und unklare Gedicht bei treuem Festhalten an den Gedanken des Originals nach Schraders Ueber-

setzung zu vervollständigen, und zwar in deutschen Versen nach dem Metrum von Dantes Hölle.

Erster Gesang

„Wohin, o Tochter Sins?" — Hin nach dem Lande,
Dem fernen, wo Verwesung schaurig waltet,
Fest steht mein Sinn nach jenem öden Strande.
Der Sohn des Lebens ist im Tod erkaltet,
Der süße Gatte mein, hin ist die Liebe,
Und Haß, nur Haß hat sein Panier entfaltet.
Nicht will ich spenden mehr die süßen Triebe,
Entzweiet sollen Thier und Menschen leben!
Fluch mir, wenn ich der Herzen Herrin bliebe!
Nein, hin zum Reich Irkallas will ich streben,
Zum Hause, wo man eingeht, doch nicht scheidet,
Den Pfad, den Niemand wandelt ohne Beben,
Wo düstere Schatten wohnen, unbeneidet,
Und in Verzweiflung das Gewölb' durchschwirren,
Das Schlamm und Staub in dichten Lagen kleidet."

So eilt sie hin. Seht ihr sie gramvoll irren
Durch himmelhohe Schluchten nach der Tiefe?
Hört ihr die Pforte der Verwesung klirren?
Auftaumelnd fragt der Wächter, wer da riefe.
„Ich bin es, Istar! Oeffne mir die Thore!
Ist's doch, als ob die ganze Hölle schliefe!
Du zauderst? Wehe Deinem tauben Ohre,
Wenn Du nicht öffnest, wenn ich nicht kann weiter!
Ich breche ein, wie über schwanke Rohre!
Endloser Gram und Zorn sind mir Begleiter.
Die Eisenpforte werd' ich Dir zerschmettern,
Den Riegel knicken, wie den Feind der Streiter
Die Todten ruf' ich auf in blut'gen Wettern,
Daß sie die Gräber ohne Zahl verlassen
Und mordend über die Lebend'gen klettern!"
Der Wächter nahm das Wort und sprach gelassen:
„Sei ruhig, Herrin, rede nicht im Grimme,
Der Fürstin meld' ich Dich, der todesblassen."
Er geht hinein, es hallet seine Stimme
In schauerlichem Echo durch die Klüfte,
Und lauernd hört die Fürstin es, die Schlimme:
„Istar, die Schwester, satt der Himmelslüfte,
Kam bei uns an, den Strom zu überschreiten,
Der von dem Leben absperrt diese Grüfte."
Da sieht er gleich arglistig Lächeln gleiten
Ueber der Höllenfürstin bleiche Lippen,
Die auch sofort zum harten Urtheil schreiten:
„Haha, sie kommt! Sie kommt herab die Klippen,
Zu büßen kommt sie, fern vom Tageslichte,
Wo ew'ges Dunkel deckt der Erde Rippen!
Sie kommt, die Feindin, huld'gend dem Gerichte,
Das allen Frevel rächt, nun auch den ihren,
Der lang verführt die armen Menschenwichte.

Wie lang empört's mich, daß in den Revieren
Des Lichtes die Partei der Liebe waltet!
Ha! Unheil nur und Haß soll nun regieren!
Gleichwie die Sonne, wenn sie heiß geschaltet,
Gleichwie der Mond, nachdem er mild geschienen,
Gleichwie die Ströme, wenn sie wild gewaltet,
Herunter müssen, meiner Macht zu dienen,
So muß auch sie im finstern Grunde schmachten
Und müssen welken ihre süßen Mienen.
Ja, wohnen soll sie hier, soll nicht verachten
Die Speise der Verdammten, Staub und Kletten,
Hungernd umsonst nach bessern Dingen trachten!
Ja, wohnen soll sie, wo in ew'gen Ketten
Die Mächt'gen büßen, fern von ihren Frauen,
Und bei den Frau'n, die nie ein Mann wird retten.
Treulose Söhn' und Töchter soll sie schauen
Und hier beweinen, was sie angerichtet.
Geh', Wächter, führ' sie ein zu meinen Gauen;
Gleich andern Gästen werde sie vernichtet!"

Zweiter Gesang.

Der Wächter kommt heraus, er sieht sie harren,
Er öffnet ihr das Thor, das grauenvolle,
Deß' alte Angeln markdurchdringend knarren.
„Tritt ein, o Herrin Kuthas, Freude zolle
Dem Schloß der Unterwelt, der nimmerfrohen."
Er sprach es freundlich, doch mit innerm Grolle.
Und bei dem ersten Thor nahm er der Hohen
Die gold'ne Krone ab vom stolzen Haupte.
Da fragt sie ihn mit Ernst im Blick und Drohen,
Warum er sie des Diadems beraubte?
„So will's die Fürstin haben mit den Gästen!"
Und als beim zweiten Thor sie frei sich glaubte,
Da nahm er ihr, die oft gestrahlt bei Festen,
Die glänzenden Ohrringe ab. Sie bebet.
„Ha! Warum nimmst Du mir des Schmuckes besten?" —
„Die Fürstin hält es so mit dem, was lebet!"
Am dritten Thor nimmt er das Halsgeschmeide,
Das blendend an dem schönen Nacken schwebet.
„Warum entziehst Du mir der Augen Weide?" —
„Die Fürstin handelt so mit Ankömmlingen."
Und schweigend wandeln durch die Halle Beide.
Es flattern grauenvoll der Geister Schwingen
Und das Gewölb' erfüllt ein banges Stöhnen
Der Seelen, welche nach Erlösung ringen.
Und wie des vierten Thores Flügel dröhnen,
Da raubt den prächt'gen Mantel ihr der Wächter.
„Warum?" so fragt sie in verwirrten Tönen.
Doch er antwortet höhnend mit Gelächter:
„Die Fürstin thut so Denen, die sie suchen,
Nicht bin ich ihrem Willen ein Verächter."
Am fünften Thor — dem Frechen wär' zu fluchen —
Nahm er den Gürtel ihr von Edelsteinen,
Sie konnte keinen Widerstand versuchen.

Und an dem sechsten Thor — sie wollte weinen —
Da nimmt von Arm und Fuß er ihr die Spangen,
Die wundervoll von rothem Golde scheinen.
„Warum, o Wächter?“ ruft sie da mit Bangen.
„Die Höllenfürstin hat es so geboten,
Tritt weiter, Herrin, trockne Deine Wangen!“
Und endlich an dem siebten Thor der Todten,
Da reißt er frech ihr ab die letzte Hülle,
Die ihres Reizes Anblick noch verboten
„Warum entblößest Du des Busens Fülle?“
So rief entrüstet sie mit zorn'ger Stimme.
„Nicht will die Hölle, daß sich 'was verhülle“
So ruft der Wächter mit verhalt'nem Grimme,
Und Istar war nun hilflos in dem Lande,
Wo nie dem Licht gestattet, daß es glimme.
Die Arme hielten nun der Hölle Bande
Gefesselt an dem fürchterlichsten Orte,
Im Herd des Hasses und am Platz der Schande.
Da thront die Fürstin vor der letzten Pforte.
Im dunkeln Grund nur leuchten ihre Blicke,
Und nicht zurück hält sie des Hasses Worte.
Auch Istar nun, empört ob nied'rer Tücke,
Spart nicht, Verwünschung, Kränkung auszusprechen
Und wild herauszufordern die Geschicke.
Da war die Zeit der Hölle, sich zu rächen
Für das, was Liebe je gethan auf Erden,
Und deren Reich, es war bestimmt zu brechen.
Die Fürstin rief mit zornigen Geberden
Dem Diener Namtar, ihm, dem Haupt der Seuchen,
Befahl ihm, Istars Peiniger zu werden.
„Weg führe sie, wo die Verdammten keuchen,
Wo Elend nur die Herrschaft führt und Jammer,
Und keine Rettung ihnen bleibt, den Bleichen.“
Mach' Istars Augen krank in finst'rer Kammer,
Schlag' ihre Hüften mit der Lahmheit Fluche,
Ihr Herz lass' klopfen wie den Eisenhammer;
Der Fuß umsonst sein Amt zu üben suche,
Das Haupt, erfüllt vom tollen Fieberwahne,
Es sei verwirrt in seines Denkens Buche.
Ich will's so haben, mit des Uebels Zahne
Einfordern ihre Schuld, die grauenvolle,
Weil sie die Welt verdarb mit Liebeswahne“
So ward sie hingeführt, ohnmächt'gem Grolle
Da preisgegeben, wo in grausen Schmerzen
Verdammte und Verwünschte schrien wie Tolle.
Da ward es öd' auf Erden in den Herzen,
Der Liebe wollte Thier und Mensch nicht pflegen;
Der Hölle war gelungen, auszumerzen
Das süße Weh, das Mann und Weib sonst hegen.

Dritter Gesang.

Die Götter fühlten wohl die Noth der Erde;
Samas, der Sonnengott, sah es mit warmen
Gefühlen, wünschend, daß es anders werde.

Zu Sin, dem Vater Istars, der Viel-Armen,
Dem Gott des Mond's, ging er mit raschen Schritten,
Bat Nuah, Herrn der Wolken, um Erbarmen.
Denn nicht mehr warb der Mann mit süßen Bitten
Um der Geliebten Gunst, und eis'ge Kälte
Die Jungfrau Denen zeigt', die um sie litten.
Da sandte Nuah aus dem luft'gen Zelte,
Das er bewohnt, den schnellen, leichten Boten
Assusunamir, der die Flügel schwellte.
„Fahr' hin, Assusunamir, zu der Todten
Trostlosem Reiche, nimm' die rasche Richtung,
Um zu verkünden dort, was ich geboten.
Dring' durch der sieben Pforten enge Lichtung,
Tritt vor die Höllenfürstin ohne Zagen,
Verlang' von ihr des Liebemangels Schlichtung.
Sie soll den Zorn besänft'gen, soll nicht klagen
Ueber der Götter Willen, soll gehorchen
Und Istar nicht mehr mit dem Unheil schlagen.
Sei stolz und ungebeugt vor ihr, nicht Sorgen
Bring' über jenes Wasser, das uns trennet,
Und seine Fluthen trink', um Kraft zu borgen."
Der Bote kommt und spricht. Die Fürstin brennet
In lichtem Zorne ob des Auftrags Bringer,
Und diesen Tag den häßlichsten sie nennet;
Die Brust zerschlägt sie und zerbeißt die Finger.
„Fort, schnöder Diener, in des Grau'ns Gefängniß,"
So schreit sie wild, „die Hölle sei Dein Zwinger!
Kehricht zu speisen sei Dein schlimm' Verhängniß,
Zu trinken Jauche, sollst am Pfahle stecken,
Hunger und Durst sei Deines Weib's Empfängniß!"
Und Namtar ruft sie zu das Wort voll Schrecken:
„Des Höllenrichters Saal sollst Du zerschmettern,
Und mit der Säulen Trümmern Alles decken.
Die Götter seh' ich jetzt herunterwettern
Auf meine Macht; lass' den Dämon der Erde
Statt meiner auf den gold'nen Richtstuhl klettern.
Die Feindin Istar, weil's denn sein muß, werde
Besprenget mit dem Wasser heilen Lebens
Und kehre heim, befreit von der Beschwerde."
Und Namtar ging, zerwarf die Burg des Bebens,
Die Säulen stürzt' er um mit scharfen Steinen,
Der Dämon ward zum Herrn heillosen Strebens.
Des Lebens Wasser wird Istar, der Reinen,
Und Namtar bringt sie durch die sieben Thüren.
Die Hülle hat sie wieder bei der einen,
Die Spangen darf sie bei der zweiten führen,
Beim dritten Thor sich mit dem Gürtel schmücken,
Beim vierten sich des Mantels Pracht erküren,
Am Halsgeschmeid beim fünften sich entzücken,
Beim sechsten kann sie schimmern seh'n die Ringe,
Beim siebten sich auf's Haupt die Krone drücken —
Daß wieder um die Welt sich Liebe schlinge!

Inhalt.

Register.

(Die offenen Zahlen weisen auf die Seiten, die eingeschlossenen auf die Sagen hin.)

J.

K.

L.

M.

S.

T.

U.

Berichtigungen.

S. 69 Z. 7 v. u. l. Dörfern st. Dörfen.
S. 103 Z. 5 v. u. l. Birlinger, Aus Schwaben st. Birl. a. Schw.
S. 153 Z. 9 v. u. l. Kerberos st. Cerberos.
S. 485 Z. 2 v. u. l. Elbingerode st. Elbingerode.

